berg
ose
nach

Die

Rose von Urach.

Eine Erzählung

von

Gottfried Flammberg.

Tempora turbantur, et nos turbamur
in illis.

Stuttgart, 1869.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Die

Rose von Urach.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Schlimme Zeiten.

Das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jezt heißen! römisch Arm.
Schiller in Wallensteins Lager.

Es dunkelte bereits; ein kalter Herbstnebel, welcher den ganzen Tag über auf den Straßen Lübecks gelagert hatte, löste sich in einen feinen Regen auf, der an dem einzigen großen Fenster der geräumigen Gaststube herabrieselte, so daß die gegenüberliegende Marienkirche kaum in ihren Umrissen zu erkennen war. Tief im dunkeln Hintergrunde des gewölbten, mit altergebräuntem gothischem Schnizwerk vertäfelten Zimmers stand am mächtigen Kachelofen, in dem ein Feuer trommelte, ein junger Reisender in dünner schwarzer Kleidung, und wärmte die erstarrten Glieder; ein zweiter in reicherer, bunter Tracht hatte seinen warmen Pelzmantel so eben an einen Pfosten gehängt, und saß an einem Tische, auf welchem ein Krug Weines nebst zwei gefüllten Gläsern stand. Im Vordergrund, dem Fenster nahe, hatten an einem andern Tische zwei Männer Platz genommen, welche zu jenen Beiden offenbar in keinerlei Beziehung standen. Den einen, einen stattlichen Mann in den Vierzigen, mit blondem Haar und Bart, kennzeichneten die weiten Beinkleider und der Schnitt des reich mit Silber verbrämten Rockes als einen vornehmen Schweden; sein Begleiter, ein ältlicher Mann mit grauen Haaren, ebenfalls in schwedischer Tracht aber sehr einfach gekleidet, schien zu ihm in einem Verhältnis der Unterordnung zu stehen, und mochte etwa sein Geheimschreiber sein. Eine wohlbereitete Steinbutte mundete dem Edelmann

ebenso trefflich, als die Flasche voll edlen Graves. „Laß dir's schmecken, Axel!" sagte er in schwedischer Sprache zu dem Geheimschreiber; „solch guten Fisch haben wir seit Monaten nicht mehr über unsre Lippen gebracht."

„Ach, Herr," versezte der Alte, „mir will kein Bissen schmecken, wenn ich an all das Elend denke, das wir heute mit Augen gesehen haben. Diese Bilder des Jammers verfolgen mich überall. Wie hat das Mecklenburger Land vor zwölf Jahren ausgesehen, als wir zum erstenmal dasselbe bereisten, und wie sieht es heute aus! Damals war noch Friede, und in seinen Häusern und Hütten wohnte Glück, Freude und Zufriedenheit; jezt — daß Gott erbarm! eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ländereien, nackte Bettler und elende Krüppel auf allen Heerstraßen, und aus jedem Munde der Schrei der Verzweiflung! Damals lebten die Bauern und Hörigen froh und zufrieden unter ihren Gutsherren, und schwammen in Ueberfluß; jezt würde mancher Baron Gott danken, wenn er selber satt zu essen hätte; die Hälfte des Adels ist entflohen oder vertrieben; die Herzöge sind aus dem Lande gejagt, und irren heimat- und obdachlos in der Fremde; keiner der Fürsten will sich ihres guten Rechtes annehmen, und statt ihrer hausen die Räuberbanden des fremden, papistischen Emporkömmlings, des Waldstein, in dem unglückseligen Lande, und plündern, wo bereits nichts mehr zu plündern ist!"

„Alles wahr," sagte der Edelmann, „aber blick' in die Zukunft, Axel!"

„Wird die uns Rosen bringen?" fragte der Alte. „Seh' ich doch der evangelischen Kirche den Strick bereits um den Hals gelegt. Das Bisthum Halberstadt ist mit einem Papisten, einem östreichischen Prinzen, besezt; der Kaiser fordert von den protestantischen Fürsten die Herausgabe der eingezogenen geistlichen Stifter und Klöster; das verfluchte Edikt vom 6. März, genehmigt von den vier geistlichen Churfürsten, gibt dieser kecken Forderung rechtliche Kraft — und wie zerrissen und jämmerlich stehen die evangelischen Stände des Reiches jener Uebermacht und deren Gewaltthaten gegenüber!"

„Es fehlt nur Ein großer Mann," erwiderte jener, „nur

Ein großer Mann, der als ein Hirte Gottes die zerstreute Heerde um sich schaart. Er trete auf, so werden sie um so gewisser ihm zufallen, je drohender das Messer ihnen an der Kehle sizt. Ich will nicht Falkenberg heißen, wenn ich nicht Recht habe! Und der Eine Mann" — fuhr er mit vielsagendem Lächeln und blitzendem Auge fort — „der Eine Mann, wir kennen ihn ja; und was wir bereits auf diesen unsern Reisen ausgerichtet haben, das weißt du auch. Darum fröhlich und getrost! Komm, laß dir dein Glas noch einmal füllen! Stoß' an: auf den Sieg unsrer Sache!"

Sie stießen an, und die Züge Axels erheiterten sich, obgleich er die stolzen Hoffnungen seines optimistischen Herrn noch nicht zu theilen schien.

„Höre, mein treuer Axel!" hob über eine Weile dieser an, „du könntest mir wohl den Gefallen thun, und jezt, ehe es völlig dunkel wird, nach dem alten Peilke sehen, ob er uns morgen den Ritt nach Stralsund machen kann. Er ist der einzige Mensch hier, den ich als treu und gewandt genug kenne, um ihm das wichtige Schreiben an den Kommandanten anzuvertrauen."

Axel gieng hinaus; Herr von Falkenberg aber zog eine große Brieftasche aus dem Busen, entfaltete einige Schriftstücke, und begann dieselben durchzulesen, indem er dabei hin und wieder durch ein frohes Schmunzeln seine Zufriedenheit mit deren Inhalt und mit sich selbst und seinen Erfolgen kundgab. —

Der schwarzgekleidete Reisende, ein junger Mann von höchstens zweiundzwanzig Jahren, dessen Gesichtszüge ebenso einnehmend waren, als sein Rock abgeschabt, stand mittlerweile immer noch am Ofen. Er mußte wohl der schwedischen Sprache kundig sein; denn bei den Worten des Geheimschreibers, worin dieser das Elend der Mecklenburger Lande schilderte, hatte der Jüngling wie aus einem schweren Traume aufgeblickt, und ein lauter Seufzer war seiner Brust entquollen.

„Seid ihr denn noch nicht erwärmt?" rief ihm jezt der etwa zehn Jahre ältere Mann im bunten Wamms zu, wel=

cher inzwischen sein Glas schon mehr denn einmal geleert hatte. „Kommt her, wohlerwürdiger candidate! und thut mir Bescheid. Dieser feurige Burgunder wird viel schneller Wärme in eure Adern bringen, als dort der König David auf den grünen Kacheln. — Immer her! — Was zaudert ihr denn?“

„Ihr wißt, Herr Schwarzmann,“ erwiderte der Candidat mit gepreßter Stimme, „daß meine Armuth mir keine solchen Ausgaben erlaubt. Reut es mich doch, daß ich euch in dies vornehme Gasthaus gefolget bin, wo schon das Schlafgeld einen unverhältnismäßigen Theil meiner Baarschaft verschlingen wird. Ich will ausgehen und zusehen, daß ich ein bescheiden Bierhaus finde, wo ich mit einem Glase Warmbier und einem Stück Brod meinen Hunger und Durst stillen kann.“

„Ei potz Wetter und Hagel!“ rief Schwarzmann, „wer hat denn gesagt, daß ihr den Burgunder zahlen sollt? Kreuzgranaten, candidate, was fällt euch ein! Haltet ihr mich für einen so schäbigen Kerl, daß ich mir von einem armen Schlucker, wie ihr seid, die Hälfte der Zeche werde herausgeben lassen? Ihr seid mein Gast. Darum hab' ich euch in den goldnen Aal mitgeschleppt, damit ihr einmal etwas Ordentliches zwischen eure magern Rippen bekommen sollt. Der Rehziemer, den ich für uns beide bestellet habe, wird euch wohlthun. Seht, da geht schon die Thür auf, und die Magd bringt das duftende Gericht. Also hergesezt, ohne Umstände! und zugegriffen!“

„Ihr seid sehr freundlich gegen einen fremden Menschen,“ versezte der Candidat; „aber es fällt mir schwer, Wohlthaten anzunehmen, für die ich mich dankbar zu erweisen niemals im Stande sein werde.“ Dabei sah er misvergnügt aus, wie wenn es ihm nichts weniger als angenehm wäre, diesem Herrn Schwarzmann verpflichtet zu sein.

„Hähä,“ lachte Schwarzmann; „als ob ich ein Werbehauptmann wäre, der euch einen Rausch anhängen und euch dann zum Musketier pressen wollte! Ich verlange keinen Dank von euch, wohlehrwürdiger candidate! Es müßte denn höchstens sein, daß ihr mir zur Kurzweil eine Predigt wider

meine Sünden wolltet halten, hahaha! Weiß ja von Leyden her, was ihr für ein solider frommer Herr seid. Hab' es oft rühmen hören, wie fleißig ihr die collegia theologica frequentiret habt, und daß ihr in keiner disputatione gefehlet, und wie ihr durch Information jüngerer studiosorum euch mühselig euer Brod verdienet habt. In Schenken habt ihr euch nie blicken lassen, und mit dem Weibsvolk habt ihr vollends gar nichts wollen zu schaffen haben. Da habt ihr gewiß fein predigen gelernt; möget nun mir, der ich aus einem ganz andern Teige gebacken bin, einen stattlichen Bußsermon halten. Laßt einmal hören, was ihr könnt!"

„Zur Kurzweil halte ich keine Predigt," sagte der Candidat, welcher Messer und Gabel bereits ergriffen, aber bei Schwarzmanns Worten sogleich wieder hingelegt hatte. „Zur Kurzweil und im Wirthshause halte ich keine Predigt; das hieße Spott treiben mit Gottes Wort; um solchen Preiß will ich euer Essen nicht erkaufen."

Er wollte aufstehen. Schwarzmann hielt ihn am Arm. „Geht mir doch! Versteht ihr denn gar keinen Spaß? Ich will ja keinen Dank von euch, gar keinen! auch keine Predigt. Und ehrlich gestanden, es gefällt mir, daß ihr mit eurem Handwerk keinen Spott treiben laßt. Jeder rechte Kerl steht zu seiner Fahne. Ich meines Zeichens bin kein Pfarrer, und will nie einer werden; müßte ja vorher ein ganz andrer Mensch werden! Ich will bleiben, was ich bin. Aber ihr sollt bleiben, was ihr seid. Ihr dauert mich, daß ein so braver fleißiger Mensch in diesen betrübten Zeiten so Noth leiden muß; darum und nur darum hab' ich euch wollen einen guten Tag machen. Und zum Dank verlang' ich nichts weiter, als ein freundliches Gesicht."

Johannes konnte diesen, mit wirklicher, unverkennbarer Gutmüthigkeit gesprochenen Worten nicht widerstehen. Sein bisher finsterer, fast mürrischer Blick erheiterte sich. „Weil ihr's denn wollt," sagte er, und begann mäßig und bescheiden von dem Gebratenen zu genießen und an dem Glase zu nippen.

„Heißt denn das: trinken?" sagte Schwarzmann. „Da habe ich Pfarrherren gekannt, die das ganz anders verstanden.

Der Mag. Burkhardtus in Wanzleben bei Magdeburg zum Exempel trank auf jeder Kindtaufe so, daß er heim mußte getragen werden, und der Pfarrer Kalosplenius in Möckern ward gar oft aus der Gosse aufgehoben. Und eigentlich verstehen sie das Handwerk alle."

„Ich habe von meinen Lehrern Lütkemann und Quistorp in Rostock eine andre Moral gelernt," sagte Johannes. „Sich um seine Vernunft zu trinken und zum Thier zu werden, ist kein Vergnügen, das eines Menschen, geschweige denn eines Christenmenschen oder gar eines Dieners des Evangeliums würdig wäre. Ein Glas Wein zu Zeiten ist eine Erquickung, dafür wir Gott sollen dankbar sein; aber diesen hitzigen Burgunder bin ich nicht gewöhnt, und kann euch daher nur in kleinen Zügen Bescheid thun."

„Also in Rostock habt ihr studirt?" sagte Schwarzmann. „Da seid ihr wohl ein Mecklenburger, und nun auf der Heimreise in's Elternhaus begriffen? Was wird der Herr Vater da für eine Freude haben, wenn er den Sohn wiedersieht!"

„Den wird er hoffentlich einmal im Himmel wiedersehen," sagte Johannes mit wehmüthigem Ton.

„Er ist todt?" fragte Schwarzmann.

„Er lebte noch, als ich vor vier Jahren Abschied nahm. Damals waren wir noch glücklich. Er war Amtmann auf einem adligen Gute in Proseeken bei Wismar. Seitdem ich das Elternhaus verlassen, hat sich der schreckliche Krieg in unser armes Land gewälzt. Ich entfloh auf den Rath meiner Eltern aus Rostock auf einem dänischen Schiffe, und begab mich nach Leyden. Während ich dort mein Studium fortsetzte, wurde meiner Eltern Haus geplündert; bettelarm flüchteten sie nach Stralsund; mein jüngerer Bruder starb dort an den Folgen erlittener Mishandlungen; mein Vater half während der Belagerung der Stadt die Wälle gegen den wilden Waldstein vertheidigen. Eine Kugel hat ihn niedergestreckt. Erst jezt, seitdem dahier in Lübeck der Friede zwischen dem Dänenkönig und dem Kaiser abgeschlossen, habe ich können an meine Rückkehr denken. Meine Mutter finde ich als eine arme, verlassene Wittwe wieder."

„Und werdet ihr ein Stab und eine Stütze sein,“ sagte Schwarzmann nicht ohne Bewegung. Es war, als ob über sein leichtfertiges Gemüth bei den Worten des Candidaten der Wolkenschatten einer ernsten Erinnerung gezogen wäre. „Ein Mann, dem's so ernst ist, wie euch,“ fuhr er fort, „wird nicht lange auf eine Pfarrstelle zu warten brauchen.“

„Nicht lange zu warten brauchen?“ sagte Johannes mit trübem Blick. „Jezt, wo der Papist im Lande, wo der Adel verarmt oder landesflüchtig, die Hälfte der Gemeinden zu Grunde gegangen ist?“

Schwarzmann schwieg einen Augenblick, und schien über etwas nachzudenken. „Vielleicht,“ hub er an, „kann ich euch zu etwas noch Besserem verhelfen, als zu einem warmen Essen und einem guten Nachtlager. In Mecklenburg wird jezt freilich wenig für euch zu hoffen sein, aber wie wäre es im Pommerlande? Ich habe dort unter dem Adel mehrere Bekannte; da ist z. B. sogleich der Freiherr von Büsterow, der ohnweit Greifswalde seine Güter, und manche fette Pfründe zu vergeben hat. An ihn gebe ich euch ein Empfehlungsschreiben mit. Ihr geht nach Stralsund; von dort könnt ihr Büsterow in wenig Meilen erreichen. Hat er im Augenblick keine Pfarrstelle vacant, so kann er euch seinen Standesgenossen und Freunden empfehlen, und findet sich nicht augenblicklich eine Pfarre, so doch wohl vor der Hand eine Informatorstelle.“

„Ihr seid wirklich sehr gütig,“ sagte Johannes, „und ich weiß nicht, womit ich diese große Freundlichkeit verdient habe, da ich mir vielmehr sagen muß, daß ich schon auf der Fahrt von Amsterdam nach Glückstadt euch mehr aus dem Wege gegangen, als freundlich entgegengekommen bin, und auch nachher, als ihr mir euer Geleit hieher fast aufgedrungen, euch mehr mürrische, als freundliche Mienen habe sehen lassen.“

„Laßt das,“ erwiderte Schwarzmann; „hab's wohl gesehen, daß euch ein Kummer drückt; und daß ihr an mir just keinen Narren gefressen, ist mir auch nicht verborgen geblieben. Aber das macht mir gerade das größte Gaudium, wenn ich solch ein widerstrebend Gemüth überwinden kann.

Ist mir schon mit manchem spröden Herzen gelungen, und ich denke: mit dem eurigen auch. — Ich lass' euch nun eine Weile allein, und gehe hinauf in meine Stube, den Brief zu schreiben."

Er stand auf, und rief nach einer Kerze. In Johannes hatte die lezte Rede Schwarzmanns den günstigen Eindruck der vorigen wieder einigermaßen verwischt. Er fühlte es deutlich, daß dieser räthselhafte Mensch wirklich nicht so sehr durch Wohlwollen geleitet wurde, als durch eine zudringliche Neigung, über fremde Gemüther eine Art von Herrschaft zu gewinnen, und die ausgesprochenste Antipathie zu brechen. Wie gefährlich muß dieser Mann erst den Weibern sein! dachte Johannes, und er wußte bereits von Leyden her durch manchfache Gerüchte, daß diese Vermuthung nicht ungegründet war.

Ein Hausknecht brachte zwei brennende Kerzen. Als Schwarzmann die eine derselben in die Hand nahm, und auf die Eingangsthüre zu, an Herrn von Falkenberg vorübergieng, heftete dieser sein Auge sinnend auf die nicht unschönen aber stark ausgeprägten Gesichtszüge desselben, als ob er sich besinnen wollte, wo er diesem Gesicht mit den unheimlich leuchtenden, grauen Augen, der dominirenden Adlernase, dem buschigen schwarzen Haar und dem wohlgepflegten Schnurrbärtchen, schon begegnet sei. Unter der Thür begegnete Schwarzmann dem Geheimschreiber, der von seinem Ausgang zurückkam.

„Wer war doch der Mensch?" fragte Falkenberg den Eintretenden.

„Es war jener Schwarzmann," antwortete Axel, „dem wir zulezt in den Niederlanden begegnet sind."

„Richtig!" rief Falkenberg. „Wie kommt dieser Abenteurer hieher?"

Aber Axel ließ diese Frage unbeantwortet, und gieng ohne Umschweife zu dem jezt wichtigeren Gegenstande über. „Mein Gang war vergeblich," sagte er; „Peilke war nicht zu treffen; er ist im Auftrage des Senators Curtius nach Hamburg geritten."

„Ei daß dich!" rief Falkenberg, mit dem Fuße stampfend.

„Wen senden wir nun nach Stralsund? Der Brief an den Kommandanten ist zu wichtig, die Reise durch das Mecklenburger Land zu gefahrvoll. Wenn der Brief von den Waldsteinischen aufgefangen würde! Unsre ganze Arbeit wäre vergeblich. Niemand auf kaiserlicher Seite darf die Verbindungen ahnen, die ich im Namen meines Herrn und Königs mit den evangelischen Reichsständen angeknüpft habe. Und welche Verbindungen!“ sezte er in triumphirendem Tone hinzu. „Da ist vor allem Würtemberg, das vom Kaiser am unverschämtesten gedrängte Würtemberg, welchem der Kaiser schon mehrere Monate vor dem Restitutionsedikt auf den Betrieb seines Beichtvaters, des Jesuiten Lämmermann, durch den Erzherzog Leopold das Ansinnen gestellt hat, daß es seine in evangelische Schulen und Seminarien verwandelten Klöster dem römischen Cultus zurückgeben solle. Ein Unglück, daß Herzog Johann Friedrich gerade im vorigen Jahre sterben mußte, mit Hinterlassung von drei unmündigen Prinzen. Zwar sein Bruder, der Herzog Ludwig Friedrich, welcher jezt als Vormund das Land regiert, ist auch ein trefflicher Fürst; aber mein ganz besonderes Vertrauen setze ich in den Kanzler Löffler. Das ist ein ausgezeichneter Mann, ein wahrer Cato an Charakterfestigkeit, ein Ulysses an Klugheit, ein Cicero an Beredtsamkeit. Er steht ganz auf unsrer Seite, und er ist mit mir der Meinung, daß, gleichwie Würtemberg, also auch alle diejenigen andern Stände evangelischer Religion, so sich bis jezt noch nicht klar ausgesprochen haben, gleichwohl unserm königlichen Helden zufallen und ihn mit offenen Armen empfangen werden, sobald derselbe sich auf des heiligen Reiches Boden zeigen wird.“

„Das hoffe auch ich,“ sagte Axel, „und die Wiener, die jezt über die „Schneemajestät“ spotten, werden gar ein andres Liedlein singen lernen. Welch eine Thorheit ist's von diesem fanatischen Ferdinand, so muthwillig sich einen neuen und furchtbaren Feind auf den Hals zu laden! Von den Friedensverhandlungen, welche im verflossenen Frühling dahier in dieser Stadt gehalten worden, wies er unsre Gesandten in beleidigender Weise zurück; unsre Flagge insultirte er; den Polenkönig Sigismund unterstüzt er in seinen unsinnigen,

anmaßlichen Ansprüchen auf den schwedischen Thron, und verweigert unserm Gustav Adolf sogar den Königstitel! So ist denn zu einem Kriege der allergerechteste Grund und Anlaß vorhanden."

„Ha, die Schneemajestät!" brach nun Falkenberg aus, „die Schneemajestät! Sie wird der Pfaffenmajestät geschwind genug wie eine Lawine über den Hals kommen. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden die stolzen Wälle der unüberwindlichen Jungfrau Stralsundia eine noch stolzere Flotte landen sehen. Die nöthigen Einleitungen und Vorkehrungen zu treffen, habe ich ja eben dies Schreiben an unsern Kommandanten zu Papier gebracht, für welches sich kein Bote finden will, so daß wir am Ende genöthigt sein werden, statt gerade nach Stockholm, vorher in eigner Person nach Stralsund zu segeln, und dem Kommandanten mündlich das Geheimnis zu eröffnen, daß die Generalstaaten — —"

„Herr," sagte Johannes auf schwedisch, indem er näher trat, „wenn ihr Geheimnisse zu besprechen habt, so wollet das nicht vor meinen unberufenen Ohren thun."

„Was?" rief Falkenberg erschrocken, „ihr sprecht schwedisch? und ihr habt unser ganzes Gespräch mit angehört?"

„Fürchtet von mir keinen Verrath," erwiderte Johannes. „Ich bin der Sohn eines Mannes, der auf den Wällen Stralsunds für die Vertheidigung der Stadt sein Leben gelassen hat. Ich komme von Leyden, wo ich mein theologisches Studium, nachdem es in Rostock unterbrochen worden, vollendet habe."

„Von Leyden?" sagte Falkenberg. „Und seid evangelischer Candidat? Aber sprecht, wie kommt ihr in die Gesellschaft dieses Abenteurers, dieses übelberüchtigten Schwarzmann? Vor dem wollte ich euch ernstlich gewarnt haben."

„Gut, daß ihr ihn kennt," sagte Johannes; „so bin ich der unangenehmen Pflicht überhoben, euch vor ihm zu warnen, und euch zu bitten, daß ihr in seiner Gegenwart vorsichtig sein möchtet mit euern Reden. Ich weiß, daß er Schwedisch versteht. In Leyden hat er sich gar keines guten Rufes erfreut; ich habe ihn dort nur dem Namen nach gekannt, indem gar manche Leute mit Fingern auf ihn wiesen

und Uebles von ihm redeten. Auch hat man ihn dort stets nur in lockrer Gesellschaft gesehen. Zufällig machte er die Reise nach Glückstadt auf dem nämlichen Schiffe, wie ich. Ich erschrak, als ich ihn an Bord sah, und suchte ihn auf alle Weise zu meiden; aber er hat sich mir förmlich aufgedrängt, und zwar — ich darf's nicht leugnen — mit lauter Freundlichkeiten und Wohlthaten, die er ungebeten mir erwiesen. Ich bin herzlich froh, daß dies nun ein Ende nimmt. Denn er reist von hier südwärts, ich glaube nach Prenzlow; ich aber will nach Stralsund wandern, wo meine Mutter lebt."

„Nach Stralsund?!" riefen Falkenberg und der Geheimschreiber wie mit Einem Munde, und nachdem sie ein paar Blicke gegenseitiger Verständigung gewechselt, sprach der erstere: „In euch, junger Mann, ist, glaube ich, der Bote gefunden, nach dem wir suchen. Um welch ein wichtiges Schreiben es sich handelt, habt ihr vorhin vernommen. Man könnte mich tadeln, daß ich solch ein Aktenstück einem Manne anvertraue, den ich erst seit wenigen Augenblicken kenne. Und doch — ich vertraue euch. Diese offene Stirn, dieses helle treuherzige Auge kann nicht trügen. Habt ihr Lust und Muth, meinen Brief zu euch zu stecken, und mit solch gefährlichem Gute beladen Mecklenburg zu durchwandern?"

„In Gottes Namen, ja!" sagte Johannes, und eine Flamme hoher Begeisterung blitzte aus seinem bisher so ruhigen und sanften Auge.

„Gut, dann will ich euch für ein tüchtiges Ross sorgen," sprach Falkenberg. Aber jener erwiderte: „Ich fürchte, das würde eine schlechte Empfehlung für mich sein, und meine und eures Briefes Sicherheit nicht erhöhen. Ein Candidatus in solch abgeschabtem Rock und gleichwohl zu Rosse sitzend, würde Aufsehen und Argwohn erregen."

„Ich werde euch ein ander Kleid verschaffen," sagte Falkenberg. „Ihr möget einen Magister medicinae oder einen jungen Doctor juris, oder, so ihr lieber wollet, einen Kaufmannssohn vorstellen."

„Verzeiht Herr," sagte Johannes, „wenn ich abermals Einwendungen mache. Etwas vorstellen zu wollen, das man

nicht wirklich ist, dünkt mir in so gefahrvollen Zeitläuften doppelt gefährlich. Werde ich auf die von mir gespielte Rolle hin in's Gebet genommen, und wäre es auch nur von einem harmlosen Reisenden in einer Herberge, so verräth sich schnell meine Unwissenheit in dem Kaufmannsfach oder der Arzneikunde oder Jurisprudenz; ich stehe dann als ein Mensch da, der Andere zu täuschen sucht, und das erregt Argwohn und kann mich leicht in böse Verlegenheiten bringen. Die Wahrheit kommt am ersten durch die Welt. Laut sichern Erkundigungen, die ich eingezogen habe, herrscht bei den Waldsteinischen Truppen nicht der bigotte Religionshaß, mit dem die Völker Tilly's gewüthet haben; sind doch im eignen Heere Waldsteins Menschen von beiderlei Religionstheilen vermenget, und ihm selbst, sagt man, liegt gar nichts daran, was einer glaubt. Dahingegen wird über die Raublust dieser Banden die bitterste Klage geführt. Käme ich nun zu Rosse, so würde das Thier sicherlich ihren appetitum reizen, und ein räuberischer Ueberfall die gewisse Folge sein, wogegen ein armer, schier verlumpter Candidatus sich ungefährdet von einem Pfarrhaus zum andern wird durchbetteln können."

„Der junge Mann spricht sehr verständig," sagte der alte Axel; „wir haben in ihm einen ebenso besonnenen als herzhaften Boten gefunden."

„Aber durch**betteln** sollt ihr euch nicht!" rief Falkenberg dazwischen. „Nehmt diese dreißig Mark in Gold — —".

„Dies Gold," erwiderte Johannes, „könnte ich mir freilich in mein Hemde nähen, und dann würde es nicht so, wie ein Pferd, den Schnapphähnen von ferne in die Augen blitzen. Aber gleichwohl ziehe ich es vor, den Weg ohne Gold zu machen. Was die Kerle nicht mit Augen sehen, das wittern sie mit ihrer Diebsnase, und wenn ich als bettelarmer Mensch einhergehe, so will ich nicht, daß mein scheuer Blick meine Kleidung Lügen strafe. Cantabit vacuus coram latrone viator, sagt der Dichter. Ich habe gerade so viel Wegzehrung noch bei mir, daß ich den armen bedrängten Pfarrherren, bei denen ich einkehre, die Kost, die ich bei ihnen verzehre, redlich bezahlen kann, und mehr bedarf ich nicht."

„Wohl, so sollt ihr euren Botenlohn in Stralsund empfangen.“

Der Edelmann zog seine Schreibtafel, schrieb eine Anweisung an den Kommandanten von Stralsund, und händigte sie dem Candidaten ein. „Und hier,“ fügte er hinzu, „ist das geheime Schreiben an ebendenselben. In welcher Weise wollt ihr es verbergen? Ihr würdet gut thun, es euch in's Hemde einzunähen.“

„Ich weiß noch eine sicherere Art, es zu verbergen,“ sprach Johannes, „vorausgesezt, daß ich es zusammenrollen darf. Wer mich plündern würde, der würde, auch wenn er mir mein Hemde zu lassen willens gewesen, doch fühlen oder sehen, daß in demselben etwas Steifes eingenäht wäre, und gerade darum mich nackend ausziehen. Darf ich das Schreiben in eine Rolle krümmen? Das Siegel wird freilich geknickt und verbogen.“

„Schadet nichts,“ sagte Falkenberg, „es ist ein Wachssiegel, das ist biegsam.“

Johannes holte seinen dicken starken Wanderstab aus der Ecke hinter dem Ofen hervor, und schraubte den Knopf ab. Der Stab war hohl. Er ließ ein Päckchen — den mit Leinwand umwundenen Rest seines Reisegeldes — in seine Hand fallen, bog sodann das Schreiben zur dünnen Rolle zusammen, ließ es in die Höhlung gleiten, steckte das Leinwandpäckchen oben darauf, und schraubte den Knopf wieder fest.

„Sehe ich Räuber auf mich zukommen,“ sagte er, „so schleudre ich den Stab, der mir als Waffe gegen eine Ueberzahl doch nichts nützen würde, hinter die nächste Hecke oder in ein Ackerfeld, gebe meine Armuth in den paar Pfennigen, die ich in der Tasche bei mir trage, widerstandlos den Strauchdieben preiß, und wenn ich solchergestalt, wie nicht zu zweifeln, mit dem Leben davongekommen, hole ich mir hernach meinen Knotenstock wieder.“

„Brav,“ sagte Axel. Aber nun ließen sich die Tritte Schwarzmanns auf dem Flur hören. Johannes kehrte schleunig mit seinem Stabe in den Winkel am Ofen zurück; Falkenberg und sein Geheimschreiber nahmen wieder Platz an ihrem Tische, und zwar so, daß sie dem Eintretenden ihren

Rücken zuwandten. Dieser gieng auf Johannes zu, und gab ihm das Empfehlungsschreiben an den pommrischen Edelmann. Nachdem Johannes dasselbe dankend angenommen und in den Busen geschoben, sagte Schwarzmann: „Da wir beide morgen bei früher Zeit ein jeder seines Weges ziehen wollen, so wird es gut sein, wenn wir zeitig uns zur Ruhe legen. Ich habe euch ein bescheiden Kämmerlein richten lassen, da ihr sicher und ungestört schlafen möget. Schlafgeld und Morgensuppe ist, wie der Abendimbiß, bezahlt. Nun gehabt euch wohl, und keinen Dank! Vielleicht, daß wir uns einmal wieder begegnen. Der Hausknecht wartet außen, der euch eure Kammer zeigen wird."

Mit diesen Worten wendete er sich rasch um und gieng hinaus. Johannes sah ihm einen Augenblick nach. Dann nahm er seinen Stab, und trat auf die beiden Schweden zu, sich zu verabschieden.

„St!" winkte Axel, die Hand auf den Mund legend, zum Zeichen, daß Johannes durch kein Gespräch und durch kein längeres Weilen kund thun solle, daß er mit ihnen in Beziehungen stehe. „Gott befohlen!" flüsterte Falkenberg, und reichte dem Jüngling die Rechte zu kurzem Händedruck.

Johannes folgte dem vor der Thür harrenden Knechte, der ihn vier Treppen hoch in ein niedriges Dachkämmerlein geleitete. Seinen Stab, der neben ihm im Bette lag, mit der Hand umklammernd, schlief er bald ein. Die Klänge der Uhr auf dem Marienthurm weckten ihn. Es schlug die fünfte Stunde. Der grauende Morgen schien heiter und klar durch das Fenster; der Regen hatte aufgehört; ein heller freundlicher Oktobertag brach an. Johannes sprang auf, kleidete sich rasch an, fand in der Küche die warme Morgensuppe bereit; dann eilte er durch die schweigenden Straßen und durch das hallende Thor hinaus, und bald war er auf mecklenburgischem Boden. Mit welchen Empfindungen er sein verödetes, aus tausend Wunden blutendes Heimatland durchwanderte, mag jeder sich leicht vorstellen, der die Schicksale dieses Landes im niedersächsischen Kriege kennt. Ihm selber gieng es ganz erträglich; unangefochten wanderte er von Pfarrhaus zu Pfarrhaus; nur einmal, als in der Nähe von

Wismar ihn eine wehmüthige Sehnsucht trieb, von der offenen Landstraße abzugehen, um auf den Trümmern seines eingeäscherten Heimatdorfes eine Thräne zu weinen, sah er in einem Gehölze drei wilde Kerle plötzlich auf sich zukommen. Er hatte kaum Zeit, seinen Stab hinter einen Wachholderbusch gleiten zu lassen; ruhig trat er den Wegelagerern entgegen. Da sie seine fadenscheinige Kleidung sahen, fragten sie ihn höhnisch, ob er Geld bei sich habe. Er leerte seine Tasche aus, welche zehn Pfennige enthielt, und forderte sie auf, selbst nachzusehen, ob sie weiteres bei ihm fänden. Sie warfen ihm sein Kupfer vor die Füße, und giengen hohnlachend davon.

Zweites Kapitel.

Im Amandushof.

Da kam ein stolzer Reiter —
Volkslied.

Während nicht bloß der niedersächsische Kreis, sondern fast ganz Norddeutschland nach dem Abschluß des Lübecker Friedens einer von schweren Hagelwettern zerstampften Flur vergleichbar war, so erfreute sich der größte Theil von Süddeutschland noch des Friedens. Das bunte Laub der Rebenhügel glänzte im Sonnengold, zwischen denen in einer hohen schwerfälligen Karosse ein alter Herr nach den steilen Höhen der rauhen Alp zu fuhr. Die vollzähligen Heerden wohlgenährter Kühe und Rinder grasten rechts und links auf den Weideplätzen; ruhig und sorglos schritt der Landmann hinter dem Pfluge, die fetten Aecker für die Wintersaat zu bestellen; harmlos nistete die Meise im Heckengebüsch, und kein Schuß ward gehört, als etwa der eines Jägers, der fern dort in den prächtigen Buchenwaldungen am steilen Abhang des Berges ein Reh verfolgte. Ein Trupp Kinder — Fibel

und Schreibmappe unter dem Arm — zog nach beendeter Schule aus dem Pfarrdorf heim nach dem Weiler; als sie der Karosse nahe kamen, blieben sie verwundert stehen wie vor einem seltenen Anblick, und zogen ehrerbietig die Mütze vor dem Herrn in vornehmer geistlicher Tracht, der in dem Wagen saß. Der Herr neigte sein rundes volles Gesicht aus dem Wagenschlag, und erwiderte freundlich den Gruß der Kinder. Er blickte, auch als er an ihnen vorbei war, noch eine Weile auf die lachenden Fluren und reichen Obstpflanzungen hinaus; aber ihn schien der Anblick dieses gesegneten Landes nicht freudig zu stimmen. Eine schwere Wolke düsterer Sorge, die auf seiner Stirn lagerte, war durch das freundliche Grüß-Gott jener Schulkinder nur für einen Augenblick verscheucht worden, und kehrte sogleich an ihre gewohnte Stelle zurück.

Eine geistige Schwüle lag in der Luft, als sollte auch hier bald ein verheerendes Hagelwetter ausbrechen. Männer, welche in die Lage der Staatshändel eingeweiht waren, schauten mit düstrer Sorge in die Zukunft; das Volk fühlte einen unbestimmten Druck, eine bange Beklemmung, und ließ sich durch schlimme Gerüchte aufregen, die hin und wieder wie schwarze Wolkenschatten über die Landschaft jagten. Man fragte sich, zu welchem Zwecke der Kaiser acht Kompagnieen östreichischer Truppen und drei Obristenstäbe in das ruhige, friedliche, gehorsame Herzogthum geworfen habe. Nur die liebe Jugend hatte an den schwarzgelben Waffenröcken der fremden Völker und an ihren Exercirübungen ihre harmlose Freude, und gieng einer unglückschwangern Zukunft mit beneidenswerther Ahnungslosigkeit entgegen.

Fröhlich tummelten sich im St. Amandushofe zu Urach die jüngeren Scholaren in der Freistunde vor dem Mittagessen. Sie schlugen Ball, sie spielten Verstecken in den düstern Hallen, welche sich unter dem hintern Flügel des Stiftes hinzogen, und in der alten Zeit, da noch Mönche hier hausten, zur Aufbewahrung des Zehenten sowie zu Stallungen für die Rosse des Probstes gedient hatten, jezt aber mit leeren Fässern, Kisten und anderem Gerümpel kaum zur Hälfte gefüllt waren. Wurde der Lärm zu arg, so erschien

unter der Thür ein alter dürrer Magister in schwarzem Radmantel, und schwang eine sausende Haselgerte drohend durch die Luft. Wenn dieser schwirrende Ton sich hören ließ, wurde das wilde Heer sofort mäuschenstill; der Magister verschwand wieder hinter der eisenbeschlagenen Thür, und der Lärm begann in allmählichem Crescendo von neuem, bis daß die Glocke auf der Kirche, die den Hof von der einen Seite begrenzte, eilf Uhr schlug und der Küster aus seiner Stube trat. „Läuten! Läuten!" schrieen dann die Buben wild durcheinander, und drängten sich in dichtem Haufen dem Küster nach in den Thurm; ein jeder wollte der erste sein, an die Glockenstränge zu gelangen.

Mit stolzer Verachtung blickten die älteren Scholaren — Bürschchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren, welche schon Ciceronem und Homerum lasen — aus den Fenstern ihrer Zellen im dritten Stock auf dies Treiben der „tirones" herab. Ihnen war diese Stunde eigentlich zum Privatstudium und zur Präparation auf den Nachmittag bestimmt; aber gar manche unter ihnen trieben statt dessen ebenfalls Allotria. Und zwar theilweise Allotria von gar seltsamer Art. Jene drei Bürschchen, die dort die Zelle am äußersten Ende des Flügels bewohnten, mochten wohl in der untersten Lateinklasse die erste Conjugation nicht gründlich genug sich eingeprägt haben, weil sie nun in Prima es für nöthig erachteten, mit solchem Eifer auf amo sich einzuüben. Und dazu wählten sie — fast zwei Jahrhunderte vor Pestalozzi! — in vorahnendem Genie das Mittel des Anschauungsunterrichtes. Gerade zum Fenster heraus zu sehen, nach den tiefergelegenen Fenstern des schräg gegenüber befindlichen Flügels, den der Pfarrer bewohnte, das war ihnen ein für allemal verboten; aber was gibt es nicht für sinnreiche Mittel, wodurch erfinderische Gemüther sich zu helfen wissen! Der genialste unter den Dreien nahm ein altes Elementarbuch, schlug es in der Mitte auf, und brannte am Kerzenlicht in jede Hälfte von innen nach außen eine trichterförmige Oeffnung, deren schmales Ende durch den schwärzlichen Deckel des Buches gieng. Das Buch vor's Gesicht haltend, als ob er kurzsichtig wäre, stellte er sich, wie in eifrigem Stu-

dium begriffen, an's Fenster, und blickte nun durch seine originelle Liebesbrille hinab nach den Fenstern der Pfarrwohnung, wo der Gegenstand seiner knabenhaften Anbetung, das kaum sechzehnjährige „Pfarrersrösle", mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war. Seine beiden Stubenburschen ahmten natürlich diese Erfindung nach, und standen in nicht minder ernstem Studium seitwärts hinter ihm, ebenfalls in astronomische Beobachtungen vertieft. Alle drei waren in das blonde, blühende Röschen vernarrt, aber ohne gegenseitige Eifersucht. Es war ein knabenhaftes Spiel, ein kindischer Zeitvertreib, wenn sie ihre zarten Empfindungen einander mittheilten. Schon manche Woche hatten sie dies Spiel getrieben; heute aber waren ihre Beobachtungen besonders ergibig; denn Röschen saß nicht, wie gewöhnlich in dieser Stunde, in der Tiefe der Wohnstube still am Nähzeug, sondern gieng geschäftig durch die Reihe der Gemächer hin und her, und mußte offenbar mit Vorbereitungen außerordentlicher Art beschäftigt sein.

„Sieh nur, Konrad!" sagte der Eine, „jezt schließt sie die große Truhe auf."

„Und nimmt ein damastenes Tischtuch heraus," sezte der Zweite hinzu. „Wie reizend sie es über den runden linken Arm legt! Wie eine Hebe steht sie da! O daß ich Ganymed wäre!"

„Und jezt kommt die alte Katharine aus der Küche herein, und verlangt die Schlüssel."

„Nein, sie ruft sie hinaus in die Küche. Und beim Styx, sie geht! Hol' der Henker die alte Trine! Nun ist die Herrlichkeit schon wieder vorbei!"

„Sie wird gleich aus dem Tartarus wiederkommen."

„Da ist sie schon, und mit einer großen Schüssel in den Händen. Ein Kalbsbraten, glaube ich — —".

„O wenn *ich* der Kalbsbraten wäre! Ihren Rosenlippen so nahe zu sein!"

„Ein Kalb *bist* du!" donnerte jezt die Stimme eines Vierten, dessen leises Eintreten die drei Verliebten nicht bemerkt, und der schon einige Minuten lang ihrem Treiben zugesehen hatte. „Ein Kalb *bist* du, Ruprecht! und ein

Rhinozeros dazu! Wartet, ihr schlauen Luchse! Also das war euer fleißiges Studium? Ist es uns doch schon lange aufgefallen, daß ihr jeden Vormittag eine geschlagene Stunde lang wie Oelgötzen am Fenster steht, und, die Bücher vor den Augen, leset und leset, ohne nur ein Blatt umzuwenden. Laßt einmal sehen! Ha! recht schön! recht fein ausgesonnen! Allerliebste Gucklöcher das! Aber nun frag' ich euch: wollt ihr die Bücher mir gutwillig hergeben, daß ich sie in's Feuer werfe? Oder wollt ihr, daß ich Rectori reverendissimo die Geschichte erzähle, der euch sodann statt dieser Zelle eine Bodenkammer hinten hinaus für euer Buchhaltergeschäfte anweisen wird."

„Zu verrathen brauchst du uns nicht, Richard," sagte Konrad kleinmüthig. „Da nimm die Bücher! Hättest uns diesen unschuldigen Spaß wohl gönnen dürfen! Wir haben nichts von deinem Bäschen heruntergesehen!"

Richard riß ihm die Bücher ungestüm aus der Hand, und fuhr mit Heftigkeit fort: „Und das sage ich euch: wenn ihr noch einmal euch untersteht und nach des Pfarrers Wohnung hinunterschielt, so wird alles angezeigt! Hat man euch dazu diese Koststellen gegeben, daß ihr, anstatt zu arbeiten, dumme Liebschaften anfangen und ehrliche Leute molestiren sollt?"

Damit gieng er hinaus, und schlug die Thüre unsanft hinter sich zu, Konrad aber sah ihm mit höhnischem Blicke nach, und sagte: „Wenn man der Hahn im Korbe ist, hat man es leicht, den Tugendspiegel vorzustellen."

„Glaubst du," fragte Albrecht, „daß sie ihn liebt?"

„Nicht die Spur!" rief Ruprecht. „Sie weiß noch nicht, was Liebe ist. Aber er ist in sie vernarrt, und dabei ist er eifersüchtig wie ein Bär. Nun, die Sache wird auch ein Ende nehmen, wenn er nächste Ostern nach Tübingen geht."

„Für ihn und für uns," sagte Konrad; „denn wir kommen ja dann auch in's hohe Stift nach Tübingen. Dort gibt's andre Mädle und andre Kurzweil; das Pfarrersrösle werden wir bald vergessen haben, und statt durch geschwärzte Bücherdeckel nach ihr zu gucken, werden wir auf den Neckar

hinunterspähen, ob ein Floß kommt, und werden die Stiefel an's Fenster hängen und „Joggele sperr!“ rufen, und aufhorchen wie die Flößer wettern und fluchen.“

„Bis dann auch einmal der Ephorus uns so beschleicht, wie es jezt Richard gethan,“ meinte Ruprecht.

„Pah, dem drehen wir eine Nase,“ sagte Albrecht.

Während sich so die drei Gymnasiasten über das erlittene Misgeschick trösteten, fuhr des Pfarrers Röschen drüben in den Gemächern ihres Vaters emsig zu hantiren fort. Ihre Mutter war schon vor mehreren Jahren gestorben; sie half der alten Haushälterin Katharine das kleine Hauswesen besorgen; sie war des ältlichen Vaters einzige Stütze und einzige Freude, und dabei der Liebling der ganzen Stadt. Wenn die Meisterin sagte: „da geht das Pfarrersröschen,“ so stand der Meister von seiner Arbeit auf, und trat an's Fenster, ihr einen freundlichen guten Morgen zuzuwinken; der Kranke vergaß seine Schmerzen, wenn sie in's Zimmer trat; der rohe Stallknecht wich ihr ehrerbietig aus, und die im Zanken und Keifen begriffenen Weiber am Eberhardsbrunnen wurden unwillkürlich stille, wenn sie die Straße herabkam. Ihr reizendes Gesichtchen war wirklich wie eine Rose erblüht; in den sanften blauen Augen lag ein milder Friede, auf der Stirn ein gewisser Adel; um die Lippen, stets zu freundlichem Gruß und Wort bereit, spielte gleichwohl ein Zug, der von Festigkeit des Willens und Charakters zeugte.

Heute sah niemand das liebliche Röschen durch die Straßen gehen; sie hatte im Hause vollauf zu thun. Gestern Abend spät war ein Bote angelangt mit einem versiegelten Schreiben. Jener geistliche Herr, der so ernsten Blickes an den lachenden Rebhügeln und Fluren vorbei dem Gebirge zufuhr — es war der hochwürdige Herr Abt von Bebenhausen, Daniel Hitzler — hatte dem Pfarrer, einem alten Universitätsfreund, der aus der gleichen „Promotion“ mit ihm war, geschrieben, daß er heute sich zum Besuche bei ihm einfinden wolle, um in dem Pfarrhaus in aller Stille mit dem Burgermeister von Urach, Herrn Kaspar Müller, einer Zusammenkunft und Zwiesprach in hochwichtigen Landes-

angelegenheiten zu pflegen. Denn beide, der Abt und der Burgermeister, waren Mitglieder des engeren Landesausschusses, welcher im Ganzen aus vier Personen bestand, und zu welchem außer ihnen noch der Abt von Adelberg, Dr. Melchior Nicolai, und der Burgermeister von Stuttgart, Herr Jörg Kornmesser, gehörte. Mit beiden lezteren hatte der Abt von Bebenhausen sich bereits vor einigen Tagen verständigt. Heute hoffte er auch noch den Burgermeister Müller für seine Ansicht zu gewinnen. Auf seinen Wunsch war dieser vom Pfarrer zum Essen gebeten. Eben hatte Rosa auf die gedeckte Tafel noch einen Strauß Astern gestellt, und den silbernen Pokal von getriebener Arbeit, ein Erbstück vom Großvater, vor den Teller des Herrn Abtes gesezt — die Glocke schlug eben zwölf Uhr — da kam auch schon der Herr Burgermeister, ein Mann in den Vierzigen, hoch, breit und stark von Statur, in geschliztem Wamms, ein schwarzes Barett mit rothen Federn auf dem Kopfe, das breite Schwert an der Seite, und die güldene Kette um die Brust, gravitätisch durch den Hof geschritten. Rosa zog sich zurück; der Pfarrer, ein ältlicher schmächtiger Mann mit grauen Locken, gieng dem Gaste die halbe Treppe hinab entgegen, und rief: „Seid mir willkommen, ehrenfester Herr und Freund! Seid mir überaus willkommen in meiner bescheidenen Wohnung! Würde mich nicht unterstanden haben, Ew. Gestrengen in meine stille Klause zu Gaste zu bitten, wenn nicht der hochwürdige Herr Abt ganz ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen hätte, zur Vermeidung größeren Aufsehens hier in der Stille, und gleichsam als ob es zufällig geschähe, mit euch zusammenzutreffen."

„Ist mir sehr viel Ehre," entgegnete der Burgermeister, „unsres hochehrwürdigen Herrn Pfarrers Gast zu sein, und doppelte Freude, daß ich den hochwürdigen Herrn Abt hier antreffe."

„Noch nicht: antreffe," berichtigte der Pfarrer; „aber ich denke wohl, er wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Sie traten in die Wohnstube, ein einfaches aber geräumiges, mit Holz vertäfeltes Gemach, in welchem die äußerste

Sauberkeit herrschte. Kein Stäubchen war an dem großen, grünglasirten Kachelofen oder auf den Truhen und Gesimsen zu entdecken. In der Mitte des Zimmers stand der Tisch gedeckt für drei Personen, und um ihn herum drei alterthümliche hölzerne Stühle mit hohen geschnitzten Rücklehnen. Zur größeren Gemächlichkeit hatte Rosa auf die Sitze gepolsterte Kissen gelegt, welche sie selbst mit kunstgerechter Hand gestickt hatte. Ein Strauß prächtiger Astern prangte auf der Mitte der Tafel, und auf dem Sims des breiten, viereckigen Fensters standen, von der Mittagssonne beschienen, eine Reihe Blumentöpfe mit den schönsten blühenden Kapuzinern und Balsaminen. Ueber ihnen zwitscherte eine Blaumeise in einem Käfig von goldenem Drahtgeflecht.

Der Burgermeister legte Barett und Schwert ab, und ließ sich einstweilen in einem Lehnsessel neben dem Ofen nieder; der Pfarrer nahm, ihm zur Seite, auf einem Stuhle Platz. „Der Herr Abt,“ begann der erstere, „hat euch in seinem Schreiben nicht angedeutet, welches der Anlaß sei, der ihn diese geheime Zusammenkunft wünschen lässet?“

„Nein,“ sagte der Pfarrer, „er schreibt nur von hochwichtigen neuesten Begebenheiten.“

„Sollten wohl die kaiserlichen Commissarien sich einer abermaligen Keckheit wider unsern gnädigen Landesherrn erdreistet haben?“

„Sind kaiserliche Commissarien in's Land gekommen?“ fragte der Pfarrer bestürzt.

„Nein,“ erwiderte der Burgermeister, „ich meine nur den Bischoff Johann von Konstanz, den Abt Johann Eustach von Kempten und den Grafen Karl Ludwig von Sulz, welche am 29. Juni, wie euch ja wohl bekannt sein wird, Serenissimo ein Schreiben zugesendet, darin sie sich den Rang und die Stellung kaiserlicher Commissarien beigeleget und sich erkühnet haben, den Herzog vorzuladen, daß er in Waldsee vor ihnen sich stellen und wegen der Stifter und Klöster, deren Herausgabe sie vergeblich begehret, sich vor ihnen verantworten solle.“

„Entsetzlich! Unmöglich!“ rief der Pfarrer. „Davon habe ich noch nichts gewußt. Aber das ist ja eine ganz unerhörte Frechheit!“

„Eben darum," sagte Müller, „hat man auch nicht viel Lärmens und Schreiens davon gemacht, aus Furcht, daß die bloße Kunde von solchem Unterfangen dem Ansehen herzoglicher Landeshoheit in den Augen des gemeinen Mannes Abbruch thun möchte. Aber geantwortet hat ihnen der Herzog, daß es Hörner und Zähne hatte. Er wisse sich — so schrieb er ihnen unterm 10. Juli — er wisse sich zwar recht wohl des dem Kaiser schuldigen Respektes, aber nicht minder auch der Verfassung und der Ordnungen heiligen römischen Reiches zu erinnern. Darauf ist bis dato nichts weiteres erfolget. Wenn aber der Herr Abt von hochwichtigen neuesten Ereignissen schreibt — —"

„Wir werden alsobald erfahren, was er damit meinet," sagte der Pfarrer, „denn wenn mich mein Ohr nicht trügt, so höre ich den Wagen bereits rollen."

Sie standen auf und traten an das Fenster. Und in der That, die Karosse, von zwei schweren Braunen gezogen, rasselte so eben durch den hallenden Thorbogen in den Amandushof herein. Die Scholaren, welche um eilf Uhr ihr Mittagessen eingenommen und jezt wieder auf den Schulbänken saßen, spizten gewaltig die Ohren; aber: „Acht gegeben!" kommandirten die Präceptores, und die Neugierde mußte unbefriedigt sich in sich selbst verzehren. Die Fenster der Schulstuben waren zu hoch über dem Fußboden, als daß die strebsame Jugend hätte sehen können, wie drunten im Hofe ein ältlicher, ziemlich wohlgenährter Herr mit schlichtem kurzgeschorenem grauem Haar, vollen Wangen, und einem grauen spitzen Bärtlein auf dem Kinn von dem Herrn Pfarrer aus dem Wagen gehoben und von ihm und dem Herrn Burgermeister die Treppe hinaufgeführt wurde. Die einzige Folge, welche seine Ankunft für die Schüler nach sich zog, war die, daß ob der verminderten Aufmerksamkeit namentlich in den unteren Klassen der Bakul heute mehr zu thun bekam, als sonst.

Die Herren waren inzwischen in der Stube des Pfarrers angelangt, und die üblichen gegenseitigen Begrüßungen hatten ihren regelrechten Lauf. Aber obgleich sowohl der Herr Burgermeister als der Herr Pfarrer in ihren Bewillkommnungs-

reden mehrfach „der hochwichtigen neuesten Begebenheiten, auf welche sie im höchsten Grade gespannt seien," Erwähnung thaten, so wurde doch ihre Neugierde vor der Hand auf keine geringere Folter gespannt, als die der Scholaren. Denn es gefiel dem hochwürdigen Herrn Abt keineswegs, mit seinen Neuigkeiten wie mit der Thür in's Haus zu fallen. „Allerdings," sagte er mit aller Bedächtigkeit, „sind Ereignisse von hoher Wichtigkeit eingetreten, die mich veranlasset haben, euch um diese Zusammenkunft zu ersuchen, und von denen wir hernach mit geziemendem Fleiße reden wollen, nachdem wir mit Dank gegen Gott, den Geber aller guten Gabe, des Leibes Nahrung und Nothdurft zu uns genommen und Hunger und Durst werden gestillet haben."

„Darauf kann ich nur erwidern: Kommet, denn es ist alles bereitet!" sagte der Pfarrer. Auf seinen Wink trug Katharina — ein sauberes weißes Häubchen auf dem Kopf, und eine blendende Schürze vorgebunden — eine mächtige Schüssel dampfender Reissuppe auf. Der Abt sprach das Tischgebet; die Herren sezten sich, und begannen mit recht gesegnetem Appetit die kräftige Suppe sich schmecken zu lassen. Während dessen richtete der Abt die freundlichsten Grüße von seiner Frau aus, und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden Röschens. „Sie ersezt euch, wie ich sehe, die selige Frau, die Gott der Herr nach seinem unerforschlichen Rathe euch so frühe von der Seite genommen. Seht doch, wie so fein und zierlich es bei euch aussieht! Das sind die Spuren einer weiblichen Hand." Der Pfarrer nahm diese Lobsprüche für sein Röschen mit strahlenden Blicken an, und konnte nicht genug rühmen, was für eine vortreffliche Tochter sie sei, und welche Stütze er an ihr habe.

Die Suppe war gegessen. Nach des Abtes Wunsch erschien auf einen Wink ihres Vaters Röschen selbst, um die Teller zu wechseln. Es war rührend zu sehen, wie der Abt seine Hand der holden Rosa, die sich ehrfurchtvoll vor ihm verneigte, mit einem Blick voll wahrhaft väterlicher Liebe auf's Haupt legte, und Worte des Segens über sie sprach. „Du bist in einer schweren Zeit geboren," fügte er bei, „und du wirst wohl manche rauhe Wege gehen müssen. Aber habe

du nur immer Gott im Herzen, und empfiehl ihm täglich deine Schritte und Tritte, so wirst du zuletzt ihn doch loben, daß er dich gnädig und herrlich geführt hat."

Als Röschen das Zimmer wieder verlassen, und Katharina ein Stück saftigen Rindfleisches aufgetragen hatte, sagte der Burgermeister: „Nicht wahr, Herr Abt, wir haben unserm Pfarrherrn eine freundliche Wohnung gerichtet?" — „Ganz allerliebst!" erwiderte der Abt, „und das ehrt euch wie ihn; es zeigt, daß er sich eure Hochachtung und Liebe erworben hat, ingleichen, daß ihr einen frommen und treuen Diener des Evangelii zu schätzen wisset. Aber wenn es Gottes gnädiger Wille ist, daß wir Frieden behalten, dann müßt ihr Herren beide auch mich einmal in meinem Bebenhausen besuchen. So schön dies Gemach hier ist, so bin ich doch im Stande, euch in einem noch schöneren die Tafel zu decken, vorausgesezt daß ihr bei sommerlicher Jahreszeit kommt. Dann führe ich euch durch den prächtigen Kreuzgang, an den dumpfen, gewölbten, niedrigen Zellen vorbei, in welchen vor Zeiten die Cisterzienser sich gegeißelt haben, und geleite euch also in das Sommerrefektorium. Das ist hoch wie eine Kirche; das leichte Netzgewölbe ruht auf etlichen freien Pfeilern, dergleichen sonst nirgends, als nur etwa noch in dem hochberühmten Remter der Deutschherren zu Marienberg — wiewohl dort nicht so schlank — sollen anzutreffen sein; durch die hohen Spitzbogenfenster fällt der volle Sonnenschein, nur vom Rebenlaub gedämpft; und an der Wand ist ein fürtreffliches Gemälde, von Hans Holbeins, des jüngeren, eigener Hand kunstvoll gemalet."

Er fuhr fort, die Schönheit von Bebenhausen und seine reizende Lage auf einem Hügel mitten in einem von prächtig bewaldeten Bergen umgebenen Thale zu schildern. Inzwischen war auf das Rindfleisch das Lieblingsgericht der Schwaben gefolgt: gebrätelte Spätzle mit Schinken. Auch dem trefflichen Eßlinger wurde seine Ehre angethan, mit aller Mäßigkeit zwar, doch konnte in jenen Zeiten auch der Mäßigste ein wohl doppelt so großes Quantum vertragen, als heutzutage.

Ueber diesen gemüthlichen Tischreden hatten die Herren

die hochwichtigen neuesten Begebenheiten und den ganzen Jammer der sorgenvollen Zeit so gut wie vergessen, als bei dem lezten Gericht, einem wilden Schweinskopf, der Abt plötzlich begann: „Aber nun ist es Zeit, zur Sache zu kommen. Die Gesandten sind von Wien zurück.“

Der Pfarrer ließ die Gabel fallen; dem Burgermeister blieb der Bissen im Halse stecken; beide starrten offenen Mundes den Abt an, wie Leute, die aus einem schönen Traum geweckt sind; sie konnten kaum ein ängstlich fragendes „Nun?“ hervorbringen.

„Und unverrichteter Dinge,“ sezte der Abt mit ernstem Tone hinzu.

Herzog Ludwig Friedrich hatte den Grafen von Löwenstein-Wertheim und den Kanzler Löffler — der Markgraf von Baden den Freiherrn Friedrich von Stein und den Rathsherrn Johann Wilhelm Abel — die Reichsstadt Ulm den Dr. Constantin Varnbüler nach Wien an den kaiserlichen Hof geschickt. Diese fünf Gesandten sollten alles aufbieten, um dem Kaiser das Unrecht seiner Forderungen vorzustellen. Eine sehr lange Zeit mußten sie vergeblich in Wien zubringen, ehe es ihnen nur gelang, Gehör bei dem Kaiser zu finden. Dieser wies sie kurzweg an seine Räthe, und hier richteten sie vollends gar nichts aus.

„Es ist himmelschreiend,“ sagte der Abt. „Für die Stimme der Gerechtigkeit ist man taub; Ferdinand thut, was er will, weil er die Gewalt hat. Er thut, was er will — nein! was seine Pfaffen wollen, was sein Beichtvater Lämmermann ihm vorschreibt. Der Kaiser, der oberste Richter im Reich, statt sich über die Parteien zu stellen, und nach dem Rechte den Streit zu schlichten, stellt sich unter die eine dieser Parteien, und gibt die Gewalt, die ihm von allen Reichsständen, den evangelischen wie den papistischen, übertragen ist, der einen Partei als Waffe wider die andre in die Hand. Welch ein schmachvoller Vorwand, den er wider unsern Herzog geltend macht! Der Herzog, sagt er, habe nach abgeschlossenem Passauer Frieden die Klöster reformirt, und habe damit wider die Bestimmungen dieses Friedens gehandelt, laut welchen die, anno 1552 bereits evangelisch ge-

wordenen Stifter evangelisch bleiben, aber keine neuen mehr evangelisch gemacht werden sollten. Ganz richtig; nun waren aber unsre Klöster schon im Jahre 1535 evangelisch geworden, und sind evangelisch gewesen, bis daß im Jahre 1548 die Drangsal des Interims hereinbrach. Wenn nun diese Klöster vier Jahre darnach, nämlich 1552, der evangelischen Kirche zurückgegeben wurden, so geschah dies ganz und gar im Einklang mit den Bestimmungen des Passauer Friedens, und nicht dies allein, sondern es ist ja darüber damals noch ein ganz besonderer Vertrag zwischen Würtemberg und dem Kaiser zu Prag abgeschlossen worden, in welchem diese Klöster uns ausdrücklich für ewige Zeiten garantirt worden sind. Und nun sollen wir sie herausgeben. Lorch, Adelberg, Anhausen, Herbrechtingen, Blaubeuren, Alp-Irsbach, St. Georgen — alle miteinander! Unsre Landeskirche wäre ruinirt! Unsre Herzöge haben das Klostergut nicht eingezogen, wie es wohl anderwärts hin und wieder geschehen ist; sie haben nach dem Vorbild von Zürich und von Chursachsen aus den Klöstern Schulen und Seminarien zum Dienste der Kirche gemacht. Alle diese blühenden Schulen wären mit Einem Schlage vernichtet. Wo soll unsre Kirche Diener hernehmen, wenn wir keine Schulen mehr haben?"

„Gott wolle solch Unglück in Gnaden abwenden!" seufzte der Pfarrer. Der Burgermeister aber sagte: „Thun wir das Unsre! Widerstand in Gottes Namen!"

„Nun, das ist mir lieb, euch so sprechen zu hören," sagte der Abt. „Unsre Collegen, Dr. Nicolai und Jörg Kornmesser, denken ebenso. Und vor allem ist der Kanzler Löffler ganz der nämlichen Meinung, und es handelt sich schließlich nur noch darum, Serenissimum zu einem kräftigen Entschlusse zu bestimmen. Er selber zwar ist ganz und gar geneigt, dem Oesterreicher Widerstand zu leisten. Er hat auch bereits diejenigen beiden Klöster, welche vom Breisgau her am nächsten bedroht sind: St. Georgen bei Villingen, und Alp-Irsbach, mit Truppen belegen lassen. Aber es gibt bei Hofe der zaghaften und unzuverlässigen Seelen so manche; es sind da Leute, die sich insgeheim durch östreichisches Geld haben erkaufen lassen, und nun dem Herzog in den Ohren

liegen, ihm bange machen, daß er nur Vormund sei, und um seines Mündels willen vor solch äußerstem und hochgefährlichem Schritt, der da leichtlich als Rebellion wider kaiserliche Majestät könne ausgelegt werden, sich hüten solle. Da kommt nun alles auf den Landesausschuß an. Der Kanzler Löffler arbeitet mit aller Kraft dahin, daß der Ausschuß bald einberufen werde, und der Herzog hat es ihm allbereits fest zugesaget. Nun ist es eben die Frage, ob der Landesausschuß den Muth hat, einhellig Ja zu sagen?"

„Ja zu sagen, ist freilich leicht," meinte der Burgermeister. „Aber wenn wir Ja sagen, müssen wir dem Herzog auch die Gelder für einen Krieg bewilligen, und das ist nicht ganz so leicht. Wir haben erst neue zwei Millionen Gulden Schulden des herzoglichen Kammergutes auf das Land übernommen. Können wir es nun vor dem Land und unsrem Gewissen verantworten, wenn wir die Unterthanen mit noch höhern Steuern drücken?"

„Aber meint ihr denn," warf der Abt ein, „daß unser Land, wenn wir die Klöster herausgeben müssen, ganz ohne Schulen bleiben soll? Das doch gewiß nicht! Das Land muß also aus seinen eignen Mitteln neue Schulen stiften. Kosten denn die nicht ebenfalls Geld? und mehr Geld, als ein Krieg?"

„Mehr Geld, als ein Krieg?" fragte der Burgermeister mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Freilich," sagte der Abt, „für den Augenblick kostet der Krieg mehr. Aber das ist ein für allemal. Die Erhaltung der Schulen wäre eine Last für ewige Zeiten. Und dann frage ich euch: soll denn das Entsetzliche geschehen, daß die Mönche und Jesuiter sich mitten in unserm Land auf allen Punkten einnisten, und von da ihr Netz über unser Volk ziehen?"

Der Burgermeister erwiderte: „Ich bin auch gar nicht ohne weiteres dagegen, daß dem Oestreicher Widerstand geleistet werde; aber nichtsdestoweniger will und muß ich mir zuvor die Sache reiflich überlegen. Nennt doch das Evangelium selber denjenigen einen Thoren, der einen Thurm zu bauen anfängt, und nicht zuvor die Kosten überschlägt, ob

er habe, es hinauszuführen. Acht Kompagnieen Oestreicher hat das arme Land schon zu füttern; zehn weitere Kompagnieen von je dreihundert Mann stehen hart an der Grenze, und würden im ersten Augenblick einrücken. Dem Amte Herrenberg hat die Friedländische Leibgarde in vier Monaten volle 17,969 Gulden gekostet — —"

„Und immer neue Friedländer werden einrücken," rief der Abt, „und uns vollends aussaugen, wenn wir noch länger die Hände in den Schooß legen. Wollen wir diese Summen doch lieber unsrem Herzog zahlen für unsre Truppen und für die Freiheit, als dem Friedländer für seine Banden und für die Knechtschaft!"

„Aber der Ausgang des Krieges," wendete Müller ein, „ist zweifelhaft. Oestreich ist eine gewaltige Macht. Wir sind schwach, und unsre evangelischen Bundesgenossen — daß Gott erbarm! — werden uns in gewohnter Weise, wenn wir erst in der Patsche sind, darin sitzen lassen."

„Für den Ausgang ist mir's nicht bange," sagte der Abt. „Der Kanzler Löffler hat mir im tiefsten Vertrauen etwas mitgetheilt, was ich euch bei strengster Verschwiegenheit unter Erinnerung an euren Amtseid anvertrauen will, nämlich: daß wir bei sothanem Widerstande nicht lange ohne Hilfe sein würden, massen es bei dem Könige von Schweden beschlossene Sache ist, den evangelischen Glaubensgenossen im Reiche mit einem stattlichen Heer zu Hilfe zu kommen."

„Der König von Schweden?!" riefen der Burgermeister und der Pfarrer mit freudigem Staunen.

Aber hier wurde das Gespräch unterbrochen. Rasche Tritte dröhnten die Treppe herauf, und ehe der Abt Zeit fand, sein Erstaunen — der Pfarrer, seine Entrüstung über ein solches unbefugtes Eindringen kund zu geben, flog die Thür auf, und ein hübscher junger Reitersmann mit klirrenden Sporen und mit einem kurzen Schwert an der Seite, den wallenden Federhut in der Hand, trat unangemeldet und ohne nur zuvor gepocht zu haben, herein.

„Aber das ist doch — —" fieng der Pfarrer an.

„Du bist's?" rief der Burgermeister. „Was kommt dir zu Sinn? Wie kannst du dich unterstehen — —?"

„Verzeiht, Vater!“ sagte der Jüngling, „und auch ihr, hochwürdige Herren, seid nicht ungehalten, daß ich so vlämisch hereinstürme, trotzdem daß euer Röschen, Herr Pfarrer, mir gesagt hat, daß ihr Besuch hättet und jezt keinerlei Störung brauchen könnet. Aber die Nachricht, die ich bringe, ist von solcher Art, daß sie meiner Kühnheit wohl zur Entschuldigung dienen mag.“

„Es ist mein Sohn Georg,“ bemerkte der Burgermeister dem Abte. „Weiß nicht, was dem Burschen einfällt.“

Georg aber fuhr fort: „Ich komme spornstreichs von Reutlingen. Dort ist alles in großer und freudiger Aufregung. Ein Reitender ist dort angelangt, vom Kloster St. Georgen kommend und auf dem Wege nach Stuttgart begriffen.“

„Von St. Georgen? Um Gottes willen!“ riefen alle drei. „Was ist geschehen?“

„St. Georgen ist von den Oestreichern angegriffen, und die Oestreicher sind zurückgewiesen.“

„Zurückgewiesen?!“

„Zurückgewiesen und abgetrollt. Ein Commissarius erschien vor dem Kloster mit hundert und fünfzig Reitern, und begehrte Einlaß. Er dachte wohl, einen friedlichen geistlichen Herrn zu finden, der vor den Piken der Reiter erschrecken und furchtsam das Thor öffnen werde. Aber statt dessen fand er den tapfern Major Widerhold; der hatte die Mauern des Klosters mit seinen Scharfschützen und mit Feldschlangen wohl gespicket, und rief dem Commissario mit etwas harten Worten zu, daß, so er sich unterfangen wolle, widerrechtlich in des Herzogs wohlverbrieftes Eigenthum gleich als ein Räuber einzudringen, er ihn wie einen Räuber mit blutigem Kopfe heimschicken werde. Da das der Commissarius hörte, und sah wie die Kriegsleute mit brennenden Lunten schon bereit standen, machte er eilends Kehrt, und zog wieder ab nach Villingen. Das, Vater, wollt' ich dir vermelden, und da ich dich nicht zu Hause gefunden, bin ich dir hieher nachgeeilet. Wollet nun in Gnaden die genommene Freiheit entschuldigen.“ Mit diesem Worte verbeugte er sich, und wollte gehen. Der Pfarrer aber sagte:

„Auf solch eine Botschaft gehört ein Trunk Weines. Bleib, Georg, und thu' uns Bescheid!"

Er rief hinaus; Röschen kam, und brachte einen vierten Pokal. Sittig und unbefangen, wie sie eingetreten, gieng sie auch wieder. Aber des Jünglings Wange erglühte, als sie kam, und sein Auge ruhte auf ihr, bis sie das Gemach wieder verlassen. Der Pfarrer hatte inzwischen den Pokal gefüllt, und reichte ihn dem jungen Manne dar. Der Abt erhob den seinen, und sprach im Anklingen: „Dem unerschrockenen Muthe sei dies Glas gebracht!" Er dankte Georg herzlich für die überbrachte Botschaft, und als dieser das Gemach verlassen hatte, sprach der Burgermeister: „So ist denn der Würfel gefallen. Der Widerstand hat begonnen; da ist alles weitere Berathen überflüssig."

Rasch einigte er sich mit dem Abte dahin, daß der Landesausschuß dem Beschlusse des Herzogs: Gewalt mit Gewalt zu begegnen, seine Genehmigung ertheilen und die nöthigen Gelder verwilligen solle, doch nicht ohne die Bitte, daß immerhin vordersamst noch alle und jede Wege gütlicher Verständigung und rechtlicher Entscheidung versucht werden sollten. So war zum Beispiel Aussicht vorhanden, daß der Herzog von Baiern möglicherweise sich werde bereit finden lassen, einen Vergleich zwischen Würtemberg und dem Kaiser zu vermitteln. Andrerseits konnte dem Kammergericht zu Speier die richterliche Entscheidung wegen der Ansprüche des Abtes von Villingen an das Kloster St. Georgen übertragen werden. Wenn solche Schritte auch erfolglos blieben, so ward dadurch doch wenigstens Zeit gewonnen, und die gewaltsame Entscheidung so weit hinausgeschoben, daß mittlerweile der Schwede auf deutschem Grund und Boden stehen konnte. —

Während sich die Herren also besprachen, war Georg weit weniger eilfertig, als er das Zimmer verlassen, die Treppe hinabgegangen. Er wäre gar zu gerne Röschen begegnet. Aber wie war das zu hoffen? Mitten auf der Treppe blieb er stehen, auf einer Stelle, wo ein schmales Fensterchen nach dem Garten hinabgieng, der hinter der Pfarrwohnung lag. Er besann sich auf irgend einen Vor-

wand, unter welchem er geradezu in das Hinterzimmer zu Röschen eintreten könnte. Eben war ihm ein solcher eingefallen, und er war im Begriffe, die Treppe wieder hinaufzusteigen, als Röschen, die ihn längst aus dem Hause vermuthete, fröhlich die Treppe herabsprang, um in den Garten zu gehen und ihre Blumen zu gießen. Wie erschrack sie, als sie in der Windung der engen Stiege so plötzlich auf den jungen Reitersmann stieß, daß sie ihm fast in die Arme gefallen wäre! „Bitte tausendmal um Verzeihung, Jungfer Rosa," sagte dieser, „daß ich euch wider meinen Willen hier erschreckt habe. Ich hatte vergessen, meinem Vater eine Kleinigkeit zu sagen, und da ich die Herren nicht noch einmal stören wollte, so habe ich wollen zu euch gehen, und euch bitten, meinem Vater, wenn er fortgeht, es mitzutheilen."

Aus Röschens Zügen war das Misvergnügen über den gehabten Schrecken noch nicht ganz geschwunden. „Was ist's?" fragte sie, nicht gerade unfreundlich, aber kurz.

„Daß mein Vater sich nicht ängstigen soll, wenn er mich nicht daheim trifft. Ich habe einem Kameraden, der mit mir von Reutlingen hiehergeritten, versprochen, ihn noch ein Stück Weges nach dem Hohenneuffen zu, bis gegen Hülben hin, zu begleiten, und da werde ich wohl nicht vor Dunkelwerden nach Hause kommen. — Aber ihr macht mir ja so ein strenges Gesicht."

„Ich mache euch gar kein Gesicht, Georg," sagte das Mädchen gleichgültigen Tones. „Ich besinne mich nur, warum ihr diese Botschaft nicht in eurem väterlichen Hause hinterlasset, an welchem ihr ja doch vorbeimüßt, wenn ihr nach Hülben wollt."

„Ach, daran habe ich in meiner Aufregung gar nicht gedacht," sagte der Reiter verlegen, und blieb noch immer stehen, als ob er auf eine Fortsetzung der Unterredung sinne. Röschen, welche sich auf der engen Treppe dicht neben ihm vorbeizudrängen keine Lust hatte, sah ihm jezt in's Gesicht mit einem Blick, in welchem deutlich genug die Frage lag, ob er nicht endlich den Platz zu räumen Lust habe. Er aber, als sein Auge auf dem ihren ruhte, fuhr nun mit Begeisterung fort: „Ja, es war eine herrliche Botschaft, die

ich überbracht habe, und die mir mein Herz noch schlagen macht, und warum soll Jungfer Rosa sie nicht auch vernehmen? Die Kaiserlichen haben das Kloster St. Georgen angreifen wollen, sind aber vom Major Widerhold tüchtig heimgeschickt worden."

„Das wird den Vater freuen," sagte Rosa, die ja des Pfarrers Sorgen zu theilen gewohnt war. Und dabei warf sie auf den sonngebräunten Jüngling mit dem schwarzen Schnurr- und Knebelbart unwillkürlich einen Blick, der freundlicher war, als die bisherigen. Der Blick galt seiner Botschaft, nicht ihm; es war ein Blick des Dankes, daß er ihrem Vater eine Freude gemacht. Georg aber in der Begeisterung seines überströmenden Herzens ergriff ihre Hand, und sagte: „O Röschen! hoffen wir, daß die gerechte Sache siegt!"

„Das wolle Gott," sagte sie, und entzog ihm ihre Hand. „Aber bitte," fügte sie mit bestimmtem Tone hinzu, „wollt mich nun meines Weges gehen lassen; es ziemt sich nicht, daß ich hier mit euch eine Unterredung führe."

Georg trat schnell auf die schmale Seite der Stufe, an den Pfeiler, um welchen sich die Windeltreppe schlang. Röschen flog an ihm vorbei, die Treppe hinab, und eilte durch eine kleine Halle in das Gärtchen, dessen Thür sie hinter sich verriegelte.

Im Gärtchen traf sie ihren Vetter Richard, der nach beendeter Klaßstunde gewöhnlich hier zu sein pflegte, und dessen Anwesenheit ihr daher nicht auffiel. Aber das fiel ihr auf, daß er heute ihren Eintritt gar nicht zu bemerken schien. Während er sonst ihr entgegeneilte, und den Sprengbecher, mit dem sie ihre Beete goß, bereits am Brunnentrog vollgeschöpft hatte, stand er heute im tiefsten Winkel des Gartens, ihr den Rücken zuwendend, und schien in ein Buch vertieft.

„Er ist übler Laune," dachte sie; „vielleicht hat er in der Klasse Verdruß gehabt und Schelte oder Strafe bekommen." Ruhig gieng sie, die Gießkanne selbst zu füllen, und begann, die Asternbeete zu sprengen. Das ärgerte den verliebten Scholaren noch mehr, und er beschloß nun, sich ge-

rade gar nicht von der Stelle zu rühren. Sie vollendete ihr Geschäft, und als sie beim lezten Beet in seine Nähe kam, und ihn immer noch wie einen steinernen Gast aufgepflanzt sah, begann sie lachend: „Was hast du, Richard? Bist du behext, oder ist heute ein Zauber in die Beine aller jungen Bursche gefahren, daß sie sich nicht von der Stelle rühren? Stand da so eben des Burgermeisters Junge mit seinem Pechbart auf der Windeltreppe wie angewurzelt, daß ich ihn endlich bitten mußte, mir Platz zu machen, und hier hast nun du Wurzel geschlagen. Ein Glück nur, daß hier der Weg breiter ist, und man um dich herum kann.“ Und dabei umgieng sie ihn, so daß sie nun sein Gesicht zu sehen bekam, in welchem so eben die Miene eifersüchtigen Grolles einem freundlicheren Ausdruck zu weichen begann. „Aber Georg hat doch wenigstens geplaudert,“ fuhr sie fort; „bei dir hat der Zauber auch die Zunge ergriffen.“

„Der hat freilich geplaudert,“ plazte Richard heraus, „und so plaudern, wie der, das kann ich freilich nicht!“ Damit wandte er sich wieder, und schlug einen Seitenweg ein.

„Aber sag' einmal, bist du denn verrückt geworden?“ fragte Rosa, ihm nachgehend. Sie war mit dem Vetter, der seit acht Jahren hier im Amandushofe Schüler war, aufgewachsen wie eine Schwester mit einem Bruder, und hatte davon, daß bei ihm noch ein andres Gefühl, als das der harmlosen vetterlichen Liebe walte, so wenig eine Ahnung, daß sie sein seltsames Betragen sich nicht von ferne zu erklären vermochte.

„Bist du denn verrückt geworden?“ fragte sie. Er drehte sich um, und sah ihr mit erzürnten Blicken starr in's Gesicht. „Verrückt? nein, das bin ich nicht, wenn gleich dir der Reitersmann mit seinem geschlizten Wamms und seinem Federbusch freilich besser gefällt, als der arme Scholar. Nein, darüber verrückt zu werden, fällt mir noch lange nicht ein!“

Röschen lachte hell auf. „Besser gefällt? Der Reitersmann? Höre, Richard, ich glaube, du bist wirklich nicht bei Trost. Hat dir's denn vielleicht geträumt, du seist mein Bräutigam und ich deine Braut?“

„Dein Bräutigam will ich einmal werden,“ rief Richard, „und du — und du — sollst —“

„Guter Richard,“ sagte Röschen, „ich bin sechzehn Jahre alt und du achtzehn. Das ist für solche Gedanken noch zu früh für uns beide. Wenn du einmal studirt hast, und etwas rechtes gelernt, und bist ein tüchtiger Mann geworden, und findest dann noch Gefallen an mir, dann magst du an solche Dinge denken. Für jetzt aber schlag' dir dergleichen Gedanken aus dem Kopf, und sprich mir nie wieder ein Wörtlein der Art, sonst muß ich's dem Vater sagen, und dann hätte unser Umgang gewiß ein schnelles Ende. Was aber den Georg betrifft, so muß ich dir ernstlich sagen, daß dein Gerede ebenso abscheulich als albern ist. Georg ist mir auf der Treppe begegnet, und hat mich gebeten, seinem Vater noch etwas auszurichten, was er vergessen hatte. Und als er darauf noch weiter discurriren wollte, sagte ich ihm, das gezieme sich nicht, und er solle mir Platz machen und mich hinunterlassen. Was geht mich der Georg an!“

Richard war bei der ersten Hälfte dieser Rede wie mit Wasser begossen; beim Schlusse ward ihm leicht um's Herz, und indem die Hoffnung ihm zurückkehrte, wollte er nun in gewohnter Weise dem traulichen Geplauder mit Röschen sich hingeben. Diese aber entschwand ihm vor den Augen weg, und eilte in die Wohnung hinauf, wo so eben der Herr Abt und der Herr Burgermeister sich verabschiedeten. Nach wenigen Minuten rollte die schwerfällige Karosse zum Thor des Amandushofes hinaus.

Drittes Kapitel.

Fehlgeschlagene Hoffnungen.

Zu meinen Füßen liegt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt.
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.
Uhland.

Johannes war glücklich in Stralsund angekommen. Es war schon dunkler Abend, als er über den Marktplatz dahingieng; über dem Treppengiebel des Rathhauses sah er den Mond freundlich am Himmel glänzen, und das Herz klopfte ihm, als er in die Seitenstraße einbog, wo er seine Mutter zu finden hoffte. Sie hatte ihm ja die Nummer des Hauses und den Namen des Eigenthümers geschrieben. Er pochte an der Hausthür. „Wohnt hier die Wittwe Perlkamp?" fragte er. Der Befragte sah ihn verwundert an; er hatte von einer Wittwe Perlkamp nie gehört. Andre Hausgenossen wurden beigerufen; es fand sich endlich, daß eine Wittwe dieses Namens wirklich einmal bei einem Miethsmann des Hauses in Zwischenmiethe gewohnt habe, aber nebst diesem schon vor Jahresfrist ausgezogen sei. Dieser Miethsmann mußte nun also aufgesucht werden. Er wohnte jezt ganz am entgegengesezten Ende der Stadt. Johannes fand ihn, aber von der Wittwe Perlkamp wußte auch er keine Nachricht zu geben. Damals habe er ein Dachstübchen an sie vermiethet gehabt; in seiner jetzigen Wohnung habe er nur gerade so viel Gelaß, als er für sich und seine Familie brauche; daher habe die Wittwe sich selbständig nach einer Wohnung umgesehen; aber wo sie eine solche gefunden, das wisse er nicht. „Ist denn kein Stadtamtmann vorhanden," fragte Johannes, „bei dem ich ihre Wohnung erfahren könnte?" — „Der Stadtamtmann," versezte jener, „wird wohl in der Stadtbeschreibung nachsehen können, aber die liegt auf der Amtsstube, und diese ist jezt geschlossen." So blieb Johannes nichts übrig, als sich zu gedulden und die

Nacht in einem Gasthaus zuzubringen. Schweren Herzens entschloß er sich dazu, und wählte nach eingezogener Erkundigung das Haus eines Bäckers, der zugleich eine kleine Gast- und Bierwirthschaft betrieb. Bei den Stammgästen, die dort beim Schoppen saßen, hoffte er am ersten etwas über die Wittwe Perlkamp erfragen zu können. Auch hier blieb sein Bemühen vergeblich; der Mecklenburger Familien, die arm und elend sich hiehergeflüchtet, waren so viele; wer konnte sie alle kennen? Ein ehrlicher Blechschmid versicherte zwar, es gebe eine Wittwe Perlkamp, die in seiner Nähe, in dem Schwertfegergäßchen wohne — und schon sprang Johannes voll Freuden auf, und griff nach Hut und Stab — als aber der Blechschmid beifügte: „es ist ein kleines altes Weiblein, das krumm und gebückt geht, und schlohweiße Haare hat," da legte er Hut und Stab betrübt wieder hin, und sezte sich, und sagte: „Das ist meine Mutter nicht. Meine Mutter ist eine hohe schlanke Frau von zweiundvierzig Jahren." Eine solche Frau dieses Namens kannte niemand. Johannes war soweit, wie zuvor. Betrübt, entmuthigt und fast verzweifelnd gieng er zu Bette, und die Sorge, wie er es denn anfangen solle, in der großen übervölkerten Stadt seine Mutter zu finden, ließ ihn lange nicht einschlafen.

Den andern Morgen war sein erster Gang auf das Rathhaus. Mit dem Lichte des Tages war auch das Licht der Hoffnung zurückgekehrt. Aber wie am Himmel ein plötzliches Herbstgewölk aufzog, und ihn, ehe er das Stadthaus erreichte, mit kaltem Regen überschüttete, so sollte auch seine lezte Hoffnung rauh und kalt niedergeschlagen werden. „Eine Fremde ist sie?" fragte der Stadtamtmann; „ja dann kann ich keine Auskunft geben. Hunderte und Tausende von fremden Flüchtlingen sind in den lezten Jahren ab- und zugeströmt; über die haben wir mitten in all der Drangsal keine Bücher führen können." — „Ihr Mann," bemerkte Johannes kleinlaut, „ist auf den Wällen gefallen im Kampfe wider die Belagerer, und sie wohnt seitdem fortwährend hier." — „Kann nichts helfen," sagte der Amtmann. „Aber wie um Gotteswillen soll ich's denn anfangen —",

sprach jener; doch schon hatte der Amtmann sich einem andern Manne zugewendet, der eine Sache an ihn vorzubringen hatte. Trostlos verließ Johannes das Rathhaus.

Sein nächster Gang sollte zum schwedischen Kommandanten sein. War diese übernommene Pflicht erst abgemacht, so hatte er dann völlig freie Zeit, nach seiner Mutter zu suchen. Wie? das wußte er freilich noch nicht. Aber auch wenn ihm nichts anderes übrig bleiben sollte, als von Haus zu Haus nach ihr zu fragen — es mußte geschehen! Jezt also gieng er auf die Kommandantschaft. Er ließ sich anmelden als einen Boten, der von Herrn von Falkenberg einen Brief zu überbringen habe, und wurde sogleich vorgelassen. Ein alter ergrauter Oberst trat ihm entgegen, welchem außer trutzigem Muthe auch kluge Besonnenheit auf dem Gesichte geschrieben stand. Mit verwunderten Blicken maß er den Candidaten, statt dessen er einen ganz andern Boten erwartet hatte; als aber dieser den Brief aus dem hohlen Stabe genommen, da wurde der alte Kriegsmann freundlich; er nahm das Schreiben, las es durch, und sagte dann ganz zutraulich: „Der gute Falkenberg ist enthusiastisch für den Sieg der guten Sache begeistert; aber in seiner Begeisterung ermangelt er zuweilen des nüchternen Urtheils. Was er mir da schreibt, ist nicht viel mehr, als was ich zuvor schon gewußt. Schöne Worte hat man ihm gesagt, aber noch kein einziger der protestantischen Fürsten hat sich klar und bestimmt verpflichtet, dem König zuzufallen, wenn er landet."

„Die Noth wird sie doch dazu drängen," bemerkte Johannes. Und der Oberst sagte: „Das glaube auch ich, und eben hierauf ist der Plan meines Königs gebaut. Er wird landen; gewiß wird es dazu kommen; aber viel früher könnte dies geschehen, und darum zu weit größerem Vortheil der evangelischen Stände, wenn diese nicht so unentschlossen zauderten, wo ihnen schließlich doch nur zwischen Schweden und Oestreich die Wahl bleibt."

Der Oberst ließ sich nun von Johannes erzählen, wie er mit Falkenberg bekannt geworden, und wie er sich durch des Feindes Land hindurchgeschlichen habe. Der schlichte aber anschauliche Bericht des jungen Mannes fand bei dem

Kriegshelden alle Anerkennung. „Potz tausend!" rief er, „warum tragt ihr den schwarzen Rock? Ihr seid ja zum Soldaten wie geboren, kühn und kaltblütig und klug und besonnen. Alle Hochachtung vor dem Priesterstande; aber in eurem Vaterland sind die Aussichten für euch jezt so übel, daß ihr es ernstlich überlegen solltet, ob ihr nicht das Schwert des Wortes für eine Weile mit dem Schwert von Stahl vertauschen wollet."

Dieser seltsame Vorschlag entlockte Johannes ein Lächeln. „Das geht denn doch nicht, Herr Oberst," sagte er; „meine Mutter, die mich dem Predigerstande bestimmt hat, würde große Augen machen, wenn ich nun, nachdem ich ihr so viel Geld gekostet, meinem Berufe abtrünnig werden wollte. Und ich selbst würde mich außerhalb dieses Berufes unglücklich fühlen. Auch sind in solchen gefährlichen Zeiten Tapferkeit und Besonnenheit einem Seelenhirten nicht minder vonnöthen, als einem Kriegsmann."

„Nun, wie ihr wollt," sprach der Oberst. „Aber eurer Erzählung nach seid ihr fast ohne Geld gereist. Hat euch denn Herr von Falkenberg keinen Botenlohn gezahlet?"

„Er hat mich an euch verwiesen," sagte Johannes, und zog die Anweisung aus dem Busen. Der Oberst zahlte sofort die Summe in blankem Golde. Ehe Johannes sich verabschiedete, kam ihm der Gedanke, ob nicht jener zur Auffindung seiner Mutter ihm behülflich sein könnte, und so theilte er ihm die Verlegenheit mit, in welcher er sich befand. Der Oberst beruhigte ihn. „Wenn euer Vater mitgekämpft hat und auf den Wällen gefallen ist, so muß unter meiner Mannschaft irgend einer sein, der ihn gekannt hat. Und da wollen wir schon machen, daß seine Wittwe aufgefunden wird. Kommt nur morgen wieder; da sollt ihr das Ergebnis der gepflogenen Nachforschungen erfahren."

Johannes gieng. Da der Regen in Strömen fiel, so konnte er nichts besseres thun, als ruhig im Gasthause warten. Erst gegen Abend, als die Sonne freundlich aus den Wolken brach, beschloß er auszugehen, ob ihm etwa durch einen glücklichen Zufall seine Mutter in irgend einer der Straßen begegnen würde. Indem er planlos durch die

Stadt schlenderte, kam er an das Thor, das zum Hafen hinabführt. Er trat hinaus; durch den Wald der Masten sah er die Meerenge, die in den Strahlen der niedergehenden Sonne blizte; jenseits dehnten sich golden und purpurn die Gestade Rügens hin. Er gieng den Hafen entlang, wandte sich dann wieder den Wällen zu, und bemerkte innerhalb eines Vorwerks ein eingehegtes Stück Land, das mit hölzernen Kreuzen wie besät war, ohne daß auch nur ein einziger Grabstein sich unter ihnen befand. „Was ist das für ein Kirchhof?" fragte er einen Vorübergehenden. „Dort liegen die Mannen, die bei der Belagerung gefallen sind," erwiderte jener. „Dort ist mein Vater begraben," dachte Johannes, und gieng mit raschen Schritten auf das Gehege zu. Er kam an einer ältlichen Frau vorüber, welche in schwarzem Trauerkleide, gebückt, fast zusammengekrümmt, den matten Blick unverwandt zu Boden gerichtet und auf einen Stab sich stützend, dem gleichen Ziele zuwankte. Hätte er ihrer geachtet, sie hätte ihm möglicherweise von seiner Mutter etwas sagen können. Aber in diesem Augenblick hatte der Gedanke, daß er dem Grabe seines Vaters nahe sei, ihn so mächtig ergriffen, daß all sein Sinnen nur auf dies Grab gerichtet war. Er trat in das Gehege, und überzeugte sich beim ersten Blick zu seiner unaussprechlichen Freude, daß auf jedem der Kreuze der Name des darunter Schlafenden geschrieben stand. Er gieng die Reihen entlang, eifrig lesend, und nicht beachtend, daß die Blicke der alten Frau, die ebenfalls eingetreten war, ihm mit Spannung folgten. „Heinrich Perlkamp!" da stand's geschrieben. Das war seines Vaters Grab. Von Schmerz überwältigt, warf er sich auf die Kniee, und weinte, und sprach laut: „O Gott! laß mich auch die Mutter finden!" — „Mein Johannes!" tönte jezt dicht hinter ihm eine weibliche Stimme, und ein zitternder Arm schlang sich, ehe er nur umblicken konnte, um seine Schulter.

Es war die ältliche gebückte Frau. Erschrocken sah Johannes ihr in das gramgefurchte, leidende Antliz. „Du kennst mich nicht mehr," sagte sie, „und wie wäre das auch anders möglich? Als eine glückliche, kräftige Hausfrau hast

du mich vor vier Jahren verlassen, und als eine kranke, arme Wittwe findest du mich wieder, die in diesen vier Jahren um mehr als zwanzig Jahre gealtert ist. Aber Gott sei gelobt und gepriesen, daß ich diese Stunde noch habe erleben dürfen! O mein Johannes! mein Sohn!"

Bis jezt hatte sein Auge starr auf ihr geruht — anfangs fast mit einem Blick des Entsetzens, da er zwischen dem Bilde der Mutter, das er im Gedächtnis und im Herzen trug, und der Gestalt, die er vor sich sah, die Identität nicht finden konnte; allmählich tauchten wie aus Schutt und Trümmern einzelne wohlbekannte Züge hervor, und wie sie nun „Mein Sohn!" rief, und ihn an sich heranzog, da warf er sich, von heftigem Schluchzen durchschüttert, an ihre Brust.

Ja, sie wohnte wirklich in dem Schwertfegergäßchen; der Blechschmidt von gestern Abend hatte ganz Recht gehabt. Johannes führte sie in ihre Wohnung, und stieg die vier Treppen mit ihr hinauf in das elende finstre Dachstübchen. „Aber Mutter, da kannst du nicht bleiben," sagte er. „Ich werde auch nicht lange da bleiben," erwiderte sie; „ich werde bald in eine noch engere Wohnung ziehen." — „Nein, nein; du wirst genesen! du wirst leben!" rief Johannes. Er zeigte ihr die dreißig Mark in Gold, die er vom Obersten erhalten, und erzählte ihr, wie er sie verdient habe. Diese Summe reiche hin, ihr eine freundlichere Wohnung zu miethen, und sie so lange zu erhalten, bis er eine Pfarrstelle habe, und sie zu sich nehmen könne. Und auch dazu sei günstige Aussicht vorhanden; denn er habe nicht allein sehr gute Zeugnisse von seinen Lehrern, sondern auch noch eine besondre Empfehlung an einen pommer'schen Edelmann.

Die Mutter freute sich darüber, wollte aber für sich schlechterdings keinen Schilling von dem Gelde annehmen. Das nothwendigste sei vielmehr, daß Johannes statt seiner abgetragenen eine neue Kleidung sich anschaffe, da ihn sonst jeder Edelmann verächtlich ansehen und kein Vertrauen zu ihm fassen werde. Aber so richtig dies war, so war es in den Wind geredet. Bereits am folgenden Tage kündete Johannes seiner Mutter an, daß er ein freundliches Stübchen bei einem braven Handwerksmann, einem Reffschläger, für

sie gemiethet, und auch die Kost, die sie bei diesen Leuten haben sollte, auf ein halbes Jahr vorausbezahlt habe. Der Bäcker, in dessen Haus er wohnte, hatte ihm diese Familie als eine zuverlässige empfohlen.

Zwanzig Mark waren verausgabt. Von dem Reste bezahlte Johannes zunächst seine sehr bescheidene Zeche beim Bäcker; dann gieng er, und kaufte der Mutter Wollenzeug zu einem warmen Rock für den Winter, und einen Vorrath Holz. Ein paar Mark nöthigte er ihr auf für unvorhergesehene Ausgaben. Seinen eigenen Rock ließ er wenden, und trug, bis das geschehen war, einen geliehenen.

Als er so seine Kindespflichten erfüllt hatte, wanderte er an einem kalten Oktobermorgen mit dem Rest seiner Baarschaft, der in nicht mehr als etlichen Schillingen bestand, nach Greifswalde zu, um bei Herrn von Büsterow das Empfehlungsschreiben Schwarzmanns abzugeben. Er war in einer aufgeregten, erbitterten Stimmung. Seine Mutter hatte sich des Abends vorher auf sein wiederholtes Bitten und Drängen endlich entschlossen, ihm des näheren zu erzählen, was sie bei der Plünderung von Proseeken durch die Tilly'schen Banden und bei der Flucht nach Stralsund für Todesangst und Entsetzen erlitten; welche schauderhaften Greuel sie mit Augen angesehen; wie damals in Einer Nacht ihr braunes Haupthaar weiß geworden; wie sie dann in Folge der Gemüthserschütterungen, sowie der übermenschlichen Anstrengungen auf der Flucht, todtkrank geworden; wie sie, kaum halb genesen, den elenden Tod seines Bruders und darauf die Drangsale der Belagerung und den Tod des Vaters erlebt habe, und nun siech und gebrochen dem Grabe zuwanke.

Mit der angeborenen sündlichen Selbstsucht wohnt auch der Keim der Rachsucht in jedes Menschen Brust. Schwere Unbilden, die ihm selbst widerfahren, mag ein echter Christ leicht als von Gottes Hand gesendet mit Ergebung hinnehmen, und hinter der Feindesfaust die unsichtbare Hand des Vaters erblicken, ohne dessen Zulassung und Willen der Feind ihm kein Haar hätte krümmen dürfen. Wenn aber nicht gegen ihn selbst, sondern gegen die theuersten Angehörigen, gegen die Eltern, die Geschwister, der fanatische Frevel gewüthet

hat, dann ist statt geduldiger Ergebung heiliger Zorn die nächstliegende Gemüthsbewegung, und in diesen heiligen Zorn mischt sich unvermerkt ein Gran fleischlicher Rachsucht. Denn sündlos gezürnt hat nur Einer.

Fieberhaft hatten des Candidaten Pulse die Nacht hindurch geschlagen; der Schlaf hatte ihn geflohen; in dumpfem Halbtraum hatten die schrecklichen Bilder sich ihm fortgesponnen. Er sah nebst dem, was geschehen war, auch noch alles, was ihnen, wie Andern, hätte geschehen können, wenn ihre Flucht mislungen wäre. Zornwuth jagte ihm das Blut durch seine Adern. Wäre er dabei gewesen, er wäre an diesen entmenschten Räubern zum Helden geworden; ha, welche Lust, ihrer einen Trupp zu überlisten, zu überfallen, sie niederzuhauen, sie schwimmen zu sehen in ihrem Blute! — Manchmal, wenn der Kopf vor Fieberhitze ihn schmerzte, rief er sich selbst Ruhe zu, und suchte als ein Christ sich zu sammeln und die wilden Gedanken zu bannen. Aber kaum, daß dem Ermatteten der Schlummer nahte, so schreckten bange blutige Träume ihn von neuem wieder empor, und spannen von neuem sich in halbwachen Phantasieen fort.

Nach einer solchen Nacht war die Wanderung in der frischen Morgenluft zwischen den grünen Saaten des Winterkorns freilich eine erquickliche; die wache Wirklichkeit entriß ihn jenen Träumen; der Gedanke an die Zukunft verscheuchte den an die Vergangenheit; er malte sich's aus, wie er nun demnächst eine Pfarrei bekommen werde — ein freundliches Pfarrhaus mit niedlichem Garten — wie er dann seine liebe arme Mutter zu sich nehmen und einen heitern Lebensabend ihr bereiten wolle, — wie sie wieder einen Hühnerhof halten werde, so wie einst in Proseeken — — Proseeken? halt! da tauchte die bittre Erinnerung schon wieder auf. Was war all das Glück, das er ihr bereiten konnte, im Vergleich mit dem, welches unwiederbringlich dahin war? O daß er erst nach geschlossenem Frieden zurückkehrte! O wenn er früher gekommen, wenn heute noch Krieg wäre — das Schwert, das dem sterbenden Vater entfallen, würde er aufnehmen, und von den Feinden fordern das unschuldig vergossene Blut! Thaten würde er thun — der Kommandant hatte ganz Recht

gehabt! zu einem tüchtigen Kriegsmann fühlte er das Zeug in sich. Und der Thaten, nicht der Worte, bedurfte diese Zeit. So gefiel er sich darin, sich in das Kriegsleben und Kriegshandwerk hineinzudenken, sich zu träumen als Befehlshaber einer muthigen Truppe, einhersprengend auf stolzem Ross, dem Feind den Vorsprung abgewinnend, ihn überraschend, überfallend im Engpass, entscheidenden Sieg gewinnend, mit Lob und Ehren überhäuft — — so baute er Luftschlösser, als der Anblick der Thürme von Greifswalde, welche plötzlich ganz in der Nähe hinter einem Gehölz sich zeigten, ihn aus seinen stolzen Träumen weckte, und ihn erinnerte, daß er statt eines goldgestickten Reiterwammses einen gewendeten und trotzdem sehr fadenscheinigen Candidatenrock am Leibe trage.

Dort rechtshin mußte der Landsitz des Herrn von Büsterow liegen. Er fragte ein paar Landleute nach dem Wege, und stand nach kurzer Frist vor dem Thore des Herrenhauses. Die Bedienten maßen ihn mit Blicken, mit denen man einen Bettelstudenten mißt, und kicherten hinter ihm her, als er die Treppe hinaufgieng. Herr von Büsterow, ein hoher stolzer Herr, empfieng ihn mit vornehmer Zurückhaltung. Als er seinen Namen und seine Herkunft genannt, und mit kurzen Worten berichtet hatte, wie er im Wohlstand aufgewachsen sei, Theologie studirt habe, wie aber seine Eltern um all das Ihre gekommen, sein Vater gestorben, und er nun eine kranke Mutter zu ernähren habe, und darum nach einer Pfarrstelle suche, da zeigte der Baron offenbare Theilnahme, und sagte: „Dazu kann, wenn Er gute Zeugnisse hat, wohl Rath werden.“ Johannes überreichte ihm nun vor allem den Empfehlungsbrief, welchen Schwarzmann ihm mitgegeben. Aber hier verfinsterten sich unerwarteter Weise die Züge des Gutsherrn. „Wie kommt Er zu diesem Schwarzmann? Hätte denken sollen an des alten Dichters Wort: hic niger est; hunc tu, Romane, caveto! Wen dieser Schwarzmann als einen sehr frommen und geschickten theologum empfiehlt, der ist bei mir schlecht empfohlen.“

Auf's äußerste erschrocken, stotterte Johannes: „Ich kenne diesen Schwarzmann gar nicht näher, habe ihn auch nie um

ein solches Empfehlungsschreiben gebeten; ich weiß selbst nicht, wie er dazu kam, mir diesen Brief mitzugeben." Er erzählte mit kurzen Worten, wie er in Holland ihn nur dem Namen nach gekannt und nur Uebles von ihm gehört, wie er auf der Seereise mit ihm zusammengetroffen sei, und wie jener sich und seine Wohlthaten ihm fast aufgedrängt habe. „Euch, Herr, nannte er seinen guten Freund; hätte ich ahnen können, wie ihr über ihn denkt, so würde ich dieses Danaergeschenk lieber zehnmal verbrannt, als es an euch abgegeben haben. Aber ich besitze ja noch ganz andre Zeugnisse."

Er reichte seine Zeugnisse von Rostock und Leyden dar. „Also in Leyden hat Er studirt, in dem calvinistischen Neste?" fragte der Freiherr finster. „Ist denn kein Gott in Israel, daß ihr hingehet zu fragen Baal Sebub, den Gott zu Ekron?"

„Der leidige Krieg hat mich genöthigt, Rostock zu verlassen," sagte Johannes, von neuem bestürzt. „Uebrigens studiren ja Hunderte lutherischer Theologen in Leyden. Mit mir zugleich waren fünfhundert Studenten Augsburgischer Confession dort. Und was die Lehre betrifft, so halte ich mich fest an das, was ich bei meinen geliebten Lehrern Lütkemann und Quistorp gelernet."

„Die sind selbst nicht fest und entschieden in Verdammung calvinistischer Häresie," erwiderte Büsterow. „Ich will Ihm etwas sagen, junger Mann. Eine Pfarrstelle kann ich Ihm für den Augenblick nicht verleihen; aber wenn Er einer Lehrerstelle treu und redlich vorstehen will, so will ich Ihm Dach und Fach und Kost und überdies monatlich noch zwei Thaler geben, und wofern ich sehe, daß Er in puncto doctrinae kein räudig Schaf ist, so mag dann wohl nächsten Sommer auch zu einer Pfarrstelle Rath werden."

Was sollte Johannes thun? Nein sagen, und auf's ungewisse hin bei andern, völlig unbekannten Edelleuten seine Bewerbungen fortsetzen? Das war nicht rathsam. Der Sperling in der Hand, dachte er, ist besser, als das Huhn auf dem Dache. Er schlug ein, und wurde bedeutet, daß er seine Stelle sofort anzutreten habe.

Es war eine leidige Stelle, wie es deren in jenen Zeiten so viele gab. Sein Hauptgeschäft dem Namen nach be-

stand darin, die beiden Junker, unbändige und verzogene Knaben von zehn und dreizehn Jahren, im Latein zu unterrichten. Schon dies war schwierig genug; denn die lieben Junker waren im Lernen erzfaul, desto erfindungsreicher aber in allen muthwilligen und selbst boshaften Streichen. Dabei hielt ihnen die Mutter, eine aufgeblasene Frau, die Stange, und so stand der arme Lehrer zwischen zwei Feuern, indem er, was der Vater den Knaben untersagt hatte, nicht dulden sollte, und gleichwohl, so oft er eine Züchtigung oder Strafe verhängte, den Unwillen der Mutter auf sich lud. Aber wäre damit seine Aufgabe nur erschöpft gewesen! Nebenbei sollte er auch den alterschwachen Schullehrer im Dorfe täglich zwei Stunden lang vertreten, und wenn die beiden Junker in dieser Zeit, wo sie ohne Aufsicht waren, dumme Streiche verübten, so wurde Johannes dafür verantwortlich gemacht. Am schlimmsten war aber sein Verhältnis zu den Dienstboten, die ihn, weil er bei Tische hinter dem Stuhl des Barons stehen und aufwarten mußte, für ihresgleichen ansahen, ihn wegen seiner ärmlichen Kleidung verachteten und verhöhnten, und, wo sie konnten, ihm Spott und Schabernack anthaten. Und doch — weit schwerer, als dies alles, trug Johannes das Eine, daß er seine Mutter niemals besuchen durfte. Er schrieb ihr fleißig, und meldete ihr nichts davon, wie übel es ihm ergehe. Im November schickte er ihr die zwei empfangenen Thaler. Ende Dezember wollte er das Gleiche thun; aber an Weihnachten ward er mit einem neuen, recht stattlichen Rock überrascht, freilich mit dem Bemerken, daß dieser Rock nur zur Hälfte Geschenk sei; die andre Hälfte müsse er sich abverdienen. So erhielt er nun mehrere Monate lang gar kein Honorar.

Langsam schlich ihm der trübe Winter dahin. Aus dem Reiche hörte er nur wenig Nachrichten, und von einer Landung der Schweden verlautete gar nichts mehr. Seine einzige Erholung und Erquickung war es, wenn der Bote einen Brief von seiner Mutter brachte. Sie schrieb jedesmal, daß es ihr gut gehe, und segnete ihn, daß er so treu für sie gesorgt habe. Und wie er aus liebender Schonung ihr all das Schwere und Bittere seiner Lage verhehlte, so verschwieg

sie aus gleicher Schonung ihm, wie schlimm es mit ihrer Krankheit stehe, wie rasch ihre Kräfte dahinschwänden. „Er darf ja nicht kommen,“ dachte sie; „wie würde ihm das Herz bluten, wenn er mich so leidend wüßte, und müßte mir fern bleiben!“

Viertes Kapitel.

Unerwartete Hilfe.

> Sagt grad, mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
> Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?
> Martha, in Göthe's Faust.

So vergieng der Frühling 1630; der Juni kam heran. Da eröffnete eines Tages Herr von Büsterow dem Candidaten, daß ein benachbarter Gutsherr, der Baron von Quispe-Zeis, eine Pfarrstelle zu vergeben habe, und auf seine Empfehlung hin geneigt sei, sie Johannes zu verleihen. Er solle sich morgendes Tages auf den Weg — und dem gnädigen Herrn seine Aufwartung machen. Johannes konnte vor Freuden kaum athmen. In der ersten Frühe des nächsten Morgens schritt er in seinem stattlichen neuen Anzug hinüber nach dem Gute. Die Freude hatte seinem, von so manchem Kummer gebleichten Gesicht die ganze Frische und Farbe und Schönheit wiedergegeben. Ein alter Diener oder Kastellan empfieng ihn freundlich und ehrerbietig mit den Worten: „Ah, das ist ja wohl der neue Pfarrherr!“ und bat ihn, einen Augenblick in der untern Stube Platz zu nehmen, bis er ihn oben beim Herrn würde gemeldet haben. Kaum saß Johannes, als aus einer Seitenkammer ein junges, schönes, üppiges Weib hereintrat, einen forschenden Blick auf Johannes warf, und sich dann einen Sessel ziemlich dicht neben den seinen rückte. „Mein Vater,“ hub sie an, „wird bald wieder da sein, vorausgesezt daß der Herr schon ange-

kleidet ist. Ihr werdet also die Pfarre annehmen?" — „Wie ich höre, soll der gnädige Herr geneigt sein, sie mir zu verleihen," sagte Johannes, auf welchen die ganze Erscheinung des jungen Weibes einen sehr widerwärtigen Eindruck machte, mit trocknem Ton. Das Weib maß ihn wieder mit Blicken, in denen ein lüsternes Wohlgefallen lag, und hub an, die Vortheile der Stelle, das geräumige Pfarrhaus, den großen Garten, das ausgedehnte Pfarrgut, und besonders die Leutseligkeit und Lustigkeit des Gutsherrn nach allen Seiten zu rühmen, gerade als hätte ihr etwas daran gelegen, den fremden jungen Mann für diese Stelle zu werben. Während sie noch redete, kam durch die Stubenthür, die der Kastellan offen gelassen, ein kleines Kind von etwa zwei Jahren, das nach seiner Mutter schrie. Aber hinter dem Kinde her kam eine Magd gestürzt, riß mit Hast das Kleine vom Boden auf, und trug es, so sehr es auch weinte und strampfte, hinaus und hinweg. „Es ist das Kind meiner Schwester," erklärte das junge Weib dem Pfarrbewerber; „sie ist heute über Land, und da schreit das Kleine den ganzen Tag nach der Mutter." Kaum war dieser unerhebliche Auftritt vorüber, so kam der Kastellan wieder, und lud Ehrwürden ein, zum Herrn hinaufzugehen.

Auf der Treppe und dem Corridor fielen Johannes einige lascive Oelgemälde im bekannten Geschmack Macarto Porco's auf. In einem Gemach, das mit mehr Luxus eingerichtet war, als man in jener Zeit auf schlichten Edelsitzen zu finden pflegte, saß der Baron von Quispe-Zeis, ein voller, etwas gedunsener Mann in den Dreißigen, auf einem weichgepolsterten Ruhebette. Ein Band des Decamerone lag aufgeschlagen neben ihm; denn er war in seiner Jugend in Italien gewesen, und las und liebte italiänische Sprache, Literatur und Kunst. „Ihr seid der Candidat Perlkamp," hub er an, ohne von seinem Sitze aufzustehen; „mein Freund Büsterow hat euch mir empfohlen, und ihr scheinet mir kein so übler Mann zu sein; ein hübscher Wuchs, gefällige Gesichtszüge, freundliche Augen; kein solcher Bärbeiß, wie es die Pfaffen gewöhnlich sind; steht auch nicht so linkisch und dreidrähtig da, sondern seid mir sogleich bei eurem Eintritt

und Gruß vorgekommen wie Einer, der die Welt gesehen und Manieren gelernet hat. Da werden wir ja gut miteinander auskommen. Ja ja, ich bin ganz geneigt, euch die Pfarre zu übertragen. Das Pfarrhaus werdet ihr schon eingesehen haben?"

„Nein, gnädiger Herr; wie hätte ich das wagen dürfen? Mein erster Gang war hieher in's Schloß."

„Nun, ihr werdet die Katze nicht im Sack kaufen wollen! Seht euch hernach mal die Sache an; mein Kastellan soll euch herumführen. Schöner Garten; zwanzig Tagwerk Ackerfeld und zehn Tagwerk Wiesen; dazu der Fischfang in der Rike, und fünfzehn Klafter Holz jährlich. Auf die Jagd könnt ihr mich begleiten, so oft ihr wollt; nur das dürft ihr nicht verlangen, daß ich euch in die Kirche begleite. Da komm' ich selten hin; ich kann das Geplärre der Bauern nicht hören; denn ich bin ein Kenner von Musik. Meine Frau kommt desto fleißiger, die arme Närrin! Sie ist trübsinnig, und ist nichts mit ihr anzufangen. Also — seht euch die Sache an, ob sie euch ansteht."

„Aber, gnädiger Herr," sagte Johannes, „die Frage ist ja gar nicht, ob mir die Sache ansteht, sondern ob ich euch anstehe. Wollet die Gewogenheit haben, hier meine Zeugnisse — —"

„Pah! bleibt mir mit dem scholastischen Latein vom Halse! Ich frage nicht nach dem Quark, den euch die alten Perrücken in eure Zeugnisse geschrieben haben, sondern nach dem, was meine Augen sehen. Ihr gefallt mir. Nun thut auch eure Augen auf, und seht, ob euch die Pfarre gefällt sammt allem, was drum und dran hängt."

„Ew. Gnaden wissen vielleicht nicht, daß meine Eltern durch den Krieg aus großem Wohlstand in das tiefste Elend versetzet, daß mein Vater todt, meine Mutter krank ist, und ich jede, auch die geringste Stelle als eine Wohlthat mit Dank empfangen werde."

„Freut mich, euch so vernünftig reden zu hören. Und nach einer Pfarrfrau braucht ihr ja auch nicht weit zu suchen. Ihr habt die Franziska wohl schon gesehen, drunten des Kastellans Tochter? Ich denke, die Neugierde wird sie wohl

aus ihrer Kammer getrieben haben. Sie ist bis jezt die Kammerzofe meiner Frau gewesen. Eine sehr brave und sehr hübsche Person. Versteht das Hauswesen und die Landwirthschaft aus dem Grunde. Da wäre also für eine Pfarrerin gleich gesorgt. Denn ohne Pfarrfrau werdet ihr doch nicht aufziehen wollen. Aber ihr seid ja wie mit Gluth übergossen; und — was ist das? — jezt werdet ihr auf einmal bleich wie ein Leintuch. Habt ihr etwa schon einen andern Gegenstand?"

„Ich habe noch nie an's Heirathen gedacht, und in meiner Lage auch noch nie daran denken können. Das hat noch lange Zeit. Meiner Mutter ein Obdach zu geben, sie in ihrem Siechthum zu pflegen, das ist meine nächste und einzige Sorge."

„Alles recht schön," sagte der Baron; „aber eine Hausfrau braucht ihr darum doch. Eure kranke Mutter kann euch weder Küche noch Stallung besorgen, noch der Landwirthschaft vorstehen. Es ist das bei mir auch immer so Brauch und Ordnung gewesen, daß der Pfarrer mit einer Pfarrfrau aufgezogen ist, und so will ich's denn auch jezt gehalten wissen. Es ist neben euch noch ein Bewerber da, der sich sogleich bereit erklärt hat, die Franziska zu nehmen. Aber ihm möcht' ich sie mitsammt der Pfarrei nicht halb so gern gönnen, wie euch. Nun ich denke, ihr werdet mir's möglich machen, euch und eurer Mutter aus der Noth zu helfen, und werdet euch nicht lange zieren. Das Mensch ist nicht nur fleißig und geschickt, sondern auch jung und schön wie eine Venus."

„So habe ich dies denn als eine Bedingung anzusehen —?"

„Wenn ihr's so nennen wollt: ja. Der Gutsherr hat die Pflicht, für seine Unterthanen zu sorgen. Den Kastellan kenne ich schon länger, als euch. Euch sehe ich heute zum ersten Mal; er hat meinem Vater dreißig und mir zehn Jahre treu gedient; Franziska ist sein einziges Kind, und da habe ich ihm denn versprochen, daß ich für sie sorgen wolle, daß sie Frau Pfarrerin werde. Ich verlange übrigens keine augenblickliche Entscheidung. Ich gebe euch zwei-

mal vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Heute aber seht euch das Pfarrgut und die Braut einmal an."

Damit entließ er ihn. In Johannes Brust wogte der Sturm der äußersten Entrüstung. Wohl wußte er, daß es bei dem deutschen Adel seiner Zeit gar nichts außerordentliches war, die Verleihung von Pfarrstellen an solche unwürdige Bedingungen zu knüpfen. Aber er gedachte auch wiederum der Art, wie in den Niederlanden die Pfarrwahlen von den Klassensynoden oder den einzelnen Gemeinden mit frommer Gewissenhaftigkeit vorgenommen wurden, wie man dort nach gründlichem Wissen und nach Reinheit des Wandels fragte, wie dort ein Candidat, der sich auf so schmachvolle Art eine Stelle erkauft hätte, die Achtung der Gemeinde verscherzen, ja aus dem Stande der Diener am Wort gestrichen werden würde. Er schämte sich für sein Vaterland, für seine Kirche; er schämte sich für und vor sich selbst; und als er unten an der Treppe Franziska schon warten und mit frecher Freundlichkeit ihn begrüßen sah, da faßte ihn ein Grausen; schon war er drauf und dran, ohne Gruß an ihr vorbei zum Schlosse hinauszueilen und keinen Tritt mehr hieher zu setzen — als der Gedanke an seine Mutter ihm zu einem andern Entschlusse die Kraft gab. Er durfte nicht vor gewissenhafter Prüfung und Ueberlegung die Brücken abbrechen und diese Versorgung für sie unmöglich machen. Er ließ sich's also gefallen, das Pfarrhaus und die Felder sich zeigen zu lassen. Nicht der Kastellan, sondern Franziska war seine Führerin. Kaum war sie aus dem Schlosse getreten, so legte sie ganz vertraulich ihre Hand in seinen Arm. Rasch entzog er sich ihr, und sagte mit ruhigem Ernste: „Ist das schicklich, in einen fremden Mann sich einzuhängen?" Franziska erröthete und blickte verwirrt zur Erde. „Ich dachte —" stotterte sie, „weil ihr ja doch — —". „Noch habe ich nicht erklärt, ob ich die Stelle annehmen will, und gegen euch am wenigsten." Er sezte ihr des weiteren auseinander, wie einer Pfarrfrau vor allen andern Frauen die strengste Sittsamkeit gezieme. Sie ward immer verlegener, und da eben ihr Vater daherkam, bat sie diesen, den Herrn Candidaten in's Pfarrhaus zu führen. Johannes sah das-

selbe flüchtig an, und warf einen noch flüchtigeren Blick auf die Ländereien; er war wortkarg, und ließ sich auf kein Gespräch über andre, als die nächst vor Augen liegenden Dinge, ein. So hinterließ er, als er sich verabschiedete, bei dem Kastellan wie bei dessen Tochter die Besorgnis: „der beißt nicht an!"

Und doch waren es Gedanken entgegengesezter Art, welche ihn auf dem Rückweg nach Büsterow beschäftigten. Von dem Axiom beherrscht, daß er seiner armen Mutter helfen müsse — denn die dreißig Mark waren nun aufgebraucht, und mit zwei Thalern monatlich konnte er ihr nicht länger Kost und Wohnung schaffen — von dem Drange beseelt, sie endlich einmal zu sich nehmen und pflegen zu können, überlegte er es nach allen Seiten, ob dem Antrag, der ihm so schmählich erschienen, nicht am Ende doch eine erträgliche Seite abzugewinnen sei. Der erste Eindruck, welchen Franziska auf ihn gemacht, war ein höchst widerlicher gewesen; ihr fehlte alles Jungfräuliche. Aber ihr tiefes Erröthen, als er sie zur Sittsamkeit ermahnte, hatte ihn einigermaßen versöhnlich gestimmt. „Sie hat eine verkehrte Erziehung gehabt," dachte er; „sie meinte vielleicht, es sei ganz schicklich, daß sie ihrem muthmaßlichen Bräutigam Vertrauen zeige, und hat Vertrauen mit Vertraulichkeit verwechselt. Ihre Schönheit ist eine üppige, die mir nicht zusagt; aber was kann sie für ihren Wuchs? Sie hat vielleicht ein lenksames Gemüth, das ernsten, zurechtweisenden Worten ein Ohr leiht? — Hart ist's und bleibt's für mich. Sie entspricht so gar nicht dem Bilde, das ich von einer künftigen Braut und Geliebten mir entworfen. Ich muß das höchste, edelste Glück, vielleicht mein ganzes Lebensglück zum Opfer bringen; aber wie mancher junge Mann hat ohne Neigung und gegen seine Neigung heirathen müssen! Ich habe doch wenigstens das voraus, daß ich keiner anderweitigen Liebe entsagen muß.

„Wenn der Baron für die Tochter eines alten Dieners sorgt, — nun, das kann man ihm am Ende nicht so übel nehmen. In diesen schweren Kriegszeiten thut einem jungen Weibe die männliche Stütze und der Schutz eines Mannes ja doppelt noth. Aber gelogen hat er, da er sie des Ka-

stellans einziges Kind nannte, während sie mir doch selbst gesagt, daß sie eine verheirathete Schwester habe, und ich deren Kind mit Augen gesehen habe. Diese Lüge hätte er nicht eben nöthig gehabt; seine Absicht, das Mädchen zu versorgen, wäre auch ohne dies gerechtfertigt geblieben. Dieser Baron hat überhaupt einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Er scheint mir ein Freigeist zu sein; ein Ausdruck von Sinnlichkeit spielt in seinem Gesichte. Ich werde mit ihm manchen harten Strauß durchzufechten haben."

Johannes seufzte tief. Der Gedanke an alles, was ihm bevorstand, lag wie ein Alp auf seiner Brust. Als er nun aber Schloß Büsterow vor sich sah, da kam ihm die qualvolle Stellung, in welcher er sich hier befand, und all das Schwere und Drückende, was er hier zu erdulden hatte, so lebhaft zu Sinn, daß ihm im Vergleich damit die Pfarrei in Quispe beinahe wie ein Paradies erschien. Als er dem Schlosse nahte, kam eben der Bote daher, welcher alle vierzehn Tage von Stralsund Briefe zu bringen pflegte. Johannes eilte auf ihn zu, in der Meinung, daß er, wie immer so auch heute, ihm einen Brief von seiner Mutter bringen werde. Der Bote aber schüttelte von weitem schon mit der Hand. Johannes erschrack. „Heute komme ich leer," sagte er, „die Mutter ist unwohl, und kann nicht schreiben, und — im Vertrauen gesagt — die Hausleute haben mir erzählt, daß es ihr schon seit ein paar Wochen recht übel geht."

Nun war sein Entschluß gefaßt. Er eilte in's Schloß zu Herrn von Büsterow, und meldete ihm, daß er die Pfarrstelle zu Quispe anzunehmen gesonnen sei; nur müsse er für eine Bedingung, an deren Erfüllung die Verleihung dieser Pfründe geknüpft werde, erst die Einwilligung seiner Mutter einholen, und bitte deshalb ihn zu entschuldigen, wenn er sogleich diesen Nachmittag sich nach Stralsund auf den Weg mache. „Was ist das für eine Bedingung?" fragte Büsterow. — „Ich soll die Tochter des Kastellans zur Frau nehmen," antwortete Johannes, und schwer genug wurde es ihm, diese Worte hervorzubringen. Büsterows Gesicht drückte eine Mischung von Erstaunen und Unwillen aus.

„Und dazu habt ihr euch bereit finden lassen?“ sagte er, und schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts erklärt,“ sprach Johannes, „sondern will mich erst mit meiner Mutter besprechen.“ — „Das könnt ihr ja auch schriftlich thun,“ murmelte Büsterow finster vor sich hin. — „Sie ist krank, sagt mir so eben der Bote; sie kann nicht schreiben, kann mir also nicht antworten. So muß ich doch wohl zu ihr gehen.“ — „Macht's, wie ihr wollt!“ murrte der Baron, wandte den Rücken, und ließ Johannes stehen.

Die misbilligende Miene, womit Büsterow die Mittheilung des jungen Mannes aufgenommen, machte diesen von neuem stutzig, und warf ihn in neue Zweifel zurück. Nur um so mehr drängte es ihn, den Rath der treuen Mutter zu vernehmen. Er steckte die wenigen Thaler, die er neuerdings wieder hatte zurücklegen können, zu sich, nahm seinen alten getreuen Wanderstab, und machte sich, ohne etwas zu Mittag gegessen zu haben, auf die Reise. Er war aber so in seine Gedanken vertieft, daß er da, wo der Weg nach Quispe von dem Weg nach Stralsund sich scheidet, links statt rechts gieng. Er war schon einige tausend Schritte gegangen, ehe er seinen Irrthum bemerkte. „Soll ich umkehren?“ fragte er sich; „der Umweg über Quispe ist nicht bedeutend, und kann höchstens eine halbe Stunde betragen. Vielleicht ist's eine Fügung Gottes, daß ich diesen Weg eingeschlagen.“ Er gieng also vollends nach Quispe; es war ihm ganz recht, Franziska erst noch einmal sich anzusehen.

Links vom Schlosse zog sich der Schloßgarten hin. Er war mit einer hohen Wand von Taxus eingefaßt. Als Johannes an der Taxuswand dahinschritt, hörte er im Innern des Gartens ein kicherndes Lachen von einer weiblichen Stimme und dazwischen deutlich die Stimme des Barons. „Ja,“ hörte er diesen sagen, „wir bleiben einander treu trotz allen Gimpeln.“ Er vermochte sich nicht zu erklären, was dieser Auftritt zu bedeuten habe; die Baronin war ja trübsinnig und schwermüthig, und ihr hätte der Baron seine Treue auch nicht erst zu versichern gebraucht. Offenbar war es ein unerlaubtes Verhältnis, das der Baron hier unterhielt. Eine furchtbare Ahnung schoß ihm durch die Seele, und

machte sein Blut fast gerinnen. Jetzt sah er den Kastellan vor dem Schlosse stehen. „Schon wieder hier?“ rief dieser ihm entgegen; „habt ihr euch besonnen und entschlossen?“ — „Sagt mir,“ versetzte Johannes, „mit wem redet denn der Herr drin im Garten?“ Der Kastellan ward sichtlich verlegen, faßte sich aber sofort, und sagte: „Der Herr? Der ist ja gar nicht im Garten; der liegt droben in seiner Stube und hält seinen Mittagsschlaf. Im Garten ist niemand, als der junge Gärtner.“ — „Ich habe aber doch eine weibliche Stimme gehört.“ — „Nun, dann wird sein Schatz, des Velten Lise, bei ihm sein. Ihr seid ja bereits recht neugierig nach allem, was bei uns vorgeht. Seid ihr vielleicht darum wiedergekommen, um zu spioniren?“ Johannes war verlegen, was er als den Zweck seines Wiederkommens angeben sollte, das doch ohne Zweck und Absicht geschehen war. „Nein,“ sagte er, „ich bin gekommen, euch zu bitten, daß ihr dem Herrn sagen sollt, ich sei geneigt, auf seinen Wunsch einzugehen; nur müsse ich mir zuvor noch die Einwilligung meiner Mutter erholen, und darum sei ich im Begriffe nach Stralsund zu wandern. Ob ich bis morgen Abend schon wieder hier sein kann, weiß ich nicht; sollte ich übermorgen also etwas später kommen, so möge der Herr Baron daraus keine falschen Schlüsse ziehen.“

Er wollte gehen; da fiel sein Blick durch das geöffnete Fenster des Erdgeschosses in die Stube des Kastellans, und drinnen saß Franziska mit Nähen beschäftigt. Sein häßlicher Argwohn war also eitel gewesen, und er schämte sich desselben. Daß sie so eben erst von hinten durch die Kammer in die Stube geschlichen war, wußte er nicht. In dem Gefühl, ihr in Gedanken Unrecht gethan zu haben, trat er ein, grüßte sie freundlich, und sprach: „Da ich euch hier sehe, will ich den Augenblick benützen, euch eine Frage vorzulegen. Ihr wißt, Jungfer, der gnädige Herr hat die Verleihung der Pfarre an die Bedingung geknüpft, daß ich euch zu meinem ehelichen Weibe nehmen soll. Nun habe ich aber eine alte kranke Mutter, und wenn ich die Stelle annehme, so geschieht solches nur aus dem Grunde, um diese meine Mutter zu mir nehmen und sie bis an ihr

Ende treulich pflegen zu können. So eben bin ich auf dem Wege zu ihr, mir ihre Einwilligung zu holen. Aber ehe ich das thue, muß ich von euch, Jungfer Franziska, das feierliche Versprechen in Gegenwart eures Vaters haben, erstlich, daß ihr keine Einwendung dagegen macht, meine Mutter in's Haus zu nehmen, und zweitens, daß ihr als eine gute Schwiegertochter an ihr handeln, mit ihrer Körperschwachheit Geduld haben, und sie mir getreulich wollet pflegen helfen, wie es einer christlichen Sohnsfrau geziemt."

Franziska, deren Auge mit unerheucheltem Wohlgefallen auf dem schönen Antlitz des jungen Mannes ruhte, versprach mit feurigen Worten das allerbeste; der Kastellan stimmte ein, und Johannes, der an der Aufrichtigkeit dieser Versprechungen nicht zweifelte, reichte Franziska zum Abschied die Hand mit den Worten: „So wird sich ja alles, so Gott will, gut machen."

Damit gieng er. Er konnte sich's nicht verhehlen, die volle schöne Gestalt der Dirne und ihr von einem Strahl fröhlicher Hoffnung durchglühtes Gesicht hatte ein gewisses Wohlgefallen in ihm erweckt. Eine leise Stimme in seinem Innern sagte, das sei ein Wohlgefallen sinnlicher Art. Er konnte es nicht leugnen; er mußte sich sagen, daß immer noch ein geheimes Grauen sich zwischen ihn und sie als Scheidewand stelle; daß wahre Liebe nur aus sittlicher Hochachtung entspringen könne; daß diesem Wesen Eines durchaus fehle: der Adel der Jungfräulichkeit. Nur der Gedanke an die bittre Noth seiner Mutter beschwichtigte wieder diese warnenden Stimmen.

Während er nun, in solche trübe Gedanken versunken, durch das Dorf dahinschritt, einem Feldwege zu, der ihn auf die Stralsunder Landstraße zurückführen mußte, gesellte sich ein alter Bauer zu ihm, lüftete den Hut, und sagte: „Das ist ja wohl der neue geistliche Herr? Ja ja, bei so einem schönen Pfarrgut besinnt man sich nicht lang. Habt euch eben auch entschließen müssen, in den wurmstichigen Apfel zu beißen. Euer Vorfahr, der alte Kielmann, hat's seiner Zeit ebenso gemacht. Das Kammermensch des seligen Herrn brachte ihm schon zwei Kinder mit; die Franziska hat

doch erst eines. Kann freilich noch mehrere von ihm bekommen; denn lassen wird er nicht so bald von ihr. Nun, der alte Kielmann hat sich schadlos gehalten, und euch wird's auch nicht fehlen; ein hübscher seid ihr — —"

„Mensch!" brach jezt Johannes aus, der bis dahin in sprachlosem Staunen dem Alten zugehört hatte, und vor Entrüstung zitterte, — „Mensch! wer hat euch gesagt, daß ich ein fettes Pfarrgut um einen Pfuhl von Schande mir kaufen wolle? Geht eurer Wege! und wenn euer voriger Pfarrer ein Gauch und Ehebrecher war, so wißt, daß ich kein solcher bin noch jemals werde!" Dabei gieng er in heftigem Sturmschritt voran, und ließ den erstaunten Bauern hinter sich zurück.

„Was sind das für Zustände!" sagte er zu sich selbst; „was kann da aus der Christenheit werden, wo Adel und Geistlichkeit mit einander wetteifern, dem Volke den lezten Rest von Zucht, die lezte Scheu vor Gottes Geboten aus dem Herzen zu reißen! Das nennt sich evangelische Kirche! Das rühmt sich der reinen Lehre! Ja wohl, wo das Salz dumm wird, da müssen die Gerichte des Höchsten hereinbrechen. — Nein, das kann Gottes Wille nicht sein, daß ich durch dieses Mittel meiner armen Mutter Hilfe schaffe! Ich will ihr alles erzählen; sie soll selbst entscheiden. Ich weiß, wie sie entscheiden wird. Woher uns Hilfe kommen soll, das weiß ich noch nicht. Da heißt es: blind glauben. Ja, ich will glauben! Gott wird helfen!"

Von heiligem Zorn beflügelt, schritt er dahin, Meile um Meile, bis die Sonne vor ihm hinter den Horizont gesunken war und die schönste Sommernacht auf die Fluren sank. Es war heute der 24. Juni, der Tag Johannis des Täufers. Der junge Wanderer spürte keine Müdigkeit, aber der Hunger stellte sich ein. Ein Dorf lag am Wege; er gieng in die Schenke, und ließ sich ein Abendbrod und einen Trunk Bier geben. Die Bauern am andern Tische führten wunderliche Reden. Eine Flotte sollte auf hoher See erschienen sein, im vollen Kurs nach der Küste begriffen; dazwischen redeten sie von Kometen und feurigen Drachen am Himmel. Johannes war so sehr mit seinen persönlichen Sorgen beschäftigt, daß

er auf dies Geschwätz kaum hinhörte, geschweige dasselbe beachtete. Er brach bald wieder auf, und da es eine wunderherrliche, sternhelle, laue Nacht war, so beschloß er, noch eine Strecke weiter zu wandern, um morgen bei desto besserer Zeit Stralsund zu erreichen. Ein Buchenwald in der Nähe der Landstraße bot ihm ein ebenso reizendes als wohlfeiles Nachtlager. Er suchte sich eine durch Unterholz gegen den Zugwind geschüzte Stelle, kniete nieder, empfahl sich und seine Zukunft Gott, legte sich dann hin, das Haupt auf ein Büschel Zweige stützend, und bald umfieng ihn ein sanfter Schlaf.

Nach den Aufregungen des vorigen Tages und der langen Wanderung schlief er so fest und so lang, daß die Sonne schon die glatten Stämme der Buchen vergoldete, als er — durch einen seltsamen Klang geweckt — aus dem Schlafe emporfuhr. Ihm war's, als hätte er einen Trompetenstoß gehört. Doch er hatte ja so eben geträumt, er sehe Truppen über eine Ebene ziehen; so mochte wohl auch der Ton der Trompete noch seinem Traume angehören. Aber nein! kaum, daß er auf seinen Füßen stand, so schallte ein neues Signal ganz aus der Nähe in sein Ohr. Er erschrack. Waren waldsteinische Truppen in Pommern eingebrochen? War das Gehölz umstellt? Hart an dessen Rande mußte das Signal geblasen worden sein, und zwar kam der Schall von der Seite her, die der Landstraße entgegengesezt war. Er wußte nicht: sollte er auf die Straße entfliehen, oder hier sich verbergen? Noch stand er unschlüssig, als auf einmal die Melodie des Liedes: Ein' feste Burg ist unser Gott, von einem starken Chor gewaltiger Männerstimmen gesungen, die Buchenhallen durchdröhnte, von eben der Seite her, wo vorhin der Trompetenstoß erklungen war. Er wußte nun: es waren protestantische Truppen. Er entsann sich, daß heute vor hundert Jahren, den 25. Juni 1530, die evangelischen Stände auf dem Reichstag zu Augsburg dem Kaiser ihr Bekenntnis übergeben hatten. Der Herzog von Pommern läßt seine Truppen einen Feldgottesdienst halten, so dachte er, und gieng getrost der Richtung des Gesanges nach. Der Wald endete auf einer Anhöhe, die sich hier, wenn auch

nicht sehr tief, doch plötzlich und steil gegen einen Wiesengrund hinabsenkte. Hinter einem Haselbusche verborgen, konnte er den Wiesengrund überblicken. Dort stand das ganze Regiment im Kreise versammelt. Aber er traute seinen Augen nicht; das war ja nicht die Tracht der pommrischen Truppen; die Soldaten trugen Röcke von ungebleichter Leinwand mit blauen Krägen, und auch die Fahne war eine fremde. Der Gesang verstummte jezt; ein Prediger bestieg eine Feldkanzel, und hub an zu beten. Johannes vernahm jede Silbe; er verstand auch jedes Wort — aber leztères nur, weil er der schwedischen Sprache mächtig war. War's denn ein Traum? Die Schweden waren gelandet?! Er fiel auf seine Kniee; er dankte Gott; er betete mit, von Grund seines Herzens, um Segen, um Sieg.

Auf das Gebet folgte eine kurze, kräftige Predigt. „Ihr seid ein heiliges Heer," so schloß der Prediger dieselbe, „so befleißiget euch auch heiligen Wandels! Ihr kämpft für die Wahrheit, für die Ehre des Herrn; so macht auch der Wahrheit Ehre! Ihr kämpft für das evangelische Bekenntnis, so erweiset euch auch als Menschen, die durch das Evangelium neugeboren sind zu einer unvergänglichen Hoffnung! Wollt ihr das, so gelobet es hier vor dem Angesicht des allgegenwärtigen Gottes!" Und nun fielen die Tausende auf die Kniee, und riefen mit Einem Munde: „Ja." „Amen," sprach der Prediger. Der lezte Vers wurde gesungen, und der Segen ertheilt. Alsdann wurde eine königliche Verordnung verlesen über das Betragen, das Gustav Adolf seinen Soldaten zur Pflicht mache. Was sie verzehrten, sollten sie bezahlen; jeder Akt der Plünderung oder Gewaltthat, es sei in Feindes oder Freundes Land, solle unnachsichtlich streng bestraft werden. Vor allem hätten sie der Keuschheit sich zu befleißigen; keine Dirne werde beim Heere geduldet.

„Diese schwedischen Soldaten," sagte Johannes für sich, „haben mehr Ehre im Leib, als gewisse deutsche Gutsherrn und Pfaffen." Er gieng durch den Wald zurück auf die Landstraße, und eilte nun der Stadt Stralsund zu. Das Stadtthor war mit schwedischen Flaggen geschmückt; auf dem

Markte wirbelte die Werbetrommel. Ein General sprengte rasch an ihm vorüber; er glaubte das Gesicht Falkenbergs wiederzuerkennen. Doch das alles sah er nur halb; ihn zog es nach der stillen Gasse, wo seine kranke Mutter wohnte. Noch einmal — als er an ihre hilflose Lage dachte — fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: „Und soll ich ihr nicht dennoch das Opfer bringen? Dem Namen nach Ehemann, der That nach ohne Weib mein Leben hinbringen? Die Dirne, die mein Weib heißt, dem Edelmann lassen, und weder sie noch eine andere berühren? — Sage ich der Mutter, wie es steht, so wird sie es nie zugeben. Soll ich nicht lieber ganz schweigen, und ihr nur sagen, ich habe eine Pfarrei?"

Aber jetzt war zu solchen Ueberlegungen keine Zeit mehr; denn schon hielt er die Klinke der Hausthür in der Hand; schon hatte die Frau des Reffschlägers, bei der er seine Mutter untergebracht, ihn gesehen, und riß die Hausthüre auf, und rief, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, ihm entgegen: „Nun gelobt sei der allmächtige Gott, daß ihr kommt! Sie ringt schon seit zwei Tagen, und kann nicht sterben, ehe sie euch noch einmal gesehen."

Bebend und erschüttert trat er in das Kämmerlein. Da lag sie, schwerathmend, und wie im Schlummer, und lispelte für sich, als ob sie träume: „Dem Adler nach! Hoch hinauf! Weit hinaus! Und dann wieder zurück an den Altar!" — „Sie redet irre," sagte die Frau. — „O meine Mutter!" stammelte Johannes unter strömenden Thränen. Bei dem Klang dieser Stimme schlug die Sterbende die Augen auf; „mein Johannes!" sprach sie, und sezte sich im Bette auf, ihm die Hand entgegenstreckend. Er stürzte auf sie hin; er sank auf's Knie. Sie legte ihm die kalte Rechte auf sein Haupt, und sprach deutlich: „Der Herr — segne — segne — segne dich!" Dann sank sie in die Kissen zurück. Ihre Seele war entflohen.

Fünftes Kapitel.

Ein junger Thunichtgut.

Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an.
Volkslied.

In der gleichen Stunde, als die Wittwe Perlkamp in Stralsund ihren lezten Athemzug that, schallte in ganz Baden, Würtemberg und dem protestantischen Theile Frankens feierliches Glockengeläute von allen Thürmen. Markgraf Christian von Brandenburg-Ansbach hatte den Rath gegeben, daß man, den Uebergriffen des Kaisers zum Troz, den hundertjährigen Jahrestag der Uebergabe Augsburgischer Confession in den evangelischen Landen festlich begehen, und durch solche Festfeier sowohl den Widersachern seinen Muth, am Bekenntnis festzuhalten, zeigen, als auch sich selbst zu solcher Treue nochmals verpflichten und gegenseitig darin stärken, und Gott um seinen Schuz und Segen anflehen solle. Schon Tags zuvor, Donnerstag den 24. Juni, war ein Buß- und Bettag mit großem Ernste gehalten worden. Heute aber, am Freitag, wurde von allen Kanzeln die Augsburgische Confession verlesen, und dann das neue Lied gesungen, welches der Superintendent und Professor zu Rinteln, Dr. Josua Stegmann, eigens für diese Zeit gedichtet hatte:

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List. U. s. w.

Auch in Urach hatte sich zu gleicher Feier die Bevölkerung in der Kirche eingefunden. Der lezte Vers des Liedes war gesungen, der Segen ertheilt; als die Gemeinde in guter alter Ordnung paarweise die Kirche verließ, durch die Seitenthüren die Frauen und Mädchen, durch die Hauptthür die Männer und Jünglinge, so blieb ein junger Mann, in Gedanken verloren,

auf der Vorbühne stehen, als diese sich schon ganz geleert hatte. Es war Georg, des Burgermeisters Sohn. Seine Blicke folgten der weißgekleideten Rosa, die an der Hand Katharinens drunten durch den Quergang des Schiffes nach dem Amandushofe schritt, — folgten ihr durch das Kirchenfenster bis in den mit Menschen sich füllenden Hof, suchten und fanden sie im Gewühle; aber nicht freudig waren diese Blicke. Die Hand Georgs ballte sich unwillkürlich zur Faust, als er einen schmucken Studenten sich durch den Hof bis zu Rosa drängen, ihre Hand ergreifen, und mit ihr in der Thür der Pfarrwohnung verschwinden sah. Wie angewurzelt blieb er stehen und starrte dem Paare nach. Schon klirrte drunten in dem einen der gothischen Portale der Schlüssel des Küsters, der die Kirche abzuschließen im Begriffe war; da erwachte Georg aus seinem finstern Traume, eilte die Thurmtreppe hinab, und stürmte nach dem väterlichen Hause.

Richard, welcher im vorigen Herbste das Amandusstift mit der Universität vertauscht hatte, war vorgestern Abend von Tübingen herübergekommen, um die festlichen Tage in dem Hause des Pfarrers, das ihm ein zweites Vaterhaus war, zu verleben. Seine Ankunft erregte eine freudige Ueberraschung; Röschen begrüßte den Vetter herzlich, jedoch mit einer gewissen jungfräulichen Befangenheit; er war kein Knabe mehr, sondern zum schönen, stattlichen Jüngling gereift. Und auch er trat der vollerblühten Jungfrau nicht mehr mit der Unbefangenheit des Gespielen, sondern mit einer schüchternen Zurückhaltung entgegen, die ihn wohl kleidete. Röschen konnte sich's nicht verhehlen, daß Richard in diesem Einen Jahre sehr gewonnen habe. Er erzählte am Abend, während der Pfarrer noch mit der Vorbereitung für die Bußtagspredigt beschäftigt war, Röschen mit Anmuth und Bescheidenheit von seinem Leben im Stift, von seinem Studium, seinen Lehrern, und insbesondere von seinem Stubenburschen, den er als einen sehr frommen, ernsten Menschen rühmte, dessen Umgang er viel zu danken habe. Und daß dies wahr sei, lehrte der Augenschein; die selbstsüchtige Härte, welche sonst so unangenehm in Richards Wesen auffiel, schien fast ganz verschwunden; er war und äußerte sich mild; einem

Menschenkenner freilich würde eine gewisse Frühreife, ein unjugendliches Wesen an ihm aufgefallen sein; aber altklug war er von jeher gewesen, und wenn er jezt über die ernste Lage der Zeit sich weitläufig — und über das gewöhnliche studentische Treiben sich verächtlich ausließ, so war das an ihm nicht auffallend. Einen günstigen Eindruck machte es auf Röschen, daß er von künftiger Werbung, Verlobung und Brautschaft kein Sterbenswörtchen fallen ließ, vielmehr ihr gegenüber sich höchst bescheiden benahm, wenn schon seine Blicke eine gewisse Wärme des Wohlgefallens verriethen, was ihr übrigens gar nicht unangenehm war. Sein Auge schien ein stilles, tiefes Vertrauen in sie auszusprechen, und in ihrem Auge lag etwas wie eine stille Zusage, daß dies Vertrauen nicht getäuscht werden solle.

So war es denn kein Wunder, wenn Röschen an den folgenden festlichen Tagen auf den Vetter, wenn er sie durch den Amandushof bis zur Kirchthür geleitete oder von dort wieder abholte, mit einem gewissen Stolz blickte. Dem Sohne des Burgermeisters war dies nicht entgangen. Er stand, nachdem er aus der Kirche heimgestürmt, vor seinem Vater in dessen geheimem Kabinet, und sprach mit leidenschaftlicher Erregung: „Vater, wenn ihr mir nicht noch heute den Gefallen thut, bei dem Pfarrer die Werbung um Rosa anzubringen, so läuft die Sache nicht gut ab. Ihr Vetter ist schon wieder da, Richard Wergschmidt, des verstorbenen Pfarrers in Tuttlingen hinterlassener Sohn, der jezt in Tübingen im Stift ist. Der unleidliche junge Fant verdreht ihr den Kopf. Ich habe es mit Augen gesehen, wie er nach der Kirche auf sie zueilte, und ihre Hand nahm, und sie die Hand ihm ließ, und mit Wohlgefallen an ihm hinaufschaute. Was soll daraus werden? Ich kann nun einmal ohne Rosa nicht leben. Ich bin verloren ohne sie. Tag und Nacht ist sie mein einziger Gedanke. Der Sache muß ein Ende gemacht werden!“

„Muß?“ sagte der Burgermeister. „Sieh doch an! Da scheint es ja, als ob die Herren Söhne zu befehlen und die Väter zu gehorchen hätten. Wo du nur das hitzige Blut herhast? Ich bin doch meiner Lebtage ein bedächtiger Mann

gewesen, und deine Mutter ist auch eine ruhige besonnene Frau. Es muß von deiner Großmutter, meiner Frauen Mutter, kommen, die eine geborene Französin gewesen ist. Also werben soll ich? Und du willst heirathen? Aber hast du denn ein Gewerbe, um eine Frau zu ernähren? Und eine Frau ernähren, und Kinder dazu, das will etwas heißen in dieser schwerbetrübten Zeit! Du nennst den Richard einen jungen Fant; ich befinde aber, daß der fleißig hinter seinem studio theologico her ist; kann aus ihm also wohl in wenigen Jahren ein wohlbestallter Pfarrherr werden, der eine Hausfrau in Ehren heimführen mag. Wärest du bei dem studio juris utriusque verblieben, wie ich und deine Mutter dir so dringend angelegen, so könntest du jezt bei denen Connexionen, so ich in den höchsten Stellen des Landes habe, recht wohl schon ein Pöstlein als Secretarius auf einer herzoglichen Kanzlei haben, und es bei guter Aufführung mit der Zeit bis zum Rathe bringen. Aber da hat man dir in den Wind geprediget. An der jurisprudentia hast du kein Gefallen gehabt, bist von der Universität fortgelaufen, und hast dich ein Jahr lang mit Forstleuten umgetrieben, vorgebend, du wollest ein Förster werden, da es dir doch nur um die Erlustigung des Jagens zu thun gewesen. Nun ich dir endlich dies aus dem Kopfe getrieben, hast du dich auf die Handelschaft verlegt, aber item ohne sonderlichen Fleiß, maßen du schier alle acht Tage deinem Prinzipal in Reutlingen und seinem contoro den Rücken kehrest, und zu Pferde mit etlichen Gesellen dahergeritten kommst. Sage mir nun, was ist das Gewerbe, worauf du eine Frau ernähren willst?"

„Ich habe die Handelschaft wohl und fleißig erlernet, Vater," sagte Georg mit keckter Zuversicht, „und ich getraue mir allerdinge dahier ein Geschäfte anzufangen."

„Hast du denn ein Haus und ein Kapital?" fragte der Burgermeister.

„Ei nun," erwiderte Georg kleinlaut, „Geld könnt ihr mir wohl vorstrecken. Ihr seid ja reich — —"

„Reich?!" rief der Vater. „Da seht mir den jungen Herrn! Reich bin ich nicht, und bin es nie gewesen; aber ein wohlhabender Mann bin ich gewesen, und wäre es noch,

wenn nicht die leidige Kriegsfurie allen Wohlstand verschlänge. Ich habe Haus und Hof, Aecker und Wiesen, dazu das Handelsgeschäft mit den Brüsseler Spitzen. Aber was will das heißen in einer Zeit, wo der Handel stockt, wo kein Mensch ein mehreres, als das unentbehrlichste, sich anschafft, wo die Steuern unerschwinglich sind, wo die östreichischen Truppen, die der Waldstein in's Land geworfen, dem Lande Monat für Monat einhundertundsechzigtausend Gulden kosten, wo keine Ernte sicher ist, daß die feindlichen Rosse sie nicht zertreten, keine Scheune sicher, daß sie nicht einbrechen und Heu daraus nehmen, so viel sie wollen?"

„Ich bin ein unglücklicher Mensch! Ich bin verloren!" rief jezt Georg, und raufte sich das Haar. „Mir bleibt nichts übrig, als unter die Soldaten zu gehen und in der Schlacht den Tod zu suchen!"

„Was schwatzest du da?" sagte der Burgermeister in möglichst kaltblütigem Tone, während die Angst ihm beinahe das Herz zuschnürte. „Laß diese gottlosen Redensarten! Mit denen bringst du mich zu gar nichts; das weißt du."

Georg wußte von Kindheit auf nur zu gut das Gegentheil; er wußte, daß er durch solche und ähnliche Mittel den Vater zu allem bringen könne, und daß er dabei überdies an der Mutter stets einen Rückhalt habe.

Diese hatte schon geraume Zeit horchend vor der Thür gestanden, und streckte jezt den Kopf herein. „Was höre ich da für schreckliche Dinge?" sagte sie. „Georg," fügte sie mit angenommener Strenge hinzu, „geh augenblicklich hinüber, und laß dir nie wieder beifallen, solche gottlose Drohungen auszustoßen. Du weißt, daß deine Eltern dich lieben und dein Bestes wollen, und dir noch nie einen Wunsch versagt haben, wenn die Gewährung desselben nur irgend in ihren Kräften stand."

Der junge Mann mit dem schwarzen Schnurrbart und dem geschlizten Wamms gieng, gehorsam wie ein Lamm. Er wußte ja, welchen vortrefflichen Fürsprech er hier zurückließ.

„Mann," sagte die Frau Burgermeisterin, „wir dürfen es nicht zum äußersten kommen lassen. Du kennst sein hitzig

Gemüth und seinen festen Willen, mit dem er alles durchsezt, was er sich einmal in den Kopf gepflanzet hat. Das Kriegshandwerk hat etwas sehr lockendes; wie mancher Sohn ist, seinen Eltern zum Herzeleid, unter die Soldaten gegangen! Denke an den jungen Frohmeier in Reutlingen, an den Friz Kalb in Metzingen! Solche Beispiele wirken verlockend. Und das wirst du doch nicht wollen, daß unser Georg in's Feld gienge, daß er eines Tages mit zerschossenem Arm oder Bein als Krüppel heimkäme, oder gar — —". Hier erstickten ihre Worte in einem Strom von Thränen. „Du solltest Gott danken," fuhr sie fort, als ihr Schluchzen nachgelassen hatte, „ja, du solltest Gott danken, daß Georg für ein friedlich Gewerbe Sinn und zu einer Heirath Lust hat. Sieh ihn einmal an! den stattlichsten Reiter gäbe er ab; es ist ein Wunder zu nennen, daß er, der an Reiten, Jagen und allen ritterlichen Uebungen solche Freude findet, nicht schon längst das Kriegshandwerk erwählet hat. Nur die Liebe vermochte ihn auf den sanfteren Weg des Friedens zu lenken. Danken sollten wir's dem Mädchen, das sein Herz gefangen genommen, Gott dem Allerhöchsten danken, daß die sanfte Venus dem rauhen Mars das Herz unsres Sohnes streitig gemacht hat."

„Das ist wohl alles wahr," sagte der Burgermeister; „aber — —"

„Kein Aber, lieber Mann! Wir besitzen Gott Lob so viel, daß, wo wir zwei essen, auch noch zwei andre ein Brosämlein finden werden. Doch was sage ich: wir zwei? Nein, wo drei essen; denn Georg kostet uns ja unser schweres Geld, und mit dem, was er in Reutlingen uns kostet, kann er sammt einer Frau hier auskommen."

„Aber wenn dann Kinder kommen?" meinte der Burgermeister.

„J nun," erwiderte sie, „der leidige Krieg wird ja auch nicht ewig dauern."

„Aber was soll er denn anfangen? was soll er treiben?"

„Du kannst ihn ja als Theilnehmer in dein Handelsgeschäft aufnehmen; da kann er unter deiner fürtrefflichen Leitung sich noch recht tüchtig ausbilden. Und wenn es

gleich jezt flau gehet, so werden doch einmal bessere Tage kommen. Auch habe ich schon immer gedacht, ob du nicht neben dem Spitzenhandel auch ein Tuchgeschäfte anfangen könntest, da denn in solchen kriegerischen Zeiten durch Lieferungen an die Armeen sich mancher erkleckliche Gewinnst erzielen ließe."

„Die Sache läßt sich noch besprechen," meinte der Burgermeister. —

Am folgenden Sonntag, den 27. Juni, nach beendetem Predigt- und Communiongottesdienste, pochte es an der Thür von des Pfarrers Studirstube, und herein trat der Burgermeister, einen Rosenzweig im Knopfloch, und brachte nach einigen einleitenden Förmlichkeiten ohne viele Umschweife sein Anliegen vor, daß er nämlich als Brautwerber für seinen Sohn erscheine. Der Pfarrer war im höchsten Grade überrascht, und wollte seinen Ohren kaum trauen. „Für euern Sohn Georg? Der will heirathen? Und freit um meine Rosa? Aber wie — was — womit — was ist er denn?"

„Ich habe beschlossen, ihm einen Antheil an meiner Handlung zu geben, so daß die Hälfte des Gewinnes ihm gehören soll," erklärte Müller. „Daneben will er auch einen Tuchhandel anfangen, wo er mit Lieferungen an die Armee gute Geschäfte zu machen hofft."

„Da sollte er doch ein oder zwei Jährchen noch abwarten, wie die Sache sich macht, und welchen Erfolg er hat, ehe er an's Heirathen denkt," sagte der Pfarrer. Müller aber zog ein schiefes Gesicht, und erwiderte: „Ich denke, Herr Pfarrer, wo ich im Rückhalt stehe, da könnte man wohl des zeitlichen Auskommens wegen außer Sorgen sein."

Der Pfarrer aber ließ sich nicht irre machen. Gewohnt, überall unerschrocken die Wahrheit zu sagen, fuhr er fort: „Etwas rechtes gelernt haben und ein tüchtiger Mann sein, ist besser, als einen reichen Vater haben. Georg soll zuerst einmal bewähren, was er selber zu leisten vermag."

„Diese Reden," sagte der Burgermeister mit spitzigem Ton, „sind ein Vorwand, mich mit meinem Ansinnen kurz von der Thür abzuweisen."

„Sie sind kein Vorwand," antwortete ruhig der Pfarrer,

„sondern es ist meines Herzens aufrichtige Meinung, daß euer Georg mit einer Heirath noch warten sollte. Was aber euer Ansinnen wegen meines Röschens anbelangt, so muß ich euch offen gestehen, daß dieser Antrag all meinen bisherigen Gedanken stracks zuwiderläuft. Meine Meinung war immer die, daß mein Kind in den Stand, in dem sie geboren ist, heirathen solle. Ich habe niemanden auf der Welt, als allein nur sie. Gebe ich sie weg, so bin ich in meinem Alter ganz vereinsamt. Findet sich aber einmal ein junger frommer Diener Gottes, der sie zum Weibe begehrt und ihr gefällt, so kann derselbe in meine Stelle eintreten als mein Amtshelfer, und kann zu mir in's Haus ziehen, und wir bleiben dann vereint, und ich habe in der Gebrechlichkeit des Alters eine treue Pflegerin. So war es stets mein Gedanke, und davon möchte ich ohne erhebliche Gründe nicht abgehen."

„Und was versteht ihr unter solchen erheblichen Gründen?"

„Wenn zum Beispiel meine Tochter eine entschiedene Herzensneigung zu einem Manne hätte, der nicht geistlichen Standes wäre. Davon habe aber noch nichts bemerken können. Oder wisset ihr anderes zu berichten?"

„Ob sie die Neigung meines Sohnes erwidert, weiß ich nicht; darüber möget ihr sie befragen. Ich weiß nur, daß mein Sohn von einer glühenden Leidenschaft für sie entzündet ist, und daß sie sehr glücklich mit ihm fahren würde; daß hingegen er zeitlebens unglücklich sein würde, wenn sie ihn verschmähete, und auch mich unglücklich machen würde; denn wenn Rosa nicht sein Weib wird, will er unter die Soldaten gehen."

„Aber lieber Herr Burgermeister," sagte der Pfarrer, „das ist auch wirklich der einzige Stand, für den er taugt und in welchem er sich glücklich fühlen wird. Ich kenne ihn ja von Kind auf. Aeußerer Glanz und Pracht und Ehre war's stets, worauf sein Sinn gestellet war. Er ist ein unruhig Blut, das nicht lange an Einem Ort bleiben kann, dazu stark von Körper, kühn, unerschrocken — —"

„Seinen Lebensberuf zu bestimmen, wird doch wohl meine Sache sein," fiel Müller ihm in die Rede. „Euch

wäre das freilich bequem, wenn er, mir zum Herzeleid, in's Feld gienge, und ihr solchergestalt den Brautwerber los würdet, der eure gefaßten Gedanken durchkreuzen will. Was läge euch daran, wenn er erschossen oder niedergehauen würde? Ich mag mein einzig Kind aus dem Leben verlieren, damit ihr das eure im Hause behaltet!"

„So wollt ihr also sagen, Herr Burgermeister," versezte ernst der Pfarrer, „mein Kind habe die Verpflichtung, einem Menschen, der ihr gleichgültig, ihre Hand zu reichen, nur um ihn von einem Schritte zurückzuhalten, der eurem Willen zuwider ist. Dafür gibt es jedoch ein viel einfacheres Mittel. Braucht euer väterliches Ansehen, und verbietet ihm, Soldat zu werden."

„Wenn er mir aber nicht gehorcht —?"

„Wer seinem Vater nicht gehorcht, der wird noch weniger ein Weib glücklich zu machen vermögen. Glühende Leidenschaft reicht dazu nicht hin, und gibt keine Gewähr für eine glückliche Ehe. Solch eine Leidenschaft verraucht oft gar schnell. Wer sich selbst zu beherrschen vermag, wer es gelernt hat, den Eigenwillen zu brechen, wer nicht bloß fragt: was gefällt mir? sondern: womit mache ich Andern Freude? wer einem Berufe treu sich hingegeben, und seine Begierden seiner Pflicht zum Opfer zu bringen sich angewöhnt hat, der vermag es auch, ein Weib glücklich zu machen."

„Ihr weiset mich also ab, und wollt nicht einmal meine Bitte erfüllen, daß ihr Rosa fragtet, ob sie meines Georgs Liebe zu erwidern im Stande sei?"

„Das möget ihr sogleich aus ihrem eigenen Munde vernehmen. Ihr sollt nicht meinen, daß ich ihr die Antwort, die sie euch geben soll, angelernet habe."

Er rief Rosa herein, und eröffnete ihr den Antrag des Burgermeisters. Sie erblasste, und fieng zu zittern an. „Was ist denn eure Meinung, Vater?" stotterte sie, und blickte wie hilfeflehend den Vater an.

„Ich habe hier gar keine Meinung," erwiderte dieser, indem er sie freundlich anblickte, und ihr mit der Hand über das blonde Haar und die zarte Wange strich. „Du sollst

ganz aufrichtig, wie du es vor Gott zu verantworten im Stande bist, erklären, ob du Georg liebst, oder ob du wenigstens seine glühende Liebe zu dir mit einer Zuneigung, wie solche einer Braut geziemt, erwidern könntest?"

„Ach nein, Vater!" lispelte sie. „Nie! Nie!"

„Geh wieder hin," sagte er, „die Sache ist entschieden." Sie verließ das Gemach.

Der Burgermeister empfahl sich mit kurzem Gruß und finstrem Blick. Rosa aber gieng in's Gärtchen hinab. Dort war Richard. Er sah ihre glühenden Wangen. „Was ist dir?" fragte er. Sie erzählte — erst zögernd, dann mit Feuer — welchen Antrag der Burgermeister ihr überbracht, und was sie geantwortet habe. Richard glühte vor Freude auf, wie der Purpur des Morgens; er faßte ihre Hand, zog sie an sich heran, und wenig fehlte, so wäre er ihr um den Hals gefallen. „Ja, Röschen," rief er, „du denkst noch an das, was wir vorigen Herbst hier mit einander gesprochen!"

„Ich hoffe, auch du denkst noch daran," sagte sie, indem sie sich ihm entzog, und warnend den Zeigefinger aufhob. „Der Vater hat schon mehr denn einmal gegen mich geäußert, daß es ihm am liebsten wäre, wenn mit der Zeit einmal, wann bei zunehmendem Alter das Amt ihm sauer würde, ein Tochtermann sich fände, der in seine Stelle einrücken könnte als ein geschickter und frommer Amtshelfer — nicht als ein angehender Student oder Pennal, wie ihr es nennt!" fügte sie scherzhaft lächelnd hinzu.

„Es ist gut! es ist alles gut!" rief Richard. „Kein Wort wird weiter darüber gesprochen!"

So herrschte denn ungetrübte Freude in der Pfarrwohnung, dagegen bittrer Aerger und Kummer in des Burgermeisters Haus. Georg benahm sich völlig ungeberdig; er stampfte mit den Füßen, weinte, raufte sich das Haar, schalt auf den Pfarrer als auf einen heuchlerischen Pfaffen; die leidenschaftlich von ihm geliebte Rosa nannte er eine alberne Gans, wüthete förmlich gegen das Pennal, das an all dem Unheil Schuld sei, und wiederholte in dumpfem Trotz die Versicherung, daß er nun Soldat werde. Man hätte seine ganze Liebeswerbung für eine Komödie halten können, die er

nur aufgeführt habe, um den erhaltenen Korb als einen Vorwand zur Erreichung seines Lieblingswunsches zu benützen. Doch dem war nicht also. Eine heftige Leidenschaft für Röschen glühte wirklich schon lange in seiner Seele, und seine Verzweiflung, so knabenhaft sie sich äußerte, war keine erheuchelte.

Sein Vater befolgte nun aber des Pfarrers Rath; er kehrte den ganzen Nimbus des väterlichen und burgermeisterlichen Ansehens heraus, und verbot ihm mit gemessenen Worten, ja unter Androhung, ihn zu enterben und für immer zu verstoßen, jeden Gedanken an den Soldatenstand, und die Mutter kam der Beredtsamkeit des Vaters mit so viel Thränen zu Hilfe, daß Georg es für gerathen hielt, wenigstens für's erste von der Sache zu schweigen und den fügsamen und gehorsamen Sohn zu spielen. Im Innern aber bewegte er nichts als den einen Gedanken, wie er, seine Eltern täuschend, mit List es dahin bringen wolle, seinen Willen doch durchzusetzen. Und dieses Aussinnen von Plänen und Anschlägen war nun das einzige, worin er einigen Trost fand, indem dieselben ihn zerstreuten und von dem Gedanken an seine verschmähte Liebe ihn abzogen. —

Der Pfarrer machte nach geendeter Nachmittagsbetstunde mit Röschen und Richard einen Spaziergang zur Erholung von der anstrengenden Arbeit der lezten Tage. Es war ein herrlicher Gang. Wo ließen sich auch schönere Spaziergänge machen, als in der Umgebung von Urach? Fünf Thäler, tief in das Gebirg eingeschnitten, vereinigen sich hier. Die hohen steilen Bergwände sind mit den prachtvollsten Buchenwäldern bedeckt, zwischen denen hin und wieder graue Felsklippen emporstarren. Am oberen Ende des Städtchens mündet das reizende Felsenthal der wilden schäumenden Erms von Süden her in den Thalkessel, in welchem Urach liegt; von Osten her kommt das weitere, sanftere Thal der kleinen lieblichen Elsach, die unter Erlenschatten durch saftige Wiesen murmelt. Eine dritte Schlucht zieht in prächtiger Krümmung steil nach Nordosten hinauf, nach Hülben und dem Hohenneuffen zu. Eine vierte mündet weiter oben von Südosten her in das Elsachthal. Im Nordwesten des Städtchens aber

ragte auf den Felsenzinnen eines isolirten, schroffen, hohen Bergkolosses die gewaltige, uneinnehmbare Feste Hohenurach mit ihren stolzen Giebeln und mächtigen Thürmen. Zwischen diesem Bergkoloss und der Hauptmasse des Gebirges bog sich ein reizender Pfad unter hohen Buchenhallen über einen niedrigen Sattel in ein fünftes Thal, das erst unterhalb Hohenurachs, weiter nördlich also, in das Hauptthal der nun vereinigten Erms und Elsach einmündet.

Diesen Pfad wandelten Rosa und Richard an des Pfarrers Seite unter traulichen heitern Gesprächen. Als sie jenen Sattel erreicht hatten, schimmerte ihnen aus der hintersten Tiefe des Thales schon der silberne Faden des Wasserfalles entgegen. Auf halber Höhe des Berges strömen aus Felsengeröll ein Dutzend starker Quellen, und vereinigen sich zu einem muntern glockenhellen Bache; der Bach murmelt über eine breite Tuffterrasse, die mit dem frischesten Graswuchs bedeckt ist; gegen den jähen, mit mächtigen Buchen und Ulmen umsäumten Rand der Terrasse hin beginnt er sein Bett tiefer in das Tufflager einzusägen, und stürzt dann plötzlich, wohl hundert Fuß tief, über die senkrechte Wand hinaus und hinunter, und in die Wipfel hoher Bäume, die da drunten stehen, hoch hinein.

Diese Terrasse oberhalb des Falles war das Ziel des Spaziergangs. Der Pfad zog sich von dem Sattel aus auf halber Höhe des Berges dem Thal entlang. Rechts fiel der Blick zwischen den Stämmen der Bäume hinab auf die smaragdene Wiesenfläche des Thälchens; von der Höhe der jenseitigen Wand schaute ernst eine Reihe schroffer Klippen hernieder. Nach einer Viertelstunde war die Terrasse erreicht,

Und bald den fröhlichen Blicken das traulichste Plätzchen sich zeigt,
Wo glockenhell die Nixe durch die saftige Wiese schleicht,
Dann unter mächt'gen Buchen sanftmurmelnd sich abwärts neigt,
Bis plötzlich ihr der Boden unter den Füßen weicht.

Verzweifelnd zischt sie und breitet des Schaumes silbernen Schleier;
Da kommt der kühle Zugwind geflogen, ihr luftiger Freier;
In seinen Armen stürzt sie sich in die Tiefe hinab,
Und neugeboren entbraust sie dem schaurigen Felsengrab.

Den Eindruck, den jüngst ein Wanderer in diesen Versen wiedergab, empfanden damals vor zweihundert und achtunddreißig Jahren Richard und Rosa. Sie waren beide seligfroh. Sie lagerten sich an des Vaters Seite im Grase an des Baches Rand; sie standen auf, und schöpften in zinnernem Becher einen frischen Trunk aus dem klaren Rinnsal, den sie dem Vater reichten; sie füllten den Becher von neuem für sich selbst; sie schauten über die Terrasse hinab in die schaurigschöne Tiefe; sie schlenderten dann mit dem Vater unter jungen Fichten hinauf bis zu den Quellen an den Fuß des Felsengerölles, und nahmen von neuem ihren Sitz auf der Wiese ein. Sie redeten nichts von Bedeutung; sie empfanden nur die Gegenwart; die schweren Sorgen der Zukunft waren für eine Stunde vergessen; sie machten einander aufmerksam auf das Vöglein, das dort am Wasser nippte, auf das Pfauenauge, das sich über der goldgelben Lysimachia wiegte, auf das Silberwölkchen, das, von leichtem Lufthauch getragen, da oben durch den blauen Aether schiffte.

Aber das Glück dieser Stunde sollte unsanft genug gestört werden. Höchst unangenehm war es schon, als auf einmal auf dem Pfade, der aus der Tiefe des Thales heraufführt, der Burgermeister mit Frau und Sohn und mit dem Stadtschreiber auftauchte. Wie gerne wären sie entflohen; aber die Ankommenden waren ihnen zu nahe, als daß ein Entweichen ohne die auffallendste Unart möglich gewesen wäre. Auch der Burgermeister, so gern er diese Begegnung vermieden hätte, war zu stolz, umzukehren und den so eben mit Mühe erklommenen steilen Geißpfad wieder hinabzusteigen. So mußte er denn seinen Weg fortsetzen, der ihn zwischen der Wiese und dem Wasserfall, am Rand der Terrasse hin, kaum vier Schritte von den Gelagerten vorbeiführte. Mit einem steifen, vornehmen Gruße schritt er an den Dreien, die sich in der peinlichsten Stimmung erhoben hatten, vorüber. Hinter ihm seine Frau, die es nicht unterlassen konnte, Rosa mit höhnischer Artigkeit einen herablassenden Gruß mit ihrem Fächer zuzuwinken. Dann kam Georg, vor Zorn innerlich kochend; er wußte kaum, wie er die Füße setzen sollte, die ihm ihren Dienst zu versagen schienen. Erst sah

er linkshin in's Thal hinaus, dann zur Erde; endlich, als er dicht an der Gruppe vorüberkam, lüftete er das Barett, und schoß dabei einen Blick voll giftiger Wuth auf Richard. Dieser begegnete demselben mit einem triumphirenden Lächeln; nun fieng Georg vor Wuth zu zittern an, und wäre vielleicht auf Richard losgestürzt, wenn nicht der hinter ihm gehende Stadtschreiber ihm die Hände auf die Schultern gelegt und ihn vorwärts geschoben hätte.

Der peinliche Augenblick war überstanden; die drei Glücklichen lagerten sich wieder. Aber nun kehrte der Stadtschreiber zu ihnen zurück, und wandte sich an den hierüber etwas verplüfften Pfarrer mit den Worten: „Ich muß euch doch auch eine Nachricht mittheilen, die heute hier angelangt ist. Eine schlimme Nachricht! Ihr erinnert euch, daß unser Landesausschuß zwar dem Herzog in der Klostersache bewaffneten Widerstand angerathen, auch die erforderlichen Geldsummen in Aussicht gestellt, zugleich aber doch für gut befunden hat, daß man friedliche Mittel nicht ganz unversucht lassen solle. An Widerstand war nun, nachdem der Kaiser solche Truppenmassen in's Land geworfen, ohnehin gar nicht zu denken; dagegen hat der Herzog das Reichskammergericht um seine Entscheidung angerufen, nicht zweifelnd, daß ein so hoher Gerichtshof unparteiisch unser sonnenhelles Recht anerkennen werde. Aber o der verderbten Welt! Des Kaisers Winke gelten diesen gottvergessenen Richtern mehr, als das Wort des weisen Sirach: Ein Richter schäme sich des Unrechts. Das Reichskammergericht hat wider den Herzog entschieden. Zunächst zwar nur über das Kloster St. Georgen; dasselbe sei dem Abte von Villingen herauszugeben. Aber ebenso wird nun über die andern Klöster: Lorch, Denkendorf, Anhausen, Adelberg, Herbrechtingen, Maulbronn, Hirsau, Pfullingen, Herrenalb, Bebenhausen, Blaubeuren, Murrhard, Königsbrunn und Alp-Irsbach entschieden werden, da ja die Rechtslage überall die gleiche ist. Und der Kaiser, nachdem er mit seinen Heeren uns geknebelt hat, wird nicht zaudern, auf das Urtheil die Execution folgen zu lassen."

Das war ein fürchterlicher Schlag! Bleich und zitternd stand der Pfarrer vor dem Stadtschreiber da, und fand keine

Antwort; er stammelte nur: „Der Herr erbarme sich unser!" Der Stadtschreiber eilte dem Burgermeister nach; der Pfarrer schlug, um jenem nicht wieder zu begegnen, den Pfad in's Thal ein. Schweigend und von der drückendsten Sorge belastet, kehrten sie in das Städtchen zurück, das sie so frohen Herzens verlassen hatten. —

Richard reiste den andern Morgen nach Tübingen ab. Im Pfarrhaus ward es still. Das Verhältnis zum Burgermeister blieb ein gespanntes. Auch Georg kehrte zu seinem Handelsherrn nach Reutlingen zurück. Einige Wochen trüber Erwartung flossen träge dahin. Der Monat August kam heran. Da kamen die Hiobsposten wie Donnerschläge, eine nach der andern. Den 17. August war der kaiserliche Commissär Wolfgang von Ossa mit dreißig Reitern in Lorch eingerückt, und hatte das Kloster in Besitz genommen; den 18ten ebenso Adelberg, den 19ten Denkendorf. Die evangelischen Schulen in diesen Klöstern wurden aufgehoben, Lehrer und Schüler fortgejagt, der evangelische Gottesdienst untersagt. In Adelberg beeilten sich Schultheiß und Schulmeister, zur römischen Kirche überzutreten; der evangelische Pfarrer wurde von Haus und Hof gejagt. Der Herzog, als er es hörte, schickte eine Abtheilung Truppen, und ließ ihn wieder in Amt und Pfarrhaus einführen. Da ließ Ossa eine Kompagnie vom Regiment Altringer aus Göppingen herbeirufen, und jagte den Pfarrer von neuem fort. Das Gesindel convertirte allenthalben an jenen Orten; wer seinem Glauben treu blieb, wurde mit Ketten und Banden bedroht.

Den 23. August wiederholten sich die gleichen Scenen in St. Georgen, den 25ten in Anhausen und Herbrechtingen; den 4. September besezte Ossa das alte prächtige Kloster Maulbronn, den 6ten Hirsau. Den 7. September nahm der kaiserliche Hauptmann Isaak Steinheil das Stift in Pfullingen den Evangelischen weg, und sezte Franziskaner hinein. Den 8ten mußte der Abt von Bebenhausen vor Eberhard Schenk von Castell fliehen, der mit siebenhundert Musketieren anrückte und Bebenhausen sowie Herrenalb occupirte. Den 10ten fiel Alp-Irsbach, den 13ten Blaubeuren und Murrhard, den 16ten Königsbrunn in die Hände der

Feinde. Nicht nur in den Klöstern selbst, sondern auch in den dazu gehörigen Aemtern wurde der evangelische Gottesdienst abgestellt, die Pfarrer verjagt, die Unterthanen ihres Eides gegen Würtemberg entbunden, und zum römischen Cultus gezwungen oder im Weigerungsfalle mit allen Drangsalen gepeinigt.

Mit welcher Stimmung man in Urach, der einstigen Haupt- und Residenzstadt des alten Eberhard im Barte, diese Nachrichten empfieng, läßt sich leicht denken. Binnen weniger Wochen sah man fast die Hälfte des Landes dem Herzog entrissen, und in allen Theilen und Gegenden desselben gleichsam Keile des Katholizismus und des Mönchthums der evangelischen Kirche in's Fleisch getrieben, ja die Pflanzstätten evangelischen Glaubens in Burgen des Pabstthums verwandelt! Zu all dem Jammer kam nun noch die traurige Nachricht, daß der Herzog-Vormund Ludwig Friedrich, ein Mann im besten Mannesalter — er stand in seinem vierundvierzigsten Jahre — unter all der Noth, Schmach und Drangsal schwer erkrankt sei; und mit schreckenbleichen Gesichtern munkelte man sich das Gerücht zu, er sei gar nicht mehr in Stuttgart, er habe heimlich sein Land verlassen und sei nach Mömpelgart entflohen. Und da niemand diesem immer lauter werdenden Gerüchte widersprach, so sah man am Ende ein, es müsse wahr sein.

So viel Kummer und Angst vermochte auch der Pfarrer im Amandushofe auf die Länge nicht zu ertragen. Mit Schrecken sah Rosa, wie sein Haar zusehends weiß ward, wie er in wenigen Wochen um ein Jahrzehent alterte. Noch versah er sein Amt, und predigte regelmäßig, aber mit welcher Anstrengung! Am Ende konnte er nicht mehr; er sank auf's Krankenlager; ein hitziges Fieber brach aus, und brachte ihn an den Rand des Grabes. Einer der vertriebenen Pfarrer versah aushilfsweise seine Stelle. Als er gegen den November hin allmählich der Genesung entgegengieng, liefen neue schreckliche Gerüchte in der Stadt um, welche Rosa ängstlich vor ihm zu verbergen suchte.

Sechstes Kapitel.

Rosa wird im Sturm erobert.

> Das Mägdlein sah sich um und um,
> Groß Trauern kam sie an.
>
> **Volkslied.**

Vom Amandushofe war bisher in der Klostersache niemals die Rede gewesen. Jezt aber erzählte man sich, daß der finstre Ossa ganz in der Nähe sei, und auch Urach seinen unheildrohenden Besuch zugedacht habe. Mit dieser einen Angst verband sich eine zweite. Es hieß allgemein, daß die kaiserliche Armee, welche bisher in Italien gehaust, ihren Rückzug durch Würtemberg nehmen werde. Von dieser Armee wußte man die entsetzlichsten Dinge; Erpressungen der schrecklichsten Art, Raub, Mord, Gewaltthat und Greuel übte sie wohin sie kam, und wo sie gewesen ließ sie abscheuliche Krankheiten zurück.

Mit den schlimmen Gerüchten wechselten, wie das in solchen Zeiten zu gehen pflegt, auch trostreiche. Beim Eberhardsbrunnen am Markte sammelte sich an einem Novembertage ein Haufe Volks um einen Hausirer, der den Leuten erzählte, daß der Herzog vor seiner Abreise dem Herrn von Ossa zehntausend Thaler und vier Fuder Wein gegeben, und dadurch das Versprechen erkauft habe, daß die italiänische Armee ihren Durchzug nicht durch Würtemberg nehmen werde. Ein andrer Mann, ein Fremder von ziemlich anständigem Aussehen, der seinen Gesichtszügen nach ein Jude war, trat hinzu, und sagte: „Was er nicht schwätzt! Die Kunde, die er da bringt, wäre wohl gut, wenn sie nur wahr wäre. Aber bei meiner Seele! die Sache verhält sich ganz anders. Nicht zehntausend Gulden und vier Fuder Wein, sondern zweitausend Gulden und vier Faß Wein hat der Ossa vom Herzog erhalten, und hat ihm dafür nichts weiter versprochen, als daß er wolle sorgen, daß die italiänische Armee bei ihrem Durchzug durch das Land sollte halten

strenge Mannszucht. Solch Versprechen ist aber — straf' mich Gott! — keine zwei Gulden werth, geschweige denn zweitausend Gulden; denn welche Gewalt hat denn der Ossa über diese fremde Armee, die nicht ihm ist unterthan, sondern dem Fürstenberg! Wenn der Herzog wäre ein kluger Mann, so hätte er gespart seine zweitausend Gulden."

Ueber diese Rede des fremden Juden erhob sich ein Wortwechsel. Das Volk glaubt gern, was es wünscht; da der Hausirer hoch betheuerte, daß er, was er erzählt habe, gewiß wisse, und der jüdische Handelsmann ebenso bestimmt darauf bestand, daß des Hausirers Worte falsch seien, so nahm die optimistische Menge rasch Partei für den Hausirer; man schalt den Juden einen Oestreichisch-gesinnten, warf ihm vor, daß er am Elend des Landes seine Freude habe, nannte ihn einen papistischen Spion, und schon war es nahe daran, daß man mit Schlägen und Steinwürfen über ihn hergefallen wäre. Doch der Burgermeister, welcher von seinem Fenster aus dem Hader zugesehen hatte, sandte jezt die Schaarwache, und ließ die beiden Fremden, welche zum Streite Anlaß gegeben, vor sich fordern.

Der Hausirer behauptete auch hier, Recht zu haben; der Jude aber, der sich Isaak Feuchtwanger nannte und ein Handelsmann aus Fürth zu sein angab, versicherte, daß er in Stuttgart von dem Hauptmann Gustav Wetzel von Marsilien persönlich gehört habe, wie die Sache in Wahrheit sich verhalte. „Euer eigner Sohn," sagte er, „saß dabei, als der Hauptmann mir bei einem Glas Wein im Hirschen die Sache erzählte."

„Da sieht man nun, daß ihr lügt," rief der Burgermeister; „wie soll mein Sohn nach Stuttgart kommen?"

„Gottes Wunder! Was für eine Frage!" sprach Feuchtwanger, „als ob der junge Herr nicht unter dem Hauptmann diente!"

„Kerl, bist du toll?" fuhr der Burgermeister auf.

„Nun, warum soll ich toll sein?" sagte der Jude. „Trägt doch euer Georg ein Reiterwamms von schwarzem Sammt mit rothen Litzen, und einen Pallasch, und eine lange Pike! Hab' ich doch das Geld für das Wamms ihm

selber vorgeschossen, und hat mir's auch zu zwei Dritteln schon redlich bezahlt, und das lezte Drittel bekomme ich bis zum ersten Dezember, wenn ihm die Löhnung ausbezahlt wird. He nun, was starrt ihr mich so an, Herr Burgermeister?"

„Ein ganz niederträchtiger Halunk bist du! Rede, wann soll das gewesen sein, daß mein Sohn mit dir gesprochen hat?"

„Nun, erst vorgestern im Hirschen in Stuttgart. Kann es der Herr Hauptmann von Marsilien selbst mir bezeugen!"

„Und wann willst du ihm das Geld geliehen haben?"

„Sind gerad acht Wochen. Es war denselben Tag, an dem er ist in Stuttgart angekommen."

Der Burgermeister erwiderte kein Wort, sondern gieng an einen Schrank, holte ein Pack Briefe, und sagte: „Siehst du, du Erzschelm von einem schäbigen Juden? Da ist ein Brief von meinem Sohn aus Reutlingen vom 15. September, da einer vom 23. Sept., hier einer vom 1. Oktober, hier vom 6ten, hier vom 10ten, hier vom 17ten, hier vom 23ten, und hier der lezte vom 29. Oktober. Soll ich dir sie vorlesen, du Schuft? Da schreibt er noch im lezten: Mein Handelsherr ist täglich mehr mit mir zufrieden; es mehret sich aber auch die Arbeit alle Tage, da wir große Lieferungen in Mehl und anderem Proviant an die kaiserliche Armee übernommen haben."

„Nun, da haben der liebe Sohn viel Briefe von Reutlingen aus datirt, während Sie in Stuttgart haben exercirt," sagte Feuchtwanger höhnisch.

„In's Loch mit dir, du Betrüger!" schrie der Bürgermeister, und winkte den Schergen. Alles Betheuern und Sträuben des armen Juden half nichts; er konnte wider die in des gestrengen Herrn Burgermeisters Händen befindlichen schriftlichen Beweise keine Gegenbeweise beibringen; so wurde er denn in einem finstern Loche bei Wasser und Brod eingesperrt.

Er hätte manchen Tag und manche Nacht dort zappeln können, wenn nicht doch den Burgermeister seine eigene Unruhe veranlaßt hätte, noch denselben Tag ohne Vorwissen

seiner Frau einen reitenden Boten nach Reutlingen zu schicken, mit einem Briefe an den Handelsherrn, worin er diesen um Nachricht bat, wie es seinem Georg gehe, und ob derselbe auch fleißig hinter der Arbeit her sei, und nicht etwa allzu häufige Ritte und Reisen nach Tübingen, Pfullingen und andern Orten mache.

Den nächsten Tag kam der Bote zurück mit folgendem Schreiben:

„Wohlfürsichtiger, gestrenger Herr Burgermeister! Ew. Liebden werthgeschätztes vom gestrigen setzet mich wie billig in eine nicht kleine Verwunderung, da ihr über eures Sohnes Wohlsein, Fleiß und Betragen Kunde von mir erheischet, als wie wenn derselbe noch in meinem Haus und Geschäfte wäre, da er doch schon am ersten Septembris mit Ew. Liebden selbsteigener schriftlicher Bewilligung aus dem Geschäfte — darf wohl sagen: zu meiner Freude, sintemal er niemalen für die Handelschaft Affection bezeiget, auch niemalen etwas darin geleistet hat — ausgetreten, und sich in herzogliche Residenzstadt Stuttgart verfüget, dortselbst Reiterdienste zu nehmen. Sein Salario habe ihme richtig bis zum Tag und Stunde seines Austritts, dem ersten Septembris, ausbezahlet. Bitte also höchlich, mich mit solchen seltsamlichen Anfragen in's Künftige geneigtest übergehen zu wollen. Mit schuldiger Ergebenheit euer allezeit dienstbeflissener Jakob Enßlin."

Die Scene, die darauf in des Burgermeisters Familienwohnung erfolgte, spottet jeder Beschreibung. Der Zorn des Vaters, der Jammer und die Ohnmachten der Mutter bildeten ein Duett von Mißtönen, das nur ein Zukunftsmusiker getreu wiederzugeben vermöchte. Doch aus ihrem Jammer mußte die arme Frau sich bald wieder emporraffen, um den Zorn des Mannes, der abermals von Verstoßung und Enterbung sprach, zu begütigen. Geschickt wußte sie den Unwillen des gestrengen Eheherrn von „dem armen, nun doppelt unglücklichen Georg" abzulenken auf Rosa und den Pfarrer, die ja an all dem Unheil Schuld seien. Und nun verwandelte sich das disharmonische Zukunftsfurioso in ein vollkommen harmonisches Duett der klassischen Schule.

In der folgenden Nacht wurde der Jude in aller Stille aus seinem Kerker entlassen, mit dem ernsten Bedeuten, daß man zwar diesmal Gnade wolle für Recht ergehen lassen, maßen er sich in der Person des Reiters vielleicht getäuscht, oder aber des Burgermeisters Sohn ihn mit einer Mummerei zum Besten gehabt habe. Er solle aber augenblicklich und noch in dieser Nacht die Stadt Urach verlassen, und über den ganzen Vorfall ein unverbrüchliches Schweigen beobachten, dafern man nicht zu strengen Maßregeln sich sollte genöthigt sehen.

Feuchtwanger ließ sich das Gehen nicht zweimal sagen; auch das Schweigen beobachtete er unverbrüchlich, so lange, als er allein war; wie er aber des Morgens in dem Klosterhof St. Johann, droben auf der Höhe, anlangte, und dort einen Trupp Soldaten um eine Weinsuppe sitzend fand, da löste sich ihm alsbald das Band seiner Zunge. Hatte doch der unerwartete Anblick dieser Friedländer ihn auf's höchste erschreckt; fürchtete er doch, sie möchten ihm seine reichgespickten Taschen umkehren und leeren; was konnte er also besseres thun, als sich bei ihnen in Gunst setzen, und wie konnte er dies zweckdienlicher, als wenn er über die protestantischen Uracher loszuziehen anfieng und haarklein erzählte, wie man ihm mitgespielt habe. „Da stand ein Kerl auf dem Markt, der behauptete, die italiänische Armee werde nie nach Würtemberg kommen; der Herzog wolle es nicht leiden. Da ich ihm nun solche Albernheit verwiesen, und gesagt: was kann denn der Herzog dagegen machen? haben sie mich alsobald einen Rebellen geheißen; und als ich ihnen gesagt, die Armee werde sicherlich ihren Weg durch Würtemberg nehmen, aber in bester Ordnung und Mannszucht, und habe sich kein redlicher Mann vor des Kaisers Truppen zu fürchten, so haben sie mich einen Spion und papistischen Teufel gescholten, mir all mein bischen Geld, so ich bei mir trug, abgenommen, und der Burgermeister hat mich zweimal vierundzwanzig Stunden in den Block legen lassen.“

„Denen wollen wir's einpfeffern!“ riefen die Soldaten. Der Hauptmann derselben, Melander mit Namen, ein Mann in den Dreißigen, von kräftigem Körperbau und einem Ge-

sicht, das man hätte schön nennen können, wenn die Züge nicht zu stark ausgeprägt gewesen wären, schüttelte sein buschiges schwarzes Haar, rieb sich lachend die dominirende Adlernase, und aus seinen unheimlich leuchtenden grauen Augen schoß ein Blitz der Freude. „Haben die Kerle mir endlich einmal einen Anlaß gegeben, ihnen über den Pelz zu kommen? Schon lange hab' ich an sie gewollt; aber der Ossa hat's nicht wollen leiden, weil gegen Urach kein Grund vorliege, und er beim Kaiser nicht in Ungelegenheiten kommen wolle. Jetzt aber, wo sie brave Leute, die zum Kaiser halten, mishandeln, jetzt hab' ich eine gerechte Sache wider sie. Macht euch fertig! Wir haben leichtes Spiel. Auf Hohenurach, das weiß ich, sitzt der alte gichtkranke Reinstatt mit kaum fünfzig Mann. Den haben wir nicht zu fürchten. Wir ziehen nicht durchs Gütersteiner Thal unter der Festung vorbei, sondern marschiren auf der Höhe fort nach Bleichstetten und Uplingen, und brechen von dort aus hinter der Stadt die Höhe herab in's Ermsthal, und von dort nach Urach hinein. Herunterzukommen wagt der alte Krüppel nicht, und uns von oben beschießen, das darf er noch weniger; er würde ja seines Herzogs Stadt in Brand schießen, und würden mehr der Einwohner dabei zu Grunde gehen, als der Unsern."

Der Jude erschrack; es reute ihn, was er gesagt, als er merkte, welch Unheil er damit angestiftet; denn so erzürnt er mit allem Recht auf die Uracher war, so war er doch eine gutmüthige Haut. Aber seine Reue kam zu spät; er konnte sich nicht selbst Lügen strafen; auch achteten die Soldaten jezt nicht weiter auf ihn, sondern machten sich fertig, und traten den Marsch nach Urach an. Er sezte daher seine Reise nach Pfullingen fort. —

Im Amandushofe saß Rosa am Bett ihres Vaters, welcher am Vormittag zum ersten Mal einen Gang aus dem Hause gewagt hatte, sich aber in Folge dessen so gänzlich erschöpft fühlte, daß er nach Tische sich hatte legen müssen. Er war sanft eingeschlummert; Rosa schlich auf den Zehen an sein Bett, und nahm vor demselben Platz mit ihrem Nähzeug; die Scholaren des Stifts befanden sich

in ihren Klaßstuben; keine Seele durchschritt den Hof; es waltete eine unheimliche Stille, in welcher Rosa außer den leisen Athemzügen des Kranken nichts vernahm, als dann und wann ein leises Knistern, wenn das Vöglein im Käfig mit seinem Schnabel die Drahtstäbe berührte. So war wohl eine halbe Stunde vergangen, als durch die Todtenstille plötzlich aus der Ferne her ein Geräusch ertönte, wie ein Klaggeheul. Rosa fuhr erschrocken mit dem Kopf in die Höhe. Es war keine Täuschung; es war ein Geschrei der Angst, der Verzweiflung, das wie mit Blitzesschnelle näher kam. „Brennt es im Ort?“ dachte sie, und eilte an's Fenster. Aber keine Sturmglocke tönte. Dagegen schallten durch den Thorweg eilige Tritte, wie von Fliehenden, und verworrene Klagerufe. Unmittelbar darauf klirrten Waffen, dröhnten schwere Männerschritte wie im Sturm heran. Sie sah, wie der Pförtner eilig das Hofthor zuwarf; ein fürchterlicher Stoß, der das ganze Gebäude erzittern machte, sprengte dasselbe sofort wieder auf; davon erwachte der Pfarrer; ein lautes Geschrei des Entsetzens schallte in hundertstimmigem Chor aus den Schulstuben des andern Flügels herüber.“ „O Gott, was ist?“ rief der Pfarrer. „Feinde! Feinde!“ stammelte Rosa, und bleich wie der Tod hielt sie sich an der Fensterbrüstung, um nicht umzusinken; denn eine schreckliche Horde, mit Piken und Karabinern bewaffnet, war in den Hof gestürmt; ein Kolbenstoß vor die Brust des Pförtners hatte diesen zur Erde geworfen; der erste unter den Scholaren, welche zu entfliehen suchten, wurde niedergestoßen. Rosa wankte zum Bette des Kranken, und sank in die Kniee; sie schmiegte ihr Haupt an den Vater, der seinen Arm um ihre Schulter schlang. Im gleichen Augenblick stürmten schon drei Kerle herein. „Ha, da ist er, der ketzerische Baalspfaffe!“ schrie einer. „Fort mit ihm!“ — „Hui, die feine Dirne!“ rief ein Anderer, „das ist ein gefunden Fressen!“ und packte Rosa am Arme. Aber in demselben Augenblick trat auch schon der Hauptmann Melander in die Stube; er schlenkerte den Musketier, welcher Rosa angepackt, zur Seite; „hier habe ich zu schalten,“ sagte er; die Soldaten zogen sich zurück gegen die Thüre; der Hauptmann aber betrachtete sich

einen Augenblick die Gruppe: den alten Pfarrer mit seinem weißen Haar, welcher zitternd und keines Wortes fähig zu ihm aufblickte wie ein Lamm zu seinem Schlächter, und das zarte Mägdlein, das, vom Arm des Vaters noch umschlungen, bald blaß, bald hocherglühend, nicht auf den Hauptmann und nicht zur Erde, sondern nur auf den Vater blickte.

„Ihr müßt dies Haus verlassen, alter Herr!" begann der Haupmann mit einer Stimme, deren rauher Klang von einer Regung Mitleids gedämpft schien. „Kann euch nicht helfen! Der St. Amandushof muß dem Dienst der heiligen Mutter-Kirche zurückgegeben werden. Steht auf! Ihr müßt Urach verlassen!"

„Unmöglich," rief Rosa, „mein Vater ist krank; er kann nicht! Es wäre sein Tod! Habt Erbarmen mit einem Unschuldigen! Er hat wochenlang am Tode gelegen, und ist noch so elend, daß der erste Versuch eines Ausgangs ihn wieder auf's Bett geworfen hat. Ich bitte euch, Herr, seid menschlich!"

„Kreuzgranaten!" sagte Melander, indem er mit steigendem Wohlgefallen Rosa betrachtete, „da habt ihr ja eine allerliebste Fürbitterin! Euch zu Liebe, Jüngferchen, könnt' ich mich schon allenfalls weich finden lassen, und eurem Vater in Anbetracht seiner Krankheit erlauben, hier in Urach zu bleiben. Ihr habt ja wohl irgend einen Verwandten hier im Ort, bei dem ihr Wohnung nehmen könnt?"

„Wir haben keine Verwandten hier," sagte Rosa, „und mein Vater ist nicht im Stande, das Haus zu verlassen. Wollt ihr barmherzig sein, so seid es ganz! Gott wird es euch lohnen!"

„Potz Wetter und Hagel! ob mir's Gott lohnen wird, wenn ich einen ketzerischen Pfaffen da im Nest lasse, das weiß ich nicht," sagte Melander lachend, und strich sich den Schnurrbart; „das ist. mir aber auch Nebensache. Aber ihr, Jüngferchen! werdet mir's wohl nicht ungelohnt lassen, wenn ich euren Herzenswunsch erfülle, und mir auch den meinen erfüllen. Einen Kuß von euren Rosenlippen verdien' ich mir doch wohl, wenn ich euren Vater hier im Hause lasse?"

„Herr Hauptmann!“ fiel der Pfarrer ihm in's Wort, „mit meinem Kinde lass' ich nicht spielen. Mit Gottes Hülfe werd' ich ja wohl in ein Nachbarhaus mich schleppen können — —“

„Ei seht doch den gestrengen Herrn Papa!“ sagte Melander. „Als ob ich so ein wüster Kerl wäre, der eurem Töchterlein an die Ehre wollte! Kreuzgranaten! Ihr sollt mich besser kennen lernen!“ Dabei drehte er sich um, und sprach zu den Soldaten: „Zwei Mann Wache hinaus an die Treppe! Kein Mensch hat hier Zutritt ohne meine Erlaubnis! Und wenn die Jungfer oder die Dienstmagd einen Ausgang haben, so untersteht sich keiner, sie zu beleidigen! Verstanden? — Hinaus jezt!“

Die Soldaten verließen die Stube. „Und nun gehabt euch wohl, alter Herr! Gott schenk euch baldige Genesung!“ rief der Hauptmann, und schickte sich an, das Zimmer ebenfalls zu verlassen.

„Nehmt unsern Dank!“ rief der Pfarrer ihm nach.

„Will keinen Dank von euch!“ brummte Melander. „Ihr habt mich beleidigt.“

„Mein Vater hat euch nicht beleidigen wollen,“ sagte Rosa. „Wir danken euch von Herzen für eure Gutthat.“

Er warf ihr lächelnd eine anmuthige Kußhand zu, und verschwand unter der Thür.

Rosa warf sich zitternd ihrem Vater an die Brust. Dieser strich ihr über die Stirn, und sagte: „O du großer, gnädiger Gott, der du auch die Herzen der Feinde lenkest! — O Rosa, wie wunderbar hat dich Gott bewahrt!“

„Mir ist immer noch sehr bange,“ seufzte Rosa.

„Der Hauptmann ist denn doch ein edler Mann,“ sagte der Vater.

„Er ist mir entsetzlich unheimlich,“ flüsterte Rosa. „Und wir sind ganz in seine Gewalt gegeben. Wir sind hier wie Gefangene.“

„Laß uns Gott dem Herrn vertrauen, der zu Esau gesprochen: Hüte dich, daß du mit deinem Bruder nicht anders, denn freundlich, redest.“

„Ach eben diese Freundlichkeit macht mich zittern,“ erwiderte Rosa.

Während die beiden Bedrängten dieses Zwiegespräch führten, hielt der Hauptmann, indem er die leeren Räume des andern Flügels durchschritt, aus welchem die Präceptoren und Scholaren so eben wie eine Heerde Schafe waren ausgetrieben worden, folgendes Selbstgespräch: „Die Einfältigen! Danken mir noch dafür, daß ich sie hier im Stift lasse! hier, wo sie meine Gefangenen sind, wo sie keinen Menschen zur Hülfe nahe haben, wenn der Roman, den ich zu spielen gedenke, mir zu lange währen, und ich einmal von der Sanftmuth zur Gewalt überzugehen Lust haben sollte. Aber vor der Hand macht mir's einen königlichen Spaß, das fromme, keusche Täubchen kirre zu machen. Was das für ein Gaudium ist, es immer wieder zu erleben, wie Eine nach der Andern wider ihren Willen das thut, was ich will, und wie ich gerade diejenigen Menschen, denen so recht innerlich vor mir graust, doch dahin bringe, daß sie nach meiner Pfeife tanzen! Es war doch ein unbezahlbar kluger Streich von mir, daß ich zu den Kaiserlichen übergegangen bin! Da findet sich nun Tag für Tag Gelegenheit zu schönen Abenteuern, und im Vergleich mit dem übrigen rohen Volk stehe ich dabei als der edle Mann da, dem man noch dankt! Als ich noch protestantisch gewesen, war das ein viel schlimmer Ding; da wies man auf den lüderlichen Schwarzmann überall mit Fingern, und einmal — ich war freilich damals noch ein recht grüner Neuling — einmal, hahaha! mußte ich meine Angebetete, und zwar noch ehe ich mit ihr am Ziele war, bloß weil ich sie in üblen Ruf gebracht, heirathen. Da hab' ich mich aber bald aus dem Staube gemacht!“

So redete er mit sich selbst; dann verließ er den Hof, und durchschritt die Straßen des Städtchens, wo seine Soldaten mittlerweile sich Plünderung und Rohheiten aller Art erlaubt hatten. Er stellte sich, als ob er darüber erzürnt wäre, lieh den Klagen der Beschädigten ein gnädiges Ohr, rief seine Truppen zur Ordnung zurück, doch ohne irgend einen der Missethäter zu bestrafen, und nahm eine regelmäßige Einquartirung vor.

Den nächsten Vormittag erschien er plötzlich wieder in der Pfarrwohnung, um sich, wie er vorgab, nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, und zu vernehmen, ob derselbe doch nicht etwa über das Benehmen der Soldaten zu klagen habe. Der Pfarrer war auf die gestrige Aufregung hin wieder sehr krank geworden; neue Fieberanfälle waren eingetreten. Zu klagen hatte er nichts, als daß der alten Katharina ein Glas Arznei, das sie in der Apotheke geholt, auf der Straße von einem betrunkenen Soldaten war aus der Hand geschlagen worden. „Der Kerl wird sich geärgert haben, daß es kein Branntwein war," sagte Melander lachend. Auf Rosa richtete er heute gar kein Augenmerk. Er sagte nur zum Pfarrer: „Welch ein großes Glück ist es doch, daß ihr in eurer Krankheit bei so schwerbetrübter Zeit nicht verlassen und einsam seid, sondern an eurer Tochter eine so getreue Pflegerin habt." Dann fragte er ihn, ob ihm nichts abgehe an Kost und Nahrung. „Wenn ihr am Fieber leidet," fügte er hinzu, „so solltet ihr eine leichte Kost genießen, so nicht durch phlogistische Affekten das Blut erhitzet. Da fällt mir eben ein, daß einer von meinen Leuten mir gestern etliche Rebhühner geschossen; die will ich euch schicken."

Er gieng, und wirklich brachte eine halbe Stunde nachher ein Musketier vier schöne Rebhühner in die Küche. Rosa bereitete dem Vater eines derselben. Sie selbst rührte aber keinen Bissen davon an, wie sehr der Vater auch in sie drang. Was er übrig ließ, trug sie Katharinen hinaus.

Den folgenden Tag wiederholte Melander seinen Besuch. Der Pfarrer, der von den edlen Gesinnungen des Mannes mehr und mehr überzeugt war, dankte ihm herzlich für sein Geschenk. Rosa, welche ihre Angst vor seinem Klapperschlangenblick nicht überwinden konnte, hatte sich, als sie ihn kommen hörte, in's Nebenzimmer begeben. Er fragte gar nicht nach ihr.

Ihm lag es daran, Vater und Tochter recht sicher zu machen. Rosa mußte ihn ja erst als einen tugendhaften Mann achten lernen, ehe er daran denken durfte, mit zarter Liebeswerbung bei ihr Eingang zu finden.

Am Abende dieses Tages machte ein Vorfall, der in der Nähe des Städtchens sich zugetragen, viel von sich reden. Von Mezingen her waren einige Wägen, theils mit Weizen theils mit Stroh beladen, das Thal herauf gefahren. Die Fuhrleute, die von der Anwesenheit östreichischer Truppen keine Ahnung hatten, giengen laut singend neben den Wägen her. Als sie an den Fuß des Berges kamen, auf dessen schroffer Zinne die Festung Hohenurach lag, kam ein Trupp Oestreicher auf sie zu, und fragte, wo sie mit dem Getraide hin wollten. „Nach Hohenurach!“ war die Antwort. Sofort fielen die Oestreicher den Rossen der beiden Getraidewägen in die Zügel. Die Fuhrleute ergriffen schreiend das Hasenpanier, und flüchteten sich in den Wald, der von der Festung bis zum Fuß des Berges sich herabzog. Die nachfolgenden Fuhrleute, welche Stroh geladen hatten, machten schnell Kehrt, und jagten mit ihren Wägen davon, links in das Seitenthal hinein, das um Hohenurach herum nach dem Wasserfall führt. Einige der Kaiserlichen wollten ihnen nachsetzen; aber da brach aus dem Wald ein Trupp Würtemberger von der Besatzung Hohenurachs, die schon auf die Zufuhr gewartet zu haben schien, und gab Feuer auf die Oestreicher. Einige derselben wurden verwundet. Die übrigen warfen sich den Würtembergern entgegen. Es gab ein Handgemeng, worin die lezteren die Oberhand behielten, so daß die Oestreicher den Rückzug antraten und die Würtemberger um ein Haar sich des Getraides bemächtigt hätten. Aber durch die Schüsse aufmerksam gemacht, rückte jezt die ganze Truppe Melanders heran. Bei diesem Anblick ließen die Würtemberger die Wägen im Stiche, und zogen sich in Eile den Berg hinauf und in die Festung zurück.

Melander triumphirte über den glücklichen Fang, und lachte über die Dummheit der Schwaben, die ihre Sache so ungeschickt angefangen hatten. „Sie mögen das Stroh fressen,“ sagte er; „wir haben den Weizen!“ Seine Freude über den glücklichen Fang wurde einigermaßen herabgestimmt, aber seine Bewunderung ihrer Dummheit noch beträchtlich erhöht, als sich beim Oeffnen der Säcke herausstellte, daß

der Weizen von sehr geringer Qualität und großentheils von Würmern zerfressen war.

Tags darauf beschloß Melander seine ersten Approchen zum Sturm auf Rosa's Herz zu eröffnen. Statt zur gewöhnlichen Stunde um halb zehn Uhr, kam er heute eine Stunde später, und erreichte damit seine Absicht; Rosa, die ein so spätes Kommen nicht vermuthete, saß wieder an des Vaters Bette. Nachdem er sich theilnehmend erkundigt hatte, wie es dem Kranken gehe, wandte er sich freundlich der Tochter zu, und sagte: „Das ist schön, Jungfer, daß ich euch heute wieder hier treffe; ich dachte schon, ich möchte euch mit etwas, ohnwissend wie, beleidigt haben, da ihr gestern euch ferne gehalten."

„Eure Besuche gelten meinem Vater," sagte Rosa, „und für mich schickt es sich am besten, wenn ich die Herren mit meiner Gegenwart nicht störe." Schon wollte sie wiederum das Zimmer verlassen, aber der Hauptmann hielt sie sanft bei der Hand, und sprach: „Wodurch habe ich das verdient? Meine Besuche gelten ebensowohl euch, als eurem Vater; was ich mit ihm zu reden habe, sind keine Geschäftssachen; das wisset ihr wohl. Wenn ich komme, so geschieht es, um mich zu erkundigen, wie es ihm und euch ergeht, und da darf die liebe Pflegerin des Kranken wohl dabei sein. Geht mir doch allemal das Herz auf, wenn ich euch so treu am Krankenbette sitzen sehe! Ich muß das Jahr über so viel wüstes und wildes mit ansehen, daß ihr mir den Anblick eurer stillen friedlichen Häuslichkeit wohl gönnen möget. Blitz und Hagel! ich kann euch sagen, ich freue mich alle Tage drei und zwanzig Stunden lang auf die Eine Stunde."

Er wollte sie recht freundlich anblicken, aber hinter dieser Freundlichkeit lauerte eine gewisse Lüsternheit, die ihrem jungfräulichen Scharfblick nicht entgieng.

„Wenn ihr es so aufrichtig mit uns meinet, Herr Hauptmann," sagte sie kalt und mit niedergeschlagenem Blick, „so solltet ihr wohl meine Bitte erfüllen, den Vater einige Tage ganz ungestört zu lassen. Der Arzt — —"

„Das ist unartig, Rosa," sagte der Pfarrer. „Der Herr Hauptmann hat uns so viel Gutes erwiesen —"

„Mehr, als ich mir zu reimen vermag," erwiderte Rosa. „Der Arzt," fuhr sie fort, „hat dem Vater alles unnöthige Reden untersagt."

„Ich verstehe euch nicht, Rosa," sagte Melander. „Ihr hegt ein Mistrauen gegen mich, das mir unerklärlich ist. Aber ich werde euren Wunsch erfüllen, und euern Vater nicht mehr belästigen. Ich werde am Wohnzimmer anklopfen, und ihr werdet so freundlich sein, mir dort mit wenigen Worten Auskunft zu geben, wie der Kranke geschlafen."

„Nein, nein," sagte der Pfarrer, „kommt nur immer zu mir herein; eure Besuche schaden mir gar nichts. Ihr müßt es dem Mädchen nicht übel nehmen, wenn sie etwas ungeschicktes gesagt hat. Ihre Sorge für mich geht so weit, daß sie alles andere darüber vergißt."

„Ich achte euch darum nur desto höher," sagte Melander zu Rosa, und drückte ihr, ehe sie sich dessen versah, die Hand, und hielt sie einige Augenblicke trotz alles Sträubens fest in der seinigen. Es war ein heißer Händedruck, bei dem Röschen ein kalter Schauer durch alle Nerven rieselte.

„Ihr dürft mir nicht böse sein, schöne Rosa!" sagte er schmeichelnd, und empfahl sich dann mit kurzem Gruße. Der Pfarrer schalt seine Tochter wegen ihres seltsamen Benehmens. „Deine Besorgnisse vor ihm," sprach er, „sind gewiß eitel. Und hätten wir wirklich etwas von ihm zu befahren, so ist es immer das Beste, ihn durch ein freundliches und dankbares Benehmen bei guter Laune zu erhalten. Was gewinnen wir denn, wenn wir ihn erzürnen?"

„Das Beste und das unumgänglich Nothwendige," sagte Rosa, „ist, daß ich seinen schmeichlerischen und heuchlerischen Annäherungsversuchen nicht einen einzigen Schritt entgegen thue."

Der Pfarrer suchte ihr dies Mistrauen auszureden. Sie wollte den kranken Mann nicht durch einen längeren Wortwechsel aufregen; aber in der Stille hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Des Nachmittags um drei Uhr, als die ganze Truppe mit Ausnahme der ausgestellten Posten auf dem Markt exercirte, hieß sie Katharinen sich an's Bett des schlummernden

Kranken setzen; sie selbst warf einen Schleier über, gieng an der Wache vorbei, die Treppe hinab, durch den Hof, eilte quer über die nächste Straße, und gelangte durch einige Hinterpförtchen und Höfe in des Burgermeisters Haus. Sie ließ sich bei ihm melden, und ward vorgelassen.

„Herr Burgermeister," sprach sie, „ob ihr mir auch von früher her zürnet, so soll mich das doch nicht abhalten, den sauern Schritt zu thun, und euch um Hülfe zu bitten für mich und meinen Vater. Wir sind im Amandushof wie Gefangene; wir sind ganz dem guten Willen des Hauptmanns und seiner Leute preißgegeben. Bisher ist er außerordentlich freundlich gegen uns gewesen — so freundlich, daß mir davor graust! Was er thut, geht weit über die Pflichten der Menschlichkeit hinaus; er hat andere Absichten. Schüzt meinen Vater vor seinen Wohlthaten und mich vor seinen Schmeichelreden und Artigkeiten. Es sind die Schmeicheleien einer Kaze, die ihre Krallen noch verbirgt. Sorgt uns, ich bitte euch um Gottes willen, für eine andere Wohnung, für eine Wohnung in einem Bürgerhause, wo wir nicht so verlassen und einsam sind. Wir wollen mit jedem Dachkämmerlein vorlieb nehmen."

„Ei seht doch," sagte der Burgermeister mit schneidender Kälte, indem er an dem Anblick der demüthig Bittenden sein Auge weidete; „seht doch, wie sich das Glücksrad dreht! Ehedem kamen wir zu euch mit Bitten; jezt kommt ihr zu uns. Damals hattet ihr kein Ohr für uns; jezt sollen wir Ohren für euch haben! Hättet ihr damals Vernunft angenommen, so stündet ihr jetzt nicht schutzlos da. Die Lage, darin ihr euch befindet, habt ihr euch selber zuzuschreiben."

„Aber Herr Burgermeister, ist denn das christlich geredet?"

„War denn das christlich gehandelt," versezte er, „als ihr um den Jammer und um die Verzweiflung meines Sohnes und um das Herzeleid der Eltern euch so viel kümmertet, wie ein Stein? Mein Georg ist mir auf und davongegangen; das ist euer Werk! Meine arme Frau hat keine ruhige Stunde mehr, und schwemmt ihr Bette mit Thränen jede Nacht; das habt ihr zu verantworten, Jungfer! Nun kommt das Elend über euch, das ihr euch selbst bereitet

habt; zur Ehefrau für meinen Sohn habt ihr euch zu gut gedünkt; nun so mögt ihr des Hauptmanns — —"

Er sprach die schnöden Worte nicht zu Ende. Rosa wandte ihm den Rücken, und eilte hinaus. Sie versuchte bei mehreren Bekannten, ob man ihr und ihrem Vater nicht ein Kämmerlein zur Unterkunft einräumen könne; aber vergeblich. In jedem Hause lag Einquartirung; die Familien hatten den Feinden ihre besten Stuben einräumen müssen, und waren in die lezten Winkel zusammengedrängt. Sie konnten beim besten Willen nicht helfen. Rosa eilte heim; schon giengen die Truppen auf dem Markte auseinander; ein paar rohe Musketiere riefen hinter ihr her. Kaum daß sie unbehelligt den Amandushof erreichte. Gleichwohl beschloß sie am folgenden Nachmittag um die nämliche Stunde ihre Anfragen und Bemühungen fortzusetzen, und dieser Gedanke gab ihr einigen Muth, obgleich sie sich sagen mußte, daß sie noch gar nicht überlegt habe, wie man ohne des Hauptmanns Wissen oder wider seinen Willen den Kranken in ein solches Asyl bringen könne.

Der Hauptmann seinerseits war aber heute zu der Ueberzeugung gelangt, daß mit Approchen und regelrechter Belagerung diese Festung nicht zu nehmen sei, sondern nur mit Sturm. Einen solchen beschloß er bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu wagen, und schon am folgenden Morgen war die Gelegenheit günstig über alle Erwartung. Der Pfarrer, von einem heftigen nächtlichen Fieberanfall ermattet, war am Morgen in einen dumpfen Schlummer gesunken. Rosa hatte Katharinen aufgetragen, den Hauptmann, wenn er käme, abzuweisen, weil der Kranke schlafe. Sie selbst war eben im Wohnzimmer, als Melander wirklich kam. Unglücklicherweise war Katharina gerade diesen Augenblick in den Keller gegangen. Der Hauptmann schlich unbehindert an die Thür des Krankenzimmers, öffnete dieselbe, da er keinen Laut im Innern vernahm, behutsam, schritt an dem Schlafenden leise vorüber, und trat in das Wohnzimmer. Rosa, zum Tod erschrocken, floh in der Verwirrung in ihr Kämmerlein, das an der entgegengesetzten Seite des Wohnzimmers lag. Melander folgte ihr wie der Bliz dahin, ehe sie Zeit gefunden,

die Thür von innen zu verriegeln; und was sie unterlassen hatte, das that er: er schloß die Thür des Kämmerleins hinter sich ab, und steckte den Schlüssel zu sich. Sie war seine Gefangene.

„Herr Hauptmann! was soll dies heißen?“ sprach sie zornerglühend, indem sie mit Hoheit ihm entgegentrat.

„Nichts, liebe Rosa,“ sagte er honigsüß, „nichts, als daß ich endlich einmal ein Viertelstündchen allein mit dir zu plaudern wünsche. Sieh mich nicht so zornig an! Du weißt ja doch, wie gut ich es mit dir und deinem Vater meine. — Nein, Jüngferchen! nehmt mir den rauhen Soldatenscherz nicht übel! Auf der Stelle sollt ihr den Schlüssel wieder haben, wenn ihr mir eure Schuld von neulich abtragt, und zum Dank für meine Milde und Freundlichkeit mir das allereinzigste Küßchen gönnt, um das ich euch neulich vergeblich gebeten haben.“

„Mein Vater hat euch gesagt, daß ich kein Spielzeug für euch bin,“ sagte Rosa, wenn auch innerlich vor Todesangst bebend, dennoch mit fester Stimme, und dabei durchbohrte der Blitz ihres Auges sein graues lauerndes Augenpaar.

„Laßt uns vernünftig und ruhig reden, Rosa!“ hub jezt Melander in ganz verändertem, ernstem Tone an. „Von Spiel und Spielzeug ist gar nicht die Rede. Haltet ihr mich denn für einen so kindischen Menschen, daß ich ein armes Mädchen um eines einfältigen Kusses willen auch nur einen Augenblick in Angst versetzen würde? Nein, keinen Kuß will ich, sondern dich selbst! Ja, Rosa! dich will ich besitzen! muß ich besitzen, wenn ich nicht vor Elend untergehen soll!“

Sie that einen Schrei um Hilfe.

„Ich bitte euch,“ sprach er, „hört mich ruhig an. Rosa, ich liebe euch. Ich liebe euch mit der ganzen Gluth eines treuen Herzens, einer Seele, die bisher nur für das rauhe Handwerk des Krieges geschwärmt hat, und in welcher euer Anblick zum ersten Male sanftere Gefühle zu erwecken vermocht hat. Eure kindliche Liebe zu eurem Vater hat mich tief gerührt. Rosa, ihr müßt mein Weib werden! Macht

mich nicht elend! Habt Erbarmen mit mir, wie ich Erbarmen mit Euch gehabt!"

„Fühlt ihr denn nicht, Herr Hauptmann," sprach sie, „daß diese verschlossene Thür mich jeder Antwort überhebt? Ihr schließt mich ein, um zu werben?! Eine solche Werbung ist keine. Erst die Thür auf, ehe ich ein Wort weiter mit Euch rede!"

„O nicht so streng! nicht so hitzig! meine kleine Schöne!" sagte der Hauptmann mit einem Anflug von Hohn. „Noch einmal: hier biete ich euch meine Hand. Schlagt ein, und wir sind Bräutigam und Braut, und treten vor euern Vater, ihn um seinen Segen zu bitten."

„Mein Vater kann und wird nie seinen Segen dazu geben, und ich kann und werde euch nie lieben," sagte Rosa mit strengem Tone. „Er wird keinem Soldaten, und noch weniger einem Papisten, und am wenigsten einem, der beides ist, sein Kind geben. Und ich — ich verachte und verabscheue euch."

„Schön!" sprach Melander mit kaltem Hohn. „Schön! Nun ihr könnt ja auch noch etwas anderes werden, als mein — Weib! Ihr habt scheint's ganz vergessen, daß ihr hier in meiner Gewalt seid, vergessen, daß euer Vater in meiner Gewalt ist, daß ich ihn kann aus dem Hause jagen, ihn in den Thurm werfen lassen, ihn martern und tödten lassen, wenn ihr mir nicht zu Willen seid."

Rosa erblasste; sie kämpfte mit Aufbietung aller Kraft gegen eine Ohnmacht.

„Nun? seid ihr entschlossen?" herrschte er sie an.

„Zu was?" fragte sie.

Diese Frage verwirrte ihn einen Augenblick. „Mein Schatz zu werden," sagte er mit teuflischem Lachen.

„Wo ist Rosa?" tönte jezt im Wohnzimmer des Pfarrers zitternde Stimme.

„Vater! hilf! hilf!" schrie Rosa.

Der Pfarrer wollte öffnen, und fand die Thür verschlossen. „O großer Gott! Mein Kind! Meine Rosa!" schrie er verzweifelnd.

„Während Melander hohnlachend den Kopf nach der ver-

schlossenen Thür rückwärts wandte, und dem Alten hinausrief: „Dein Kind ist jezt mein, und dein großer Gott ist gegen mich zu klein," riß Rosa mit kühner Geistesgegenwart Melander's Schwert aus der Scheide. Aber noch hatte sie die schwere Klinge nicht gegen ihn zu zücken vermocht, als er schon ihre Hand packte, um ihr die Waffe zu entreißen. Mit der Kraft der Verzweiflung hielt sie dieselbe gefaßt; nichtsdestoweniger würde der starke Mann dem geängstigten Mädchen das Schwert entwunden haben, wäre nicht plözlich seine Aufmerksamkeit durch einen Knall in Anspruch genommen worden. Es war ein Schuß; ein Schuß mitten in der Stadt; und gleich darauf ganz in der Nähe wieder einer; eine ganze Reihe Schüsse knatterten in den Straßen. „Flüchtet! rettet euch!" schrie es im Hofe; mit verdoppelter Kraft hielt Rosa den Schwertknauf fest, ob auch ihre Händchen unter den Fäusten des Hauptmanns fast bluteten. „Gebt mir mein Schwert!" sprach er, „ich will euch kein Leid thun." Sie ließ nicht nach. Aber ihre Kraft war erschöpft; sie konnte nicht mehr — da donnerte ein Fußtritt gegen die Thür; die Thür brach mitten entzwei, und durch die klaffende Oeffnung sprang wie ein Löwe ein schöner junger Würtembergischer Reiter mit gezücktem Degen herein, und stach Melander in den Rücken, daß er stöhnend zur Erde fiel.

„Georg!" rief Rosa, und sah ihm wie einem lieben alten Bekannten in's Auge. „Georg! unser Retter! Nein, ihr seid nicht so hart und rachgierig, wie euer Vater."

„Rosa mit dem Schwert in der Hand?" rief er.

„Ja, ich habe tapfer Stand gehalten," sprach sie triumphirend. „Aber bringt den Vater zu Bett, Katharina."

„Und schafft den Halunken in den Thurm;" rief Georg einigen Würtemberger Kriegern zu, die ihm gefolgt waren. „Urach ist frei! Wir sind Sieger! Ja, seht mich nur an, Rosa! Ich habe meine Vaterstadt gerettet. Ich habe, als der Jude, den sie hier thörichterweise eingesperrt hatten, zu mir kam, und in seiner Herzensangst mir erzählte, daß Melander, der ruchlose Apostat, einen Anschlag auf Urach im Sinne habe — ich habe da meinem Hauptmann, dem braven

Wetzel von Marsilien, so lange in den Ohren gelegen, bis er mir Gehör gab; ich habe den Anschlag ausgesonnen mit den Getraidewägen, durch welche die Gimpel sich täuschen ließen. Ich selbst hatte mich in einer Verkleidung nach Hohenurach geschlichen, und dort das nöthige vorbereitet, und dann kam ich als Fuhrmann mit dem faulen Weizen; aber in den andern Wägen war unter dem Stroh unsre Mannschaft versteckt; die führte ich hinauf, dem alten lahmen Reinstatt zum Succurs. Heute Nacht schlich ich mich in die Stadt zu meinem Vater, und machte ihm begreiflich, daß aus dem unbrauchbaren Ladenschwengel ein tüchtiger Kerl von einem Soldaten geworden; und da fragte ich auch nach euch, Rosa, und hörte, wie es stehe. Und da habe ich beschlossen, keinen Augenblick länger zu zaudern; ich stahl mich wieder hinauf in die Burg, rüstete alles zum Ueberfall, und führte die Mannschaft auf verborgenen Wegen, die keiner kennt, der kein geborener Uracher ist, bis hart an die Mauer. Den Schlüssel zu dem kleinen Pförtchen hinten am Hirschengraben hatte ich mir bei meinem Vater geholt; so schlichen wir denn ein, und stahlen uns durch Hinterthüren und Höfe, bis wir auf einmal am Markte vorbrachen. Und nun ist Urach frei, und Rosa ist gerettet, und ich werde Offizier — Marsilien hat mir's versprochen — und Marsilien kommandirt auf Hohenurach, und alles, alles wäre gut, wenn Rosa mir gut wäre."

„Wie sollt' ich euch nicht gut sein?" sagte Rosa mit holdem, verschämtem Blick. „Euch habe ich ja alles, alles zu danken, die Rettung meines Vaters, meine Rettung, mich selbst."

Der Hauptmann war weggeschafft, der Vater zu Bette gebracht worden. Rosa bemerkte erst jezt, daß sie mit Georg sich allein im Wohnzimmer befand. Doch war ihr dies in keiner Weise unangenehm. Mit dankbarem Vertrauen blickte sie an dem schönen jungen Manne empor, der ihr jezt als ein so ganz anderer erschien, wie vordem. Der Pfarrer hatte Recht gehabt, als er zum Burgermeister gesagt, der Soldatenstand sei der einzige Stand, für welchen Georg tauge, und worin er sich glücklich fühlen und etwas tüch=

tiges leisten werde. Zu Berufsarbeiten genöthigt, für die er keinen Sinn hatte, war er stets ein knabenhafter Mensch geblieben, der mit den Eltern und Vorgesezten im Kampfe lag und ihnen keine Freude machte; jezt wo er kühn und schlau das Gängelband zerrissen hatte und dem inneren Berufe gefolgt war, jezt war er ein Mann geworden, selbstbewußt und in sich gefaßt. Das zeigten schon die nächsten Worte, die er an Röschen richtete.

„Ich bin zufrieden, euch so reden zu hören, Rosa!" sagte er. „Ich will euch jezt, in diesem Augenblick nicht mit einer erneuten Werbung bedrängen. Ihr sollt mir euer Jawort nicht in der Aufregung geben, darein die überstandene Angst und die Freude über die so plötzliche Rettung euch versezt hat. Ihr sollt mir überhaupt nicht aus Dankbarkeit euer Herz schenken, sondern aus Achtung und Liebe. Daß ihr mich achten werdet, daran zweifle ich nicht; daß ihr meine Liebe erwidern möget, das gebe Gott!"

„Georg!" sagte Rosa weich, und ergriff seine Hand, „laßt uns zum Vater hineingehen. Wenn er's zufrieden ist, will ich in Gottes Namen die Eure werden."

„Rosa! Rosa!" rief er entzückt, und wollte sie an sein Herz pressen. Aber sie hatte schon die Thür der Krankenstube geöffnet, und zog ihn mit sich dorthin.

Der Vater war nicht allein. Der Hauptmann Wetzel von Marsilien stand an seinem Bette, und sprach so eben die Worte: „Er ist der bravste Reiter, der tüchtigste Soldat, den ich je kommandirt habe, klug und kühn, besonnen und unerschrocken. Ihm allein ist die Rettung der Stadt zu verdanken. Es war ein Meisterstück. Ich habe ihn zum Fahnenjunker gemacht, und der Herzog, wenn er meinen Bericht empfängt, wird ihn hoffentlich zum Hauptmann ernennen. Aber da ist er ja selbst!"

„Da ist er mit seiner Rosa," rief freudestrahlend Georg, „mit Rosa, die sich nicht länger sträuben will, die Seine zu werden, wenn ihr, Vater, euren Segen dazu gebet."

„Noch vor kurzem," sagte der Pfarrer, „hätte ich mich nicht mit dem Gedanken befreunden können, daß Rosa eines Kriegers Weib werden sollte. Aber die lezten Tage haben

mich eines anderen belehrt. In einer Zeit, wie die jetzige, kann ein Mägdlein wie Rosa nicht ohne kräftigen Schutz leben, und ich armer kranker, dem Tode naher Mann kann ihr solchen Schutz nicht gewähren. Meine Gedanken waren freilich ganz andere. Ich hatte mir's ausgesonnen, daß ihr Vetter Richard, wenn er einmal Pfarrer wäre, sie zum Weibe nehmen solle. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Was aus Richard werden wird, und wie es ihm in dieser trüben Zeit ergehe, wer kann das wissen? Ich aber kann jeden Augenblick sterben. Gebunden ist sie durch kein Versprechen. Was heute geschehen, das hat Gott so gelenkt. So nehmt sie denn hin als eure Braut; bleibt Gott treu, so werdet ihr Rosa treu bleiben. Gott segne euch!"

Jezt schloß Georg Rosa in seine Arme, und drückte den bräutlichen Kuß auf ihre Lippen.

Siebentes Kapitel.

Melanders Werth kommt an den Tag.

> Ich bin der Sturm, der fährt dem Norden zu;
> Du bist die mondbeglänzte Meeresruh.
> Wie paßt ein solches Ich zu solchem Du?
>
> Geibel.

Das sorgenschwere Haupt in die Hand gestüzt, saß Richard auf der Höhe des Berges, über welchen der Fußpfad von Tübingen nach Bebenhausen führt. Zu seinen Füßen lag auf ihrem isolirten Hügelgrate die Stadt; von dem prächtigen Schlosse Hohentübingen, zu dem sie allmählich emporsteigt, streckte sich der grüne Höhenzug dem freundlichen Thale der Ammer entlang bis zur Wurmlinger Kapelle; hinter diesem Höhenzuge, der Stadt und dem Oesterberge verbarg sich das lachende Neckarthal, jenseits dessen sich die rauhe Alp wie eine schroffe Mauer mit stolzen Zinnen

und vorspringenden Bastionen erhob. Unter einem wolkenlosen Himmel lag all die Pracht im Glanze eines goldenen Herbstnachmittages vor Richards Augen; aber er sah sie nicht; wenn er je einmal das Haupt erhob, so wandte sich sein düsterer Blick links hinüber, wo weit hinter dem fernen graublauen Kegel der Achalm das Thal von Urach versteckt lag, von Urach, wo die Feinde hausten, wo seine Rosa — er wußte nicht welche Aengste und Drangsale zu erdulden hatte. Jezt eben wieder starrte er dort hinaus, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust; da klopfte ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter. Sein Freund und Stubenbursche Peter Küchli war es, der athemlos die Höhe heraufgekommen. „Urach ist frei!“ rief er dem Trauernden zu. „Urach frei?“ fragte dieser, „und ist es wahr?“ — „Es ist sicher und gewiß; drei Reiter haben die Nachricht gebracht mit allen Einzelheiten. Des Burgermeisters Sohn, Georg Müller, hat die Heldenthat vollbracht.“

Wie wenn die Sonne, nachdem sie kaum dem Horizont entstiegen ist, sogleich wieder hinter den Schleier einer grauen Wolkenwand tritt, so lagerte sich auf das freudestrahlende Antlitz Richards sofort der dumpfe Schatten einer neuen Sorge. Wortkarg gieng er mit Peter, der seinen Unmuth nicht begreifen konnte, in die Stadt hinab. Im Stift angelangt, fand er einen Brief, den einer der drei Reiter für ihn abgegeben hatte. Er erkannte Rosa's Hand. Zitternd eilte er mit dem Brief auf seine Stube. Peter folgte ihm nicht dorthin. Richard erbrach den Brief, und las:

„Mein lieber Vetter! — Nach den zweien Gesprächen, „die zwischen uns im Garten stattgefunden haben, und wo „ich dir in aufrichtiger Meinung die Hoffnung nicht abge„schnitten, daß du dereinst einmal beim Vater um mich freien „könntest, halte ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit, „dir ohne Säumnis mitzutheilen, daß es wider all mein „Vermuthen nun doch ganz anders gekommen ist. Daß wir „in den Händen der Feinde waren, weißt du. Ich war mit „dem schwerkranken Vater und der alten Katharina allein und „hilflos im Amandushof zurückgeblieben, in der Gewalt eines „Hauptmanns, der Augen hatte wie eine Tigerkatze, und der

„dem Vater alles mögliche Gute erwies, um gegen die Unschuld der Tochter seine teuflischen Gedanken auszuführen. „Der, den mir Gott im entscheidenden Augenblick der entsetzlichsten Gefahr als Retter sandte, war Georg Müller, derselbe, dessen Antrag ich im Sommer kalt und bestimmt zurückgewiesen hatte. Ihm verdanke ich meine Ehre, mein Leben; „Richard! ich bin ihm mich selbst schuldig. Ich kann nichts „dafür; Gott der Herr hat es so gefügt. Es war edel von „Georg, daß er die ihm widerfahrene Kränkung mit Gutem „gelohnet hat; seine Eltern hatten einen grimmigen Haß auf „mich geworfen; er — hat mir treue Liebe bewahret. Um „mich zu retten, hat er den ganzen kühnen Anschlag ersonnen und mit Todesverachtung ihn glorreich ausgeführt. „Sein Hauptmann ist seines Lobes voll; die ganze Stadt „preist ihn als ihren Erretter. Er ist ein ganz anderer „geworden, als er vordem gewesen; als Soldat, sagt mein „Vater, hat er seinen richtigen Beruf gefunden.

„Er hat seine Werbung erneut. Lieber Vetter! ihn jetzo „wieder abzuweisen, war ein Ding der Unmöglichkeit; das „sagte mir mein Inneres. Unter andern Umständen, und „wenn ich freie Hand gehabt, würde ich niemals ihn gewählet „haben; denn ich kann nicht sagen, daß ich die Gefühle, welche „die Poeten so schön beschreiben, bei seinem Anblick oder in „seiner Nähe empfände. Auch ist mir's heute noch ein recht „schwerer Gedanke, daß ich das Weib eines Offiziers werden „soll, wozu ich meiner Natur nach so wenig tauge. Aber „er hat ein Recht an mich; er hat sein Leben in die Schanze „geschlagen, um mich zu retten; das ist mir genug; so will „ich gehorsam den Weg gehen, den Gott mich führt. Das „Gegentheil zu thun, wäre eigensinniger, sündlicher, vermessener Trotz. Ich achte ihn, und will ihm eine treue Hausfrau werden, und sollte er, wo Gott vor sei, im Krieg eine „Wunde empfangen, so will ich ihn getreulich pflegen, wie „es einem christlichen Eheweibe geziemt.

„Wie ich nun die Gedanken, die ich vordem gehabt, aufgeben müssen, so hoffe ich, daß auch du dich darein als in „eine Fügung Gottes finden werdest. Du bist noch jung, „und es gibt noch manches fromme und holdselige Mägdlein

„im Lande, darunter wohl eines dein Herz erfreuen und dich „einmal, da die Zeit kommt, glücklich machen mag. Sei also „guten Muthes, und fahre fort, fleißig zu studiren und „fromm in Gottes Wegen zu wandeln. Bleibe du allezeit „mein treuer guter Vetter, so wie ich bleibe deine dich aufrichtig liebende Base Rosa."

Richard ließ den Brief zur Erde fallen. Er stand starr und bleich in furchtbarem innerem Kampfe. „Frommes Gesudel!" murrte er endlich vor sich hin. „Recht hat sie: sie ist wie mit Fäusten dem Reiterburschen in den Arm getrieben worden. Es war eine Fügung. Aber dem da droben —" brach er plötzlich aus, und ballte die Fäuste gen Himmel — „dem will ich's zeigen!" —

Als Peter eine halbe Stunde später in das Gemach trat, fand er den offenen Brief auf der Erde liegen. Richard war nicht zu finden. Am Abend um neun Uhr, zu der Stunde, wo das Stift geschlossen wurde, kam er in unzurechnungsfähigem Zustande hereingetaumelt. Peter sagte heute nichts zu ihm; den andern Morgen machte er ihm ernste Vorstellungen. „Wenn du diese Wendung deines Schicksals so aufnimmst," sagte er zu ihm, „so zeigst du, daß du dieses frommen und vortrefflichen Mädchens niemals würdig gewesen. Schäme dich vor jenem Georg! Wie ganz anders hat die erfahrene Abweisung auf ihn gewirkt! Aber er liebt eben Rosa; er liebt sie wirklich. Du liebst sie nicht, und hast sie nie geliebt. Gefallen hat sie dir, weil du gesehen, daß sie aller Menschen Liebling und Augenweide war, und darum hast du dir in den Kopf gesezt, sie müsse einmal dein Weib werden. Dein Eigensinn und dein Stolz ist gekränkt, nicht deine Liebe."

Richard fühlte die Wahrheit dieser Worte, aber er bot ihnen Trotz. „Was redest du von Stolz und Eigensinn?" sagte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit. „Mag doch immer der fahrende Ritter das „fromme Mädchen" behalten! Was geht die Dirne mich an?! Ja, ein fürtreffliches frommes Mädchen ist sie, das sieht man nun! Die silbernen Tressen und der Federbusch auf dem Hute, die gefallen so einem albernen Ding freilich besser, als der schwarze Rock eines

Priesters! Was man da vordem gesprochen und versprochen hat, das wird vergessen! Wofür hab' ich mir's nun sauer werden lassen die vielen Jahre lang, und wenn Andre sich lustig machten, in meiner Zelle über der Arbeit gebrütet? All mein Fleiß und all mein musterhaftes Betragen ist nunmehr umsonst; ich bin der Narr in der Komödie! Aber von nun an will ich mich auch lustig machen auf meine Weise!"

„Das heißt," entgegnete Peter, „dein früheres Betragen war nur Gleißnerei. Nicht Gott zu Ehren, sondern dir zu Ehren warst du ein Tugendexempel; fortan hingegen willst du durch Trunk und Lüderlichkeit dich selbst verderben! Richard, ist das der Weg, um für das heilige Amt reif zu werden, dem du dich bestimmt hast? Wie willst du einmal künftig Anderen Buße predigen und sie zur Bezwingung des Eigenwillens und der Leidenschaften ermahnen, wenn du nicht zuvor dich selbst zu bezwingen gelernt hast?"

„Du bist freilich schon jezt ein ganz ausgezeichneter Bußprediger!" versezte Richard höhnisch. „Wer gesunde Zähne hat, der hat es leicht, dem Zahnwehkranken Geduld zu predigen." Damit gieng er hinaus, und warf die Thür hinter sich zu.

Er kam diesen Tag nicht in die Vorlesungen. Er trieb sich auf den Dörfern, in den Schenken umher. Abends kam er abermals in berauschtem Zustande heim. Die liebreichsten Ermahnungen Peters blieben erfolglos, und zogen ihm nur den Haß des Verblendeten zu — des Verblendeten, welchen sein Misgeschick nicht schlecht gemacht, sondern in welchem es nur eine bereits vorhandene Eiterbeule zum Platzen gebracht hatte. Sein leidenschaftliches Naturell, bisher von der Eigenliebe und Eitelkeit in Schranken gehalten, war jezt dieser Schranken entledigt, und brach fessellos hervor.

Ob auch Peter über das Treiben Richards schwieg, und den Zustand, in welchem derselbe jeden Abend heimkam, vor den Lehrern und Aufsehern zu verbergen suchte, so konnte dessen zuchtloses Gebaren doch nicht lange den Augen des Ephorus entgehen. Nach wiederholten vergeblichen Ermahnungen und Strafen wurde Richard aus dem Stift ent-

lassen. Der Aufsicht entrückt, konnte er nun zwanglos seinen sinnlichen Begierden fröhnen, welche rasch die Herrschaft über ihn gewannen und ihn zu ihrem willenlosen Sklaven machten. Hatte er anfangs ein lüderliches Leben führen wollen — jezt konnte er bereits nicht mehr anders. Und da er fast mittellos war, so sah er sich auf Schuldenmachen — und da ihm bald niemand mehr borgte, auf Schurkenstreiche und Diebskniffe angewiesen. So sank er tiefer und tiefer. Eine Bauerndirne in einem benachbarten Dorfe fand Wohlgefallen an ihm; er machte ihr den Hof; dafür steckte sie ihm Lebensmittel zu. —

Inzwischen hatte Rosa keinen besonders fröhlichen Brautstand. Zwar der Jubel in des Burgermeisters Hause war groß, als Georg mit der Freudenbotschaft heimkam, daß er ihr Jawort nun erhalten, und es erfolgte, wie sich von selbst versteht, die feierlichste Aussöhnung mit ihr und ihrem Vater, eine Aussöhnung, die von Seite der Burgermeisterin wirklich eine recht herzliche war. Dagegen blieb zwischen Rosa und ihrem künftigen Schwiegervater eine gewisse Scheidewand bestehen, die es zu keiner rechten Wärme kommen ließ. Er mußte der schnöden Art, wie er in der Zeit der höchsten Gefahr ihr jede Hilfe, jede Theilnahme versagt hatte, sich vor ihr im Stillen schämen (denn ihr sein Unrecht zu bekennen, war er zu stolz); und sie konnte jene Stunde auch nie vergessen, und wenn sie ihm auch in ihrem Herzen verzieh, so konnte sie doch einen Mann, der einer solchen Handlungsweise fähig gewesen, kaum achten, geschweige lieb haben. So blieb denn in ihrem Verkehr mit dem Müller'schen Hause eine gewisse kalte Förmlichkeit und Steifheit, und die steten übertriebenen Lobreden, womit die Frau Burgermeisterin ihren Sohn vor Rosa's Ohren bis in den Himmel erhob, waren eher geeignet, den mancherlei Mängeln des ehrlichen jungen Haudegens zur Folie zu dienen, als dieselben zu bedecken.

Rosa fühlte sich durchaus nicht unglücklich, aber man konnte auch nicht sagen, daß sie eine besonders glückliche Braut gewesen wäre. Es war ganz so, wie sie an den unglücklichen Richard geschrieben. Aus kindlichem Gehorsam gegen Gottes Fügung hatte sie Georg ihre Hand gereicht, in

achtungsvoller Dankbarkeit, weil sie es würde für frevelhaften Eigensinn gehalten haben, dem sie aufrichtig liebenden Jüngling, dem sie sich selbst schuldig war, diese Hand zu versagen. Sie gewann ihn auch wirklich recht lieb; die Vorbedingungen für eine glückliche Ehe schienen gegeben. Georg that, was er ihr an den Augen absehen konnte, und Georg war ein in seinem Berufe tüchtiger, ein allgemein geachteter junger Mann. Daß seine Berufswahl und seine Berufstüchtigkeit aus einem Wesen hervorgieng, welches von dem innersten Wesen Rosa's ganz und gar verschieden war, — daß er seine höchste Freude an äußerem Glanz, kühnen Ritten und wilden Waffenthaten, und an der strahlenden Ehre vor der Welt hatte, und eine unruhige Natur war, der es als eine Qual erschien, drei Tage an Einem Orte thatlos und stille zu liegen — das war ein Umstand, der von Rosa große Selbstverleugnung forderte; aber als eine ihrer Pflicht bewußte Braut war sie zu dieser Selbstverleugnung bereit, und gab sich alle Mühe, dieselbe zu üben. Mehr wollte sie nicht, mehr hoffte sie nicht, als: ihres Gatten gehorsames Weib zu werden. Ihr Glück konnte nur darin bestehen, dem zu entsagen, was ihrem eigensten Wesen entsprach; seine Zufriedenheit war dann ihr Lohn.

Die Hochzeit sollte im ersten Beginn des Frühlings gefeiert werden. Die höchste Freude war es für sie, daß ihr Vater nach all den schweren Schrecknissen sich nun bei eingetretener Ruhe und Sicherheit zusehends erholte, so daß er an Weihnachten schon wieder sein Amt selbst zu versehen im Stande war. Wer ihn pflegen solle, wenn Rosa verheirathet sein würde, das war freilich noch eine schwere Sorge für ihn und sie. Unter diesen Umständen empfanden es beide als eine Wohlthat, daß die Hochzeit noch verschoben werden mußte. Die Ursache hievon lag in den allgemeinen Zeitläuften. Der erwartete Durchzug der italiänischen Armee hieng noch immer wie eine schwere finstre Wetterwolke an dem Himmel der Zukunft. Da der Herzog-Vormund krank in dem fernen Mömpelgart lag, so mußte das Land sich selbst zu helfen suchen, so gut es eben gehen wollte. Die beiden tapfern Hauptleute Widerhold und Marsilien waren

die Seele von allem, was in dieser Zeit geschah. Die Aufgabe war eine sehr schwierige. Mit Ausnahme der von den Oestreichern occupirten Klosterämter war das Land noch in des Herzogs unbestrittenem Besitz; hier konnten dem Rechte nach Truppenrüstungen noch vorgenommen werden. Aber jene Klosterämter lagen, einem Netze gleich, so durch das Land verstreut, daß es nicht möglich war, einen Schritt zu thun, ohne daß die Oestreicher Kunde davon erhielten. Truppen zusammenzuziehen, um die italiänische Armee, falls sie wirklich kommen sollte, zu beobachten, und das Land gegen Ausschreitungen derselben einigermaßen zu decken, schien unumgänglich nöthig; und doch konnte jede Rüstung als Feindseligkeit gegen den Kaiser ausgelegt werden und größeres Unglück nach sich ziehen. Da galt es also, mit aller Behutsamkeit und in der Stille zu handeln; da bedurfte man sehr gewandter, kühner und dabei besonnener Männer, welche zwischen den einzelnen Kommandanten, wie z. B. zwischen Marsilien in Urach, Oberst Rau im Hegäu, Widerhold und anderen, die gegenseitigen Botschaften hin und hertrugen, oder in Gegenden, wo bis jezt keine Würtembergischen Truppen standen, Werbungen vornahmen und die Geworbenen einübten. Für solche schwierige Geschäfte war aber niemand tauglicher, als der junge Hauptmann Georg Müller. So kam es nun, daß er die geringste Zeit auf Hohenurach weilte, vielmehr fast beständig im Lande unterwegs war, und nur selten einmal seine Braut, die jezt in steter Angst um ihn lebte, auf einige Stunden sehen konnte, und daß an die Hochzeit vorläufig gar nicht zu denken war.

Diese Lage der Dinge wurde in nichts geändert, als die Nachricht eintraf, daß der Herzog-Vormund Ludwig Friedrich Mittwoch den 26. Januar 1631 in Mömpelgart gestorben sei. Der zweite Oheim des jungen, noch unmündigen, jezt sechzehnjährigen Herzogs Eberhard — der thatkräftige Julius Friedrich — übernahm die vormundschaftliche Regierung des Landes. Nun kam erst ein rechtes Leben in den Gang der öffentlichen Dinge. Eine Botschaft wurde an den Churfürsten von Mainz geschickt, und erlangte von ihm das Versprechen, daß er sich gegen den Durchzug der italiänischen

Armee bei dem Kaiser verwenden wolle. Indessen geschah dies doch nur mehr, um sagen zu können, daß man kein friedliches Mittel unversucht gelassen habe. In Wahrheit baute niemand viel auf einen Erfolg dieser Sendung; desto mehr dachte man auf kriegerischen Widerstand. Am meisten hätte freilich geleistet werden können, wenn die evangelischen Reichsstände dem Schwedenkönige so zugefallen wären, wie Falkenberg dies gehofft und zuversichtlich vorausgesagt hatte. Aber davon geschah leider das Gegentheil. Die beiden mächtigsten unter ihnen, Chursachsen und Churbrandenburg, ließen sich in ihrer selbsüchtigen Politik auf kein Bündnis mit ihm ein; nur der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel war bereits im November 1630 mit Gustav Adolf in Bund getreten; seinen zweiten Verbündeten mußte der Schwede in Richelieu suchen! So wurden dem nordischen Aar die Schwingen gelähmt. Mittlerweile suchten die evangelischen Reichsstände ohne Schwedens Hilfe, auf die eigne Kraft vertrauend, dem Uebermuth Oestreichs die Spitze zu bieten. Den 2. April 1631 kam zu Leipzig ein Bündnis zwischen ihnen zu Stande, worin sie zu herzhaftem Widerstande sich gegenseitig verpflichteten. Herzog Julius Friedrich berief auf den 11. Mai seine Landstände; diese genehmigten, daß der Leipziger Beschluß vollzogen werden solle, und der Herzog befahl nun, daß außer den bereits vorhandenen Mannschaften noch weitere zweitausend Mann auf die Beine gestellt werden sollten.

Woher aber diese nehmen, da fast die ganze waffenfähige Jugend des Landes schon dem Heer angehörte? Der kühne Widerhold antwortete: „aus den Klosterämtern!“ Die Unterthanen dieser Aemter gehorchten nur mit äußerstem Widerwillen den neuen Zwingherren; sie waren im Herzen gut Würtembergisch, vor allem diejenigen, welche dem evangelischen Glauben treu geblieben waren und dafür tägliche Mishandlungen zu erdulden hatten. An gutem Willen fehlte es hier also nicht; aber desto furchtbarer waren die Gefahren, welchen derjenige sich aussezte, der diese Leute für Würtemberg zu werben unternahm. Und gleichwohl fehlte es nicht

an kühnen Männern, die zu diesem Wagestück sich hergaben, und der kühnsten einer war wieder Georg.

Schon manches Klosteramt hatte er in den verschiedensten Verkleidungen durchschlichen, und Hunderten junger Leute auf die geschickteste Weise zur Flucht in's Würtembergische verholfen, wo er sie sammelte und andern Offizieren zuführte. Schon war er auf dem Rückwege nach Hohenurach begriffen, als es ihm einfiel, auch in Pfullingen noch sein Glück zu versuchen, wo er von seinem Reutlinger Aufenthalte her viele Leute persönlich kannte. Er hatte sich in die Tracht eines hausirenden Handelsmannes gesteckt, und saß, nachdem er in vielen Häusern mit Erfolg thätig gewesen, des Abends müde im Wirthshaus zum Lamm bei einem Schoppen Wein — als er zu seinem Misvergnügen ein paar östreichische Fähndriche eintreten sah. Er trank sein Glas aus, so rasch dies, ohne Aufsehen zu erregen, möglich war, und wollte sich in seine Schlafkammer begeben; da trat ihm unter der Thür ein eben ankommender Gast entgegen; mit Schrecken erkannte er in dem jüdischen Gesichte die wohlbekannten Züge Feuchtwangers. In der Hoffnung, unter seinem eignen falschen Barte unerkannt zu bleiben, wollte er sich schnell durch die Thür an ihm vorüberdrücken; aber der Jude hatte den hausirenden Nebenbuhler neugierig in's Auge gefaßt, und rief mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung: „Gott's Wunder, das ist ja der Herr Müller! Also habt ihr dem Kriegshandwerk so schnell Valet gesagt, und euch wieder zugewandt der Handelschaft? Und ich habe gemeint, euch demnächst schon als Obristen zu treffen oder als General! Nun, was ist euch denn begegnet, Herr Müller, daß ihr so schnell wieder changiret habt?" — „Ein Esel ist mir hier unter der Stubenthür begegnet," murmelte Georg dem Juden zu, der jezt erst seiner Unvorsichtigkeit inne ward. Mit einem Sprung war Georg an der Hausthür; aber mit einem Sprung durch's Fenster kamen die östreichischen Fähndriche ihm zuvor. „Ha, da ist er ja," riefen sie, „der uns aus Urach verjagt hat, und der jezt die jungen Leute rebellisch macht und für den Feind wirbt!" Georg wurde festgenommen und in den Thurm geworfen.

Es war eine schaurige, traurige Nacht, die er da zubrachte. Ein schimpflicher Tod am Morgen war ihm gewiß. So jung mußte er aus dem schönen, hoffnungsreichen Leben. Er dachte an seine Rosa, und weinte.

Ein unruhiger Schlummer umfieng ihn gegen Morgen, aus welchem ihn das Gerassel des Schlüssels in der Kerkerthür und der rauhe Schritt der Eisenknechte weckte. Er wurde vor den östreichischen Hauptmann Isaak Steinheil geführt, welcher in Pfullingen kommandirte. Befragt, wer er sei, gab er mit fester Stimme zur Antwort: „Der würtembergische Hauptmann Georg Müller, welcher seine Vaterstadt Urach befreit und gerettet hat."

„Das war eine tapfere That," sagte Steinheil; „aber was habt ihr hier in Pfullingen zu thun? Man hat euch verkleidet hier betroffen, und mit falschem Barte. Ihr seid ein Spion."

„Es ist mir nicht bekannt," versezte Georg ruhig, „daß zwischen meinem Herzog und den östreichischen Besatzungen der Klosterämter Krieg wäre. Wenn wir euch aus Urach verjagt haben, so geschah es, weil ihr auf diese Stadt ein Recht zu haben selbst nie vorgabet. In allen den Klosterämtern, die euch das Reichskammergericht zugesprochen, haben wir euch unangefochten sitzen und schalten lassen. Da wir nun nicht im Krieg mit einander stehen, wie soll ich ein Spion sein? und da wir friedlich neben einander leben, warum soll ich nicht hieherkommen dürfen, in welcher Kleidung es mir beliebt?"

„Warum? Weil ihr hier Werbungen für euern Herzog vornehmt. Wollt ihr das leugnen?"

„Beweist es mir."

„Ihr habt in Herrenalb und in Bebenhausen geworben. Soll ich euch die Beweise bringen?"

„Es sind des Herzogs Unterthanen," sagte Georg; „ihr hattet kein Recht, sie von der Pflicht und dem Eid gegen ihren Landesherrn zu entbinden."

„Ob wir solch ein Recht hatten, oder nicht, das werdet ihr einsehen, wenn ich euch nun auf den Gemeindewasen hinausführen, und euch aus besonderer Gnade mit Pulver

und Blei anstatt mit einem Strick aus dem Leben befördern lasse."

„Ich sterbe für meinen Herzog," sprach Georg festen Tones.

„Vorwärts!" rief Steinheil. Aber als die Soldaten Georg hinausführen wollten, trat ihnen ein anderer würtembergischer Reiter entgegen, eine Parlamentärfahne in der Hand, keuchend, schweißbedeckt. Es war der Fähndrich Rautenschlag von Hohenurach, den Georg sehr wohl kannte.

„Herr Hauptmann!" sprach der Fähndrich fast athemlos. „Der Vogt von Urach, Herr Gustav Wetzel von Marsilien, läßt euch erinnern, daß er den kaiserlichen Hauptmann Melander noch in seiner Gewalt hat, und läßt euch sagen, daß, was hier dem Hauptmann Müller widerfährt, dort dem Hauptmann Melander widerfahren wird. Hat der Hauptmann Müller über das Recht hinausgegriffen, so hat der Hauptmann Melander ein noch viel schreienderes Unrecht begangen. Hat dieser ein paar Bauernbursche angeworben, so hat jener eine friedliche Stadt der Plünderung preißgegeben. Darum Wurst wider Wurst! Wollt ihr, so ist der Herr von Marsilien bereit, die beiden Gefangenen gegen einander auszulösen."

„Melander lebt noch?" fragte Steinheil erstaunt.

„Er ist von seiner Wunde geheilt," sagte der Fähndrich. „Seid ihr's zufrieden, so bringe ich ihn und ihr bringt den Hauptmann Müller morgen nach Ehningen."

Steinheil war es nach kurzem Besinnen zufrieden, und der Fähndrich ritt wieder ab.

Georg wurde in den Thurm zurückgeführt. Er konnte nicht fassen, wie man in Urach Kunde haben konnte von der Gefahr, in der er doch erst seit gestern Abend schwebte. —

Auch der Burgermeister hatte heute eine Nacht voll Angst und Sorge durchwacht. Rosa hatte den Abend bei seiner Frau zugebracht, beide Georgs harrend, der seine Rückkehr für einen dieser Tage in Aussicht gestellt, und die sichere Hoffnung ausgesprochen hatte, daß er spätestens noch vor Ende Mai zu Hause sein werde. Heute war der dreißigste. Nun kam der Pfarrer, seine Tochter abzuholen und heim-

zugeleiten. Noch waren diese drei Personen im Gespräch begriffen, das sich natürlich um niemand anders als um Georg drehte, da trat der Burgermeister herein, bleich wie ein Tuch, und zitternd. „Was habt ihr? Was ist geschehen?“ riefen sie ihm entgegen. „Ist doch dem Georg nichts begegnet?“

„Von Georg habe ich gar keine Nachricht,“ sagte er trüb; „aber hier les't dies Blatt, das mir von Göppingen aus zugesendet worden.“ Er reichte ihnen ein Blatt, ein graugelbes schlechtes Papier, mit Schwabacher Lettern bedruckt, eines jener Flugblätter, welche damals nach jedem wichtigen Ereignis zu Tausenden und Hunderttausenden von Exemplaren, wie es der Zufall ermöglichte, durch's ganze Reich verbreitet wurden.

Rosa las den Titel: „Wahrhafftige Beschreybung von der grausamen vnd erschröcklichen Zerstörung der großen Stadt Magdeburg an dem Elbstrom, am 20. May des Jahres 1631, und von denen daselbst von den käyserlichen Völkern verübten Greueln vnd Schandthaten. Wers liest, deme stehen die Haar zu Berg. Getruckt in Leypzig von Nikolao Fleischer in der Grimmaischen Straße.“

„Magdeburg?!“ rief die Burgermeisterin. „Ach Gott, deine Base!“

„Die arme, unglückliche Hedwig!“ rief der Burgermeister aus. „Sie, die von ihrem Manne so schändlich verlassen worden, die als junge Wittib ihre schönsten Jahre vertrauern muß, sie hat nun auch das noch erleben müssen! Was ist aus ihr geworden? Mich schaudert, daran zu denken!“

Der Pfarrer wollte das Flugblatt vorlesen. „Das ist nichts für die Frauen,“ sagte der Burgermeister. „Nehmt es mit, und lest es für euch allein, aber erst morgen früh, wenn anders ihr eine Stunde ruhigen Schlafes genießen wollt. Rosa möget ihr dann, so viel euch gut dünkt, mündlich erzählen.“

Er gieng in fieberhafter Aufregung im Zimmer auf und ab; oft wollte er abermals zu reden beginnen, und hielt seine Worte wieder zurück; oft fuhr er sich mit der Hand an die brennende Stirn. Man sah, wie die peinlichste

Sorge ihn quälte, wie die gräßlichsten Bilder seine Phantasie beschäftigten.

Der Pfarrer, um seine Gedanken auf etwas anderes abzulenken, richtete an ihn die Frage: „Wer ist jene Hedwig, von der ihr vorhin gesprochen?“ — „Meines verstorbenen Bruders hinterlassene Tochter, sein einziges Kind. Mein Bruder, Gott hab' ihn selig, kam als ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren — es war im Jahre 99, gerade am Ende des vorigen Jahrhunderts — in ein Handlungshaus nach Magdeburg. Sein Handelsherr war mit seiner Geschicklichkeit so wohl zufrieden, daß er ihm von freien Stücken seine Schwester zur Frau und einen Antheil am Geschäfte anbot. Da seine Schwester ein fein Weibsbild von angenehmer Complexion war, und mein Bruder und sie einander wohl leiden mochten, so schlug er gerne ein, und ist also sein Leben lang in Magdeburg geblieben, allwo er auch vor vier Jahren an der Blatternkrankheit eines frühen, doch seligen Todes verstorben. Im Jahre 1605 hatte ihm sein Weib eine Tochter, eben jene Hedwig, geboren, starb aber schon drei Jahre darauf an einer unglücklichen Niederkunft. Hedwig wuchs unter den Händen einer alten Muhme mütterlicherseits zu ihres Vaters Freude heran, und soll ein gar sauberes Mägdlein gewesen sein; es fehlete auch nicht an solchen, die sich um ihre Hand bewarben; da aber der eine ihrem Vater und der andere ihr selbsten nicht anständig war, so verzog sich die Sache bis in's Jahr 1624, wo sie ihr achtzehntes Jahr bereits vollendet hatte. Um diese Zeit war ein junger Mann aus dem Hessischen nach Magdeburg gekommen, der sich Karl von Lilienau nannte, und ein reicher adliger Gutsbesitzer zu sein vorgab. Er soll ein hübscher hochgewachsener Mann mit schwarzem Haar und kräftigem Antliz gewesen sein, dabei wohlunterrichtet und vielgereiset, der daher bald in den besten Gesellschaften der Kaufleute Eintritt fand, und den jungen Weibern die Köpfe verdrehte. Er hatte es aber ganz und gar nur auf Hedwig abgesehen, wiewohl es sich nachher ganz anders herausgestellt hat, nämlich daß er mit geringen Bürgerstöchtern heimliche Liebschaft gepflogen und ihrer mehrere durch ihn zu Falle ge-

kommen. Auch wird sein Name ein erlogener gewesen sein, maßen bei späteren Nachfragen im Hessischen niemand einen Herrn von Lilienau gekannt haben wollte. Aber dazumal wußte man von allen diesen Praktiken noch nichts, sondern man hielt ihn als einen reichen Edelmann in allen Ehren. Dieser Mensch nun hatte sein Auge auf die schöne und reiche Hedwig geworfen. Sie mochte ihn ganz und gar nicht leiden, sondern hatte anfangs ein rechtes Grauen vor ihm. Aber da war es nun merkwürdig, wie er nachgerathe eine Gewalt über dieses schwache Weiberherz auszuüben vermochte, also daß sie mitten in ihrer Abneigung ihm doch seinen Willen thun und auf Kindtaufen und Hochzeiten sich von ihm zum Tanze mußte führen lassen. Meinem Bruder war diese Bekanntschaft des Fremden mit seiner einzigen Tochter höchlich zuwider; er hat sie oftmals gewarnet und ihr gesagt: traue dem Menschen nicht! Sie hat dann jedesmal versichert, daß sie gar nichts von ihm wissen wolle, und nur darum ihm seinen Willen thue, mit ihm zu tanzen oder sich von ihm am Arme führen zu lassen, damit sie durch solche Zufriedenstellung ihn dann desto eher wieder auf eine Zeit lang los werden möge. Aber man sah nur zu deutlich, daß sie, wie sehr sie auch das Gegentheil vorgab, doch mit ihrem Herzen je länger je mehr an ihm hieng, und ohne ihn nicht mehr sein konnte, sowie, wer sich an das Reizmittel fremder und hitziger Liquores gewöhnt hat, von denselben bald nimmer lassen kann. Mein Bruder stellete ihn zur Rede: seine Tochter komme mit ihm in's Geschrei, und wann er redliche Absichten habe, so solle er dieselben erklären, und sich über seinen Stand und Vermögen ausweisen. Darüber kam es um ein Haar zum Bruch; denn es vergieng eine Woche um die andere, ehe die Papiere, die er zu erwarten vorgab, anlangeten. Inzwischen hatte sich meine Nichte so gänzlich von ihm bezaubern oder behexen lassen, daß sie unter Hintansetzung jungfräulicher Zucht ihn eines Abends heimlich in ihr Kämmerlein einließ, seinem Vorgeben trauend, daß er nur in kurzweiligem Gespräch mit ihr sich erlustiren wolle. Da er aber bald unziemliches von ihr verlangte, schrie sie um Hülfe; die Dienstboten sprangen herzu,

und warfen ihn aus dem Hause, und wiewohl man ihnen das Wort abnahm, von der Sache zu schweigen, so wurde doch dieser Vorfall — vielleicht durch des saubern Herrn eigenes Veranstalten — schon in den nächsten Tagen in der ganzen Stadt ruchbar, also daß zur Rettung ihres verlorenen guten Rufes nichts übrig blieb, als das Paar ehelich zusammenzugeben. Anstatt nun mit ihr auf seine Güter zu ziehen, die seinem Vorgeben nach in Hessen liegen sollten, aber wohl eher im Königreiche Utopia gelegen waren, spiegelte er vor, daß er zuvor allein dahin reisen müsse, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und die Wohnung stattlich herzustellen. Reiste also, etwa sechs Wochen nach der Hochzeit, dorthin ab, nachdem er von meinem Bruder noch eine große Summe als Reisegeld geborgt hatte, und — fort war er. Niemand hat jemals wieder von ihm gehört. Die Nachforschungen nach ihm kosteten meinem Bruder schwere Summen. Im folgenden, dem 1625sten Jahre genas das unglückliche, verlassene Weib eines Knäblein. Durch den leidigen Krieg, der in dem gleichen Jahre im Norden Deutschlands entbrannte, kam nun aber das Geschäft in's Stocken; als es damit am schlechtesten stand, im Jahre 27, starb mein Bruder an der Blatternseuche, indem er seiner Tochter statt des ehemaligen Reichthums nur das Haus und ein kleines Kapital hinterließ. Ich schrieb ihr damals, und lag ihr an, sie solle hieher nach Urach ziehen; da sie aber in den Kriegsläuften ihr Haus nicht ohne Verlust verwerthen konnte — —"

„Wer pocht denn da so wüthend an der Hausthür?" rief Rosa erschrocken.

Der Burgermeister öffnete ein Fenster, und fragte, wer der unverschämte Mensch sei, der jetzt, wo es bald eilf Uhr, so die Nachtruhe störe.

„Um Gottes willen, öffnet! Euer Sohn liegt in Pfullingen gefangen! Es geht um sein Leben!" tönte eine jugendliche Stimme.

„Auch das noch!!" stammelte der Burgermeister, und sank, wie vernichtet, auf einen Stuhl. Seine Frau warf sich schluchzend und heulend an seinen Hals. Rosa aber sprang wie der Blitz die Stiege hinab, und öffnete.

Ein junger hübscher Bursch trat hinter Rosa in die matt erleuchtete Stube. „Ich bin der Konrad Fischer aus Pfullingen,“ sprach er rasch und eilfertig; „der Herr Hauptmann hat heute Nachmittag mich und zehn andere für unsern Herzog angeworben. Wollte eben am Lamm vorbeigehen, um mich aus der Stadt zu schleichen — es war gegen sieben Uhr Abends — da seh ich mit meinen Augen, wie sie ihn binden und in den Thurm schleppen. Habe dann ohne viel Federlesens, und ohne jemand was davon zu sagen, meines Vaters Hengst gesattelt, und bin spornstreichs hergeritten, es euch zu melden. Thut nun, was ihr könnt, um ihm das Leben zu retten. Aber schnell, schnell! Denn länger, als bis morgen früh werden die ihn nicht leben lassen.“

So sprach er, und sank dann, zum Tode erschöpft, auf einen Stuhl.

„Gnädiger, barmherziger Gott!“ — „Mein Sohn! Mein Georg!“ — „Allgerechter Gott!“ riefen der Burgermeister und seine Frau verzweifelnd und händeringend. Der Pfarrer stand schweigend und mit gefalteten Händen zur Seite, und blickte bald flehend gen Himmel, bald trostlos zur Erde. Nur Rosa behielt den Kopf oben. Ihr erstes war, daß sie eines der Gläser, die auf dem Tische standen, mit Wein füllte, und dem ehrlichen Burschen reichte. „Ihn retten?“ sagte sie dann; „wie ist das zu machen? was können wir thun?“

„Nichts, nichts können wir thun!“ rief der Burgermeister. „Wenn auch die ganze Besatzung von Hohenurach einen Ausfall auf Pfullingen machen wollte: sie würden ihn nur um so sicherer, nur um so grausamer tödten!“

„Mein Kind! Mein armes Kind!“ jammerte die Mutter.

„Halt! Ich hab's!“ rief Rosa. „Melander sizt noch hier gefangen, Marsilien muß ihn zur Auswechslung anbieten.“

Wie der blitzende Strahl der aufgehenden Sonne mit Einem Schlage die trüben Wände des Gebirgs mit Licht bemalt, so gieng hier das Licht der Freude und der Hoffnung auf. Die Burgermeisterin erdrückte Rosa fast mit Küssen; der Burgermeister aber sprang vom Stuhl empor,

griff nach Hut und Stab, und eilte in der sternhellen Nacht keuchend den steilen Berg nach Hohenurach hinauf. Zwei Stunden später saß der Fähndrich Rautenschlag im Sattel, und ritt, von zwei Gemeinen gefolgt, in gestrecktem Galopp auf Pfullingen zu.

Konrad Fischer wurde reichlich mit Speise und Trank erquickt, und die beste freie Schlafkammer im Hause ihm angewiesen.

Mitternacht war längst vorüber, als der Pfarrer, seine Rosa am Arm, in den Amandushof eintrat.

Welche ängstliche Spannung am folgenden Vormittag! Welcher Jubel, als der Fähndrich Rautenschlag kurz nach Mittag mit der Nachricht heim kam, daß der Kommandant Steinheil zur Auswechslung der beiden Gefangenen bereit sei. Und wie träge schlichen den Eltern und der Braut die Stunden des Nachmittags und der Nacht und des folgenden Tages hin, bis der vom Tod Gerettete in ihre Arme eilen würde.

Wie vorgestern, so saßen sie auch heute, den 1. Juni, in des Burgermeisters Wohnstube beisammen. Die Sonne war hinter die Bergwand gesunken; es dunkelte bereits; ein finsteres Gewölk bedeckte die niedergehende Mondssichel, und ergoß sich bald in einer Regenfluth, die so laut auf den Dächern und dem Straßenpflaster plätscherte, daß sie selbst die Hufschläge eines Rosses übertönt haben würde. Mitten in diesem Rauschen pochte es wieder heftig an die Hausthür. „Er ist's!“ rief Rosa; „er ist's,“ riefen Vater und Mutter, und alle eilten mit bereit gehaltenen Kerzen hinab. Der Burgermeister schob den Riegel zurück, drehte den schweren Schlüssel im Schlosse um, und öffnete das knarrende Thor; mit ausgebreiteten Armen stand seine Frau hinter ihm, und neben ihr stand Rosa, bereit, den Ersehnten zu empfangen. Aber wie erschracken sie, als statt seiner eine blasse junge Frau in Trauer ihnen entgegentrat, mit einem kleinen Knäbchen an der Hand.

„Vergebt, Herr Burgermeister,“ sprach die Trauernde in einer fremdartig klingenden Mundart, „vergebt einer Unglücklichen, Flüchtigen, daß sie so unangemeldet euch bei Nacht

und Nebel in's Haus fällt. Ich bin eures Bruders Tochter, Hedwig, und dies ist mein Kleiner."

„Hedwig?!" rief der Burgermeister. „Hedwig, meine Nichte, um die ich habe verzweifeln wollen, seit ich von dem schrecklichen Ende und Untergang der Stadt Magdeburg den Bericht empfangen! Und ihr seid hier?"

„Gott Lob und Dank, der mir den Gedanken in's Herz gab, das Haus, als der Tilly anrückte, um einen Bettelpreiß loszuschlagen und zur rechten Zeit zu entfliehen. Ich bin eine arme Frau, die aus dem allgemeinen Schiffbruch kaum soviel gerettet hat, um davon allein und ohne ihrer Hände Arbeit leben zu können. Aber mein Kind, meinen Edmund, hab' ich gerettet, und mich selbst."

Der Burgermeister hieß sie herzlich willkommen in seinem Hause, und stellte ihr denn auch sogleich in Rosa die Braut seines Sohnes Georg, und in dem Pfarrer deren Vater vor. Und während er noch darin begriffen war, öffnete sich abermals das Thor, und Georg stürzte in die Arme seiner Braut und seiner Eltern.

Ein reichliches Abendessen ward aufgetragen; man hatte sich gegenseitig viel zu erzählen, und auch viel zu berathen für die Zukunft. Die Hochzeit sollte nun, da Georgs gefährliche Berufsreisen beendigt waren, in wenigen Wochen gehalten werden. „Die Frau," sagte er zu seiner Braut, „die Frau, welche deinen Vater in seinem Alter pflegen und ihm Haus halten wird, ist, glaube ich, gefunden."

Schon heute ward beschlossen, daß Frau Hedwig sammt ihrem Kinde zum Pfarrer ziehen und ihm sein kleines Hauswesen führen solle. Wirklich zog sie schon in den nächsten Tagen im Amandushof ein. Aber ihn in seinem Alter zu pflegen, war ihr nicht beschieden. Es sollte alles ganz, ganz anders kommen, als man es heute zu Faden geschlagen hatte.

Achtes Kapitel.

Im Pfählhof.

> Weit herum ist in der ganzen Flur
> Keine Feder mehr, keine Klaue,
> Daß wir vor Hunger und Elend schier
> Nagen müssen die eigenen Knochen.
> Schiller, in Wallensteins Lager.

Wenn man von Urach ein Stündchen weit das Elsachthal hinaufgeht, gelangt man an eine Stelle, wo links, von Norden her, ein weites Seitenthal in das Thal der Elsach mündet. Die Sohle des Seitenthales liegt höher, als die des Hauptthales; etwa fünfzehn Fuß hoch stürzt sich ein kleines Bächlein von der mit dem üppigsten Grün bedeckten Terrasse in die Elsach hinab. Auf dieser Terrasse, nahe am Ufer des Bächleins, stand damals der Pfählhof, eine einsame Schenke. Er hatte seinen Namen von dem alten, ausgestorbenen adligen Geschlechte der Pfähler, welche auf der Ecke des vorspringenden Berges ihr Schloß gehabt. Damals waren von dieser Burg nur noch Trümmer übrig; heutzutage sind Ruine und Bauernhof völlig und spurlos verschwunden.

In der Schenkstube des Pfählhofes saß an einem Abend um die Mitte des Monats Juni 1631 eine unheimliche Bande beisammen. Die furchtbaren Contributionen hatten auch in Würtemberg manchen ärmeren Bauern — die Arbeitslosigkeit manchen Handwerksmann zum Bettler gemacht. Entlassene brodlose Arbeiter und Tagelöhner gesellten sich dazu; so bildeten sich fast aller Orten Banden von Gesindel, welche vorläufig vom Diebstahl lebten, jedoch auf dem besten Wege waren, zu förmlichen Räuberbanden auszuarten. Ein solcher Trupp hatte sich im Pfählhof eingenistet, und trieb von diesem einsamen Schlupfwinkel aus mit Geschick und Erfolg das Diebshandwerk. Acht wüste rohe Kerle von verschiedenen Altersstufen saßen mit einigen noch wüstern Dirnen und Weibern zusammen beim Branntwein; unfläthige Scherze und gemeine Lieder bildeten ihre Unterhaltung; da-

zwischen erzählten sie einander von den Diebsstreichen, die sie schon ausgeführt hatten oder noch ausführen wollten.

„Ihr seid lauter Esel," sagte einer von ihnen, ein junger Bursche, dem die Durchtriebenheit auf dem sonst nicht so übeln Gesichte geschrieben stand, „Esel seid ihr, und könnt nichts. Wenn ihr was vom Handwerk verstündet und Herz hättet, so hätten wir morgen das fette Schwein auf dem Tisch, das der Pfaff in Hülben heut geschlachtet hat."

„So?" sagte ein anderer, „nun, wie soll denn das zugehen, Melchior? Kannst du hexen und der gemezelten Sau Beine machen, daß sie wieder lebendig wird und über Nacht zu uns heruntergelaufen kommt?"

Melchior schwieg mit der Miene der Ueberlegenheit.

„Er wird's mit des Pfarrers Magd halten," sagte ein anderer, da kann er dann freilich das Schwein sein eigen nennen."

Ein rohes Gelächter erfolgte. Melchior sagte: „Esel seid ihr und versteht nichts."

„Nun, wie willst du's denn anfangen?" riefen mehrere.

„Gerade wie ich's drunten in Sondelfingen angefangen habe, antwortete er. „Der Pfaff hat eine Sau gestochen; das hab' ich im Vorübergehen so mit angesehen, und die schönen Speckseiten haben mir in die Augen gestochen, und habe bei mir selbst gedacht: Sau! du und ich, wir thäten zu einander passen. So bin ich denn hinzugetreten, und habe zum Pfaffen gesprochen: „Da habt ihr ein schön Thier, Herr Pfarrer; das hat eure Frau wohlgemästet und die Kleie nicht gespart. Die versteht's, das sieht man. Die Sau wär' mir um zehn Gulden nicht feil." „Narr!" sagte der Pfaff, „sag' zwanzig!" „Nun, so sag' ich zwanzig," erwiderte ich, „mir gilt's gleich; ich hab' doch kein Geld, sie euch abzukaufen. Bin ein armer Teufel, bin durch den Krieg um all das Meine gekommen, und hab' schon seit zehn Tagen nichts warmes mehr über die Lippen gebracht. Geseg'n euch Gott die gute Metzelsuppe, Herr Pfarrer!" sagt' ich, und wandte mich, weiter zu gehen. Da erbarmte es den Pfaffen, weil ich so bescheiden war, und sagte: „Komm er her, er armer Teufel; er soll nicht ungegessen von meinem

Haus hinweggehen!" Und so schickte er mich hinein in die Küche; da mußte mir die Magd einen Teller warme Grütze anrichten, und ein Viertelpfund Rindfleisch bekam ich obendrein. Während dem ich das nun unter Dank und Segenssprüchen aß, und mir dabei die Gelegenheit besah, wie das Haus gebaut sei und wo ich am besten einsteigen könnte, sagte ich zu der Magd, die gar ein Wohlgefallen an mir hatte, aber ich nicht an ihr, denn sie ein altes dickes garstiges Fell war, — „ja," sagt' ich, „das ist ein festes Haus, da kann der Teufel nicht ein, wo man so mit Wohlthaten ihm alle Löcher verstopfet." „Was redt er vom Teufel?" sagt sie. „Nun ja," sag' ich, „hat sie denn nicht gehöret, was gestern in Neckarthailfingen geschehen, wo der leibhaftige Satanas um Mitternacht durch den Schornstein in's Pfarrhaus gefahren, gerade hinein in der Magd Kämmerlein, und derselben den Hals umgedrehet, ist auch mit Stank wieder abgefahren. Das war aber auch eine darnach; hat heimlich einen Schatz gehabt, einen Arkebusier, mit dem sie viel karessiret, was doch in einem so gottseligen Haus, als des Pfarrers Haus ist, niemals nicht vorkommen sollte." Da ich also redete, ward das Mensch roth bis hinter die Ohren, und sehr unruhig. So sagte ich: „Eine so brave Person, wie sie, kann ganz ruhig schlafen, und sich dem Schutze der heiligen drei Könige, Melchior, Balthasar und Melchisedek, getrosten Sinnes befehlen." Dankte dann noch vielmalen, und gieng meiner Wege. Des Nachts aber nahm ich mir einen Gesellen; ich selber machte mich von Kopf bis zu den Füßen schwarz voll Ruß, und hängte ein Rehfell mitsammt den Gewichten über meinen Kopf, und einen feuerrothen Mantel um den geschwärzten Leib, und eine Blendlaterne nahm ich in die Hand. So kletterte ich mit der geschlossenen Laterne über den Schafstall auf's Dach, und ließ mich durch den Schornstein hinab, öffnete dann das Küchenfenster, um gleich entspringen zu können. Dann trat ich in der Magd Kämmerlein, das, wie ich ersehen hatte, gleich hinter der Küche gelegen, und fieng ganz erbärmlich zu winseln an, also daß sie erwachte und erschrocken in die Höhe fuhr. Jezt machte ich die Klappe an meiner Laterne auf, also daß ich

plötzlich in meiner ganzen Scheuslichkeit vor ihr dastand, und heulte ihr fürchterliche Zauberworte entgegen. Sie schrie auf, fuhr aus dem Bette und auf die Knie, und fieng zu beten an: „Alle guten Geister — alle guten Geister —". Aber ich ließ mich nicht irre machen, und sagte ihr, ich sei der böse Geist Rabradababsta, und sei vom Teufel geschickt, um die größte Sau zu holen, die es in ganz Sondelfingen gebe. „Ach, da draußen hängt noch eine größere, als ich," sagte sie. „Nein, sie will ich holen," sagte ich. Da schrie sie so erbärmlich, daß der Pfarrer wach wurde und im Hemd in die Küche kam. Wie ich das gewahr werde und den hochwürdigen Herrn in solcher anmuthigen und leichten Kleidung vor mir sehe, geh ich ihm entgegen, und wie er mich erblickt, hebt er sogleich einen großen Exorcismum an. Da sag' ich ihm, alles mit verstellter Stimme und in einem hohlen Ton: „Ich bin ein verdammter Geist; ich habe vor zweihundert Jahren hier in diesem Hause gewöhnet, da noch alle Welt papistisch gewesen, und habe allerlei verruchte Zauberei getrieben, und dabei habe ich drei Kreuzerlein in der Wohnstube am Ofen unter die Dielen vergraben unter erschrecklicher Lästerung der höchsten Namen. Nun kann ich nicht eher Ruhe finden, als bis die drei Kreuzer ausgegraben und der Mutter Gottes gestiftet sind. Habt nun Erbarmen, und versprechet mir, daß ihr solchen Liebesdienst mir thun wollt; so will ich gehen und nicht wieder kommen. Thut ihr es aber nicht, so komm' ich jede Nacht wieder." Der Pfarrer versprach, sobald der Tag graute, wolle er den Zimmermann kommen und die Dielen aufbrechen lassen. Juckte sich dabei heftig an der Lende, dieweil ein brauner Husar ihm hart zusetzete. Ich aber klappte meine Laterne zu, und sprang durch's Fenster hinaus. Mittlerweile hatte aber mein Geselle die Speckseiten sammt den Würsten aus der Rauchkammer geholt, und sie durch die Hausthür, die er von innen aufriegelte, auf seinen Schubkarren gebracht, und war damit entwichen."

„Ist gut gegeben; aber wer's glaubt, wird selig," sagte ein Alter.

„Den Teufel auch!" rief Melchior, „wenn du's nicht

glauben willst, so schier dich zum Henker! Ich bin bereit, dasselbe Stücklein morgen in Hülben zu wiederholen, wenn einer das Herz hat, mein Geselle zu sein."

„Das könnte doch ein schlimmes Ende nehmen," sagte ein Dritter. „Einmal gelingt so ein Streich, aber selten zum zweiten Mal."

„Da weiß ich eine sicherere Art, zu großem Reichthum zu kommen," sagte ein altes Weib, des Schenkwirths Mutter. Alle spizten die Ohren, denn die alte Eve-Greth galt für eine Trud' und kluge Frau. „Im Heidengraben," fuhr sie fort, „ist eine Höhle im Felsen drinnen, man heißt sie die Falkensteiner Höhle; und in der Höhle liegt ein großer Schatz. Mein Großvater war einmal in der Höhle, und hat den Schatz mit seinen Augen gesehen; ganze Tonnen voll Gold, feines venezianisches Geld!"

„Nun, warum hat er ihn denn nicht mitgenommen?" fragte Melchior schnippisch.

„Weil ein ganz anderer Teufel darauf liegt, als du einer gewesen," sagte die Alte. „Wenn einer die Sach' nicht versteht, so ersäuft ihn der Teufel in der Höhle. Denn da ist ein großer See inwendig drin, und ein Wasserfall, der fällt so hoch herunter, als ein Kirchthurm. Mein Großvater hat die Sach' verstanden, und hat den Teufel gezwungen, daß er ihm den Schatz hat müssen zeigen. Aber mitnehmen hat er nichts dürfen; denn es war im Märzen; der Teufel hat ihm aber gesagt, achtzehn Tage nach Johanni, da sollte er wieder kommen; da könnte er den Schatz haben. Derweilen ist aber die Pest in's Land gekommen, und mein Großvater daran gestorben. Und seitdem hat keiner mehr das Herz gehabt, in die Höhle zu kriechen. Es versteht's auch keiner mehr, mit dem Teufel umzugehen, daß er den Schatz hergibt."

„Was? Es versteht's keiner mehr?" riefen die Strolche; „dann ist's ja mit allem nichts!"

„Einen wüßt' ich wohl, der's noch versteht," sagte Eve-Greth.

„Wer denn? Wer denn?" riefen sie.

„Wenn ihr mir verschwört und verschreibt, daß eine

von den Tonnen voll Gold mein sein soll, welche ich mir heraussuche, so will ich's euch in drei Tagen kund thun."

Sie versprachen und beschworen ihr alles, und hätten am liebsten gleich jezt den Pakt aufgesezt, wenn nur Papier und Tinte bei der Hand gewesen wäre; so groß war ihre Ungeduld. Aber während sie noch im höchsten Eifer über den Gegenstand sprachen, und über den Weg zur Höhle und deren Beschaffenheit allerlei Fragen an die Alte richteten, welche diese mit geheimnisvollen und dunkeln Andeutungen beantwortete, öffnete sich die Thür, und ein kurzer verwachsener Mensch mit struppigen, rothen Haaren trat ein, und warf mit grinsendem Lachen einen seidenen Beutel auf den Tisch.

„Da seht, was ich gefunden habe," rief er.

Wie Geier über das Aas eines Vogels, so gierig fielen die Strauchritter über den Beutel her. Der schwarze Kaspar, der eine Art Häuptling der Bande war, zog die Maschen auf, und ließ eine Anzahl blinkender Silbermünzen auf den Tisch rollen. „Kaiserliches Gepräge!" sagte er. „Kerl! wem hast du den Beutel abgenommen?"

„Niemanden," erwiderte der Bucklige; „gefunden hab' ich ihn. Wie ich die Steig von Grabenstätten heruntergehe, sehe ich vor mir einen Herrn mit Federhut und Degen gehen. Er ist mir nach seiner Statur und seinem Gang gerade so vorgekommen, wie der kaiserliche Hauptmann, der vor Kurzem in Urach kommandirt hat, und den sie dort gefangen gehalten haben. Nur daß er eine andere Kleidung getragen, keine Tressen, wie sie die Soldaten haben, sondern ein schwarzes Wamms und dunkelblauen spanischen Mantel, und einen gewöhnlichen Filzhut mit einer Hahnenfeder, doch einen kleinen Degen an der Seite. Wie der vor mir geht, so zieht er sein Handzwehel aus dem Gurt, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, und da seh' ich, daß er etwas mit herauszieht, das in's Gras fällt. Er bemerkt es nicht, sondern geht seines Weges weiter. Ich langsam nach, und wie ich an der Stelle bin, bücke ich mich, und hebe den Beutel da auf. Bin damit sogleich rechts in's Gebüsch gesprungen, und auf dem nächsten Waldpfad hieher gelaufen."

Noch rollten die blanken Zwanziger durch die Hände der Gesellen, als abermals die Thür aufgieng, und ein Herr in schwarzem Wamms und blauem Mantel hereintrat, bei dessen Anblick der Bucklige erschrocken zusammenfuhr, und der schwarze Kaspar rasch den Beutel zu verbergen suchte. Aber zu spät. „Ei, das ist ja mein Beutel!“ sagte jener, und zwang sich dabei, ein recht verwundertes Gesicht zu machen. „Wußte ich doch gar nicht, daß ich ihn verloren. Aber wirklich,“ fuhr er, in seinen Gürtel greifend, fort, „da hab' ich ihn nicht mehr stecken. Er ist mir im Walde entfallen.“

„Herr!“ sagte der schwarze Kaspar mit trotzigem Ton und Blick, indem er von seinem Sitze sich erhob, „der Beutel, den ich da habe, ist mein Beutel, und war mein, ehe mein Auge euch erblickt hat. Das will ich beschwören! Da könnte jeder kommen mit leerem Gürtel, und sagen: Seht, da ist ja mein Beutel!“

„Es fällt mir auch gar nicht ein, euch den Beutel und was darinnen ist oder war, streitig zu machen,“ erwiderte der Fremde ganz freundlich. „Habe ich ihn verloren, so ist das meine Schuld und mein Schade; hat ihn einer von euch gefunden, so ist das euer Glück. Behaltet ihn ruhig, und macht euch einen vergnügten Abend damit.“

Die Strauchritter waren auf's angenehmste überrascht. Anfangs zwar meinte der schlaue Melchior, der Fremde mache nur aus Furcht vor noch schlimmerem so gute Miene zum bösen Spiel. Als nun aber dieser an dem gleichen Tische mit der Bande sich niedersezte, und ihnen zu erzählen anfieng, daß er seit Kurzem in Grabenstätten seinen Wohnsitz genommen, und daß er sie wohl noch öfter hier treffen werde, und daß, wenn sie Zeit und Lust hätten, ihm manchmal einen kleinen Dienst zu leisten, er ihnen wohl noch öfter einen vergnügten Tag werde machen können, da fiengen sie an, über ihre gegenseitige Stellung klar zu werden, und es leuchtete ihnen ein, daß der Fremde — er nannte sich Schwarzmann — den Beutel nicht aus Versehen, sondern mit Absicht habe fallen lassen.

Ganz behutsam fieng derselbe an, sich nach verschiedenen

Personen und Familien in Urach zu erkundigen, von denen ihm jedoch die Strolche nur wenig Auskunft zu geben vermochten. Um so bereitwilliger waren sie, sich in die Stadt zu schleichen und dort alles, was er wolle, auszuspioniren. Eben hatte er die Rede auf den Burgermeister Müller und dessen Haus gelenkt, als das Gespräch in sehr unliebsamer Weise unterbrochen wurde. Der Boden erdröhnte von einem Trupp Soldaten, die in gleichem Tritt und Schritt auf die Schenke zu marschirten. Einen Augenblick darnach knarrte die Hausthür in ihren Angeln, und in die niedrige Stube herein trat, das blonde Haupt unter der Thür bückend, ein schmucker junger Wachtmeister, dem zehn Mann Karabiniere, ebenfalls blutjunge Leute, folgten.

„Quartier hier für die Nacht!" rief Konrad Fischer; denn der war es. Zum Lohn für seine Lebensrettung hatte Georg ihn zum Wachtmeister ernannt. Er war nun mit einigen andern, rasch eingeschulten Rekruten auf dem Marsch nach Geislingen und Heidenheim begriffen, wo er zu dem Heer des Herzogs stoßen sollte, der die Grenze des Landes gegen Ulm hin decken wollte, weil die italiänische Armee unter dem Oberbefehl des Grafen von Fürstenberg raubend und mordend in Oberschwaben ein- und schon bis Kempten und Memmingen vorgedrungen war.

Die Karabiniere sezten sich an den zweiten Tisch, der in der Schenke noch vorhanden war, und forderten Fleisch und Wein! Murrend gieng der Wirth hinaus. Mistrauische Blicke warfen die Strolche auf die mit Piken und Karabinern wohlbewaffneten Krieger; noch mistrauischere warfen diese auf die verdächtige Baude.

„Was sind das für Kerle?" flüsterte Konrad Fischer dem zunächst neben ihm Sitzenden zu. „Ein sauberes Gesindel! Wir thäten am besten, sie, wie sie sind, aufzuheben und nach Geislingen zu eskortiren. Ich begreife nur nicht, wie der Herr in Wamms und Mantel zu dem Gelichter kommt."

Der Herr war dem Wachtmeister unbekannt; denn als Melander aus der Haft entlassen und zur Auswechslung

nach Ehningen gebracht wurde, war Konrad nicht Augenzeuge, sondern auf dem Exercirplatz beschäftigt gewesen.

Eine der Dirnen machte sich nunmehr an die Soldaten heran, sezte sich keck an's untere Ende des Tisches, und fieng mit einem der Karabiniere einen Diskurs an, indem sie ihn fragte, wo er zu Hause sei. Er antwortete: „In Unter-Hausen", und sie erzählte, daß sie dort eine Base habe, und legte dabei ihren Arm zutraulich auf den des Karabiniers. Diesem schien das ganz wohl zu gefallen; aber Konrad herrschte die Dirne an: „Fort da von dem Tisch!" und dann sagte er laut zu seiner Truppe: „Daß sich keiner von euch untersteht, mit dem Pack anzubinden! Ein Soldat muß Ehr' im Leib haben." Dabei warf er einen bedeutsamen Blick auf den räthselhaften Fremden.

„Ich hoffe, Herr Wachtmeister, ihr werdet nicht auch mich zu dem Pack rechnen," sagte dieser, indem er aufstand und lächelnd zu Konrad trat. „Arme Leute sind es allerdings; Leute, die das Kriegselend heruntergebracht hat; aber ehrliche Leute. Ich habe sie so eben gedungen, um mir verschiedene Arbeiten zu thun auf dem Gütchen, das ich in Grabenstätten käuflich erworben habe."

Konrad bereute jezt seine Voreiligkeit, und ward gegen den Fremden um so höflicher, je unartiger er sich gegen dessen Arbeiter oder Tagelöhner geäußert hatte. „Man kann es den Leuten nicht ansehen, was in ihnen steckt, sagte er entschuldigend; „es treibt sich jezt so viel Gesindel umher, und diese dort sehen nicht viel gutem gleich. Doch hätte ich allerdings euch in's Auge fassen sollen, und daß ihr dabei saßet."

„Lasset das gut sein," sagte Schwarzmann. „Es ist mir lieb, daß ihr da seid; so habe ich doch jemand, mit dem ich ein kurzweilig Wort reden kann. Ihr kommt von Urach?"

„Ja. Die Stadt liegt in dem Augenblick so voll von Rekruten, daß man ihrer etliche auf die nächsten Ortschaften und Höfe hinausgeschickt hat. Morgen ziehen wir allesammt der Fahne zu."

„Nun, wenn ihr von Urach kommt, Wachtmeister, so werdet ihr mir zu sagen wissen, wie es meinem sehr hoch-

geschäzten und lieben Freunde, dem Burgermeister Müller, ergeht."

„Sehr wohl! Sehr wohl auf!" antwortete Konrad, dessen Gesicht bei dem Klang dieses Namens vor Freude strahlte, und dessen Respekt vor dem Fremden bedeutend zunahm.

„Er hat vor Kurzem seinem Sohne Hochzeit angestellt," fuhr der Fremde fort; „da mag's ihm freilich wohl zu Muthe sein."

„Ach nein," sagte Konrad, „aus der Hochzeit ist ja nichts geworden. Den fünften dieses hat sie sein sollen, aber da sind ja nun von neuem die Kriegshändel dazwischengekommen. Der Kaiser hat dem Herzog untersagt, mit dem Bund, den die Evangelischen in Leipzig geschlossen, in Berührung zu treten. Der Herzog hat sich's aber nicht wehren lassen, und hat die Feindseligkeiten eröffnet, indem er die Baiern aus der Stadt Wimpfen herauswarf, die sie bis dahin innegehabt. Nun schickt ihm der Kaiser die Teufelsbande, die italiänische Armee über den Hals. Es sind fünfundsiebzig Kompagnien Fußvolks und sechsunddreißig Schwadronen Reiterei. Der Fürstenberg führt sie. Memmingen und Kempten haben sie schon. Wir dachten, die Franken sollten zu uns stehen und uns helfen; aber die haben gezaudert und geschlaudert, bis der Tilly über sie gekommen ist. Jezt sitzen sie selbst in der Patsche. Nun hat unser Herzog die ganze Kraft des Landes aufgeboten, und da ziehen wir nun seinem Heere zu. Die Oberstlieutenants Jost Faber und Christoph Seybold stehen an der Spitze unserer Truppen, und halten gegen Ulm hin die Grenze besezt."

„Und da hat der junge Hauptmann Müller auch mitziehen müssen?" fragte Schwarzmann, dem es gar nicht so sehr darum zu thun war, die ihm bereits bekannten Welthändel aus dem Munde des eifrigen Soldatenneulings noch einmal zu hören, der aber desto lieber etwas über des Burgermeisters Familienverhältnisse vernommen hätte.

„Freilich hat er mitmüssen," sagte Konrad. „Wie sollt' er denn zu Hause bleiben, so er doch der tapferste und tüchtigste Hauptmann im Heere ist?"

„Da wird aber seine Braut, die Pfarrersrosa, einen Jammer gehabt haben," meinte der Fremde.

„O, die hat geweint," sagte Konrad, „daß es gar nicht auszusagen ist." Der Wachtmeister war zwar bei dem Abschied des Brautpaares nicht zugegen gewesen, aber er wußte doch, was sich bei solchen Anlässen schickt.

„Nun, nächstens werd' ich selbst nach Urach kommen, und mich nach dem Wohlergehen des Herrn Burgermeisters, meines besonders nahen Freundes, sowie nach dem der schönen Jungfer Braut persönlich erkundigen. — Aber es ist schon acht Uhr vorüber; da muß ich gehen, um Grabenstätten zu erreichen. Gehabt euch wohl!"

Er verließ die Schenke. Von den Strauchdieben hatte ein Theil sich schon zuvor hinausgeschoben; die übrigen verschwanden jezt einer nach dem andern, und suchten in der lauen Sommernacht Schlupfwinkel im Walde und in der Burgruine auf, wo es ihnen geheurer war, als in der unmittelbaren Nähe der Karabiniere. Für diese wurde Stroh auf den Boden gelegt; Konrad ordnete die Reihenfolge der Wachen an; dann beteten sie ein lautes Vaterunser, und legten sich schlafen. —

Was Konrad über den thränenreichen Abschied Rosa's von Georg gesagt, stimmte übrigens, obgleich es nur aus seiner Phantasie entsprungen war, dennoch ganz mit der Wirklichkeit überein. Es war unendlich hart für das arme Mädchen, ihren Bräutigam, nachdem sie ihn kaum gleichsam von den Todten wieder erhalten hatte, nun von neuem in noch weit augenscheinlichere Gefahren, in die des blutigen Kampfes, hinauslassen zu müssen, und dies in demselben Augenblick, wo sie auf immer mit ihm vereint zu werden hoffte. Ach wie lebhaft war sie sich's in den lezten Wochen bewußt geworden, und wie ward sie sich's vollends erst jezt bewußt, welch einen schweren Beruf sie übernommen: eines Kriegers Weib zu sein; und wie mußte sie ihrem innersten Wesen Gewalt anthun, um auch nur in Gedanken eine solche Zukunft voll steter Angst zu ertragen. Ihm war in dieser Unruhe so wohl, und sie — sie wagte gar nicht, ihn merken zu lassen, daß das, was ihn erfreute, und wonach er

sich sehnte, ihr die bittersten Stunden, und Tage und Wochen der tödtlichsten Sorge und Angst verursache. Diesmal war freilich auch er verstimmt, daß die ersehnte Hochzeit wiederum auf's ungewisse hinausgeschoben werden müsse; am liebsten hätte er sich geschwind im Hause in aller Stille ihr antrauen lassen; aber davon wollten seine Eltern nicht das mindeste hören, die schon lange auf eine prunkvolle, des Müller'schen Hauses würdige Hochzeit alles vorbereitet hatten; und auch Röschen traten, als er den Vorschlag hinwarf, die Thränen in die Augen. Es mußte also abermals geschieden werden. Ein bitterer Abschied! Er gieng voll Jugendmuth hinaus, und ließ der armen Braut den Gram und die Sorge zurück.

Wenn er nicht wiederkehrte! Wenn er auf dem Schlachtfeld sein Grab fand! Ach selbst bei diesem schrecklichen Gedanken bleibt der liebenden Braut, die im Bräutigam ihr höchstes Herzenskleinod gefunden, der süße Trost, daß sie von dem, mit dem sie innerlichst Ein Herz und Eine Seele geworden, auch nicht durch den Tod geschieden zu werden vermag. Sie hat, sie besizt ihn auf ewig. Der armen Rosa war auch dieser Trost versagt. Denn — sie konnte sich das nicht verhehlen — so innigst eins mit Georg war sie nicht, und hatte es bei der stets wiederholten Trennung nicht werden können. Als sie ihm ihr Jawort gegeben, da hatte sie dies ohne Widerstreben, mit hohem hingebendem Vertrauen gethan, aber doch nicht aus Liebe, sondern aus jenem Pflichtgefühl der Dankbarkeit, jenem Bewußtsein, daß sie Georg sich selber schuldig sei, und daß sie ihn durch ein abermaliges Nein nicht unglücklich machen dürfe, ohne wider Gott selbst zu freveln, welcher den nämlichen, dem er solche Liebe zu ihr in's Herz gegeben, ihr zum Retter gesandt hatte. Indem sie nun in solchem treuen Pflichtgefühl sich als seine Braut ihm hingab, konnte es nicht fehlen, daß, wie sie ihn mehr und mehr achten lernte, sie ihn auch herzlich liebgewann; und sie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht an dem hohen kräftigen jungen Manne mit seinen feuerblitzenden Augen ein wahres Wohlgefallen gefunden hätte. So bebte sie jedesmal mit Sehnsucht seiner Rückkunft entgegen; so war sie stolz auf ihn, und hielt sich seiner nicht

werth, wenn sie an seinem Arme durch die Straßen gieng; so waren es für sie Augenblicke des tiefsten Schmerzes, wenn eine neue Trennung bevorstand. Und doch lag noch eine Scheidewand zwischen ihr und ihm, die sie so gerne vor der Hochzeit hätte fallen sehen, die aber nur bei ruhigem gegenseitigem geistigem Verkehr hätte fallen können. Er hatte eine Seite, die ihr ganz fremd war, und je mehr er in das Kriegstreiben hineingerissen ward, desto stärker trat diese Seite hervor. Es war ein rauher, roher Ton, der unter den Kriegern jenes Jahrhunderts herrschte; unedles zwar hörte sie nie aus Georgs Munde; aber er hatte eine Freude am Schießen, Schlagen und Blutvergießen, die sie nicht theilen konnte, und in ihr wohnte eine tiefe Sehnsucht nach Frieden, die, so wie manche andere Seite ihres tiefinnerlichen Wesens, ihm völlig unverständlich war.

Auch diesmal giengen die Tage der Trennung vorüber, aber nur um neuen Schrecknissen den Platz zu räumen. Schweißtriefend kam eines Morgens — es war Montag den 27. Juni — Georg auf schäumendem Rosse in den Amandushof gesprengt. Rosa, außer sich vor Freude, ihn wohlbehalten wiederzusehen, eilte die Treppe hinab, ihm entgegen, und wollte ihn hinaufführen. „Keinen Augenblick kann ich weilen,“ sagte er athemlos, indem er seinen Arm um Rosa's Schulter schlang und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte. „Es steht schlimm. Wir haben die Grenze nicht decken können. Der Trupp, den wir im Engpass bei Blaubeuren stehen hatten, ist geworfen; die Alb liegt dem Feinde offen; gestern Abend ist er schon in Münsingen eingerückt, und hat den Ort an vier Ecken in Brand gesteckt; wohin die Teufel kommen, üben sie Plünderung, Gewaltthat, Schande. Heute Nacht können sie hier sein. Rosa, du mußt mit deinem Vater nach Hohenurach flüchten, auf der Stelle! Gib Marsilien dies Blatt; er wird euch aufnehmen. Aber ohne Verzug! auf der Stelle! Base Hedwig soll auch hinauf; sie ist noch jung und schön; sie darf nicht hier bleiben.“ — „Und du?“ unterbrach ihn Rosa, vor Angst zitternd. — „Ich muß unverzüglich wieder zum Herzog,“ sagte Georg; „er steht in Kirchheim unter Teck, und bricht

den Nachmittag nach Tübingen auf. Leb' wohl, Rosa! Gott sei mit dir!"

Er drückte der Schluchzenden noch einen Kuß auf die Stirn. „Ach — Georg!" war das einzige, was sie aus ihren Thränen zu stammeln vermochte. Er schwang sich auf's Ross, winkte ihr eine Kußhand zu, und verschwand im Thore. Sie stand eine Weile starr wie eine Bildsäule, die Arme nach dem Entschwundenen breitend; dann besann sie sich, und eilte die Treppe hinauf, dem Vater die empfangene Botschaft mitzutheilen.

Schon kam auch der Burgermeister, den sein Sohn ebenfalls einen Augenblick gesprochen hatte, und mahnte, ohne Säumen die Flucht nach Hohenurach zu bewerkstelligen. Der Pfarrer hatte keine Einwendungen zu machen. So wurde denn in größter Hast das nothwendigste auf einen Karren gepackt, und nach einer Stunde war der Pfarrer mit Rosa, dem kleinen Edmund und einem Knechte, der den Karren führte, auf dem Wege, der sich steil nach der Festung hinaufzog. Hedwig blieb auf den Rath ihres Oheims noch im Amandushofe zurück, um Betten und andere Habseligkeiten theils in die unterirdischen Gewölbe zu bergen, theils auf einen zweiten Karren zu laden, mit welchem sie noch vor Abend nachkommen wollte. Der Burgermeister aber hatte die Hände voll zu thun, um als Obrigkeit die geeigneten Vorkehrungen zu treffen. Er ließ Anschlagzettel drucken und an die Straßenecken heften, worin er den Einwohnern Vorschriften und Rathschläge ertheilte, wie sie sich zu benehmen hätten, wenn die Fürstenberg'sche Armee käme. Die Thore zu schließen, hielt er mit Recht für äußerst unklug, da ja jeder Widerstand doch vergeblich sein und nur die Wuth des übermächtigen Feindes reizen würde. Er selbst aber mit zwei Rathsherren hielt sich bereit, den Anrückenden bis gegen Seeburg hin entgegenzugehen, und den Feldherrn unter Darreichung eines Geschenkes um eine schonende Behandlung der Stadt zu bitten.

Während nun Aller Herzen zwischen einer matten Hoffnung, daß der Feind etwa den von Hohenurach beherrschten Engpass scheuen und einen andern Weg einschlagen werde,

und dem peinlichsten Bangen getheilt waren, während die Wohlhabenderen ihre besten Habseligkeiten vergruben und versteckten, die Kinder schrieen und heulten, die Töchter zitterten, so stellte sich auf dem Markte eine seltsame Figur ein, auf welche anfangs in der allgemeinen Bestürzung kaum jemand achtete, um die sich aber allmählich doch ein Haufe von Kindern, Mägden und Rekruten sammelte. Es war ein ältlich aussehender Mann in einem alten, verschossenen seidenen Galarock, der einst scharlachroth gewesen; sein Gesicht war voll der seltsamsten Runzeln, an deren Entstehung der Schminktopf mehr Antheil haben mochte, als die Zeit; den Scheitel deckte eine lange Flachsperücke mit hundert und aber hundert Löckchen; enge lederne Beinkleider und wunderliche, längst aus der Mode gekommene Schnabelschuhe vollendeten die unverkennbare Gestalt des Charlatans oder wandernden Wunderdoctors. Einen Kasten, den er auf seinem Rücken getragen, hatte er jezt vor sich stehen und seine Waaren darauf ausgebreitet, und rief mit näselnder Stimme: „Echten venezianischen Theriak, wer kauft? Das Büchslein für zwei Gulden. Hilft wider alle Schäden und Gebrechen, heilt Gicht, Taubheit, Wassersucht, Schwindsucht und alle Suchten! Theriak! echten venezianischen Theriak! Und Arquebusade wider alle Schuß-, Hieb- und Stichwunden! kostet die Schachtel nur vierzig Kreuzer. Hier ein gegerbtes Fell von einer Brillenschlange, auf der bloßen Haut unterm Wamms zu tragen, macht hieb- und schußfest; kostet zwei Gulden; ist das einzige, so ich noch habe; habe gestern sechse verkauft in Einer Viertelstunde. Und hier Amulette wider jegliche Art von Schüssen, das Stück einen Zwanziger!" So pries er seine Waare an, und verkaufte in kurzem eine Menge Amulette, und ein Muttersöhnchen nahm ihm wirklich auch die Schlangenhaut ab, die nichts anderes war, als eine ehrliche Aalhaut. Besonders großen Absatz bei dem weiblichen Geschlecht fand aber das von ihm ausgebotene Unguentum Susannae, „so demjenigen Weibe, das sich damit einreibt, die Kraft verleihe, allen zudringlichen Mannspersonen einen Abscheu und Graus vor ihr selbsten einzu-

jagen," eine Salbe, die folglich bei dem Herannahen der italiänischen Armee doppelt nützlich war.

Erst war der Menschenschwarm gewachsen; allmählich verlief er sich wieder. Der Wunderdoctor nahm nun den Kasten wieder auf den Rücken, und gieng damit durch einige Straßen von Haus zu Haus. So kam er auch an das Thor des Amandushofes. Die Schulstuben waren den Rekruten eingeräumt gewesen, aber diese waren bis auf wenige abgezogen, und diese wenigen trieben sich in der Stadt herum. Gleichwohl gieng der Quacksalber in jenen Flügel. Unter der Hausthür winkte er zwei verdächtigen Gestalten, die mit dem schwarzen Kaspar und dem Buckligen die auffallendste Aehnlichkeit hatten. Die beiden kamen aus einem der Gewölbe herbei; er wechselte mit ihnen einige Worte; darauf zogen sie sich wieder in ihren Schlupfwinkel zurück. Der Quacksalber stieg nun die Treppen hinauf in das oberste, jezt völlig leere Stockwerk des Schulgebäudes, und luegte behutsam nach den Fenstern der Pfarrwohnung hinüber. „Ein unbezahlbarer Einfall war es," murmelte er bei sich selbst, „daß ich mir zur Erholung von meiner Wunde und Kerkerhaft diesen Urlaub habe geben lassen. Nun kann ich's diesen Urachern eintränken, dem Burgermeistersbuben vor allem, dem Hund, der mich im besten Gaudium gestört hat! Ja warte nur! die Pfarrersdirne wird doch noch mein; magst du sie dann noch, hahaha! das steht dir frei. Aber ich stehe da, und sehe mir die Augen aus, und sehe nichts. Wozu das Zaudern? Frischgewagt und hinüber und an's Werk!"

Er schlich die Treppen wieder hinab, winkte mit einem leisen Pfiff die beiden Strolche zu sich heran, hieß sie am untern Ende der Pfarrtreppe warten, und stieg diese hinauf. Er pochte an der Thür — ein — zwei — dreimal vergeblich. Drinnen war's ganz still. Endlich hörte er Tritte. „Ist's die alte Katharina?" sagte er zu sich selbst; „für diese habe ich Sack und Knebel, sie stumm zu machen. Aber nein, das sind rasche, jugendliche Tritte. Es ist die Rosa selbst."

Die Thür ward geöffnet. „Was wollt ihr da?" fragte Hedwig. „Wir brauchen hier keine Quacksalbereien."

Der Wunderdoctor starrte sie an; er wußte nicht, wie ihm geschah. So grenzenlos war sein Staunen und sein Schrecken, statt der erwarteten Rosa hier dieses andre Gesicht vor sich zu sehen, daß er nicht einmal auf den so naheliegenden Einfall kam, nach der Jungfer Rosa zu fragen, sondern stumm blieb und es ruhig geschehen ließ, daß Hedwig ihm die Thür vor der Nase zuschlug. Er holte tief Athem, griff sich an die Stirn, und gieng die Treppe hinab. „Heute nichts zu machen; geht heim!" raunte er seinen Helfershelfern zu. Dann verließ er den Amandushof, und sogleich darauf die Stadt.

Neuntes Kapitel.

Unerwartetes Wiedersehen.

Der Vogel sitzt in seinem Nest
Wohl auf dem grünen Baum.
Ach, Schatz! bin ich bei dir gewest?
Oder ist es nur ein Traum?
Volkslied.

Rosa war mit ihrem Vater auf Hohenurach von Marsilien auf's freundlichste aufgenommen. Gleichwohl war es ihnen in dem engen Stübchen, das ihnen angewiesen, und dessen einziges, schmales Fenster in einen engen Hof gieng, beklommen genug um's Herz; sie kamen sich vor wie Gefangene, und Rosa begriff nicht, wie es ihr möglich werden sollte, es längere Zeit hier auszuhalten, was doch leicht nöthig werden konnte. Träge, als wolle er gar nicht enden, schlich der Dienstag dahin. Da die Geflüchteten von ihrer engen Zelle aus keinerlei Lärm im Thale, kein Geschrei, keine Schüsse hörten, auch keinerlei besondere Bewegung in der Festung gewahr wurden, so schlossen sie daraus, daß der gefürchtete Feind noch nicht in Urach eingerückt sein könne.

Das bestätigte ihnen der Hauptmann Marsilien, der gegen Abend dem Pfarrer einen Besuch abstattete. „Sie werden überhaupt nicht nach Urach kommen,“ sezte er hinzu. „Man hat ganz Recht gethan, alle Vorkehrungen zu treffen, aber ich bin überzeugt, daß Fürstenberg als ein erfahrener Feldherr die Engpässe des Seeburger Thales, und vor allem das Defile an Hohenurach vorüber meiden wird. Denn das weiß er recht gut, daß wir von diesem unserem uneinnehmbaren Felsenneste aus mit einem Häuflein Truppen ihm den Durchzug zwar nicht gänzlich wehren, aber doch so sauer machen können, daß er mit dem Verluste seiner halben Armee denselben bezahlen dürfte. Darum wird er, so gewiß er ein verständiger Mann ist, nicht über Seeburg in's Thal herabziehen, sondern auf dem Plateau bleiben, und die zwar steile und beschwerliche, aber offene und gefahrlose Ehninger Steig herab nach Ehningen und Reutlingen kommen.“

Und ganz so, wie Marsilien es vorausgesehen, traf es ein. Mittwoch den 29. Juni meldete der Wächter vom höchsten Wartthurm, daß die italiänische Armee auf den Höhen bei Würtingen und St. Johann sichtbar sei; am Mittag bereits kam Botschaft, daß sie die Ehninger Steig herabziehe. So war nun für die Stadt Urach wohl nichts mehr zu fürchten; denn der Feind hätte dieselbe vom Tiefland aus nur wiederum durch das nämliche Defile erreichen können, zu dessen Vermeidung er die Ehninger Steig gewählt hatte.

Bereits am Donnerstag Abend zog der Pfarrer mit Rosa, Hedwig, Edmund und der alten Katharine wieder in den Amandushof ein. Und in der That blieb Urach in diesen Wochen unbehelligt. Desto schrecklicher war das Schicksal des Landstriches, der westlich von Reutlingen sich zwischen dem Neckar und der Alb hinzieht. Dorthin ergoß sich plündernd, mordend, sengend und brennend der ganze Schwall der italiänischen Armee, und rückte gerade gegen Tübingen von Süden heran. Hier freilich stellten sich seinem Weiterdringen bedeutende Hindernisse entgegen. Die Südseite der Stadt, die sogenannte Neckarhalde, erhebt sich schroff und steil auf einer Höhe, deren Fuß überdies durch den Neckar gedeckt ist. Den Uebergang über den Fluß zu forciren, unmittelbar

unter den Mauerwällen, erschien als Unmöglichkeit. Nun war überdies der Herzog-Vormund von Kirchheim herbeigeeilt, und stand mit seinem Heere auf dem Wöhrd, einem durch Gräben und Neckararme gedeckten Wiesengrund vor dem Flusse. Zwar betrug die Truppenmenge, über die er hier zu verfügen hatte, nur achttausend Mann; aber in dieser Position war dies für Fürstenberg ein immerhin furchtbarer Feind. Am leichtesten konnte Fürstenberg die Stadt nehmen, wenn er eine Stunde weiter abwärts, bei Lustnau, wo die Ammer in den Neckar mündet, in das Ammerthal eindrang, und so mit Umgehung des Oesterberges die auf dem Sattel zwischen Neckar und Ammer gelegene Stadt von Nordosten her angriff. Allein das wußte der Herzog so gut wie er; dieser Gefahr vorzubauen, hatte er den Rest seiner Truppen, einige tausend Mann, bei welchen auch Georg sich befand, nach Lustnau geworfen, und überdies die Thalniederung zwischen Lustnau und Tübingen in einen Sumpf verwandelt. Diese Niederung war ursprünglich bei dem geringen Gefäll der Ammer ohnehin nichts als ein Sumpf gewesen. Ihn trocken zu legen, hatte man im fünfzehnten Jahrhundert zwischen der Stadt und dem Oesterberg eine künstliche Kluft gegraben, durch welche seitdem die Ammer sich — unmittelbar bei der Stadt — in den Neckar ergießt. Diesen künstlichen Durchbruch ließ der Herzog durch eine Schleuße sperren, und zwang dadurch das Flüßchen, seinen alten natürlichen Weg nach Lustnau wieder aufzusuchen, und so jenes Thal in einen Morast zu verwandeln.

So sah denn Fürstenberg seinem weiteren Vordringen plötzlich einen Riegel vorgeschoben. Welchen Erfolg ein gewaltsamer Versuch, denselben zu durchbrechen, haben würde, war zweifelhaft, und die Lage war eine doppelt kritische geworden dadurch, daß seit der Zerstörung Magdeburgs der geängstigte Churfürst von Sachsen sich zu Verhandlungen mit Gustav Adolf herbeigelassen hatte, und eine Vereinigung dieser beiden mächtigsten Feinde Oestreichs in ziemlich sicherer Aussicht stand. Wenn es jezt Fürstenberg gelang, den Herzog-Vormund Julius Friedrich von Würtemberg durch einen friedlichen Vergleich zum Austritt aus dem Leipziger

Bunde zu bewegen, so war dies für Oestreich mehr werth, als ein lokaler Sieg. Fürstenberg eröffnete also wirklich Friedensverhandlungen. Der Herzog, im Bewußtsein seiner augenblicklichen günstigen Position, wollte anfangs nicht darauf eingehen; aber Ein Mittel hatte der habsburgische Feldherr in Händen, ihn zu zwingen: die Plünderung und Verheerung des flachen Landes. Die Greuel, die hier verübt wurden, waren so haarsträubend, die Erpressungen so fürchterlich, der Untergang einer blühenden Mark Landes so herzzerreißend, daß Julius Friedrich als Landesvater nicht anders konnte, als auf die angebotenen Unterhandlungen sich einzulassen. Hart genug waren übrigens die Bedingungen, welche ihm gestellt wurden. Er sollte nicht nur vom Leipziger Bunde sich lossagen, sondern auch sein eigenes Heer entlassen, nachdem er diesen Truppen zuvor den Schwur abgenommen, daß sie niemals wider kaiserliche Majestät dienen wollten. Ferner sollte er der kaiserlichen Armee für ihren Durchzug Quartier geben; dafür wurde ihm die Zusage gemacht und feierlich verbrieft, daß diese Armee in bester Mannszucht durch das Land ziehen und keinerlei Ausschweifungen begehen werde.

Durch den Jammer seiner verzweifelten Unterthanen gedrängt, schloß der Herzog Montag den 11. Juli den Vergleich auf diese Bedingungen hin wirklich ab. Er entließ noch am nämlichen Tage seine Truppen. Aber kaum waren diese auseinandergegangen, als die Kaiserlichen aus den verheerten, ausgesogenen Ortschaften des rechten Neckarufers sich wie hungrige Hyänen in die Dörfer nördlich vom Flusse warfen, und hier die gleichen Erpressungen und Gewaltthaten begiengen.

Georg hatte mit Konrad Fischer und etwa sechs anderen Karabinieren aus der Uracher und Pfullinger Gegend am Montag Abend den Heimweg dorthin angetreten. Einige Feuersäulen, die rechts und links aufleuchteten, belehrten ihn bald, wie der Feind sein Wort halte. Es schien nicht rathsam, unter solchen Auspizien in so geringer Zahl eine nächtliche Reise zu wagen. Georg warf sich daher mit seinem kleinen Trupp in den Wald, der östlich von Lustnau den Berg hinanzieht, und suchte eine günstig scheinende Stelle

zum Nachtquartier aus. Es war eine Lichtung auf einem Berggipfel, von wo aus man in der hellen Sommernacht einen freien Umblick hatte, so daß wenigstens kein plötzlicher Ueberfall zu besorgen war. Kaum hatte er hier mit seinen Leuten Posto gefaßt, als noch mehrere andere Häuflein entlassener Würtemberger sich aus gleichem Grunde einfanden, so daß die Zahl der dort versammelten auf zwanzig stieg. Die nöthigen Wachen wurden ausgestellt, während die Mannschaft sich zum Schlafe niederlegte. Georg selbst schlief nicht, sondern gieng am Rande der Höhe umher, sorgsam nach allen Seiten spähend. Es war kaum eine Stunde vergangen, so glaubte er im Osten, tief unten in einem kleinen Thale, das sich vom Neckar nach Pfrondorf hinaufzieht, Geräusch und Schritte zu vernehmen. Er wußte, daß ein Pfad durch das Dickicht ihn auf einen felsigen Vorsprung führen würde, von wo aus er in die Thalschlucht hinabsehen könne. Dorthin schlich er, und sah nun in der That ein Dutzend Kaiserliche das Thal aufwärts ziehen, gerade nach Pfrondorf zu. Eilig kehrte er die einigen hundert Schritte nach der Lichtung zurück, weckte die Mannschaft, ließ scharf laden, und führte sie nun leise und lautlos dem Dorfe zu. Dasselbe ganz vor dem Ueberfall zu schützen, war freilich kaum möglich; denn der Weg, den er dorthin zu gehen hatte, war weiter und beschwerlicher, als die Strecke, welche den Feind von dem Dorfe trennte. Doch durfte er hoffen, diesen im ersten Anfang seines räuberischen Beginnens zu überfallen. Um ja nicht zu spät zu kommen, verließ er den Pfad, welcher in weitem Bogen eine kleine Schlucht umgieng, und versuchte diese quer zu durchschneiden. Aber das war ein Fehler; die Halde der Schlucht war diesseits steil, und so mit undurchdringlichem Weißdorngestrüpp bewachsen und mit umgestürzten morschen Baumstämmen behangen, daß das Hinabklimmen in der Dunkelheit, die hier unter den Kronen der hohen alten Eichen herrschte, viel längere Zeit in Anspruch nahm, als jener Umweg würde gekostet haben. Unten angelangt blieb man fast im Morast stecken, und an der jenseitigen Halde zeigte sich vollends eine senkrechte Felswand, die gar nicht zu erklimmen war. So sah Georg sich genö-

thigt, seinen kleinen Trupp in dem sumpfigen Grunde aufwärts zu führen, bis er endlich am oberen Anfang der Schlucht den verlassenen Pfad wieder erreichte.

Im Sturmschritt gieng es nun auf demselben vorwärts; aber noch war das Ende des Waldes nicht erreicht, als schon das gräßlichste Wehgeschrei und Klaggeheul sein Ohr erreichte, und der Feuerschein brennender Häuser und Hütten die Wipfel der Bäume gluthroth bemalte. Der Anblick, als sie in's Freie traten, war ein schrecklicher. Das Dörfchen stand an drei Ecken in Flammen; heulende Kinder, händeringende Weiber irrten wie wahnsinnig über die Felder; dem Dorfe näher lagen hier und dort, todt oder mit dem Tode ringend, Bauern in ihrem Blut, die die Ehre ihrer Weiber und Töchter hatten vertheidigen wollen; Zetergeschrei tönte aus dem Innern. Von Rachedurst durchglüht, stürzte sich Georg an der Spitze seiner Truppe, die er in geschlossenen Gliedern vorrücken ließ, zwischen den brennenden Häusern in's Innere des Dorfes; die Wüthriche, die sich keines Ueberfalls versehen hatten, wurden Mann für Mann mitten in ihrem teuflischen Treiben zusammengehauen; einige wenige, die zu entrinnen suchten, wurden niedergeschossen. So war rasch das Dorf von ihnen gesäubert, und ebenso rasch gab nun Georg seinen Leuten Anordnungen und Befehle, den Brand mit Hilfe der sich sammelnden Dorfbewohner zu löschen. Als man eben damit begann, vernahm er von einem Gehöfte her, das einsam abseits lag, ein Wehgeheul, und rief Konrad herbei, ihn dorthin zu begleiten. „Laßt das,“ sagte ein Bauer, „dem Lumpenpack dort geschieht's schon recht, wenn sie zu Grunde gehen; das ist die lüderliche Schmidtstrine mit ihrer nichtsnutzigen Mutter.“ Indessen dadurch ließ sich Georg nicht abhalten; ihm galt es, die Feinde bis zum lezten Mann aufzureiben, damit keiner entrinnen und aus Rache etwa einen größeren Trupp herbeiholen könne. Er gieng also mit Konrad leise auf den Hof zu. Das Stöhnen drang aus dem Innern des Hauses, und schien einer männlichen Stimme anzugehören. Georg trat in den Flur; die Stubenthür stand geöffnet. Zwei Weiber, eine Alte und eine Junge, lagen mit zerfezten Kleidern in einem ohnmachtähnlichen Zustand auf

der Erde. Zwei Soldaten aber, den Rücken gegen die Thür gewendet, waren mit einem Menschen beschäftigt, der vor ihnen auf dem Tische lag. Sie hatten ihn fürchterlich geknebelt, und fanden ihre Lust daran, ihm spitzige Keile unter die Fingernägel zu treiben. Welche sonstigen Martern sie ihm angethan, war nicht ersichtlich; aber er konnte kaum mehr athmen, und winselte und heulte nur dumpf aus einem halbbewußten Zustande heraus.

Zwei Schüsse — und die Peiniger lagen in ihrem Blute, und krümmten sich verendend auf dem Erdboden. Georg zerschnitt die Stricke, womit sie den Unglücklichen geknebelt hatten, zog die Splitter und Keile unter seinen Nägeln heraus, und trug ihn mit Konrads Hilfe hinaus in den Hof, um am laufenden Brunnen seine Wunden zu waschen. Beim Schein des abnehmenden Mondes, der hinter den östlichen Höhen aufgegangen war, sah er jezt zu seiner Verwunderung, daß es kein Bauer, sondern ein junger Mensch in städtischer Tracht war. Seine Kleidung war zwar sehr abgenüzt, aber von solchem Schnitt, wie die Studenten jener Zeit sie trugen. Wie um des Himmels willen hatte ein Student sich in dieses Haus verirren können, das die Bauern selbst als ein lüderliches bezeichneten und verabscheuten? „Unglücklicher Jüngling!" dachte Georg bei sich selbst, „welch schrecklichen Lohn hast du für dein Lasterleben geerntet!" — Als er ihm die blutunterlaufenen Schläfe wusch, schlug der Jüngling die Augen auf. Mit einem verstörten Blick schaute er Georg an. Das eingefallene, bleiche Gesicht kam diesem bekannt vor, aber er konnte sich nicht entsinnen, wo er dasselbe gesehen. Und das war sehr natürlich. Denn damals, als er demselben begegnet, war es noch ein frisches, blühendes, rothwangiges Gesicht gewesen, in welches die Ausschweifung noch nicht ihre Furchen gegraben hatte. Aber auch Georgs Gesicht mußte dem Geretteten nicht unbekannt sein; denn noch haftete der stiere Blick des Studenten auf dem Hauptmann, der den Halbohnmächtigen bisher mit seinen Armen umfangen hatte; plötzlich aber stellte er mit einem kräftigen Ruck sich fest auf seine Füße, entwand sich mit größerer Stärke, als jener ihm zugetraut hätte, seinem Arm, und in=

dem er einen giftigen Blick auf seinen Retter schoß, lief er, mit geballter Faust rückwärts drohend, in den Wald, der dicht hinter dem Hofe von neuem die Gegend bedeckte.

Konrad wollte ihm nach; der Hauptmann sagte: „Laß ihn!“ und blickte dumpf und traurig zur Erde. „Ist er verrückt?“ fragte Konrad. „Es kann sein,“ antwortete Georg, „daß die Mishandlungen, die er hier erfahren, ihm seine Sinne verwirrt haben.“ Rasch verließ er mit Konrad den Hof, und kehrte in's Dorf zurück, wo das Feuer inzwischen so ziemlich bezwungen war. Er ertheilte den Bauern den gemessenen Befehl, die getödteten Feinde augenblicklich tief zu verscharren, zu ihrer eigenen Sicherheit, damit nicht nachrückende Feinde die Leichname fänden und das Dorf ihre Rache entgelten ließen. Er selber zog sich mit seinem kleinen Trupp in den Wald östlich vom Dorfe, um beim Schein des Mondes den Marsch nach Osten fortzusetzen, und etwa von Nürtingen aus sich südlich nach Metzingen zu wenden und so das Uracher Thal zu gewinnen.

Indem er an der Spitze seiner Leute schweigend durch den Buchenwald dahinschritt, auf dessen moosigen Grund der Mond seine silbernen Lichter warf, dachte er über den unglücklichen Jüngling nach, den er den Krallen seiner grausamen Feinde entrissen hatte. „Trage ich die Schuld, daß er auf solche Wege gerathen ist?“ fragte er sich. „Hat die Verzweiflung der Eifersucht ihn so zerrüttet? War es nicht sträfliche Selbstsucht, daß ich das Glück zweier Liebenden so gestört habe? Aber wie? wäre Rosa mit ihm je glücklich geworden? Ein Mensch, der bei einer unglücklichen Liebe sich nicht anders, als so, zu trösten weiß — kann der einen guten Kern in sich haben? War ich doch früher, ihm gegenüber, in dem gleichen Falle! Wohl kochte damals mein Blut, als ich am Wasserfall ihn bei Rosa im Grase sitzen sah, und es fehlte damals nicht viel, so hätte ich ihn zum Zweikampf gefordert. Aber so unglücklich ich war — ein Schuft bin ich darum nicht geworden. Wie muß es in der Seele eines Menschen aussehen, der in dem Augenblick, wo er aus der fürchterlichsten Lage gerettet worden, seinem Retter aus altem Hasse mit geballten Fäusten droht? Indem

er sich im Kothe wälzt, ist er noch eifersüchtig? Was geht doch ihn die reine Rosa an? Nein, ich darf ruhig sein; Gott hat es gut gemacht, daß er diese Rose vor solchen Bubenhänden bewahrt hat." —

Während Georg unter solchen Gedanken seines Weges dahinzog, auf das Wiedersehen der geliebten Braut und auf die Hochzeit sich freuend, welcher nun kein Hindernis mehr im Wege stand, hatte Frau Hedwig in ihrem Kämmerlein in Urach eine schlaflose Nacht. Auch ihr stand ein Wiedersehen bevor, ein Wiedersehen, auf das sie nie mehr zu hoffen gewagt hatte. Als sie gegen Abend von einem kurzen Besuch bei ihrem Oheim in den Amandushof zurückkehrte, erschreckte sie ein verwachsener Mensch mit rothen Haaren, der unter dem Thorweg im Dunkel stand. Er sah eher einem Spitzbuben gleich, als einem Bettler. Mit scheuen Blicken wollte sie sich rasch an ihm vorbeidrücken, und in die Hand, die er — wie sie glaubte: bettelnd — ihr entgegenstreckte, eine Kupfermünze gleiten lassen. Aber er sagte: „Ich will nichts von euch, sondern bringe euch etwas," und damit reichte er ihr einen Brief hin. Sie zauderte, denselben anzunehmen. Er ließ ihn vor ihr auf die Erde fallen, und gieng mit den Worten: „Es würde euch bitter reuen, wenn ihr den Brief nicht lesen würdet," zum Thore hinaus.

Hedwig hob den Brief vom Boden auf. Im Hofe war es hell genug, die Aufschrift zu lesen. Sie warf einen Blick darauf, und erzitterte, daß sie fast umgesunken wäre. Die Hand, die diese Worte geschrieben, war ihr bekannt. „An Frau Hedwig von Lilienau." Diesen Namen hatte sie seit ihrer Abreise von Magdeburg nicht mehr geführt; sie nannte sich nach ihrem Vater: Hedwig Müllerin. Niemand in Urach außer dem Hause ihres Oheims und dem des Pfarrers kannte den Namen Lilienau. Hastig eilte sie die Treppe hinauf in das ihr zum Schlafgemach zugewiesene Kämmerlein. Sie riß den Brief auf, und las:

„Meine arme, ewiggeliebte Hedwig! Willst du deinen „unglücklichen Gatten sehen, der sechs Jahre lang in unver„dienter Gefangenschaft nach dir geschmachtet und geseufzet „hat; der, als er endlich frei geworden, dich in Magdeburg

„suchte, und unter den Trümmern Magdeburgs dich begra-
„ben glaubte; der, der Verzweiflung nahe, von Trauer und
„Gram fast aufgerieben, unstät und flüchtig von Ort zu Ort
„irrt, und der jezt, plötzlich und ganz unerwartet, hier deine
„Spur gefunden hat — ist dein Herz ihm noch treu, wie
„deine Jerichorose — so komm morgen früh um acht Uhr
„— aber ohne Begleitung — in die Ruine der Pfählerburg.
„Dort wirst du finden

„Deinen

„dir ewigtreuen Gatten

„Karl von Lilienau."

In der Freude ihres Herzens lief Hedwig nach der Stube des Pfarrers, um ihm und Rosa — den Menschen, die gerade zunächst bei der Hand waren — ihr Glück mitzutheilen. Edmund spielte am Fenster; sie stürzte auf ihn zu, bedeckte das erschrockene Knäblein mit Küssen und Thränen, und rief: „Edmund, dein Vater ist gefunden!" Der Pfarrer sah sie staunend an; sie reichte ihm in triumphirendem Schweigen den Brief. Er las ihn, und reichte ihn auch Rosa. Diese schüttelte den Kopf, und sah bedenklich ihren Vater an. Da wurde auch der Pfarrer nachdenklich, und sprach: „Nach allem dem, was euer Oheim mir erzählt hat, solltet ihr wohl behutsam in dieser Sache verfahren. Räthselhaft war das Verschwinden eures Gatten, und mistrauenerweckend ist die Art, wie er hier sich wieder einführt. Warum kommt er nicht zu euch, wenn er euren Aufenthaltsort kennt? Ist es wahr, was er von seiner unfreiwilligen und so lange dauernden Entfernung schreibt, so hat er von eurem Oheim nichts übles zu befahren." „Und warum," fügte Rosa hinzu, „verlangt er, daß ihr in die unheimliche Ruine kommt, und überdies ohne Begleitung? Gewiß ist es ein Betrüger, der euch ein Leides anthun will."

„Ein Betrüger? Das ist ja unmöglich!" rief Hedwig. „Wer im ganzen Lande Würtemberg kennt denn meinen wahren Namen Lilienau?"

„Es gibt Abenteurer," sagte der Pfarrer, „die sich überall herumtreiben, und alle möglichen Familiengeheimnisse auskundschaften."

„Es ist aber kein Betrüger," sprach Hedwig bestimmt; „er ist es selbst, ich kann es euch beweisen. „Treu wie deine Jerichorose," so schreibt er. Damit bezieht er sich auf ein Wort, das er mir zum Abschied gesagt, da wir beide ganz allein waren, und kein Mensch zuhörte, und das außer ihm und mir kein Mensch weiß und wissen kann. Als er Abschied nahm, und mir den lezten Kuß auf die Lippen drückte, da zog er eine Jerichorose aus seinem Busen, und gab sie mir zum Andenken, und sprach: „So wie diese Rose der Wüste, da sie gleich dürr und todt erscheinet, doch nicht erstorben ist, sondern in jeder heiligen Nacht immer wieder von neuem erblühet, so wird mein Herz und Gemüthe, ob auch in der Ferne matt vom Trennungsleid, doch stets dir treue Liebe im Innern bewahren, und also sollst auch du mir treu bleiben. Will's Gott, kommt bald die Zeit, da wir uns wieder in den Armen liegen und unsre Liebe fröhlich wieder aufblüht."

Der Pfarrer hatte nichts dagegen zu sagen; doch rieth er der Frau Hedwig dringend, den Gang nach dem Pfählhof nicht zu unternehmen, ohne zuvor ihren Oheim in Kenntnis gesezt und ihn um Rath gefragt zu haben. Sie versprach das; sie wollte morgen früh um halb sieben Uhr, bevor sie den Weg anträte, beim Oheim vorbeikommen und seinen Rath vernehmen.

Jezt besorgte sie mit verdoppelter Emsigkeit ihre häuslichen Obliegenheiten. Beim Abendessen erzählte sie viel von ihres Mannes Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit; dann gieng sie zu Bette, und statt zu schlafen, wiegte sie sich in wachen Träumen, in welchen sie bald in die Honigwochen ihrer kurzen Ehe sich zurückversezte, bald sich das morgende Wiedersehen mit den glühendsten Farben ausmalte.

Um halb sieben Uhr war sie reisefertig, und gieng. Sie hätte gerne ihren Edmund mitgenommen, von dessen Existenz ihr Gatte noch nichts wußte; allein das gab der Pfarrer schlechterdings nicht zu. Anstatt nun aber ihrem Versprechen gemäß zu ihrem Oheim, dem Burgermeister, zu gehen und dessen Rath zu vernehmen, bog sie, sobald sie aus dem Portal des Amandushofes getreten und somit dem Pfarrer außer

Sicht war, links in die Straße ein, und gieng mit Vermeidung des Marktes, wo ihr Oheim wohnte, durch Seitengassen zur Stadt hinaus.

Sie war eine halbe Stunde früher aufgebrochen, als es nöthig gewesen, um bis acht Uhr die Pfählerburg zu erreichen. Gleichwohl stand schon jezt eine kurze Strecke vor der Stadt ein offenes Wägelchen für sie bereit; der Bursche, der auf dem Bock saß, sah in seinem Paar rother Hosenträger und einem neuen weißen Hemde ganz nett und sauber aus; es war Melchior, der pfiffige Schweinedieb. Als er Hedwig nahen sah, sprang er ab, und sagte: „Ihr seid, dafern mich die mir angegebenen Zeichen nicht trügen, die Gemahlin meines Herrn, die Frau Hedwig von Lilienau. Der gnädige Herr schickt euch zu schnellerer und bequemerer Fahrt, auch größerer Sicherheit, dies Wägelein entgegen."

„Er ist sehr freundlich und gütig, wie er es stets gegen mich war," sagte Hedwig, und sprang fröhlich auf den Sitz. Leicht rollte der niedliche Wagen zwischen den Wiesen dahin, auf denen allenthalben so viele Mähder und Mähderinnen im Schein der hellsten Morgensonne ihre Sensen schwangen, daß Hedwig ebenso sicher, wenn auch freilich nicht ebenso schnell, den Weg zu Fuße hätte zurücklegen können. Ihr zwar gieng es noch nicht schnell genug. Sie hätte fliegen mögen. Jezt zeigte sich die Mündung des Seitenthales; jezt ward der Pfählhof sichtbar; jezt wandte sich die Straße auf das nördliche Ufer der Elsach; jezt bog Melchior auf eine Seitenfuhr ein, die am Waldrand hinaufführte; jezt hielt er an. Hedwig sah die Ruine über sich, sie sprang vom Wägelchen herab, und eilte mit lautem Herzklopfen den Pfad hinan; da gähnte, von schwarzen Tannen überschattet, der alte finstere Thorweg der zerfallenen Burg; muthig trat sie ein, und gieng hindurch, und trat in den epheubewachsenen Burghof. Da stand ein Mann —

Er war es! Sie war nicht betrogen! Mit weit ausgebreiteten Armen stürzte sie auf ihren Karl zu, und er schloß sie in die seinen, und drückte sie an sein Herz, und sie schluchzte laut an seinem Halse, und küßte ihn wieder und wieder.

Es dauerte lange, bis sie Worte finden konnte. Er zog sie durch ein Seitenpförtchen in einen freundlich von Haselstauden beschatteten Raum, der einst eine Kapelle gewesen sein mochte. Ein liebliches, reizendes Plätzchen! Sie sezten sich auf einen umgestürzten Marmorpfeiler, der zur Ruhebank wie gemacht war.

„Armer, armer Mann!“ rief sie aus, „wie viel hast du gelitten! Ja, die harten Schicksale, die du erdulden müssen, haben auf deinem Gesicht ihre Spuren hinterlassen. Du bist gealtert, bist schmäler geworden; Gram und Kummer haben hier und da Furchen in dein Antlitz gezogen; aber es ist noch immer das alte schöne Antlitz voll Manneskraft und Mannesstolz. Aber nun sprich und erzähle mir das, was du in deinem Briefe nur so kurz angedeutet hast. Sage mir, wie es dir ergangen, und erkläre mir vor allem das Unbegreifliche, warum ich hier an einsamer Stätte einsam dich aufsuchen mußte, warum du nicht ohne weiteres nach Urach gekommen!“

„Dies leztere,“ erwiderte er, „wird von selbst seine Beantwortung finden, wenn ich das erstere dir werde erzählet haben. Du weißt, es war im Sommer des Jahres vierundzwanzig, als ich von Magdeburg abreiste, um auf meinem Gute in Hessen Haus und Wohngemach, das durch mein langes Abwesen in etlichem Verfall war, richten zu lassen, und dich dann dorthin abzuholen. Meine Reise gieng anfangs gut von Statten; in Nordhausen gesellete sich ein feiner Mann zu mir, welcher auch aus Hessen und in der Nähe meiner Güter zu Hause zu sein vorgab, und sich Herr Melander nannte. Ich hatte kein Arg gegen ihn, und da er ebenfalls auf dem Wege nach Kassel begriffen war, so nahm ich sein Anerbieten an, mich zu ihm in seinen Wagen zu setzen. Das Pferd, das ich geritten, wurde vorgespannt; ich stieg ein, und fort gieng's in raschem Trab über Thäler und Höhen, bis in die finstre Nacht hinein. Das Nachtquartier, wo wir anhielten, war mir unbekannt, und als wir den andern Morgen weiterfuhren, wunderte ich mich, daß auch die Gegend mir unbekannt war. Mein Reisegefährte unterhielt mich auf eine sehr kurzweilige Art; er

hatte die Welt gesehen, und wußte von aller Herren Ländern zu erzählen; doch erschrack ich nicht wenig, als er ganz leichthin im Vorübergehen bemerkte, daß er als geborener Hesse einstmals der reformirten Religion zugethan gewesen, nunmehr aber zur katholischen Kirche übergetreten sei. Das war mir sehr verdächtig; ich überlegte bei mir, daß er wohl ein Affiliirter des Jesuiter-Ordens sein und Arges gegen mich im Schilde führen möchte, und dachte nach, wie ich auf eine schickliche Weise von ihm loskommen könnte. Aber das war nicht so leicht zu machen. Am Nachmittage erklärte der Kutscher, der den Wagen führte, er habe sich im Wege geirret, und statt der Straße nach Kassel die nach Nordheim eingeschlagen, und es werde uns nun einen Umweg von zwei Tagen kosten, bis wir Kassel erreichten. Mir, der ich in geographia unerfahren und jene Gegend nicht kannte, blieb nichts übrig, als mich willenlos weiterfahren zu lassen. Am zweiten Abend nachher, da ich vermeinete, wir würden Kassel nun bald vor uns sehen, fuhr der Wagen, da es eben dunkelte, auf einmal in den Hof eines Gebäudes ein, und da ich ausstieg, ward ich alsbald gewahr, daß ich mich in einem Kloster befand. Wie das Kloster heiße, habe ich niemalen erfahren können, denke aber, es muß wohl ein westfälisches Kloster in der Nähe von Paderborn gewesen sein. Der Prior kam heraus, uns zu begrüßen, und führte uns sogleich in ein freundlich Gemach, ließ es auch an Essen und Wein nicht fehlen. Unser ein jeder bekam eine besondere Zelle zum Schlafen. Des andern Morgens, da ich dachte, wir würden weiterreisen, und nach Herrn Melander fragte, trat der Prior mir entgegen, und sagte, daß Herr Melander schon abgefahren, mich ihm aber auf's beste empfohlen habe, als Einen, so in den mütterlichen Schooß der alleinseligmachenden Kirche reuig zurückzukehren Lust bezeuget habe. „Kreuzgranaten!“ rief ich, „was ist das für ein Lügner! Wann habe ich davon ein Wort gesagt? Ich bin ein Lutheraner, und will ein solcher auch bleiben!“ Der Prior lächelte schlau. Ich verlangte nach meinem Mantelsack und meinem Pferde; beides hatte der gottlose Melander mit fortgenommen. Bettelarm und hilflos stand ich da, und merkte bald, daß ich ein

Gefangener war. Hätte ich nun doch nur so viel Besonnenheit gehabt, mich zu verstellen, und so zu thun, als ob ich katholisch zu werden etliche Lust in mir verspürete, so hätte ich ja wohl in kurzem leichtlich so viel Freiheit erlangen mögen, daß ich unvermerkt hätte entkommen können. Aber in meiner glühenden Sehnsucht nach dir, meinem Weibe, und in meinem gerechten Zorn war ich allzu erreget, um auf ein solch schlaues Mittel zu sinnen. Ich versuchte in der nächsten Nacht aus Zelle und Kloster zu entspringen. Ich verrenkte mir beim Sprung über eine Gartenmauer den Fuß, also daß ich liegen bleiben mußte; am Morgen fand man mich Elenden in meinen Schmerzen; ich wurde in meine Zelle zurückgeführt, und ehe daß noch mein Fuß ganz geheilt war, wurde ich abermals in einen Wagen gepackt, und fort gieng's, viele Tage lang, bis in ein fremdes fernes Land; da wurde ich abermals in ein Kloster gesperrt, wo sie eine Sprache redeten, von der ich kein Wort verstand, so daß ich mich nur auf Lateinisch den Mönchen verständlich machen konnte. Da war ich nun wohl ein Jahr lang. Ich verstellete mich hier wohl, als ob ich Neigung in mir verspürete, zu ihrer Kirche überzutreten; sie aber trauten mir nicht, wollten mir auch die Sprache des Landes nicht lehren, damit mir jede Möglichkeit, zu entfliehen, abgeschnitten sein sollte. Aber indem ich ihre Unterredungen oft belauschte, lernte ich diese Sprache, die mit der französischen eine ziemliche Aehnlichkeit hatte, und keine andere als die wallonische war, dennoch kennen; und auf eine sehr listige Art, davon ich dir ein andermal ausführlicher erzählen will, gelang es mir endlich, aus meiner Gefangenschaft zu entkommen. Aber nur, um in eine neue, schlimmere zu gerathen. Ich hatte mich einige Tagereisen weit durch das Gebirge, das zwischen Lüttich und Aachen sich erhebt, durchgestohlen und durchgebettelt, unwissend, daß ein neuer Krieg zwischen dem Kaiser und den Niedersachsen begonnen habe; da fiel ich in einem Walde einer Schaar Kroaten in die Hände; erst hielten sie mich für einen Spion, und wollten kurzen Process mit mir machen; da ich aber geschwind ein Kreuz schlug, ließen sie mich leben, und zwangen mich nun, ihren Pferdeknecht zu

machen. Dies neue Elend dauerte drei Monate. Endlich gelang es mir, von neuem zu entspringen; aber o meines Unsterns! ich lief abermals dem ruchlosen Melander in die Hände, welcher mittlerweile meine Güter in Hessen sich angeeignet hatte. Der gab mich an als einen Verräther und Lästerer des Kaisers; ich wurde in eine Festung an der Elbe gesezt und an die sechs Jahre darin gefangen gehalten. Erst als die Festung in die Hände der braven Schweden fiel, erlangte ich meine Freiheit. Ein schwedischer Hauptmann schenkte mir aus Erbarmen etliches Reisegeld; ich wollte geraden Weges nach Magdeburg, vernahm aber, daß und wie diese Stadt gefallen sei. Da ich das hörte, ward ich schier des Todes. Was ich in dieser Zeit gelitten, mag ich dir nicht beschreiben. Ich suchte den Tod, und fand ihn nicht. Trübsinnig gieng ich von Ort zu Ort, dem Süden zu. Ich hörte, daß es in Würtemberg zum Krieg kommen werde; da wollte ich mich anwerben lassen, um im Kampfe wider die Papisten den erwünschten Tod zu finden. Statt dessen fand ich dich!"

„Aber wie war das möglich? Wer konnte dir von mir sagen, da ich doch, seitdem ich hier bin, mich nur Hedwig Müllerin genannt habe?"

„Das gieng freilich sehr wunderbar zu. Ich will dir das ein andermal — doch nein! es läßt sich ja am Ende kurz sagen. Ich hörte eben den würtembergischen Hauptmann, bei dem ich Handgeld nehmen wollte, ganz zufällig von einer Frau Hedwig reden, die seine Base und des Uracher Burgermeisters Nichte, und aus Magdeburg hieher geflüchtet sei, und jezt dem Pfarrer Haus halte; sogleich stand ich von meinem Vorhaben, Soldat zu werden, ab, und gieng auf Urach zu. Und nun fand ich unterwegs einen Burschen, einen buckligen, rothhaarigen Menschen, der einst auf seiner Wanderschaft als Schuhmacher in Magdeburg gewesen; den fragte ich, ob er dort wohl je zufällig eine junge Frau von Lilienau gesehen habe. Er bejahete es, und sagte, daß sein dortiger Meister für die Frau von Lilienau gearbeitet, und er öfters die fertigen Schuhe ihr in's Haus gebracht habe. Getraue sich auch wohl, diese Frau heute noch wiederzuerken-

nen. So schrieb ich denn meinen Brief, gab ihm denselben, und hieß ihn zusehen, ob die Frau Hedwig, die jezt im Amandushof dem Pfarrer Haus halte, die nämliche sei, welche er vormals in Magdeburg als Frau von Lilienau gesehen; wäre sie das, so solle er ihr den Brief übergeben."

„Wunderbar! wunderbar!" rief Hedwig, und umschlang von neuem ihres Gatten Hals. „Aber nun verstehe ich immer noch nicht," fuhr sie fort, „warum ich hier herauskommen mußte. Du hättest ja, anstatt den fremden Menschen mit dem Brief zu schicken, selbst kommen und nach mir sehen können."

„Ja wohl," sagte Lilienau, „wenn nur Melander nicht wäre!"

„Melander? Der ist ja längst aus Urach fort."

„Mit nichten," erwiderte Lilienau. „Melander treibt sich gerade jezt unter allerlei Verkleidungen in und bei Urach herum. So weiß ich ganz bestimmt, daß er gestern vor vierzehn Tagen als Quacksalber verkleidet — —"

„Ei!" rief Hedwig, und zuckte vor Schrecken zusammen. „Nun begreife ich, warum dieser Quacksalber so starr vor Staunen war, als an des Pfarrers Thür statt Röschen ich, die ihm unbekannte, ihm entgegen trat."

„Statt Röschen?" fragte Lilienau. Ist das des Pfarrers Tochter? Was hat denn die mit Melander zu schaffen?"

„Sie ist des Pfarrers einzig Kind," sagte Hedwig; „ein eben so frommes und tugendsames, als schönes Mägdlein. Als der gottlose Melander Urach überfallen und besezt hatte, stellte er ihrer Unschuld auf die schrecklichste Weise nach. Nur wie durch ein Wunder wurde sie gerettet. Mein Vetter, der Hauptmann Georg Müller, der jezt ihr Bräutigam ist, kam gerade im rechten Augenblick, und hat dem tückischen Feinde seinen Lohn ausbezahlt, leider nicht gründlich genug, so daß Melander doch mit dem Leben davon kam."

„Nun ja," sagte Lilienau, „das ist also derselbe Hauptmann Müller, bei dem ich Handgeld nehmen wollen, und das Röschen, von dem du da redest, ist die nämliche, an die er mir so viele Grüße aufgetragen hat. Und da er dein

Vetter ist, so ist er also auch der meine! Ich finde hier eine Verwandtschaft, von der ich keine Ahnung gehabt!"

„O Karl!" sprach Hedwig, „freilich findest du Angehörige, von deren Existenz du keine Ahnung hast. Karl! acht Monate nach unserer Trennung habe ich dir einen Knaben geboren."

„Kreuzgranaten! Und das sagst du mir erst jezt? Warum hast du ihn denn nicht mitgebracht?"

„Ich bin deinem Befehl gefolgt: allein und ohne Begleitung mich hier einzufinden. Aber nun komm mit nach Urach, zu deinem Kinde, zu meinem Oheim! Bei ihm bist du vor Melander vollkommen sicher, und wirst sogar selbst dazu helfen können, daß er entlarvt und festgenommen werde."

„Nein, Hedwig," sagte er nachsinnend; „heute noch nicht. Das wäre zu früh, wäre gefährlich für uns beide. Ich halte mich vor der Hand in Grabenstätten, einem nahen Dorfe, verborgen; von da weiß ich auf vorsichtige und geschickte Art Erkundigungen über den Menschen einzuziehen. Ich weiß vieles über seine verschiedenen Schlupfwinkel und Mummereien, aber noch nicht genug, um mit Sicherheit das Netz über ihm zusammenzuziehen, daß er mir nicht wieder entschlüpfe. Nur wenige Tage noch gedulde dich. Es wird mir schwer genug, Geduld zu predigen, da ich selbst vor Ungeduld schier vergehe, meinen Knaben zu sehen. Aber den mußt du mir auch sogleich heute Nachmittag — nein! morgen Vormittag bringen. Vormittags ist es sicherer; ich weiß, daß Melander jeden Vormittag auf dem Pfad bei den Deicheln nach St. Johann schleicht, wo er mit Offizieren der italiänischen Armee geheime Zusammenkünfte hat. Also morgen früh kommst du wieder, geliebte Hedwig, und bringst mir meinen Knaben — wie heißt er denn?"

„Edmund."

„Meinen Edmund also. Und bringe mir ja auch die Rosa mit, des Hauptmanns Braut, welcher ich sehr vieles von ihm zu erzählen und wichtige Aufträge zu bestellen habe. Was für einen vergnügten Vormittag wollen wir mit einander verleben! Das Wägelchen wird wieder bereit stehen, euch hieher zu führen."

Hedwig versprach, mit den beiden zu kommen. „Für heute müssen wir denn Abschied nehmen," sagte er. „Der Mittag naht; ich muß in mein stilles Dorf zurück."

Sie stiegen den Pfad hinab. Hedwig bestieg den Wagen, und fuhr, Handküsse zurückwerfend, in das Thal hinein, und voll der seligsten Empfindungen in die Stadt zurück.

Zehntes Kapitel.

Konrad und Melchior werden gut Freund mit einander.

Und wie wir im Schreiten lauschen,
Wird das Brausen zum Rauschen
Und das Rauschen zum Donnerschall
In der Klüfte nächtigem Widerhall.
Aus dem Tagebuch des Wanderers.

Während auf der Pfählerburg diese Zusammenkunft Hedwigs mit ihrem wiedergefundenen Gatten stattfand, wanderte Georg mit seinen Begleitern, von Feinden unbehelligt, dem Neckarthal entlang bis Bempflingen. Ein Theil seiner Mannschaft, der in oder bei Nürtingen zu Hause war, trennte sich hier von ihm, um ostwärts zu ziehen; die anderen, die bei Pfullingen daheim waren, wandten sich südwärts gegen Metzingen zu; nur Konrad Fischer blieb bei ihm. Auch Georg hatte anfangs den Weg nach Metzingen einschlagen wollen, der ihn am schnellsten nach Urach zurückbrachte; bei reiflichem Nachdenken hielt er es jedoch für gerathen, den kleinen Umweg über den Hohenneuffen nicht zu scheuen, um dem dortigen Kommandanten von dem, was bei Tübingen vorgefallen, Nachricht zu bringen, und ihn zu beschwören, daß er durch keinerlei Vorspiegelungen sich bewegen lasse, die Besatzung aufzulösen oder die Festung dem Feinde zu öffnen. Bei Marsilien in Hohenurach war eine solche Mahnung nicht nöthig.

Während er nun mit dem treuen Konrad den steilen Pfad von Beuren nach dem Hohenneuffen unter der Gluth der Nachmittagssonne langsam emporstieg, bemerkte Konrad unter anderem Geplauder, wie man sich doch oft täuschen und ohne es zu wollen mit dem Kopf anrennen könne. So habe er neulich, als er dem Heere zuzog, im Pfählhof einen fremden Herrn bei einer Bande verdächtigen Volks sitzen sehen, und denselben schier für einen Räuberhauptmann gehalten, und einige laute Worte von schlechtem Pack und dergleichen fallen lassen, und dann habe sich herausgestellt, daß der Fremde ein sehr guter Freund des Herrn Burgermeisters sei, der in Grabenstätten ein Gut gekauft, und jenes Pack Tagelöhner zur Arbeit gedungen habe. Habe derselbe sich auch sehr angelegentlich nach dem Herrn Hauptmann und nach der Jungfer Braut erkundigt, ob dieselben schon Hochzeit gehabt, und habe versprochen, bald selbst nach Urach zu kommen und bei dem Herrn Burgermeister vorzusprechen.

Georg ward aufmerkam und stutzig. „Ein sehr guter Freund meines Vaters, der sich in Grabenstätten ein Gut gekauft habe? Davon müßte ich doch auch etwas gehört haben! Ich wüßte gar nicht, welcher Freund meines Vaters auf den Einfall kommen sollte, in dem armseligen Neste sich anzukaufen. Wie hieß er denn? Und wo war er denn her?“

„Seinen Namen hat er nicht genannt. Und wo er her war, hab' ich auch nicht erfahren. Aber aus dem Ländle war er nicht; denn er hat eine ganz fremde Sprache gesprochen. Statt: „'s ischt mer liäb,“ hat er gesagt: „es ist mir lihb.“

„Wie hat er denn ausgesehen?“

„Etwas über mittlere Größe, dem Anschein nach in der Mitte der dreißiger Jahre; sein Gesicht nicht übel, mehr lang als breit, etwas blass; das Haar schwarz und buschig, der Schnurrbart schwarz, eine große Habichtsnase, und helle graue Augen, fast wie bei den Katzen.“

„Er ist's!“ rief Georg; „es ist kein anderer. Es ist derselbe Melander, dem ich die Stadt entrissen, den sie für mich losgegeben haben, und der sich nun — der Teufel soll

ihn holen! — wieder bei Urach umhertreibt und gottlose Ränke spinnt. Was führt der Galgenstrick wieder im Schilde? Wart, wir wollen bald genug dahinterkommen. Im Pfählhof, in der Diebshöhle, hat er also sein Quartier. Gut; statt vom Hohenneuffen über Hülben heimzugehen, gehen wir gerade das Pfählthal hinunter, und schleichen uns nach dem Hofe. Ob wir nun ihn selbst da treffen, oder seine Helfershelfer — etwas werden wir wohl erfahren, was uns zu wissen nützlich ist."

Sie waren mittlerweile an dem äußersten Graben und Thor der Festung angelangt. Georg nannte seinen Namen, und ließ um Einlaß bitten. Nach einer Weile erschien ein Offizier, erkannte ihn, und die Zugbrücke fiel. Der Weg in's Innere führte in einer Schneckenlinie zwischen dem Abgrund rechts und den Felsenwänden links, und über andere Gräben und durch abermalige Thore nach dem innersten Hauptthor hinauf. Der Kommandant empfieng Georg freundlich. Er lud den von Schweiß triefenden auf einen labenden Trunk edlen Weines ein. Sie saßen mit einander an einem Fenster, von wo der Blick in ein tiefes waldumschlossenes grünes Thal hinabfiel, und dann über einen langgstreckten niedrigen Bergsattel hinaus in die entzückende Ferne schweifte. Dort hob sich in blauem Dufte die Achalm auf ihrem isolirten Kegel wie ein kecker Vorposten des Gebirgs; weit weit hinter ihr schimmerten wie Silber die entferntesten Höhenzüge. Während der Kommandant hinausgieng, den Wein aus dem Keller holen zu lassen, besah sich Georg die herrliche Aussicht. Die Sonne sank, auf einem rosigen Wolkenstreifen ruhend, dem Himmelsrande zu. Die Thale malten sich in Violett. Georg sah der Sonne nach, wie sie hinter der Wolke verschwand, und dann unter ihr wieder zum Vorschein kam, und feuerroth hinter den Horizont hinabsank. Eine Wehmuth kam über ihn, die er sonst nicht kannte. „Morgen geht sie wieder auf," dachte er, „aber einmal kommt doch jedem Menschen der Tag, wo er sie zum leztenmal untergehen sieht."

Der Wein erschien; es war ein köstlicher Eßlinger. Georg ließ sich nicht lange zureden; er hatte einen recht-

schaffenen Durst mitgebracht. Während er diesen stillte, erzählte er dem Kommandanten von dem Vergleich, der bei Tübingen geschlossen worden, wie schändlich die Feinde den Pakt gebrochen, und welch ein Glück es sei, daß der Herzog nach Entlassung des Heeres wenigstens seine Festungen noch habe, und so getreue, tapfere Kommandanten, auf denen nun seine und des Landes Hoffnung ganz und gar beruhe.

Der Kommandant verstand, was Georg damit sagen wolle, und versicherte, daß er eher sich selbst mit der Festung in die Luft sprengen, als dieselbe dem Feind übergeben werde.

Schon fieng es an zu dämmern. Georg verabschiedete sich, und verließ mit Konrad, welchem unterdessen ebenfalls eine Erquickung gereicht worden, die Festung.

Der Weg führte ein Stündchen lang über die einförmige und flache Hochebene hin. Das Dorf Hülben blieb rechts liegen; die lezten Purpurwölkchen am Abendhimmel verglommen, als die beiden Wanderer in die Mulde hinabstiegen, die sich allmählich zum Pfählthale vertieft. Da in zwei Tagen der Neumond bevorstand, so war die Nacht dunkel. Noch dunkler wurde sie durch Gewitterwolken, welche sich im Osten zusammengezogen hatten, und plötzlich von einem heftigen Sturmwind über das Hochland gejagt wurden. Diese Dunkelheit kam Georg ganz gelegen. Etwas minder angenehm waren die Wettergüsse, die von Zeit zu Zeit niederrauschten; indessen als Soldat machte er sich daraus nicht viel, und schritt mit seinem Begleiter herzhaft das Thal hinab.

Ein Regenguß hatte so eben aufgehört; der Himmel war aber noch schwarz bedeckt und es war völlig finster, als ein matter Schein aus einem Fenster Georg belehrte, daß der Pfählhof bereits dicht vor ihm liege. Er blieb stehen, und wechselte mit Konrad einige leise Worte. „Treten wir von hinten in den Hof,“ sagte ihm Konrad; „ein Fensterchen der Wirthsstube, etwas hoch oben, fast an der Decke, geht in den Hof hinaus, und draußen liegt ein Haufe Wellen. Wenn wir auf den steigen, können wir die ganze Stube übersehen, ohne von innen bemerkt zu werden. Ich habe auf all das geachtet, als ich neulich mein Nachtquartier da hatte; denn

ich dachte mir: wer weiß, wozu man's einmal brauchen kann; verdächtig ist und bleibt die Spelunke, dachte ich, und ein rechter Soldat muß seine Augen überall haben." — „Das war sehr wohlgethan," sagte Georg, „aber — ist kein Hund auf dem Hofe?"

„Freilich, ein großer Bullenbeißer."

„O weh," sagte Georg, „der wird anschlagen, wenn er uns wittert."

„Hat keine Noth," erwiderte Konrad. „Er kennt mich; ich habe Brüderschaft mit ihm gemacht. — Asor!" rief er erst ganz leise, dann etwas lauter, und nun kam ein mächtiger Bullenbeißer wirklich in großen Sätzen herbeigesprungen; „Schön, Asor, schön," schmeichelte Konrad, und hielt ihm ein Stück Fleisch entgegen, das er eigens zu diesem Zwecke von Hohenneuffen mitgenommen. „So habe ich den Köter schon neulich kirre gemacht; daher kennt er mich noch. Die Lumpenkerle da drinnen lassen das arme Thier Hunger leiden, weil sie selbst nicht satt haben; da ist es denn kein Wunder, daß Asor sich von jedem Fremden ködern läßt. Gelt, Kalfakter? — Geht nun in den Hof, Herr Hauptmann, und steigt dort rechts auf die Wellen, dort wo das matte Licht her schimmert. Ich spiele derweilen mit dem Hunde."

Georg tappte sich dem Schimmer nach in den Hof, und obwohl es ohne einige harte Stöße an die Kniee und Rippen nicht abgieng, so fand er sich doch zulezt durch verschiedene Pflugschaaren, Holzböcke und anderes Gerümpel glücklich hindurch bis zu dem kleinen Holzstoß. Vorsichtig kletterte er hinauf, und konnte, auf den Zehen stehend, die Stube eben überblicken.

Sein erster Blick fiel auf den Tisch, an welchem acht verdächtige Gestalten saßen, ganz dieselben, welche Konrad ihm genau beschrieben hatte. Er erkannte sofort den schwarzen Kaspar, den buckligen Fritz, den hübschen pfiffigen Melchior aus den übrigen heraus. Sie saßen auffallend still da, als warteten sie auf etwas. Jezt vernahm Georg einen bestimmten Pfiff, der von außen kam, und offenbar als ein Signal diente. „Er kommt," sagte der lange Kaspar. Es

gelang Georg, den Flügel des Fensterchens, der nur angelehnt war, leise so weit nach ihnen zu drücken, daß er klaffte, so daß nun kein Laut von dem, was in der Stube gesprochen wurde, ihm entgehen konnte.

Ein zweiter Pfiff erscholl, worauf der schwarze Kaspar mit dem gleichen Pfiff antwortete. Nun ging die Thür auf, und so schwach auch die Stube von einer elenden Talgkerze beleuchtet wurde, so erkannte doch Georg in dem Eintretenden auf den ersten Blick seinen Mann. Es war Melander. Georg's Blut kochte; er wäre, wenn er gekonnt hätte, am liebsten ihm an die Kehle gesprungen; aber er besann und bezwang sich, und fuhr fort, zu lauschen.

„Seid ihr beisammen?“ fragte Melander, und überblickte die Schaar seiner Getreuen. „Also dieser Beutel mit dreißig Kaiserdukaten ist euer, wenn ihr meine Befehle pünktlich und genau ausführt.“ Hiebei zeigte er ihnen eine geöffnete, von Gold strotzende Börse, auf welche die gierigen Blicke der Bande sofort mit wilder Lust stierten. „Wir stehen zu Befehl,“ sagte der schwarze Kaspar; „was hat zu geschehen?“

„Du, Melchior,“ begann Melander, „fährst morgen ebenso, wie du heute gethan, das Wägelchen leer bis dicht vor Urach, um meine Frau dort abzuholen. Merk' dir's aber; sie kommt diesmal nicht allein, sondern bringt einen kleinen Buben mit und eine Jungfer. Die Jungfer ist mein Schatz, die Pfarrersrosa. Meine Frau weiß davon nichts, und braucht's auch nicht zu wissen. Das ist ja eben das Meisterstück, daß die Gans mir selber die Dirne zuführen muß! Du fährst nun diese drei, wie du heut früh gefahren bist, in den Wald dort bei der alten Burgruine, und läßt sie ruhig mit einander aussteigen. Nun kommt ihr Andern an die Reihe. Ihr steht im Thorweg der Burg Wache, und wenn ihr den Wagen anrollen hört, so duckt ihr euch in die finsteren niedrigen Löcher rechts und links vom Thorweg, und sowie die zwei Weiber mit dem Buben in den Burghof getreten sind, so sperrt ihr zwei dort — den Peter mein' ich und den Klaus — ihr sperrt den Thorweg, und lasset niemand heraus; und du, schwarzer Kaspar, fällst

über meine Frau her, du, Buckelfritz, über den Buben. Ihr thut ihnen kein Leid, sondern werft ihnen nur die Säcke, von denen ich euch gesagt habe, über die Köpfe, und bindet ihnen Hände und Füße, und laßt sie bis auf weiteres liegen, und bewacht sie. Derweilen packe ich die Pfarrersdirne, und ihr im Thorweg, Peter und Klaus, sammt den übrigen dreien, helft mir, und tragt sie mit mir auf den Wagen, und ich springe zu ihr hinauf, und dann, Melchior fährst du uns, daß die Funken stieben, in's Pfählthal hinein, wo ich dir weitere Ordre geben werde. Also verstanden?"

Er wiederholte noch einmal umständlich seine Befehle. „Daß ihr mir also morgen früh um sechs Uhr hier zur Stelle seid!" schloß er; „sonst ist es mit den dreißig Dukaten nichts." Darauf verließ er die Stube.

Georg wirbelte der Kopf. Er sprang wie ein Wüthender von dem Holzstoß herab, und wollte dem Verbrecher nacheilen und ihn ohne weiteres niederstoßen. Aber bis er sich zwischen den Pflugschaaren und Holzböcken und dem Brunnentroge durchfand und das Hofthor erreichte, und dann um das Haus herum an dessen Eingangsthür gelangte, war Melander längst verschwunden, und da jezt eben von neuem ein wolkenbruchartiger Platzregen niederschoß, so waren weder die Tritte des Davoneilenden vernehmbar, noch war an eine Verfolgung desselben zu denken. Aergerlich kehrte Georg hinter das Haus in den Hof zurück, wo Konrad unter dem vorspringenden Dach einer Scheune sich vor dem Platzregen geborgen hatte.

„Er ist's! es ist Melander!" begann er. „Er ist noch derselbe Teufel, der er gewesen. Morgen früh will er mir mit Hülfe dieser Bande meine Braut entführen. Soweit ist mir seine tückische Absicht klar. Aber alles andre ist mir dunkel, und geht mir wie ein Trommelwirbel im Kopf herum. Seine Frau sei heute bei ihm gewesen; der Melchior habe sie in einem Wägelchen von Urach abgeholt. Und morgen sollte er sie wieder dort abholen, und da werde sie einen Buben und des Pfarrers Rosa mit hieher bringen. Wer ist denn diese seine Frau? Und wie kommt ihr die Gewalt, meine Rosa mitzubringen? Es ist zum Rasend-

werden! — Halt! O ich Thor! Hedwig ist's; dieser Melander ist der nämliche Schurke, welcher vor sieben Jahren meine Base berückt und zum Weibe genommen und dann verlassen hat! Ja, nun wird mir alles klar. Nun hat er meine Base hier — Gott weiß, wie und wo — wiedergesehen oder ausgekundschaftet, und hat sie durch irgend welche Ränke bewogen, ihn hier auf dem Pfählhof aufzusuchen, und das nur, weil er sie als unwissendes Werkzeug zu Rosa's Entführung benützen will. Und dieses dumme, leichtgläubige Weib läßt sich denn auch zum zweiten Mal von dem Schurken bethören! Aber wart, Hedwig! dir will ich ein Licht anzünden! dir will ich's sagen! Das erste und nöthigste ist nun natürlich, daß ich stehenden Fußes vollends nach Urach eile, und dort die vorhabende Lustfahrt auf den Pfählhof mit den gehörigen Fackeln beleuchte. Du aber, Konrad — du thätest mir einen Gefallen, wenn du hier zurückbliebest. Rosa und Hedwig abzuhalten, daß sie morgen hübsch in Urach bleiben, ist das Eine; das Andere ist, daß wir des Schurken habhaft werden. Du bist neulich schon in der Gesellschaft der sauberen Bande da drinnen gewesen; du kannst also, ohne besonderen Argwohn zu erregen, dich wieder ein wenig zu ihnen setzen. Vielleicht gelingt es dir, ihnen die Würmer aus der Nase zu ziehen, und über des Schurken Schlupfwinkel näheres zu erfahren. Wenn du mir noch vor Tagesanbruch Nachricht bringen könntest, wäre es mir sehr lieb."

Konrad erklärte sich dazu bereit. Es war freilich die zweite Nacht, die er durchwachen sollte; denn heute Morgen in Bempflingen war ihm kaum eine Stunde geblieben, ein wenig einzunicken; aber daran dachte in der Aufregung er eben so wenig als Georg.

Der Regen hatte nachgelassen; Georg schlug raschen Schrittes den Weg nach Urach ein; Konrad aber gieng um das Haus herum, und trat von vorne in die Schenke.

„Ha, da finde ich ja die ganze Kumpanei von neulich wieder beisammen," rief er, und sezte sich ohne weiteres zu ihnen an den Tisch. „Ist das ein Heidenwetter! Keinen Hund sollte man vor's Haus schicken, und so ein armer

Soldat muß stundenlang in dem Platschregen laufen. Ein Glas Branntwein!"

„Nehmen wir heute wieder Quartier?" fragte die Wirthin, indem sie das verlangte brachte.

„Nein," sagte Konrad, „heute Nacht will ich noch in die Stadt, sobald der wüthige Regen aufhört und ich mir ein wenig den Magen erwärmet habe. Und wie geht's denn euch, ihr Gesellen?" fuhr er ganz kameradschaftlich fort; „hat euch der vornehme Herr, des Herrn Burgermeisters Freund, schon recht viel zu verdienen gegeben?"

„Ich mein', das wird wohl unsere Sach' sein," antwortete der schwarze Kaspar mit höhnischer Miene und mürrischem Tone.

Konrad ließ kein Beleidigtsein merken, sondern wandte sich an den neben ihm sitzenden Klaus mit den Worten: „Der Herr hat wohl viel Geschäfte in der ganzen Gegend herum? Ich habe davon reden hören, daß er wenig zu Haus ist."

„Was weiß ich? Das ist seine Sach'!" antwortete Klaus.

Jeder weitere Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, schlug ebenso fehl. Konrad merkte deutlich, daß schon seine bloße Gegenwart den Leuten unangenehm war; ihr Gespräch unter einander stockte und beschränkte sich bald nur auf einzelne leise Bemerkungen; mit sichtlicher Ungeduld blickten sie bald einander, bald den unwillkommenen Eindringling an; nur um so verdächtiger erschien diesem ihr Benehmen; nur um so mehr war er entschlossen, zu bleiben, und abzuwarten, was denn da eigentlich im Werke sei.

Endlich stand der schwarze Kaspar auf, gieng zur Thür hinaus, kam aber gleich darauf wieder herein und sagte: „Der Regen hat ganz aufgehört; wer marschiren will, für den wär's gerade die rechte Zeit. In einer Stunde kann's wieder einen neuen Guß geben."

„Euch wär's gewiß recht lieb, wenn ich gienge," sagte Konrad. „Aber befehlen laß ich mir nicht, wann ich aufbrechen soll. Hier im Wirthshaus kann jeder bleiben, so lang es ihm beliebt."

Jezt malte sich die peinlichste Spannung auf allen Angesichtern. Der schwarze Kaspar flüsterte seinem Nachbar etwas zu; dieser gab dem nächsten ein Zeichen; bald schienen alle sich über etwas verständigt zu haben. Es dauerte kaum eine Minute, so standen Konrad's beide Nachbarn auf, und giengen zur Hinterthür hinaus; wenige Minuten darauf folgten ihnen Kaspar und Fritz; bald sah sich Konrad allein am Tische sitzen, an dessen anderem Ende nur Melchior zurückgeblieben war.

Es war offenbar, daß sie in irgend einen anderen Raum des Hauses sich begeben hatten, um dort das zu besprechen oder auszuführen, was Konrad nicht sehen sollte. Dieser aber, nur um so mistrauischer und neugieriger gemacht, hatte gute Lust, der Bande nachzugehen und sie aufzusuchen, und erwog eben, ob die Gefahr, in die er sich dadurch begebe, nicht allzu groß sei — als plötzlich Melchior dicht an ihn heranrückte und in zutraulichem leisem Tone zu ihm sprach:

„Thut den Leuten den Gefallen, Herr Wachtmeister, und verlaßt das Haus. Ihr stört sie sonst in einer Unternehmung, worauf sie schon seit Wochen sich freuen."

„Das wird eine saubere Unternehmung sein," sagte Konrad, „bei der ehrliche Leute nicht zusehen dürfen."

„Eine Dummheit ist's, weiter nichts!" versetzte Melchior. „Des Wirthes Mutter, die eine halbe Närrin und eine ganze Hexe ist, hat ihnen in den Kopf gesetzt, daß in der Höhle droben im Heidengraben ein großer Schatz liegen soll, den der Teufel bewacht; und die achtzehnte Nacht nach Johanni soll die einzige Zeit sein, wo man den Schatz heben kann. Diese Nacht ist heute. Ich glaub' an all das Zeug nicht; wenn ich einen Schatz heben will, such' ich ihn über der Erde. Aber die glauben fest dran, und haben sich schon seit Wochen einen Teufelsbanner bestellt, den sie jeden Augenblick hier erwarten. Mit dem Glockenschlag zwölf sollen sie in der Höhle sein; darum sind sie so ängstlich, sie könnten durch euch aufgehalten werden. Denn in eurer Gegenwart kann der alte Kilian seinen Hokuspokus nicht machen."

„Ich werde ihnen keinen Augenblick länger im Wege sein," sagte Konrad. Er stand auf, zahlte dem Wirth seinen

Schnaps, und gieng. „Die einfältigen Kerle," dachte er, „werden sich, wenn sie gleich schon um Mitternacht bei der Höhle sind, mit ihrem Teufelsgeschäfte am Ende so verspäten, daß sie morgen früh nicht zur Stelle sind, wo sie der saubere Melander hinbestellet hat; und vielleicht, wenn das auch nicht der Fall sein sollte, und sie zu rechter Zeit die Höhle verlassen, kann ich sie auf irgend eine Art verscheuchen und auseinander sprengen oder sonst irre führen, daß der Melander allein mir vor den Schuß kommt. Habe ja recht wohl den Pfiff gehört und mir gemerket, mit dem er sie zu locken pflegt. Wenn es mir nun gelingt, in der Dunkelheit die Bande in eine falsche Richtung zu führen und zu versprengen, so will ich alsdann mit dem Erzschelm allein wohl fertig werden."

Konrad machte hier die Rechnung ohne den Wirth. Aber in der kühnen Zuversicht, daß alles so kommen werde, wie er sich vorgenommen, beschloß er, nicht nach Urach zu gehen, um so weniger, als er ja nicht das Mindeste ausgekundschaftet hatte, was er Georg hätte melden können; sondern hier in der Nähe des Pfählhofs zu bleiben, und der Bande bis an die Höhle nachzuschleichen.

Zunächst kehrte er in den Hofraum hinter der Schenke zurück. Er wollte durch das nämliche Fensterchen, an welchem vorhin der Hauptmann seine Beobachtungen angestellt hatte, die Vorbereitungen zur Schatzgräberei mit ansehen. Aber in der Finsternis stieß er beinahe zusammen mit einer wunderlichen Gestalt, welche eben durch den Hof und auf die Hinterthür des Hauses zuschlich. Schnell zog er sich wieder zurück, und da die Hinterthür offen blieb, und mehrfache Stimmen und Tritte im Flur sich hören ließen, so hielt er das Observatorium auf dem Holzstoß nicht für geheuer, und begab sich vor die Fronte der Schenke. Da waren aber die Fenster zu hoch über der Erde, als daß er hätte hinein sehen können. Er beschränkte sich also darauf, zu lauschen. Er hörte Stühle und Tische rücken; er sah, daß die Lichter gelöscht wurden, und die schwarzbraune Decke von einem röthlichen Schein erglühte, als ob eine Pfanne mit einem starken Kohlenfeuer in die Stube gebracht worden wäre. Bald ver-

dunkelten graue Rauchwolken diesen Schimmer, und ein penetranter widerlicher Geruch drang durch eine zerbrochene Fensterscheibe, daß Konrad sich die Nase zuhielt und sich glücklich pries, nicht in diesem Gestank weilen zu müssen. Nunmehr ließ sich ein Gemurmel vernehmen, und gleich darauf hörte man von einer heiseren Stimme, die einem sehr alten Manne anzugehören schien, die sinnlosen Klänge seltsamer Zauberformeln recitiren. Die ganze Ceremonie mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben; dann ward es still. Von neuem wurden Lichter angezündet; nun schallten Tritte hin und her im Hause; es war offenbar, daß der Zug sich nun in Bewegung setzen würde. Konrad verbarg sich hinter einem Erlengebüsch; die Bande kam aus dem Hause, und da der Schein der Lichter von innen sie beleuchtete, vermochte er die einzelnen Gestalten deutlich zu erkennen. Voran gieng ein kleiner, vom Alter gekrümmter Mann, welchem lange schlohweiße Haare über das verschrumpfte häßliche Gesicht hiengen, in dessen scharfen Zügen sich ein widerliches Gemisch von Beschränktheit und Verschmiztheit aussprach. Er war in eine schwarze Kutte gehüllt, die mit einem weißen Strick über den Hüften zusammen gebunden war; auf dem Kopf trug er ein altes verschmuztes Barett von dunkler Farbe. Hinter ihm giengen die Mitglieder der Bande, mit Fackeln, Talglichtern, Pickeln und Hauen versehen. Melchior schritt am Ende des Zuges; ihn trieb nur die Neugier, sich das tolle Treiben mit anzusehen.

Lautlos schritten sie in den Wald hinein, und auf dem düstern Fahrweg an der Halde dahin, die den obersten Theil des Elsachthales von Norden her einschließt. Konrad folgte behutsam in einiger Entfernung. Der nächtliche Himmel hatte sich aufgeheitert; einzelne zerrissene Wolkenfransen jagten über die Wipfel der Buchen; hinter dem dichten Unterholz hörte man rechts in der Tiefe des Thales die sonst so sanfte Elsach wild rauschen; offenbar war sie in Folge der heftigen Regengüsse stark angeschwollen. Auch aus dem Blätterdach der Bäume schüttelte der Wind von Zeit zu Zeit einen Schauer von Regentropfen herab, so daß Konrad ganz durchnäßt worden wäre, wenn er noch nässer hätte werden

können, als er es schon war. Es war ein schauriger Gang durch den unheimlichen Wald dahin hinter der unheimlichen Bande her. Und doch trieb ihn neben seiner klaren Absicht auch der dunkle Reiz des Abenteuers mit Macht vorwärts. Bei einer Wendung des Weges sah er plötzlich eine schroffe und hohe bewaldete Bergwand schwarz vor sich liegen. Zu ihrer Linken wandte sich der Fahrweg durch eine Seitenschlucht nach Grabenstätten hinauf; die Bande aber klomm die Anhöhe hinab in die Sohle des Thales, das sich rechtshin um jene Bergwand bog, dann aber wieder gerade aus nach Osten sich fortsezte. Hier unten im Wiesengrunde, hart neben dem tobenden Waldstrom, war eine bodenlose Nässe; man gieng wie im Wasser, und Konrad mußte alle Vorsicht anwenden, um nicht durch das Geplätscher, das jeder seiner Tritte verursachte, seine Anwesenheit zu verrathen. Nun zündete einer der Männer ein Talglicht an; es galt nichts geringeres, als auf ein paar Felsstücken über den wildschäumenden Gießbach zu springen. Konrad duckte sich; sonst hätte der auf ihn fallende Schein des Lichtes ihn verrathen. Die Männer sprangen, einer nach dem andern, glücklich hinüber; nur Melchior schien keine Lust zu haben; er stand zaudernd, und trat endlich den Rückweg an. Nun war Konrad in einer peinlichen Lage. Der schmale Wiesengrund war auf der einen Seite von der unersteiglichen, felsigen, mit undurchdringlichem Dickicht bewachsenen Bergwand, auf der anderen von dem tobenden Waldstrom begrenzt. Seitwärts war kein Entrinnen, kein Verbergen möglich. Gieng Konrad rückwärts nach der Straße zu, so verrieth ihn das Geplätscher seiner Tritte; blieb er stehen, so kam Melchior hart an ihm vorbei, und mußte ihn gewahr werden. Er wählte das Leztere; er wollte dem Gaunerburschen keck sich zeigen; war er doch bewaffnet, und dieser nicht!

Melchior kam heran, nur auf den weglosen Weg niederblickend; plötzlich gewahrte er die dicht vor ihm stehende Gestalt Konrad's. „Wer da?“ rief er, mit einer vor Schrecken fast erstickten Stimme. „Ich bin der Teufel,“ sprach Konrad, „und will dir den Hals umdrehen, weil du rückwärts fliehst!“ Melchior that einen Sprung seitwärts, gerieth auf

das schlüpfrige, abschüssige Ufer, und war im Begriff, in den Fluß zu gleiten. Konrad packte ihn, und zog ihn mit starker Hand auf den Wiesengrund zu sich heran. „Ihr seid es, Wachtmeister?" flüsterte Melchior, „aber was wollt ihr da? Ich habe euch doch gesagt — —"

„Nichts schlimmes will ich," versezte Konrad. „Die Neugierde hat mich getrieben, mir den Unsinn da ein wenig mit anzusehen, und da ihr selbst nicht daran glaubt, werdet ihr mir wohl nicht böse darüber sein."

„Auch mich," sagte Melchior, „hat die Neugierde und nichts weiter in diesen Teufelsmorast hieher getrieben, aber wer zum Henker mag denn da einen Schritt weiter thun?"

„Ist's denn noch weit bis zur Höhle?" fragte Konrad.

„Höchstens dreihundert Schritt," antwortete Melchior. „Gleich dort, wo das Thal sich wieder gradaus krümmt, liegt sie links am Felsen droben."

„Links," sagte Konrad. „Da können wir ja auf diesem Ufer bleiben."

„Geht nicht," versetzte Melchior. „Die Elsach kommt grad unter dem Eingang der Höhle aus der Felswand hervor, und diese ist nur von drüben zugänglich. Ich möchte selbst gerne hinein; wenn nur der verteufelte Sprung über das Wasser nicht wäre!"

„Nun, wo die Andern hinüber kommen, werden so ein paar handfeste Kerle wie wir, wohl auch hinüber kommen," sagte Konrad.

„Meinetwegen," versezte Melchior. „Naß sind wir nun doch einmal; es wäre schade, wenn wir die Plage bis daher für nichts und wieder nichts uns gemacht hätten."

Er gieng wieder vorwärts und Konrad folgte ihm. Nach wenigen Schritten bog sich die Bergwand und mit ihr das Thal in scharfem Eck nach Osten. „Das heißt man den Heidengraben," sagte Melchior. Links, an der Bergwand, ragte eine hohe senkrechte Felsenmasse; auch zur Rechten, jenseits des Flusses, schienen, soweit die Dunkelheit dies zu erkennen erlaubte, wilde Felsentrümmer unter und hinter den Baumstämmen sich emporzuthürmen; zwischen beiden Höhen verlor sich das Thal in eine enge, stark ansteigende Kluft.

Melchior zündete sein Licht an, und suchte die Stelle, wo der Fluß übersprungen werden mußte. Das Wagestück war nicht so gefährlich. Konrad war zuerst mit einem tüchtigen Satze drüben, und streckte dem verzagteren Melchior die Hand entgegen. Auch dieser gelangte glücklich hinüber. Nun schritten und klommen sie, Melchior voran, unter den hohen Buchen hin zwischen Felsenbrocken durch, sahen zur Rechten schwarze Gesteinmassen ragen, hörten links die Elsach über das Gerölle toben, und mit Vorsicht dem Ufer folgend gelangten sie durch ein Dickicht von Erlen und Eschen bald an die gewaltige, thurmhohe, senkrechte Felsenwand. Auf einer steilen Halde, die aus Geröll und kleinen Felsbrocken bestand, klomm der Pfad steil an der Wand empor bis zur Höhe von etwa dreißig Fuß; von da gieng er auf einem Absatz der Felswand weiter, der so schmal war, daß man eben nur Platz hatte, den Fuß zu setzen. Man mußte sich in Acht nehmen, nicht rechts an Vorsprünge der Wand zu stoßen, um nicht links in den Abgrund zu stürzen, aus welchem die Wipfel einzelner Eschen heraufragten, zwischen deren Wurzeln der Fluß aus den nächtlichen Schlünden des Berges auf die Oberwelt rauscht. Als dieses gefährliche Stück Weges zurückgelegt war, sah Konrad den geräumigen aber schaurigen Eingang der Höhle vor sich. Eine wagrechte Felsenmasse bildete die Decke einer weiten unterirdischen Kammer, deren Sohle mit großen eckigen Felsstücken bestreut war, über die man nur höchst mühselig vorwärts klimmen konnte. Von den Schatzgräbern war nichts mehr zu sehen und zu hören; sie befanden sich bereits im Innern der Höhle. Melchior mit seiner Talgkerze schritt voran. Die Kluft senkte sich sanft abwärts, und ward dabei nicht nur enger, sondern auch so niedrig, daß die beiden Wanderer genöthigt waren, sich tief zu bücken und stellenweise fast zu kriechen. Allmählich senkten sich die beiden Seitenwände so gegen einander, daß unten nur eine schmale Rinne übrig blieb, in welcher man kaum Platz fand, die Füße zu setzen. In dem durchnäßten, zähen Lehm, womit diese Rinne angefüllt war, blieben fast die Stiefel stecken. Langsam arbeiteten sich die beiden jungen Männer vorwärts. Was Konrad

auffiel, war ein seltsames sausendes Geräusch, das aus dem Innern der Höhle hervordrang, und bei jedem Schritt lauter wurde. Anfangs meinte er, es seien die Stimmen der Schatzgräber; aber das Geräusch glich vielmehr dem Brausen eines fernen Meeres, als irgend welchem artikulirten Ton menschlicher Sprachwerkzeuge.

Nun schien die Höhle ganz abgeschlossen; da belehrte der Schimmer von Melchior's Talglicht den Wachtmeister, daß in scharfem Winkel ein Gang nach der Linken die Fortsetzung der wüsten Katakombe bilde. Denn eine Höhle war es kaum zu nennen; viel eher glich es einem umgelegten Schornstein, einer engen Röhre oder unterirdischen Kloake. Die flache, platte Steinmasse, an welche man alle Augenblicke mit dem Kopfe anstieß, hieng kaum drei oder höchstens vier Fuß über der mit Morast und Wasser gefüllten Rinne, in der die Füße wateten, und Arme und Oberleib mußten sich dabei mit wahrer Kunst zwischen den rechts und links vorspringenden Steinmassen durcharbeiten. Was aber gleichwohl zu stetem Vorwärtsdringen reizte, war das geheimnisvolle Brausen, das mehr und mehr zu einem lauten Rauschen und zulezt zu einem förmlichen Donner wurde. Bald war das Räthsel gelöst. Die unterirdische Kluft erweiterte sich ein klein wenig; und bei dem Schein des Talglichtes, das Melchior vor sich hinaus hielt, erblickte Konrad einen prachtvollen Wasserfall, der sich links aus unbekannter nächtiger Höhe herab, und hinunter in die Nacht eines Schachtes von unerkennbarer Tiefe stürzte.

„Das ist die Elsach," rief Melchior dem Wachtmeister in's Ohr; „da sehen wir sie noch ungeboren. Hier im Felsenbauch hat sie ihren Ursprung, und kommt dann erst drunten im Heidengraben an's Tageslicht. Und dort sind auch unsere Schatzgräber." Er deckte sein Licht mit der Hand, und nun drang hinter einem Felsstück durch verworrene Klüfte jenseits des Wasserfalls aus beträchtlicher Tiefe ein matter Lichtschimmer hervor Ob dort auch Zauberformeln gesprochen wurden, konnte man nicht hören, da der Donner des stürzenden Gießbachs jedes andere Geräusch übertönte.

„Wollt ihr,“ sagte Melchior, „so können wir noch näher gehen. Auf ein paar Felsstücken können wir am Wasserfall vorüberkommen; drüben ist auch ein kleiner See.“

„Was haben wir am Ende davon?“ meinte Konrad, dem es bei dem Gedanken an den Rückweg schauerlich zu werden anfieng.

„Mir ist auch nichts daran gelegen,“ sagte Melchior. „Wohl und gut ersaufen sie alle mit einander!“

So ward also der Rückweg durch die enge niedrige Kluft angetreten. „Hier ist's ja noch viel nässer, als vorhin,“ bemerkte Konrad, „ich wate ja bis an die Knöchel im Wasser.“ — „Das macht der heftige Regen,“ sagte Melchior; „das Wasser sickert von oben in die Höhle herein.“

Sie kamen an die Stelle, wo sie aus dem Seitengang in scharfem Eck nach dem Eingang umzubiegen hatten. Die Sohle lag hier etwas tiefer, als in der Nähe des Wasserfalles. „Den Teufel!“ rief Melchior; „mir geht das Wasser bis an's Knie!“ Sie eilten sich, was sie konnten, nach dem Eingang hinauf zu steigen. Als sie ihn glücklich erreicht hatten, schimmerte es ihnen wie Tageslicht von außen entgegen. Es war aber nur der schwache Lichtschimmer, den die aufgehende Mondsichel verbreitete. Der Himmel war völlig heiter geworden. Konrad nahm seinen Karabiner, den er am Eingang an ein Felsstück gelehnt hatte; Melchior löschte sein Talglicht, und warf es hinter einen der Steine. Rasch war der schmale Steig an der senkrechten Felswand überschritten.

„Ihr findet nun den Weg nach Urach allein,“ sagte Melchior; „ich meinerseits gehe jezt den nächsten Weg nach dem Dorfe hinauf. Gehabt euch wohl!“

Damit wandte er sich, und schritt die Thalschlucht hinauf. Ein steiler beschwerlicher Felsenpfad brachte ihn über den Rücken derselben Felsmasse, in deren Bauch er so eben gewesen, nach Grabenstätten hinauf. Es lag ihm daran, rechtzeitig den Wagen anzuspannen, in welchem er Hedwig und Rosa von Urach abholen sollte.

Konrad sah ihm nach, und dachte: „Was wirst du für Augen machen, guter Kerl! wenn du mit deinem Wägelein

vor dem Thor von Urach wartest und wartest, und keine Rosa und keine Hedwig kommt?“ — Er nahm Platz auf einem der Felsenbrocken, die sich der Höhle gegenüber unter den Buchen emporthürmen; er gedachte hier das Herauskommen der Schatzgräber aus der Höhle zu erwarten, und sie dann durch sein Pfeifen irre zu führen, damit er schließlich Melander allein vor den Schuß bekäme und ihm den Garaus machen könne. Er wartete und wartete; es dauerte unbegreiflich lang; schon graute der Tag, und die Bande war noch in der Höhle.

Endlich übermannte ihn nach dem mehr als vierzigstündigen fast ununterbrochenen Wachen der Schlaf; er nickte ein, und würde wer weiß wie lange fortgeschlafen haben, wenn nicht irgend ein zufälliges Geräusch ihn geweckt hätte. Als er erwachte, stand die Sonne schon am Himmel. Er war sehr ärgerlich; sein ganzer Plan war ja nun vereitelt! Die Bande war ihm entkommen! Dabei war ihm auch körperlich sehr unbehaglich zu Muthe. Durchnäßt wie er war, empfand er Frost; sich zu erwärmen, gieng er rasch auf und ab. Als er an die Stelle kam, wo er die Elsach übersprungen hatte, sah er mit Verwunderung, daß diese auffallend rasch gefallen war; er schickte sich nun an, den Rückweg über den Pfählhof anzutreten. Die Hoffnung, Melandern dort allein zu finden, mußte er nun aufgeben. —

Melander seinerseits, oder Herr von Lilienau, oder um ihn bei seinem wirklichen ursprünglichen Namen zu nennen: Schwarzmann, hatte sich beim ersten Grauen des Tages von seinem Lager erhoben, und schlug den Weg nach dem Pfählhof ein. Zu seiner Freude sah er, als er aus dem Dorfe kam, Melchior's leichtes Wägelchen eine Strecke vor sich bereits die Anhöhe hinabrollen. Wenn sie alle so flink und so rechtzeitig am Platze sind, wie der, dachte er bei sich selbst, so kann mir's nicht fehlen. — Er gieng rasch vorwärts; schon hatte er jene Stelle erreicht, an welcher die Schatzgräber den Fahrweg verlassen hatten, jene Stelle, wo die Elsach sich aus dem Heidengraben her um die Bergwand krümmt; schon gieng er auf der bewaldeten Halde unter den Buchen dahin, als plötzlich ein fremder Mensch in seltsamer

Tracht und mit wirren Blicken aus dem Dickicht sprang und ihm den Weg verrannte. „Buße! Buße!“ schrie der Mensch; „thue Buße, sonst bist du des Teufels!“ Und dabei hob er ein paar geschwollene Fäuste mit blutunterlaufenen Fingernägeln drohend gen Himmel. Sein Gesicht sah jung aus, aber nicht jugendlich; blonde Haare hiengen ihm von dem unbedeckten Scheitel wirr über eine gefaltete Stirn und über eingefallene Wangen, die in raschem Wechsel von der äußersten Todtenblässe zu einer fieberhaften Röthe übergiengen. Seine Kleidung war schwarz und von feinem Schnitt, aber gänzlich abgenützt und widerlich beschmuzt. Sein Blick war stechend und unstät, wie der Blick eines Wahnsinnigen. „Thue Buße!“ rief er wiederholt, „sonst bist du des Teufels!“ — „Schier dich deines Weges, und laß mich gehen!“ herrschte Schwarzmann ihn an; aber der Bußprediger kümmerte sich nichts darum. Er trat dicht vor Schwarzmann hin, packte mit Riesenkraft dessen Rechte, daß jener erzitterte, und sprach in schauerlich leisem, hohlem, langsamem Tone:

„Siehst du, das ist der Weg der Sünde, den du wandelst! Da kommt sie, die Sirene, sie heißt Eitelkeit, und du hörst auf ihre Stimme, und folgst ihr auf ihrem gleißenden Pfade! Und dann kommt ihr Bruder, der Neid, und mit ihm der Haß und der Zorn, und die wiegen deine Seele in Taumel, und der Rauch ihrer Gluth verfinstert den Himmel, daß du Gott nicht mehr siehst, und dann erstirbt dir die Hoffnung, und dann“ — fuhr er immer schneller und lauter werdend fort — „dann kommt die Sinnenlust, die rohe, viehische, und wirft den Fallstrick dir um deinen Nacken, und kettet dich an, daß du Träber frissest mit den Schweinen, und dann kommt er selbst, der Teufel, der Mörder von Anfang, und macht dich zum Mörder, und du bist sein. Mörder! Mörder!“ schrie er Melander'n in's Ohr. „Hast du's gehört? Willst du umkehren von deinem Wege? Oder willst du dahin, wo die Verdammten im Pfuhle sitzen unter Heulen und Zähneklappen?“

„Du bist ja ein ganzer Kerl von einem Pfaffen,“ sagte Schwarzmann. „Schade nur, daß du hier in diesem einsamen Walde, vor den Hainbuchen und Haselbüschen, den

Rehen und Wildschweinen deine glänzenden Rednergaben vergeudest. Du solltest ganz anderswohin; du solltest an einen Wallfahrtsort gehen; da könntest du dein Glück machen. Zum Beispiel nach Mariä Einsiedeln in der Schweiz, wo Hunderttausende zusammenströmen, um ihre Sünden abzubüßen."

„Wallfahrtsort?" sagte der Irre. „Hm! Kein übler Gedanke! Wenn ich nur nicht protestantisch wäre!" — „Ach was! protestantisch oder katholisch," sagte Schwarzmann, „das ist ja ganz einerlei. Heißt es ja doch, es soll bald Friede geschlossen werden; Würtemberg hat schon Frieden gemacht; Sachsen wird bald nachfolgen; da söhnt sich der Pabst mit den Protestanten aus, und wird wieder, wie vormals, Ein Hirt und Eine Heerde." — „Ist mir sehr lieb!" rief der Fremdling; „denn," sezte er leise hinzu, „mit der Rechtfertigung aus dem Glauben ist's, unter uns gesagt, doch nichts. Prediget dieselbe einem Kain, so wird er euch antworten: Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könnte." — „Du hast Recht, frommer Mann," sagte Melander, „darum bleibe du bei deinem Vorsatz, und unternimm eine Wallfahrt. In Mariä Einsiedeln wirst du als Bußprediger Furore machen." — „Ja, ja," sagte der Irre. „Laß uns mit einander gehen, Brüderlein! Wir wollen eine Wallfahrt antreten, und uns unsre Sünden abwaschen lassen."

„Topp! Abgemacht!" sagte Schwarzmann. „Nach Einsiedeln also! Geh nur einstweilen voraus bis Hayingen oder Riedlingen; in längstens ein paar Tagen komme ich nach."

„Ich weiß ja aber keinen Weg. Wie geht man denn nach Hayingen?"

„Gerade dort über den Berg hinaus, über Hengen und Münsingen."

„Aber — ich sage dir: — halte Wort! Sonst bist du des Teufels!"

Damit wandte er sich, sprang die Halde hinab, sezte über die Elsach, und verschwand in dem Gehölz der jenseitigen Bergwand.

Schwarzmann schaute ihm lachend nach. „Den Narren

wär' ich glücklich los," sagte er bei sich selbst. „Man darf so einen Burschen nur bei der Eitelkeit packen."

„Tolles Zeug, was er da sprach!" fuhr er fort. „Wenn ich überhaupt an einen Himmel und an eine Hölle glaubte, er hätte mir bange machen können. Aber über die Ammenmährchen bin ich hinaus. Leben ist Leben, und mit dem Tod ist's aus. Wer sich auf Erden einen Genuß versagt, und Lohn dafür im Jenseits erwartet, der ist ein Narr."

Er gieng mit starken Schritten vollends auf den Pfählhof. Haus und Hof waren verschlossen. Er pochte, und mußte lange pochen, bis endlich der Wirth aus dem Schlaf erwachte. Die Sonne war eben im Begriff, hinter den Bergen hervorzukommen. „Noch keiner da?" herrschte er den Wirth an. „Habe ich doch den Schuften befohlen, bis längstens sechs Uhr hier zu sein." — „Es ist ja kaum fünf Uhr vorbei," entgegnete der Wirth entschuldigend. „Den Teufel auch!" schrie Schwarzmann, „wenn es sich um dreißig Kaiserdukaten handelt, so ist man lieber eine Stunde zu früh, als eine Stunde zu spät auf seinem Posten. So ein Lümmel wird doch im hohen Sommer nicht länger als vier Uhr schlafen wollen? Da ist der Melchior ein anderer Kerl; der ist schon längst mit seinem Wagen an mir vorübergefahren. — Aber zum Henker! was soll denn das?" fuhr er fort, als er in die Stube getreten war, und hier Tische und Bänke verstellt, und eine Kohlpfanne mitten auf dem Fußboden stehen sah. „Und was ist denn das für ein pestilenzialischer Gestank? Habt ihr Teufelsspuck getrieben? — Heraus mit der Rede! Was ist hier los gewesen?"

„Ach, Herr! es ist nur — der alte Kilian von der Schwefelhütte gestern Abend noch dagewesen. Er hat — er ist — er hat in der Falkensteiner Höhle — weil's eben grade die achtzehnte Nacht nach Johanni war — den Schatz heben wollen."

„Nun? Hat er ihn gehoben?"

„Das weiß ich nicht. Er ist gegen Mitternacht fort in den Heidengraben."

„Allein? — — Wann sind die Andern fort?"

„Die sind auch so gegen Mitternacht fort."

„Also mit ihm?“

„Ach nein, — sie kommen ganz gewiß zu rechter Zeit wieder; — sie haben ja — nur ein wenig zusehen wollen.“

„Der Schwarze hole euch und sie und eure ganze Sippschaft! So treiben sich also diese Esel die halbe oder ganze Nacht mit dem Teufelsgezeug in dem Erdloch herum, und wo man sie braucht, da sind sie nicht, und man darf erst selber gehen, sie zusammenzusuchen!“

„Ach, sie sind gewiß schon lange wieder im Dorfe droben.“

„Nein, da sind sie eben nicht! Da hab' ich ihnen gepfiffen und gerufen und in dem Stall, wo sie gewöhnlich kampiren, nachgesehen, und war keiner zu finden, außer der Melchior. Und der hat auch nicht gewußt, oder vielleicht nicht wissen wollen, wo die Andern stecken. Darum bin ich sogleich hieher, meinte, sie wären etwa hier über Nacht geblieben. Nun darf ich sie in der Höhle suchen; denn offenbar stecken sie noch darinnen.“

Damit wandte er dem Wirthe zornig den Rücken, und gieng mit noch stärkeren Schritten, als er gekommen, den Weg zurück in's Thal hinauf, und auf den Wiesengrund hinab, und der Höhle zu. Ihren Eingang hatte er als ein umsichtiger Mann, dem jeder Schlupfwinkel wichtig war, sich zeigen lassen; doch hatte er bis jezt noch keinen Anlaß gehabt, in ihr Inneres einzudringen. Als ein geborener Niederdeutscher hatte er von der Beschaffenheit und Tiefe solcher Höhlen überhaupt keinen Begriff; sonst würde er sich mit Licht versehen haben. Er blieb am Fuße der Felswand stehen, und that seinen Pfiff gegen die gähnende Oeffnung der Höhle hin; da keine Antwort erfolgte, klomm er nicht ohne einigen Schwindel den schmalen Steig hinauf, und that unter der Felsenpforte einen zweiten Pfiff. Wieder blieb's still. Er stolperte einige Schritte nach innen; als sein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hatte, tappte er sich weiter und weiter hinein; aber so weit sein Blick auch drang, war die Höhle leer. Immer enger wurde dieselbe, und schloß sich zulezt ganz; denn von der Röhre, die nach links weiterführte, hatte Schwarzmann natürlich keine Ahnung.

„Auch da sind sie nicht,“ sagte er, indem er rasch wieder

an den Eingang zurückkehrte. „So soll doch gleich das Donnerwetter die ganze Brut zehn Klafter tief unter den Erdboden schlagen," rief er, und stampfte mit dem Fuße. Jezt war's ihm, als ob etwas am Fuß der Felswand in den Büschen raschle. Schnell schritt er über den schwindelnden Steig zurück; da hörte er den Signalpfiff, der zwischen ihm und den Schnapphähnen verabredet war. Sogleich pfiff auch er, und richtig! abermals antwortete ihm, drunten von der Wiese her, der gleiche Pfiff.

„So habe ich ihnen doch Unrecht gethan," sagte er. „Die Kerle sind doch nicht so dumm, als ich dachte. Noch ist's nicht sechs Uhr. Noch ist nichts verloren. Frisch an's Werk!" Er eilte nach der Wiese hinab.

Eilftes Kapitel.

Tollkirschen.

Wo auf dem steilen Triftsturz
Belladonna blühte, die Giftwurz.
Aus dem Tagebuch des Wanderers.

Als Hedwig gestern Mittag nach Urach zurückkam, war ihr erster Gang zu ihrem Oheim, dem sie im Triumph verkündigen wollte, daß ihr vielgeschmähter Gatte, über welchen niemand härter und schonungsloser sich zu äußern pflegte, als eben der Burgermeister, sich wieder eingestellt habe, und ganz und gar nicht der Schurke sei, für den man ihn gehalten, sondern ein ebenso braver als unglücklicher und bedauernswerther Mann. Aber leider blieb ihr die Freude dieses Triumphes versagt; denn der Burgermeister war gar nicht in Urach anwesend. Er hatte ein Schreiben vom Amtmann in Bempflingen erhalten, welches ihn dorthin berief zu einer amtlichen Berathung, wie man die Fourage und Lebensmittel für die italiänische Armee in schleunigster Eile herbeischaffen,

und dieser den Vorwand zu ihren fortgesezten Plünderungen entziehen könne. Auch hatte Fürstenberg verlauten lassen, daß er nur durch ein ansehnliches Geldgeschenk sich würde bewegen lassen, sein Heer aus Würtemberg fortzuführen. Es galt daher, in möglichster Eile die Summe von tausend Thalern zusammenzubringen. In diesem Falle versprach Fürstenberg bis in vierzehn Tagen abzuziehen, und nur zwölf Kompagnieen im Herzogthum zu lassen, welche mit einer monatlichen Contribution von 28,000 fl. sich begnügen würden.

Die Beischaffung aller dieser Summen aus dem schon fast ausgesogenen Lande war ein Räthsel, zu dessen Lösung sich der Burgermeister von Urach nebst andern angesehenen Beamten des Landes in Bempflingen einfinden sollte. Er war daher am Dienstag Morgen abgereist, und sollte erst am Mittwoch gegen Abend zurückerwartet werden. Da nun auch Georg noch nicht zurückgekommen war — er war ja an eben diesem Dienstage auf dem Wege von Bempflingen nach dem Hohenneuffen begriffen — so war die Frau Burgermeisterin die einzige, welcher Hedwig ihr Glück mittheilen konnte. Die gutmüthige Frau hörte die Erzählung ihrer Nichte mit inniger Rührung an, und nahm den herzlichsten Antheil.

Noch größer war die Freude im Amandushofe. So sehr Rosa gefürchtet hatte, daß irgend ein Betrüger sich mit Hedwig irgend ein ruchloses Spiel erlaube, so freudig war sie überrascht, daß es wirklich deren Gatte gewesen, den sie in der Ruine der Pfählerburg gefunden. Dem ausführlichen Berichte Hedwigs von seinen unglücklichen Schicksalen folgte sie mit der aufrichtigsten Rührung, und wenn in dieser Geschichte der eine oder andre Punkt ja unklar blieb, so fiel die Schuld dieser Unklarheit auf Hedwig, welche in ihrer Aufregung die verwickelte Erzählung ihres Mannes kaum recht zu fassen, geschweige denn nach all ihren Einzelheiten genau im Gedächtnis zu behalten vermocht hatte. Daß aber der ruchlose Melander es war, welcher an Hedwigs und Lilienau's Unglück Schuld gewesen, das gewann dem lezteren Rosa's besondre Sympathie; innig freute sie sich, diesen braven Vetter ihres Bräutigams kennen zu lernen, und als sie vollends

hörte, daß derselbe Georg gesprochen habe, und ihr Grüße und Nachrichten von ihm bringen werde, da pochte ihr Herz vor freudiger Erwartung. Der kleine Edmund jauchzte, daß sein Papa nun da sei, und daß er morgen auf einem Wagen mit Pferden zu ihm fahren dürfe. Der Pfarrer nahm an all der Freude stillen aber innigen Antheil, und so konnte denn die ganze Familie vor Ungeduld kaum den Einbruch der Nacht erwarten, und in der Nacht vor fröhlicher Aufregung nicht schlafen.

Hätten sie freilich eine Ahnung gehabt, daß Georg in den ersten Stunden dieser Nacht sich vom Pfählhof aus auf den Weg nach Urach gemacht, so hätten sie vor Sorge nicht schlafen können. Denn weder im Amandushofe, noch in des Burgermeisters Haus, noch sonst in Urach erblickte irgend ein Auge den jungen Hauptmann. Aber die Glücklichen glaubten ihn noch in Tübingen beim Heere.

Es war noch nicht halb sieben Uhr, als Rosa und Hedwig, den kleinen muntern Edmund in ihrer Mitte, über den Markt von Urach und die Straße nach dem Elsachthale hinaus wandelten. Sie waren kaum an den lezten Häusern vorüber, so sahen sie auch schon das leichte Wägelchen, das heute vorsorglich mit einem etwas breiteren Sitze versehen worden. Melchior stand bei den Pferden, und winkte von weitem einen fröhlichen guten Morgen. Arglos und ahnungslos sprang Rosa zuerst auf den Wagen; Hedwig reichte ihr den Knaben, und stieg dann selbst hinauf; kaum hatten sie Plaz genommen, so gieng's in vollem Trabe über die Auen dahin, die nach dem nächtlichen Regen doppelt frisch und schön in der Morgensonne blinkten und blizten. Der kleine Edmund kam nicht aus dem Jauchzen heraus; selbst als einmal an einer Waldecke die Pferde in geisterhafter Angst wie vor einem unsichtbaren Schrecknis scheuten und durchaus nicht vorüber wollten, zulezt aber, durch Melchiors Peitschenhiebe zum Weitergehen gezwungen, mit einem plözlichen Satze vorwärts sprangen, daß der Wagen beinahe umfiel — selbst da, während Hedwig und Rosa angstvoll aufschrieen, lachte und jauchzte das harmlose Kind. „Nun geht's zum Papa!

Nun geht's zum Papa!" rief er das eine über das andre Mal, und schlug dabei die kleinen Händchen zusammen.

Dort lag der Pfählhof; droben schaute wie grollend die finstre Ruine aus der Ecke des Waldes hervor; hier bog der Weg in die Wiesen ein, über die hölzerne Brücke, deren halbmorsches Gebälk unter der leichten Last des Wagens mürrisch knarrte; und nun gieng's im Schritt die kleine Anhöhe hinauf bis an den Saum des finstern Waldes. Hedwigs Blicke flogen nach der Ruine empor, als suchten sie schon von weitem den geliebten Gatten; Rosa aber ward blass und ängstlich; es überfiel sie eine seltsame Beklemmung, von deren Grund sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Vielleicht war es der nachklingende Eindruck des Schreckens über das Scheuwerden der Pferde dort an der Waldecke, das wie eine üble Vorbedeutung ihr erscheinen mochte. Ihr war's, als müßte sie dorthin zurück, müsse dort Hilfe schaffen; als thue sie Unrecht, hier in die Ruine einzutreten. — Doch sie bezwang sich; sie that sich alle Gewalt an; sie stieg mit Hedwig vom Wagen, und folgte ihr mit Widerstreben den Pfad hinauf zur Ruine. Der düstre überwölbte Thorweg lag vor ihnen. Hedwig gieng voran, und blieb mitten im Thorweg stehen, auf die zögernde Rosa zu warten. Diesen Augenblick benützte Edmund, um in kindlicher Neugierde in eine der kleinen finstern Seitennischen zu schlüpfen. Erschreckt fuhr er zusammen, als aus einer derselben plötzlich ein junges Reh heraus- und an ihm vorbeisprang, das wahrscheinlich im Burghof geweidet und bei dem Geräusch der herankommenden Menschen in diesen dunkeln Schlupfwinkel sich geflüchtet hatte. Jezt floh es wieder vorwärts in den Burghof. Edmund, der über das Reh den so sehnlich erwarteten Vater vergaß, lief dem Thiere nach; Hedwig und Rosa folgten, und die erstere erwartete, daß das, ohne Zweifel von ihrem Gatten gezähmte Thier den Knaben zu seinem Vater führen und zu dessen Füßen sich niederlassen werde. So poetisch aber auch diese Erwartung war — sie gieng nicht in Erfüllung. Der Burghof war leer; kein Lilienau stand darin, sie zu empfangen, und kein Reh schmiegte sich an seine Kniee. Das Thier war

durch eine Mauerspalte entschlüpft, vor welcher Edmund enttäuscht stehen blieb. Auch Hedwig war enttäuscht, und betrat nun den Raum der einstigen Kapelle, in der Meinung, ihr Gatte habe dies lieblichste Plätzchen der Ruine gewählt, sie hier mit seiner Anwesenheit zu überraschen. Auch hier war keine Seele. Bei ihrem Eintritt flogen die Buchfinken auf, die bis jezt ungestört auf dem Boden nach Nahrung gepickt hatten. Hastig und ängstlich durchsuchte Hedwig alle Theile der Ruine. „Wir sind zu früh gekommen," sagte sie misvergnügt; „er ist noch nicht da. Wollen wir ihm ein Stück nach Grabenstätten zu entgegengehen!" Rosa wäre lieber nach Urach zurückgekehrt; doch wollte sie die Freundin nicht hier allein lassen; auch war jene Anwandlung von Bangigkeit mittlerweile vorübergegangen.

So giengen sie also durch den dunkeln Thorweg zurück, und den Pfad hinab auf den Fahrweg. Melchior mit dem Fuhrwerk war verschwunden; ohne Zweifel hatte er im Pfählhof eingestellt. Hedwig und Rosa verfolgten nun den Fahrweg thalaufwärts durch den Wald; es war jene selbe Strecke, auf welcher zwei Stunden zuvor der seltsame Bußprediger Melandern in den Weg gerannt war. Jezt war es still und leer und lautlos ringsumher; nur ein Vöglein huschte hier und da durch die Zweige, und die längst besänftigte Elsach murmelte rechts drunten im Grunde, und gluckste hin und wieder zwischen den Rollsteinen. Edmund sprang munter voraus; er pflückte sich einen Strauß Waldblumen, und brachte ihn seiner Mutter. Aber bald sah er etwas, das noch schöner war, als Blumen. Am Rande des Weges im Gebüsch standen hin und wieder hohe Stauden, die die glänzendsten dunklen Beeren trugen. Der fleischige Stengel theilte sich nahe über dem Boden in einzelne Aeste; zierliche eiförmige Blätter standen paarweise einander gegenüber, immer ein kleineres einem größeren; in den Blatt-Achseln saßen auf kurzen Stielen, und von einer sternförmigen Manschette zierlicher spitziger Kelchblättchen eingefaßt, die violettbraunen saftigen Früchte, die die Größe der Kirschen hatten. Gerne hätte Edmund eine der Beeren genascht; aber seine Mutter hatte ihn gewöhnt, nichts ohne ihre Erlaubnis zu essen, und

er war ein gehorsames Kind; auch freute er sich darauf, wie er der Mutter und Rosa einen ganzen großen Strauß solcher Beeren bringen wollte, und wie sie dann zusammen ein fröhliches Frühmahl halten würden. Er fuhr also in seinem Sammlerfleiße fort.

Hedwig und Rosa hatten sich inzwischen an jener Stelle, wo das Thal sich krümmt, und der Fahrweg dasselbe verläßt und links durch die Seitenschlucht nach Grabenstätten hinaufführt, der Fußpfad aber in die Wiese hinabklimmt, auf einem Felsstück gelagert, weil sie ungewiß waren, auf welchem der beiden Wege sie dem Erwarteten begegnen würden. Edmund kletterte den Pfad nach der Wiese hinab, weil da drunten an der Halde jene schönen Beeren in besonders reicher Fülle wuchsen.

„Es ist mir unbegreiflich," sagte Rosa, „wo dein Mann bleibt. Sollte ihm denn etwas zugestoßen sein?"

„Wie viele Dinge gibt es," sagte Hedwig, „die unvorhergesehen einen aufhalten können! Warten wir hier noch eine kleine Weile, und sehen uns dann nochmals in der Ruine um!"

Ein Angstgeschrei Edmunds schreckte sie jezt aus ihrem Gespräche auf. Sie sprangen von ihrem Sitze empor, eilten der Halde zu, und schon kam ihnen das Kind mit leeren Händen entgegen, und brachte unter lautem Schluchzen die Worte hervor: „Der böse, garstige Mann — hat mir — alle meine Beeren genommen."

„Welcher Mann?" fragte Hedwig.

„Der drunten im Gras liegt," sagte Edmund, die Worte noch immer von Schluchzen unterbrochen. „Ich bin so erschrocken, wie ich ihn auf einmal hinter dem Busch dicht neben mir gesehen habe. „Gib mir, gib mir," hat er gesagt; „ich sterbe vor Durst." Da habe ich ihm eine Beere gegeben, und da hat er nach meinem Arm gegriffen, und mir meinen ganzen Strauß — aus der Hand — gerissen. Und es sind keine weiter da; ich hatte sie ja alle gepflückt."

„Was ist das für ein Mann gewesen?" fragte Hedwig. „Was waren das für Beeren?" fragte gleichzeitig Rosa.

Der Knabe, den die leztere Frage weit mehr interessirte,

antwortete, daß es die schönen braunen Beeren gewesen, die an den hohen Stauden wachsen.

„Um Gotteswillen! Tollkirschen!“ rief Rosa entsezt. „Und du hast davon gegessen?“

„Keine einzige,“ sagte Edmund, indem er seiner bestürzten Mutter treuherzig in's Auge sah. „Ich habe sie alle für euch gesammelt.“

„Gott Lob und Dank!“ riefen Hedwig und Rosa. „Aber laßt uns nach dem Manne sehen,“ sprach die leztere; „der Unglückliche vergiftet sich ja!“

„Ich mag nicht wieder hin! ich mag ihn nicht sehen!“ rief Edmund, von neuem in Weinen ausbrechend. „Er sieht so blutig und so gräßlich aus.“

Hedwig erschrack. „Bleibe still hier stehen,“ sagte sie, und klomm eilig den Pfad durch das Strauchwerk hinab. Rosa folgte ihr.

Da sah Rosa, wie Hedwig hart am Rande zwischen dem Strauchwerk und der Wiese mit einem herzzerreißenden Jammergeschrei sich auf die Erde warf. Erschrocken sprang sie nach, und — das Blut gerann ihr in den Adern. Hedwig hielt Melandern mit ihren Armen umschlungen!

„Was machst du?“ rief Rosa. „Wie magst du dieses Scheusal berühren? Laß ihn; Gottes richtender Arm hat ihn gefunden. Es ist Melander!“

„Es ist mein Mann!“ rief Hedwig außer sich. „Mein Karl! Mein armer Karl! Was ist geschehen? Warum liegst du da? Warum stehst du nicht auf?“

„Der Wachtmeister hat schlecht gezielt,“ sagte er stöhnend. „Er hat mich in's Bein getroffen statt in's Herz. Sein Pfiff lockte mich auf die Wiese herab; ich dachte, es wären die Gesellen vom Pfählhof, die dir die Augen verbinden und die Pfarrersdirne entführen sollten. Hedwig! Um sie war mir's zu thun, nicht um dich. Dich sah ich, da ich als Quacksalber verkleidet in den Amandushof kam; da dacht' ich: du bist mir gut genug als Lockvogel, um die Pfarrersrosa mir zuzuführen. Ja, ich bin Melander; Melander und Lilienau in Einer Person. Mein Anschlag ist mir misglückt. Der Teufel hol' euch alle beide, und den Lotterbuben dazu, der

mir die Beeren gebracht! Ich litt in meinem Wundfieber rasenden Durst, und vermochte es nicht, mich die paar Schritte bis an's Wasser zu schleppen. Da kam der Bube, und gab mir die Beeren — —". „Die Tollkirschen!" schrie Hedwig entsezt. „Ich kannte sie nicht," sagte er. „Aber ich fühl's, es war Gift. Das sind Höllenschmerzen. Ist's dein Bub, Hedwig? — Er hat seinen Vater vergiftet."

„Das ist zum Wahnsinnigwerden!" rief Hedwig. „Ist denn keine Hilfe da? Kein Arzt? Kein Mittel? — O mein Karl! mein Karl!"

„Laß dein Geheul!" schrie Schwarzmann. „Geht alle beide! Ich kann allein verrecken. Die Pfarrersdirne schaff' mir weg; sie soll sich nicht an meinem Elend weiden."

„O großer, barmherziger Gott!" rief Rosa, „kann es so weit mit einer Menschenseele kommen? — Ja, Hilfe ist da, und ein Arzt ist da, Unglücklicher! nicht für den Leib — der ist durch Gottes gerechtes Gericht dem Tode verfallen; aber für eure Seele. Ihr habt eure Sünden und Verbrechen eingestanden; aber schamlos, ohne Reue habt ihr es gethan. Zittert ihr denn nicht vor dem ewigen Gericht Gottes? Was sind diese Qualen, die ihr am Leibe erduldet, im Vergleich mit der ewigen Pein der Seele! O laßt euch leid sein, was ihr gethan, was für ein Leben ihr geführt habt! Habt in den lezten Augenblicken, die euch noch übrig bleiben, Mitleid mit euch selbst, und jammert über eure Sünden. Und dann fleht Den um Erbarmen an, der auch für euch Mensch geboren und den Tod am Kreuz gestorben ist, und der eure Sünden, wenn sie gleich blutroth sind, schneeweiß zu waschen bereit ist."

Schwarzmann hörte diese Worte mit einer Miene an, in welcher der bitterste Hohn sich ausdrückte. Dann wandte er das Gesicht ab, und starrte blöd vor sich hin, als ob das Bewußtsein ihm zu schwinden drohe.

„Um Gotteswillen, Rosa!" rief Hedwig, „geh doch mit Edmund, mit dem unglücklichen Kind! — sag' ihm nichts! sag' ihm, sein Vater habe nicht kommen können! — aber geh mit ihm in den Pfählhof, und hole das Wägelchen, daß wir meinen armen Mann von hier weg bringen."

Rosa gieng, und eilte mit Edmund nach dem Pfählhofe zurück. Weder Melchior noch der Wagen war da. Der Wirth behauptete, Melchior sei mit einem Soldaten zusammen nach der Stadt gefahren. Er selber besaß in seiner heruntergekommenen Wirthschaft zwar einen Wagen, aber keine Pferde mehr.

Aber wenn auch Melchiors Wagen bereit gewesen wäre: er wäre doch zu spät gekommen. Als Rosa gieng, faßte Hedwig den Oberkörper des vor Schmerzen Stöhnenden in ihre Arme, und hielt ihn aufrecht.

„Bist doch ein guter Narr!" sagte er in einem lichten Augenblicke. „Verdient hab' ich's nicht um dich; ich war dir untreu."

„Untreu in Gedanken und mit dem Willen," sagte Hedwig; „aber die Ausführung hat ja Gott verhütet. Es ist nicht zur That gekommen."

„Hundert — hundertmal," stöhnte er. „Alles, was ich dir gestern erzählt habe, waren Lügen."

„Ich verzeihe dir! ich verzeihe dir, Karl!" rief Hedwig. „Du bist wieder mein. O daß ich dich behalten könnte! Ach, ist denn keine Rettung?"

„Keine," sprach er dumpf. „Der Schwarze hat Recht gehabt: ich bin des Teufels. — Oh! — Oh!"

„Karl! Karl!" rief sie weinend. „Soll ich dich auf ewig verlieren? O wende dich an Gottes Barmherzigkeit!"

„Es ist zu spät; — meine Sünde — ist größer — größer — als daß sie — mir — vergeben — — ach! die Angst! — die Angst! —"

„Flehe zu Jesu Christo! Karl — Karl — hörst du nicht mehr? — Bete! Bete!"

Die bleierne Hand der Betäubung hatte sich über seine Schläfe gelegt. Das brechende Auge starrte ausdruckslos nach dem blauen Himmel hinauf. Einmal zuckten seine Hände — hatte er sie falten wollen? Hedwig legte sie ihm in einander. Jezt wandte er mühsam sein Auge, und suchte das ihre. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust; der Athem stand stille. — —

Mittlerweile stand Rosa mit dem Knaben rathlos vor

dem Pfählhof. Sollte sie mit dem Kinde zu Fuße nach Urach gehen und dort Hilfe holen? Der weite Weg würde den Kleinen, der nun schon seit anderthalb Stunden auf den Beinen war, ermüdet, und der ermüdete Kleine sie am schnellen Weiterkommen verhindert haben. Sollte sie allein nach Urach gehen, und das Kind hier lassen? Dazu sah die Schenke sammt ihren Bewohnern zu unheimlich aus; auch würde das Kind trostlos gewesen sein, wenn man es hier bei diesen fremden Leuten allein gelassen hätte. Sollte sie mit ihm an der Unglücksstelle vorbei nach Grabenstätten gehen, dort nach einem Fuhrwerk zu suchen? Aber dorthin war es wohl ebensoweit, als nach Urach, und überdies ein bedeutender Berg zu ersteigen. Während sie so rathlos dastand und unschlüssig überlegte, kam plötzlich Hilfe. Sie hörte von Urach her das Rollen eines Wagens. Sie blickte das Thal hinab; wirklich, ein leichtes offenes Fuhrwerk kam, von galoppirenden Rossen gezogen, dahergerasselt; zwei Männer saßen darauf; bald erkannte sie: es war dasselbe Wägelchen, auf dem sie diesen Morgen gefahren; und als es vom jenseitigen Ufer herüberlenkte, erkannte sie auch deutlich die Gestalt und das Gesicht Melchiors, und neben ihm saß zu ihrer großen Freude der Wachtmeister Konrad Fischer, ihres Bräutigams Retter und treuer Kriegsgeselle.

Als Konrad heute Morgen, etwa um halb sechs Uhr, aus seinem Schlaf auffuhr, war er sich's nicht bewußt, welch ein Geräusch ihn geweckt habe; er ahnte nicht, daß ganz nah an dem Felsstück, hinter dem er sich gelagert hatte, Melander vorübergegangen sei und seinen Spießgesellen in der Höhle gepfiffen habe. Aber einige Minuten später, da Konrad eben an der Elsach stand, über die rasche Abnahme des Wassers sich wunderte, und eben zum Heimweg nach Urach sich anschicken wollte, da schallte vom Eingang der Höhle herab der ihm wohlbekannte Pfiff zum zweitenmal. Rasch schlich Konrad in das Eschengebüsch, luegte zwischen den Wipfeln empor, und sah den Mann stehen, der wider Georgs Braut das entsetzlichste Verbrechen im Schilde führte. Rasch entschlossen schlich Konrad einige Schritte abwärts, und antwortete mit dem gleichen Pfiff, der auch sofort von Melander

erwidert wurde. Bis dieser herabkommen konnte, hatte Konrad Zeit, sich am Rande der Wiese im Dickicht zu bergen. Seine Büchse war geladen; aber das Pulver in der Zündpfanne mochte durch die Nässe gelitten haben. Eilig schüttete er neues Pulver auf die Pfanne, spannte den Hahn, und pfiff abermals. Jezt hörte er, wie Melander über den Bach sprang und um die Felsenecke auf die Wiese einbog. Da er dieses Plätzchen leer fand, gieng er auf den Pfad zu, der nach dem Fahrweg hinaufführt. Diesen Augenblick wählte Konrad. Als Schwarzmann eben an dem Fuß der Halde angelangt war und noch einmal rückwärts schaute, ob wirklich niemand hier sei, brannte Konrad sein Gewehr ab, und traf den Verbrecher in den linken Schenkel. Dieser stürzte mit einem Schrei am Saum der Wiese auf eben die Stelle nieder, wo Hedwig nachher ihn liegend fand.

Konrad hatte absichtlich ihn nicht tödten wollen, dazu glaubte er kein Recht zu haben; er wollte ihn nur unschädlich machen, und das war ihm gelungen. Nun wollte er aber auch noch Gewißheit haben, wo die Bande der Helfershelfer hingekommen. Wenn er bedachte, wie schnell in dieser Nacht in den Gängen der Höhle das Wasser gestiegen war, so kam es ihm nicht unwahrscheinlich vor, daß das Wort Melchiors: „wohl und gut ersaufen sie noch alle mit einander,“ in Erfüllung gegangen sei. Er erinnerte sich, daß Melchior beim Ausgang aus der Höhle den Rest des Talglichtes hinter ein Felsstück geworfen hatte, und daß dies Talglicht kaum zur Hälfte abgebrannt war. Er kehrte also zur Höhle zurück. Das Licht fand sich richtig in der Eingangsgrotte vor; Konrad schlug Feuer, und gieng, die brennende Kerze in der Hand, in die Tiefe der Höhle hinein. Das Wasser hatte sich da, wo es vor wenigen Stunden knietief gestanden, jezt ganz verlaufen; er konnte gefahrlos in den Seitengang dringen, welcher nach dem Wasserfall führte. Das Rauschen des lezteren dröhnte noch immer schauerlich genug durch die unterirdischen Klüfte; aber die Menge des stürzenden Gewässers hatte um mehr als die Hälfte abgenommen. Mit Vorsicht wagte Konrad weiterzudringen; glücklich kam er vor dem in die schwarze Tiefe

brausenden Bach auf der natürlichen Brücke eines Felsstücks vorüber, und in eine enge Kluft, die nach einer etwas weiteren Grotte abwärts führte. Ein blasses Todtengesicht mit gläsernen Augen starrte ihm hier entgegen. Es war der bucklige Fritz, halb liegend, halb emporstrebend; die rechte Hand hielt noch eine Felszacke umklammert; das Licht war ihm aus der Linken gefallen und lag im morastigen Grunde. Konrad leuchtete weiter, und zwei andre Leichen lagen hinter der ersten. So war es klar: die Bande hatte hier in den plötzlich schwellenden Wassern ihren Tod gefunden.

Er trat den Rückweg an, und gelangte glücklich an's Tageslicht. Sofort trat er den Weg nach Urach an. An Melander, welcher stöhnend auf der alten Stelle lag, gieng er in einem Bogen vorbei, und erklomm die Halde an einer andern Stelle; er fühlte weder den Beruf, ihm eine Strafpredigt zu halten, noch den, sich den Schmäh- und Lästerreden des Verwundeten auszusetzen. „Mag der liegen bleiben," dachte er, „bis ich in Urach Anzeige gemacht, und man von dort ihn holt." Er gieng raschen Schrittes auf den Pfählhof zu. Als er an den Saum des Waldes kam, wo der Pfad nach der Ruine hinaufführt, sah er schon von weitem Melchior mit dem leeren Wagen halten. „Was ist das?!" sagte er zu sich selbst; „die Frauen sind also dennoch herausgefahren? Aber wie war das möglich? Der Hauptmann ist ja doch gestern Abend nach Urach gegangen, sie zu warnen und sie über das, was ihnen hier bevorstehen würde, zu benachrichtigen. Ist er denn nicht angekommen? Unbegreiflich! Ich muß eilends nach Urach; Melchior muß mich hinfahren. Die Frauen mögen derweilen da droben sich ausruhen; ihnen droht ja nun keine Gefahr mehr."

„Guten Morgen, guter Freund!" sagte Konrad zu Melchior, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte. „Du wartest hier, daß da dein fremder Herr mit deinen Spießgesellen die schöne Pfarrersrosa entführen soll. Aber du wartest vergeblich. Wir haben euch gestern behorcht, und der ganze Anschlag ist vereitelt. Hörst du nicht, wie ruhig es droben in der Ruine bleibt? Der fremde Herr liegt

hinten im Heidengraben, von mir erschossen, da er nach den Spießgesellen sich umsah, ob sie nicht endlich aus der Höhle kämen. Aber die kommen nimmer; sie sind allesammt ersoffen, wie du richtig gemuthmaßet. Nachdem ich die ganze Nacht an der Höhle Wache gehalten, bin ich nochmals hinein, und habe ihre Leichen gefunden. Aber auf jezt! und im Galopp in die Stadt! Willst du mit, so bist du eingeladen. Ich möchte gern noch ein Wörtlein mit dir reden."

Bei den Worten: „auf jezt!" hatte Konrad dem Melchior, der mit weit aufgerissenem Munde vor ihm stand, die Zügel aus der Hand genommen, und sich auf den Wagen geschwungen. „Spring auf!" rief er noch einmal dem Erschrockenen zu. „Du willst mich einführen und abliefern!" sagte der. „Narr!" erwiderte Konrad, „du hast ja nichts Böses gethan. Du bist mein guter Freund. Auf Soldatenehre, ich habe nichts Schlimmes mit dir im Sinn."

Melchior sprang auf den Wagen, und sezte sich neben Konrad. „Hör', Bursche," sagte dieser, während sie im Galopp dahinsausten, „ich glaube, du bist noch nicht lange bei dem Diebshandwerk. Wie ein durchtriebener Kerl siehst du mir aus, aber es ist daneben ein guter Zug in deinem Gesicht. Thätest mir leid, wenn du am Galgen endigen solltest. Von deiner Bande bist du jezt los und ledig; was willst du anfangen? Willst du anderem Gelichter nachlaufen? oder willst du ein ehrlicher Kerl werden?"

„Ach Gott, was soll ich anfangen?" jammerte Melchior. „Meine Mutter ist todt, mein Vater ist erschlagen, mein Hof verbrannt, mein Vieh fortgeführt, die Aecker von den Gläubigern verkauft. Soll ich verhungern? Wo krieg' ich Brod her, wenn ich mir's nicht stehle?"

„Albernes Gerede!" sagte Konrad. „Hast du nicht ein paar kräftige Beine, einen richtigen Wuchs und ein paar gesunde Arme? Soldat wirst du! von meinem Hauptmann läßt du dich anwerben. Dann bleiben wir Kameraden. Trifft dich eine Kugel, nun so ist der Tod in der Schlacht doch besser, als der Tod am Galgen."

„Du hast Recht," sagte Melchior; „ich werde Soldat."

Sie kamen an die Waldecke; die Rosse scheuten aber-

mals; kaum konnte Konrad sie zurechtbringen. „Was haben die dummen Thiere?“ sagte Melchior. „Schon zweimal haben sie mir heute an dieser Stelle gescheut.“ Es gieng weiter; sie fuhren in Urach ein; sie hielten vor des Burgermeisters Haus. Der Burgermeister war verreist, die Frau Burgermeisterin ausgegangen. Vom Hauptmann Georg hatte niemand etwas gesehen, weder gestern Abend noch heute.

Sofort fuhr Konrad in den Amandushof. Melchior blieb unten beim Fuhrwerk; der Wachtmeister eilte hinauf zum Pfarrer. Auch hier wußte man nichts von Georg. Konrad erzählte dem Pfarrer mit wenig Worten, daß der Hauptmann gestern Abend spät noch hieher gewollt, Rosa vor einem teuflischen Anschlag zu warnen, wovon sie nun Gott Lob auch ohne Georgs Hilfe gerettet sei. Melander sei mit Frau Hedwigs Mann Eine Person. Hedwig habe nur darum Rosa mit nach dem Pfählhof bringen sollen, damit Melander die leztere entführe. „Aber alles ist vereitelt,“ sezte er hinzu; „ich habe Melandern erschossen. Aber wo ist mein Herr, der Hauptmann? Ihm ist ein Unglück begegnet!“

Der Pfarrer konnte diesen Sturm von Entsetzen, Grausen, Trost und neuer Angst nicht ertragen. Er sank auf einen Stuhl, und fieng so heftig zu zittern an, daß Konrad fürchtete, der Schlag möchte ihn rühren. Aengstlich rief er Katharina herbei. Sie sprizte Wasser auf die Schläfe des alten Herrn. Die wiederholte Versicherung, daß Rosa von aller Gefahr befreit sei, gab dem armen Manne endlich die Ruhe wieder, und er entschloß sich, mit Konrad hinauszufahren und nach Georg zu suchen.

„Ist der ruchlose Mensch ihm etwa gestern Abend nachgeschlichen, und hat ihn meuchlings ermordet?“ sprach er. — „Unmöglich,“ erwiderte Konrad; „er hatte keine Ahnung, daß der Hauptmann aus dem Felde zurück sei.“ — „Aber wo sollen wir nun nach Georg suchen?“ fragte der Pfarrer.

„Ich weiß, wo wir zuerst zu suchen haben,“ sagte Konrad. Vor der Waldecke hielt er, und sprang vom Wagen. Der Pfarrer stieg ebenfalls ab. Melchior blieb auf dem Wagen, und hielt die Pferde. „Was suchst du?“ fragte der Pfarrer, als der Wachtmeister das Gesicht auf die Erde

bückte. „Blutspuren," antwortete dieser; „aber die hat der Regen alle weggewaschen. Laßt uns hier in den Wald treten, hier, wo die Pferde heute dreimal gescheut haben und nicht vorüberwollten."

Ein kleines Rinnsal floß hier unter dem Moose, und bildete, von einer Felsenschwelle niedergleitend, eine kleine, kaum eine Elle hohe, unbedeutende Cascade. Sie schritten, dem Rinnsal folgend, weiter aufwärts. „Halt!" sagte Konrad, „laßt uns stille stehen und lauschen." Ueppiges Unterholz bildete nach dem Fuße des Berges hin ein fast undurchdringliches Dickicht. Aus dem Dickicht drang ein leiser klagender Ton; sie giengen näher; sie hörten deutlich ein Stöhnen und Aechzen. Der Pfarrer fieng von neuem zu zittern an, und vermochte sich kaum auf den wankenden Knieen zu erhalten; Konrad drang in's Dickicht ein; der Pfarrer folgte ihm. „Ach Gott! mein Herr," rief Konrad, und warf sich neben Georg auf den Boden nieder.

Ein Bach von Blut rieselte unter Georgs Rücken hervor. Er lag im heftigsten Wundfieber mit geschlossenen Augen, den Ausdruck der qualvollsten Angst im Gesichte. Als er Konrads Stimme hörte, schlug er die Augen auf, und seufzte: „Rosa? Rosa?" — „Sie ist gerettet," sagte Konrad, „sie ist unverlezt, und hat nicht einmal eine Ahnung von der Gefahr, die ihr drohte. Ich habe Melander erschossen, und die ganze Bande ist ebenfalls todt."

Auf diese Worte hin seufzte Georg tief auf, wandte das Haupt, und sank in Schlummer. Offenbar hatte die tödtliche Angst um Rosa sein Wundfieber auf's schrecklichste gesteigert. „Ich will bei ihm bleiben," sagte Konrad, „geht ihr in die Stadt, Herr Pfarrer, und holt einen Arzt, und sorgt für eine Bahre."

Der Verwundete hörte diese Worte, schlug die Augen wieder auf, und sagte mit matter Stimme: „Keinen Arzt! Nur Rosa! Ich habe nur noch wenig Augenblicke zu leben."

„Ich bringe sie euch," rief Konrad, und stürzte aus dem Walde hinaus dem Wagen zu. Er war fort, ehe der Pfarrer ihm zurufen konnte, daß er lieber selbst zu seiner Tochter fahren und ihr die Nachricht mittheilen wollte. Der Pfarrer

mußte also bei dem Sterbenden bleiben. „So ist es dem ruchlosen Melander doch gelungen,“ begann er; aber Georg schüttelte den Kopf, und sagte: „Nicht er — nicht Melander —“. „Wer denn?“ fragte der Pfarrer; aber Georg gab keine Antwort, sondern lispelte nur: „Beten! Beten!“ Der Pfarrer betete ihm vor; er bat Gott für ihn um kindliche Ergebung, und tröstete ihn, daß er, wenn er so früh dem Erdenleben und der schönsten irdischen Hoffnung entrissen werde, dafür bei Gott in der ewigen Seligkeit himmlischen Ersatz finden und einer Herrlichkeit werde theilhaftig werden, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat.

„O es ist hart, so jung sterben müssen!“ seufzte Georg.

„Darauf mußtest du gefaßt sein, mein Sohn, als du den Soldatenstand wähltest,“ sagte der Pfarrer. „Denn du hättest ebensogut in einer Schlacht fallen können, als hier. Aber blicke jezt nicht nach hinten, sondern nach dem, das vor dir liegt. Christus, dein Herr, ist bereit, dich in seine Gnadenarme aufzunehmen, so du kindlich deine Sünden bekennest, und herzlich auf seinen blutigen Tod dein Vertrauen setzest.“

„Ja, ich bin ein Sünder,“ sagte Georg. „Wie ich Soldat ward, und wie ich Bräutigam ward, habe ich immer nur meinen Willen durchgesezt, und gethan, was mir gefallen hat. Jezt schickt mir Gott, was mir nicht gefällt. Ich nehm' es an. Es ist gut so. Er sei mir barmherzig!“

Er schloß die Augen wieder, und sank, von dem längeren Sprechen ermattet, in einen tiefen Schlummer. Der Pfarrer kniete neben ihm im Moose, und lauschte mit sehnender Ungeduld, ob das Rollen des Wagens sich noch nicht vernehmen lasse. —

Konrad und Melchior hatten inzwischen den Pfählhof wieder erreicht, wo Rosa mit Edmund an der Hand ihnen erfreut entgegentrat. „Schnell sezt euch auf, Jungfer,“ rief Konrad ihr zu, indem er den Wagen wendete. „Nein,“ rief sie, „nicht wenden! hinten im Thale liegt Frau Hedwigs Mann verwundet und im Sterben; sie ist allein bei ihm; ihr müßt sogleich die beiden herschaffen! Hört ihr denn nicht?!“

„Es liegt leider noch ein ganz Anderer verwundet,“ erwiderte Konrad, „nicht hinten im Thal, sondern ganz nahe

bei Urach im Wald, an der Ecke, wo die Pferde so gescheut haben. Einer, der euch gestern Abend Nachricht und Warnung bringen wollte, daß ihr nicht hieher fahren solltet, weil der gottlose Melander — —"

„Das weiß ich. Aber sprecht: wer? — wer liegt verwundet?"

„Einer, der, ehe er stirbt, euch noch einmal sehen möchte, euch, seine Braut."

„Allbarmherziger Gott!" rief Rosa, und ward blass wie eine Leiche. Sie flog auf den Wagen; sie dachte nicht an das Kind, das weinend die Hände nach ihr ausstreckte.

„Melchior," sagte Konrad, „steige du ab, und führe den Kleinen zu seiner Mutter, und steh der Frau bei, wenn sie Hilfe nöthig hat."

Melchior that es, und wußte den Knaben, der nicht mit ihm gehen wollte, sondern dem abfahrenden Wagen nachweinte, durch allerlei lustige Stücklein, die er ihm erzählte, bald vertraut zu machen. Nach wenigen hundert Schritten sahen sie schon Frau Hedwig daherkommen. Ihr Mann hatte geendet. Mit heißen Thränen schloß sie den Kleinen, der nicht begriff, was da vorgieng, in ihre Arme, und sagte: „Armer Edmund, du wirst deinen Vater nicht wiedersehen; er ist gestorben." Melchior bat sie, daß er den Leichnam möge nach Grabenstätten tragen lassen; dort wolle sie für ein stilles Begräbnis sorgen. Als aber Melchior ihr erzählte, welch ein Jammer die Jungfer Rosa betroffen habe, da leuchtete auf Hedwigs Gesicht ein Schimmer von Befriedigung.

Sie nahm das Kind an die Hand, und gieng schweigend mit ihm an dem Pfählhof vorbei, der Stadt zu. „So bin ich doch nicht die einzige Unglückliche," sprach sie in ihrem Innern. —

Rosa war längst an der Waldecke angelangt. Sie sprang vom Wagen, und eilte in's Gebüsch, schneller als Konrad ihr folgen konnte. Sie fragte nicht nach dem Wege; in sichrer Ahnung eilte sie der richtigen Stelle zu. Georg röchelte in tiefem Schlummer; der Pfarrer kniete neben ihm, und reichte knieend seiner Tochter die Hand. Sie sank auf der andern Seite des Sterbenden auf ihre Kniee; ihre Thrä-

nen flossen leise. „Sieh Rosa, das ist dein Bräutigam," sagte der Pfarrer ernst. Da schlug Georg noch einmal die Augen auf, richtete den starren Blick auf Rosa, und brachte mit großer Mühe die Worte hervor: „Rosa — du hast mich glücklich gemacht — ich dich nicht. — Habe Dank! — Werde glücklich — hüte dich vor meinem Mörder — dem — — am Wasserfall — Lebe — wohl!"

Sein Haupt sank zurück. Er hatte vollendet.

Rosa zerfloß in Thränen. Sie sank auf ihn nieder. „Georg! Georg!" rief sie; „ach Georg! warum habe ich dich nicht noch viel, viel lieber gehabt! — O Georg!"

Wer aber könnte den Jammer der Burgermeisterin schildern, als ihr die Kunde gebracht ward, ihr Sohn liege ermordet im Walde! Ganz Urach war in Trauer. Der Burgermeister wurde durch einen reitenden Boten von Bempflingen geholt. Man erkannte ihn nicht wieder, als man ihn zum Stadtthor hereinfahren sah; er war um zehn Jahre gealtert.

Wer der Mörder gewesen, blieb ein unenthülltes Geheimnis. Daß Melander es nicht war, und auch keiner von Melanders Bande, das gieng aus Konrads genauen Angaben unzweideutig hervor. Aber wer denn dann? Der Sterbende hatte den Namen noch nennen wollen, aber sich nicht mehr darauf besinnen können. „Hüte dich vor meinem Mörder — dem am Wasserfall." An der kleinen Cascade innerhalb der Waldecke hatte also der Mörder gestanden; von dort hatte er den Schuß auf Georg abgefeuert, und den tödtlich Verwundeten dann in das Dickicht geschleppt, um seine Unthat und deren Opfer den Blicken der Menschen zu entziehen. Mehr war nicht zu ermitteln.

Die
Rose von Urach.

Zweiter Theil.

Zwölftes Kapitel.

Melchior muß spielen.

Die Gefang'nen müssen sterben;
Gottes Reich müssen sie ererben,
Dazu die Seligkeit.
Volkslied.

Das arme Land athmete wieder auf, als am Montag den 25. Juli 1631 die italiänische Armee endlich zum Abmarsch blies. Aber es war ein Aufathmen, wie das eines Verwundeten nach überstandener Amputation; der wildeste Schmerz ist vorüber, aber die besten Kräfte sind ebenfalls dahin. Die Landeskasse war binnen weniger Wochen um vierzigtausend Gulden ärmer geworden; aber was war diese Geldsumme im Vergleich mit den Verlusten, die die Einwohner an Hab und Gut, Ehre und Leben erfahren hatten? Der ganze weite Landstrich von Blaubeuren an über die Alp bis über Reutlingen und Tübingen hinaus war eine schaurige Einöde geworden; auf rauchenden Brandstätten und zerstampften Fluren trieben sich einzelne Häuflein verzweifelnder Menschen umher — die spärlichen Reste einer zahlreichen und blühenden Bevölkerung — um die verlorenen, umgekommenen Ihrigen jammernd, außer Stande, die Wintersaat zu bestellen, nicht wissend, wie sie bis zur nächsten Ernte ihr Leben fristen sollten. Die Landesregierung half, soweit sie konnte, durch Darlehen von Saatkorn; aber auch der Viehstand war großentheils dahin. Armselige Hütten erstanden auf der Stelle blühender Dörfer; und nicht selten sah man den vor Elend abgemergelten Landmann sich selbst vor den Pflug spannen oder ein kleines Stück Ackerfeld mühselig mit dem Spaten bearbeiten. Ueberdies waren zwölf

Kompagnieen als Besatzungen in einzelnen Städten zurückgeblieben, um dem Lande fort und fort den Daumen auf's Auge zu drücken, den Besitz der Klöster und Klosterämter dem Kaiser zu sichern, und die monatliche Contribution von 28,000 fl. auch für die Zukunft einzutreiben.

Der Herzog-Vormund Julius Friedrich war durch diese Unglücksschläge gebrochen, und hatte förmlich den Kopf verloren. Anstatt alle Thätigkeit der Regierung zu widmen, und die wenigen noch vorhandenen Kräfte des Landes zu sammeln und zum Wohle des Ganzen, zur Heilung der Wunden, weise zu vertheilen, floh er auf den Hohenasperg, und sprach gegen den Kaiser die ohnmächtige Drohung aus, er werde die Vormundschaft ganz niederlegen — eine Drohung, die nicht den Kaiser, sondern nur das Land erschreckte. In dumpfer Verzweiflung entzog er sich den Regierungsgeschäften fast gänzlich, und pirschte von früh bis Abend, Tag aus Tag ein, in den Wäldern nach Roth- und Hochwild; die Zerstreuung des Waidwerks sollte ihn seine Sorgen vergessen machen. Damit verscherzte er aber nur die Liebe und Achtung seiner Unterthanen, die es ihm bitter übel nahmen, daß, während der Jammer des Landes gen Himmel schrie und Hunderttausende kein Brod hatten, „der Landesvater sich auf der Jagd erlustire".

Was er unterließ, das thaten für ihn hin und wieder einzelne tüchtige Männer, soweit eines jeden Wirkungskreis reichte. Wenn schon es dabei an einem einheitlichen Zusammenwirken fehlte, so geschah doch manches Ersprießliche, auch auf militärischem Gebiete. Der Herzog hatte sein Heer auflösen und entlassen müssen; dadurch ließen sich aber einzelne wackere Hauptleute und Kommandanten nicht abhalten, auf eigene Faust Werbungen anzustellen und ihre Truppenkörper ansehnlich zu verstärken, um für den Fall, da man die Glieder wieder regen dürfe, dem Herzog ein geschultes Heer zuführen zu können. Zu diesen Ehrenmännern gehörte vor allen der Vogt von Hohenurach, Major Wezel von Marsilien, gehörten der Oberst Rau, der Oberstlieutenant Steinfels, der Hauptmann Lösch auf Hohentwiel, die Hauptleute Helmstätt und Degenfeld, und manche andere.

Unter denjenigen, welche von Marsilien sich anwerben ließen, war auch Melchior. Er hatte den Rath, den Konrad ihm gegeben, beherzigt, und war entschlossen, aus einem schlauen Gauner ein ehrlicher Soldat zu werden. Da es ihm an keckem Muth nicht fehlte, und da auch seine angeborene Pfiffigkeit bei der damaligen Art der Kriegführung eine höchst werthvolle Eigenschaft war, wenn es galt, einen Trupp Feinde zu täuschen oder einen Fourage-Train ihnen listig abzujagen, so wiegte er sich in der Hoffnung, bald Auszeichnung und Ehre zu erlangen. Mit standhafter Ausdauer machte er auf Hohenurach die ersten Waffenübungen durch, unterzog sich dem oft sehr beschwerlichen Wachtdienst ohne Murren, und fügte sich gehorsam allen Befehlen und Anordnungen, so daß Konrad, der ihn still beobachtete, seine aufrichtige Freude an ihm hatte. Noch mehr freute sich Melchior selbst, als nach ungefähr fünf Wochen, in der zweiten Hälfte des August, seine Kompagnie den Befehl erhielt, unter Hauptmann Helmstätt aufzubrechen und nach Tübingen abzumarschiren. Unbekannt mit der augenblicklichen politischen Lage des Landes, glaubte er nicht anders, als daß es gegen den Feind gehe, und träumte schon von Heldenthaten. Er war daher ziemlich enttäuscht, als die Kompagnie ganz friedlich auf dem Schlosse Hohentübingen einrückte, und noch mehr wuchs sein Misvergnügen, als Tags darauf mit einigen Dutzend Kameraden auch er auserlesen wurde, die Schaufel auf die Achsel zu nehmen, und in das Ammerthal zu marschiren, um dort einige Schanzen, die der Feind neulich zerstört hatte, wieder herzustellen. Gegen das Schaufeln und Graben hatte er schon als Bauernsohn von Jugend auf eine besondere Abneigung gefühlt; er hatte jede andere Arbeit lieber gethan; und nun mußte er als Soldat von früh bis Abend in der glühenden Augustsonne stehen und Schanzgräberdienste thun! Mit Neid blickte er, wenn er des Abends todtmüde und schweißgebadet nach Hohentübingen hinaufkeuchte, auf die glücklicheren Kameraden, welche mit etwas Exerciren oder Schießübungen ihr ganzes Tagewerk beendet hatten, und dann stundenlang sich in den Straßen herumtreiben oder in den Schenken liegen konnten. Er sah nicht ein, daß gerade

ihm ein solches Schlaraffenleben im höchsten Grade verderblich geworden wäre, und ahnte nicht, daß kein anderer als Konrad an seinem jetzigen Loose Schuld war. Dieser, der es wahrhaft gut mit ihm meinte, hatte den Hauptmann Helmstätt gebeten, Melchior nicht unbeschäftigt zu lassen.

Je mehr der leztere den Tag über gebunden war, um so ungebundener benahm er sich des Abends in der Schenke. Hier wollte er sich schadlos halten. Er vertrank regelmäßig seine Löhnung, und da dieselbe nicht hinreichend war, um Wein nach Herzenslust zu trinken, so gieng er gewöhnlich schon nach dem ersten Schoppen zum Branntwein über, und kam früher, als Andere, in eine aufgeregte, erhizte Stimmung. In dieser Stimmung erzählte er, da er keiner Kriegsthaten sich zu rühmen hatte und doch gern prahlen wollte, hin und wieder von seinen ehemaligen Diebsstreichen. Solche Stücklein galten in jener Zeit unter den Soldaten keineswegs für ehrlos; wenn sie nur schlau und kühn ausgeführt waren, so zollte man ihnen Beifall; und so wurden denn auch Melchiors Erzählungen in der Regel mit lautem Halloh und wildem Gelächter aufgenommen. Doch bald mußte er bemerken, daß ein Theil der Soldaten mit verächtlichen Blicken sich entfernte und an einen andern Tisch sezte, wenn er von seinen Streichen zu reden begann, und daß gar mancher auch auf der Straße mit geringschätzigen Blicken an ihm vorübergieng. Die Hauptleute hielten auf strenge Zucht, suchten einen höheren Geist in die Truppen zu bringen, und bei manchen jungen Männern aus guten Bürgerfamilien fanden diese Bemühungen Eingang. Unter diesen legte besonders Martin Beck, ein Tübinger Stadtkind, bei jeder Gelegenheit seine Verachtung und seinen Unwillen gegen Melchior und dessen Freunde und Spießgesellen offen an den Tag. Martin hatte fünf Jahre zuvor aus Begeisterung für die protestantische Sache unter dem Grafen Ernst von Mansfeld Dienste genommen, und in blutigen Schlachten seinen Mann gestanden. Melchior aber konnte das verächtliche und, wie er meinte, hochmüthige Benehmen Martins nicht ertragen, und nährte gegen ihn einen stillen aber glühenden Haß. Und da Martin bei dem Hauptmann viel galt, so gesellte

sich zu jenem Hasse der blinde Argwohn, daß Martin und kein Anderer durch seine Nachreden und Einflüsterungen Schuld sei, wenn der Hauptmann Tag für Tag und Woche für Woche ihn, den Melchior, zum Schanzen verdamme.

Eines Abends in der lezten Woche des August trat Melchior, wie gewöhnlich, in seine Schenke, von dreien seiner Kameraden begleitet. Martin saß schon an seinem gewohnten Tische; neben ihm zwei andere Soldaten, so daß die Hälfte des Tisches noch leer war. Melchior, anstatt an dem andern Tische Platz zu nehmen, wo er sonst zu sitzen pflegte, gieng, um Martin zu ärgern, geradenwegs auf jene leeren Plätze zu, sezte sich dem stolzen Widersacher gegenüber, und seine Spießgesellen folgten seinem Beispiel. „Was fällt euch ein?“ fuhr Martin auf, „was habt ihr hier zu thun, wo anständige Leute sitzen? Meint ihr, wir hätten Wohlgefallen an euren Zoten und Diebsgeschichten?“ — „Wirth, ein Glas Bittern,“ rief Melchior, ohne sich an Martin's Rede das Geringste zu kehren; „mir wird im Magen übel, wenn ich den vornehmen Herrn dort sehe, der doch nichts besseres ist, als ich.“ — „Nichts besseres, als du?“ herrschte ihn Martin an; „nichts besseres, als du? Ich, der ich in sieben Schlachten mitgekämpft habe und ehrenvolle Narben trage, nichts besseres, als du, der du noch nie Lunte gerochen? In Diebsspelunken, ja, da magst du Thaten gethan haben. Aber mit solchem Gesindel mag ich mich nicht gemein machen! Fort da! Packt euch, ihr Schnapssäufer! ihr Schaufelträger!“

„Schaufelträger“ war ein Spottname, mit welchem die in Waffendienst stehenden Soldaten die Schanzgräber höhnten, und worüber die lezteren stets in die äußerste Wuth geriethen. „Schaufelträger?“ schrie Melchior, von seinem Sitze auffahrend; „wart, wir wollen euch unsere Schaufeln auf eure Mistbeete von Gesichtern zeichnen, daß ihr genug haben sollt, ihr hochmüthigen Lumpenhunde!“ Er ergriff einen steinernen Weinkrug, und schlug damit auf Martin los; seine drei Kameraden folgten seinem Beispiel, und nahmen Stuhlbeine und Prügel; die drei Angegriffenen sezten sich zur Wehre; es gab eine wilde Schlägerei. Der Lärm

führte noch mehrere andere Soldaten von der Straße herbei. Schon floß Blut auf beiden Seiten; ein kräftiger Schlag Martin's mit dem Deckel eines Weinkrugs hatte Melchior die Nasenspitze gespalten; wüthend fuhr dieser in der Stube herum, und fand unglücklicherweise hinter dem Ofen ein Beil, womit Holz gespalten worden; er nahm das Beil, stürzte wie rasend auf Martin von hinten zu, und schwang mit aller Kraft die fürchterliche Waffe nach dessen Haupte. Bis auf den Nacken würde er ihm den Schädel gespalten haben, wenn nicht in dem nämlichen Augenblick eine starke Hand ihm den Arm seitwärts gerissen hätte, so daß die Axt zur Erde sank. Mit neuer Wuth blickte Melchior nach dem neuen Gegner um; aber er erstarrte vor Schrecken, als er den Wachtmeister Konrad vor sich sah. Wie kam der hieher? Er war doch auf Hohenurach zurückgeblieben!

So wie ein Sturzbad kalten Wassers einen Trunkenen plötzlich ernüchtert, so plötzlich gieng Melchiors fieberhafte Zornwuth in Scham und Verzagtheit über. Er ließ die Hände sinken, und indem er vor Konrad's verwundertem, vorwurfsvollen Blick die Augen niederschlug, stammelte er: „Er hat uns Schaufelträger genannt!"

Konrad war heute Morgen von Marsilien an Helmstätt abgeschickt worden, diesem ein wichtiges Schreiben zu überbringen. Nachdem er seines Auftrags sich entledigt, schlenderte er in den Straßen umher, sich die Stadt, in die er heute zum erstenmal kam, zu besehen. Der Lärm und das wilde Geschrei in der Schenke veranlaßte ihn, einzutreten und zu sehen, was es da gebe, und wo möglich Frieden zu stiften. So kam er eben recht, um Melchior an einem Todtschlag zu verhindern.

Fast zugleich mit ihm trat ein Fähndrich mit einem Trupp Bewaffneter ein. Die Theilnehmer an der Schlägerei wurden verhaftet. Beim Verhör am folgenden Morgen stellte sich heraus, daß Melchior den Streithandel angefangen hatte. Er bekam acht Tage Arrest bei Wasser und Brod, während Martin mit Einem Tage leichten Arrestes davon kam. Als Melchior seine Strafe abgesessen, wurde ihm angekündigt, daß er von nun an ausschließlich zur Schanzgräberarbeit werde

verwendet werden. In dumpfem Groll hörte er dies Urtheil an. Schon am nächsten Morgen war er verschwunden. Seine Lust am Soldatenstande hatte ihr Ende erreicht; er war desertirt. —

Konrad war mittlerweile nach Urach zurückgekehrt. Bei seinem ersten Gang in die Stadt begegnete ihm Hedwig. Als sie ihn sah, drehte sie sich mit finstern Blicken um, und schlug eine andere Richtung ein. Sie betrachtete ihn als den Mörder ihres Gatten, und haßte ihn. Sie hatte darüber mit ihrem Oheim, dem Burgermeister, manchen heftigen Wortwechsel. „Konrad hat seine Pflicht gethan," pflegte dieser zu sagen; „sollte er es etwa geschehen lassen, daß der Bösewicht die Braut meines seligen Sohnes entführte und entehrte? Die Wunde, die er ihm beibrachte, war nicht tödtlich, nicht einmal gefährlich; er hat ihm nicht das Leben genommen, sondern ihn nur unschädlich gemacht. Willst du ihn anklagen, so könntest du mit eben so viel und mehr Rechte dein Kind anklagen, das ihm die Tollkirschen zutrug; denn die haben ihm wirklich den Tod gebracht. Aber Edmund hat eben so wenig die Absicht gehabt, ihn zu tödten, als Konrad. Es war Gottes Gericht, das über den verstockten Sünder kam, und du bist eine Thörin, daß du an den Menschen nur noch denken magst, der dich von Anfang an betrogen hat, und der dir niemals treu gewesen ist."

„Ich bin ihm treu gewesen, und werde ihm treu bleiben," sagte dann Hedwig mit spitzem Ton, und je härter und schonungsloser ihr Oheim sich über Schwarzmann äußerte, um so eigensinniger bot Hedwig in ihrem Innern den Anklagen Trotz, deren Wahrheit laut zu bestreiten sie nicht wagen durfte; ihr Gemüth wurde dem Oheim entfremdet, und schloß sich wie eine Muschel in sich selbst zusammen. Hatte der Oheim doch auch für den kleinen Edmund keine warme Liebe. Er entdeckte Unarten an ihm, die noch niemand entdeckt hatte. Sah er in dem Knaben nur den Sohn des verhaßten Melander?

Aber auch auf Rosa erstreckte sich diese Entfremdung in Hedwig's Gemüth. Rosa hegte gegen Konrad sehr natürlicher Weise Gesinnungen des aufrichtigsten Dankes; er

war schon einmal der Retter Georg's gewesen; er war dessen treuester Diener geblieben; er hatte zulezt sie selbst vor dem gräßlichsten Schicksal gerettet, und sein Verdienst war es, daß Georg noch lebend gefunden, daß ihr der Abschied von dem Sterbenden ermöglicht worden. Der Wachtmeister fand daher, so oft er kam, in der Pfarrwohnung eine freundliche Aufnahme. Es that der armen, trauernden Rosa so wohl, mit ihm von ihrem Bräutigam reden zu können, und hundertmal ließ sie sich von ihm über Georg's Werbefahrten und sonstige Thaten und Erlebnisse erzählen.

Das konnte Hedwig nicht ertragen. In einem Hause, wo Konrad aus und eingieng, war ihres Bleibens nicht. Der Pfarrer bedurfte ihrer ja nicht mehr; er behielt ja nun seine Rosa. Hedwig wollte lieber die harten Reden des Burgermeisters ertragen, denen sie durch Schweigen aus dem Wege gehen konnte, als den Anblick des Wachtmeisters. So zog sie — es war noch im Juli — in des Burgermeisters Haus zurück.

Dem Pfarrer war es nicht unlieb, daß Hedwig mit dem Knaben sein Haus verließ. Er wäre kaum im Stande gewesen, zwei Köpfe mehr noch länger zu ernähren. Hatte er doch kaum für sich und Rosa das tägliche Brod. Zwar war das Thal von Urach von der italiänischen Armee nicht unmittelbar heimgesucht und verwüstet worden; aber der allgemeine Nothstand lastete doch auch hier drückend genug, und die Folgen des Heeresdurchzugs machten sich überall geltend. Des Pfarrers Einkünfte bestanden theils aus den Stolgebühren, theils aus dem Ertrag des Stiftsgutes. Auf dem lezteren lasteten furchtbare Kriegssteuern; zudem war bei dem Mangel an Viehstand weniger gebaut worden, als früher; Stolgebühren von den ebenfalls verarmten und mit Noth und Elend kämpfenden Gemeindegliedern zu erheben, konnte der redliche Mann sich vollends gar nicht entschließen; vielmehr steuerte er von dem wenigen, was ihm blieb, noch freiwillig zur Linderung der Noth in den verwüsteten Landstrichen bei.

Wie war doch nun sein ganzes Leben ein anderes, trübseligeres geworden! Wie mit Wehmuth dachte er zurück an

jenen Tag, als der Abt von Bebenhausen sein Gast gewesen! Damals waren Küche und Keller gefüllt; da fehlte es nicht an Wein, Braten, Wildbrät, Geflügel und Fischen; da tummelte sich im Hofe die muntere Schuljugend; da war Rosa ein harmloses, fröhlich aufblühendes Mädchen. Jezt — saß sie wie eine Wittwe still und ernst im schwarzen Trauerkleide, und blickte nach den finstern Mauern des Schulgebäudes, das leer und verwaist auf den schweigenden Hof herabsah, in dessen Thorweg kein Hufschlag die Ankunft des blühenden Reiters mehr verkündete. Der Abt war gestorben, fern von seinem schönen Bebenhausen; er hatte die Gastfreundschaft des Pfarrers nicht mehr erwidern können; in dem prächtigen, hellen Sommerrefektorium ließen nun finstre Mönche es sich wohl sein. Aber auch der Pfarrer hätte ihm jezt die alte Gastfreundschaft nicht erweisen können. Der Weinvorrath im Keller war erschöpft bis auf ein einziges leztes Faß, das allmählich auch zur Neige gieng. Auf dem Tische erschien des Sonntags und an zwei Wochentagen ein Stück Lammfleisch; für die übrigen Tage mußte Haferbrei oder Grütze ausreichen; ein Glück war es noch, daß der Garten einiges Gemüse lieferte.

So saßen auch am 2. Sept. der Pfarrer und seine Tochter des Mittags vor der soeben geleerten Schüssel Haferbrei, als die Thür aufging, und der Wachtmeister Konrad eintrat. „Sieht man euch auch einmal wieder?" sagte der Pfarrer freundlich; „ihr habt euch ja in der lezten Zeit recht rar gemacht." — „Ich hatte mehrmals auf Botschaft zu reiten," erwiderte er, „erst nach Tübingen, dann nach dem Neuffen, zulezt gar nach Stuttgart." — „Nun, was gibt es neues draußen in der Welt?" fragte der Pfarrer. „Was erzählt man sich von Frankfurt? Wird es dem Compositionstage, den der Churfürst von Mainz dort angestellt, gelingen, dem Reiche den ersehnten Frieden wieder zu geben?"

„Dazu soll wenig Aussicht vorhanden sein," sagte Konrad. „Im Gegentheil erwartet man neue hitzige Kämpfe in Sachsen. Dort steht der Schwede sammt dem Sachsen dem Tilly gegenüber, und dem lezteren ist nun der Fürstenberg mit seinen 25,000 Mann zu Hülfe gezogen."

„Großer Gott! Welch neues schreckliches Blutvergießen steht da wieder in Aussicht! Ja, ja; es soll sich ja neuerdings auch wieder ein großer, erschrecklicher Komet haben sehen lassen. Wie das wohl ausgehen wird?“

„Wir müssen's abwarten,“ sagte der Wachtmeister. „Aber nicht bloß draußen im Reiche gibt's Neuigkeiten, sondern auch hier bei uns, und zwar etwas, das euch wohl interessiren, wenn auch nicht gerade erfreuen wird.“

„Nun?“ fragte der Pfarrer.

„Ihr erinnert euch doch, Jungfer, des jungen Menschen, der euch an jenem Unglückstag nach dem Pfählhof gefahren hat, des Melchior?“

„Ja wohl,“ sagte Rosa, „was ist mit ihm?

„Er ist also, wie ihr wißt, Soldat geworden, und nach Tübingen gekommen. Dort hat er schlechte Streiche gemacht und blutige Händel angefangen, und hat dafür acht Tage sitzen müssen. Aus Zorn darüber ist er desertirt, aber noch am gleichen Tage von einer Streifpatrouille im Walde schlafend überrascht und eingebracht worden. Und nun ist er gestern Abend mit noch fünf andern Ausreißern hieher nach Hohenurach eskortirt worden, und muß spielen.“

„Spielen?!“ sagte der Pfarrer bestürzt; „du großer Gott!“

„Spielen?“ fragte Rosa. „Was ist denn das?“

„Wißt ihr das nicht?“ sagte der Wachtmeister. „Wenn zehn Deserteure beisammen sind, müssen sie loosen, und derjenige unter ihnen, den das Loos trifft, wird erhängt. Unser Major nimmt's unnachsichtlich streng; er will, daß endlich einmal Zucht und Ordnung unter die Leute kommt. Nun sind gerade zehn droben beisammen, und da soll heute Nachmittag gespielt werden.“

„Und da ist gar keine Gnade?“ fragte Rosa.

„Nein, da ist keine Gnade,“ erwiderte Konrad. „Trifft's ihn, so thut er mir leid; aber er ist selbst daran Schuld.“

„Aber wenn nun der Vater hinaufgienge,“ sagte Rosa, „und für den Menschen bäte?“

„Liebes Kind,“ sagte der Pfarrer, „das kann ich nicht thun. Was würde der Herr von Marsilien sagen, wenn

ich mich in seine Amtsangelegenheiten mischen wollte? Das duldet er so wenig, als ich es von ihm dulden würde, wenn er mir in die Führung meines Pfarramtes darein reden wollte."

„Aber wenn ich ihn bitte —?" rief Rosa lebhaft, und sprang von ihrem Sitze auf. „Ach, jung sterben müssen ist so schrecklich," sezte sie leise hinzu.

„Da müßtet ihr euch aber bald auf den Weg machen," erwiderte Konrad, „denn um zwei Uhr soll die Geschichte vor sich gehen; und wen das Loos trifft, der wird dann ohne weiteres zum Tode geführt."

„Ihr glaubt also? ihr hofft?" rief sie.

„Es ist ein neuer, ein unerhörter Fall," sagte er, „daß eine ehrsame Jungfer für einen Deserteur Fürbitte einlegt. Der Herr von Marsilien kennt euch von der Zeit her, wo ihr euch hinauf auf die Festung geflüchtet hattet. Vielleicht läßt er sich erweichen. Mir wär's ja recht; ich möchte dem Melchior die Gnadenfrist wohl gönnen, daß er noch in sich gehen und ein anderer Mensch werden könnte."

„O Vater, so laß uns eilen!" sprach Rosa. Sie nahm den schwarzen Trauerschleier über Haupt und Gesicht, und stieg, von ihrem Vater und Konrad geleitet, den steilen Berg nach Hohenurach hinauf. Konrad meldete sie bei Marsilien an, und that ihm ihre Absicht kund. „Kennt sie denn diesen Soldaten?" fragte er. Konrad erzählte mit wenigen Worten, unter welchen Umständen Melchior Rosa und Hedwig nach dem Pfählhof gefahren und ihm selber nach Georg habe suchen helfen. Marsilien hieß Rosa eintreten. Schüchtern trug sie ihre Bitte vor. „Hier habe ich vor Kurzem Schutz und Obdach gefunden, Herr Major; heute komme ich zum zweitenmale, diesmal nicht um für mich um Schutz, sondern um für einen Andern um Gnade zu bitten, für einen jungen Burschen, der vordem ein schlechtes Leben geführt, dann aber den Vorsatz der Besserung gefaßt hat. Einem solchen Vorsatz treu zu bleiben, ist anfangs schwer; gönnt ihm eine Gnadenfrist, Herr! verzeiht ihm um meines seligen Bräutigams willen noch dies einzige Mal, und laßt ihn nicht spielen!"

„Das geht nicht an,“ sagte Marsilien. „Daß ich ihn ausnehme, und die andern Neun allein spielen lasse, ist wider Brauch und Gesetz; und eben so wenig kann ich diese Leute, von denen etliche schon wochenlang sitzen, noch länger in der Todesangst zappeln lassen. Mitspielen muß er; aber das will ich euch auf eure Fürbitte zugestehen, daß, wenn ihn das Loos trifft, ich ihn begnadigen will. So mag er dann mit der Todesangst davon kommen.“

„O daß ich für jeden, den das Loos trifft, auch wenn es ein Anderer wäre, das Gleiche erbitten dürfte!“ flüsterte Rosa.

„Geht nicht! geht nicht!“ sagte der Major; „seid zufrieden mit dem, was ich euch zugesagt. Es ist fast mehr, als ich verantworten kann. Sezt euch hier; ihr könnt das Loosen mit ansehen. Seid ihr denn ganz allein heraufgekommen?“

„Mein Vater hat mich begleitet.“

„Wo ist er?“

„Er wartet außen.“

„Ei der tausend, der Herr Pfarrer! Warum habt ihr ihn denn nicht mit herein gebracht?“

Er rief den Pfarrer herein, und ging dann in den Hof hinab, wo schon die Besatzung sich zu sammeln anfieng. Rosa hielt sich anfangs ängstlich vom Fenster fern. „Komm nur her,“ sagte ihr Vater, „das Loosen kannst du schon mit ansehen; die Execution wird ja nicht im Hofe, sondern draußen auf dem Wall vorgenommen.“

Rosa trat an's Fenster, in gespannter Erwartung, wen das Loos treffen werde. Die Soldaten hatten drunten im Hof ein Viereck geschlossen; die zehn Delinquenten wurden nun hereingeführt; man hatte ihnen die Uniform abgenommen; in grauen Kitteln kamen sie bleich und vor Angst bebend hereingeschwankt. Melchior war kaum wieder zu erkennen. Der Major ließ Anklage und Urtheilsspruch verlesen. Der Profoß brachte zwei Helme mit Loosen. Aus dem einen mußte jeder der Deserteure eine Nummer ziehen und laut verlesen. Als die Reihe an Melchior kam, las er die Zahl: acht. Nachdem alle gezogen hatten, zog der

Major aus dem andern Helm eine Nummer — die todtbringende, und verlas sie. „Acht!“ Melchior stürzte zusammen und rang die Hände. Die andern neun fielen sich jubelnd in die Arme. Der Profoß trat mit zwei Knechten auf Melchior zu, ihn zur Hinrichtung abzuführen. Da rief der Major: „Halt! — Es ist ein außerordentlicher Fall eingetreten. Den Tod hast du verdient, Hallunke! aber die hinterlassene Braut des verstorbenen Hauptmanns Georg Müller hat für dich um Gnade gebeten. Um das Andenken dieses tapfern Offiziers zu ehren, wirst du begnadigt und das verwirkte Leben dir geschenkt. Aber aus dem Heer bist du ausgestoßen und für unwürdig erklärt, der Fahne des Herzogs zu folgen.“

Es war ein merkwürdiger Anblick, wie Melchior's Gesicht von dem Ausdruck des Entsetzens zu dem des ungläubigen Staunens und zulezt einer aufgeregten Freude übergieng. „Wo ist sie?“ rief er, „daß ich ihr danken kann.“ Aber Rosa hatte sich vom Fenster zurückgezogen; auch der Major war rasch abgetreten; der Kreis der Soldaten löste sich auf; nur Konrad blieb bei dem begnadigten Schächer stehen, und hatte Mühe, dessen Freuden- und Dankesausbrüche, die sich nun alle auf ihn concentrirten, abzuwehren, und für einige ernste Ermahnungen Gehör zu finden. „Wenn du der Jungfer wirklich dankbar bist,“ sagte er, „so beweise es dadurch, daß du nicht wieder in dein altes Sündenleben zurückfällst. Die Ehre, Soldat zu sein, hast du verscherzt; aber ein ehrlicher Mensch zu sein, der Weg steht dir immer offen. Geh in die nördlichen Theile des Landes, in's Amt Maulbronn oder nach Ludwigsburg; dort liegt der Bauernstand noch nicht so darnieder, wie bei uns; dort kannst du dir als Bauernknecht dein Brod verdienen unter Beten und Arbeiten.“

Melchior gab die heiligsten Versprechungen, drückte Konrad die Hand, und machte dann, daß er aus den gefährlichen Wällen der Festung herauskam. Er lief den steilsten Pfad hinab, und sofort das Thal hinaus nach Metzingen.

Konrad hatte ihm beim Abschied ein kleines Sümmchen Geld in die Hand gedrückt; er brauchte nicht zu betteln noch

zu stehlen. Rüstigen Schrittes wanderte er nach Nordwesten weiter, gerade nach dem Amte Maulbronn zu. In den noch warmen Nächten bot ihm der Wald ein Nachtquartier, das ihn nichts kostete; an den Quellen und laufenden Brunnen stillte er seinen Durst; so reiste er billig bis gegen Oetisheim. Da begegnete es ihm, daß er in einer Waldung irre gieng und zulezt völlig den Weg verlor. Schon dunkelte es, da hörte er den Hufschlag einiger Rosse. Er gieng dem Tone nach, und kam bald auf eine Landstraße, auf welcher ein vornehmer Herr mit zwei Dienern langsam dahin ritt. Melchior wandte sich an die Diener mit der Frage, wo der Weg nach Maulbronn gehe. Der vornehme Herr drehte sich nach ihm um, und fragte ihn, wo er herkäme und was er in Maulbronn wolle. Er wolle suchen, daß er bei einem Bauern Arbeit als Knecht bekäme, antwortete er. „Da hast du den ungeschicktesten Zeitpunkt dir ausersehen," sagte der Herr; „welcher Bauer wird denn jezt, wo es bald auf den Winter zugeht, neue Dienstboten in's Haus nehmen? Warum bist du nicht in deiner Heimath geblieben? Wer bist du, und wo kommst du her?" — „Ich bin in der Gegend von Urach zu Hause," sagte Melchior. — „Wie, in dem ketzerischen Lande?" rief der Herr; „da bist du wohl selbst ein Ketzer? Schade für dich; denn du scheinst mir im übrigen ein anstelliger Bursch zu sein. Ich hätte dir wohl ein Plätzchen im Klosterhof verschaffen können." — „Heilige Mutter Gottes!" rief Melchior, in welchem sofort die alte Schlauheit erwachte, die ihm zur andern Natur geworden, „ich bin Soldat gewesen; sie haben mich gezwungen, dem Herzog zu dienen; aber eben deswegen bin ich ausgerissen, um nicht wider des Kaisers Majestät die Waffen tragen zu müssen. Um ein Haar wär' ich dafür aufgeknüpft worden; sie hatten mich schon beim Kragen. Aber durch eines guten Kameraden Hilfe ist mir's gelungen, zum zweitenmale zu entspringen. Und nun will ich eben grad in's Kloster, wo ich denn doch unter kaiserlichem Schutz stehe?" — „So, so? das ist was anders," sagte der vornehme Herr, der kein geringerer war, als der kaiserliche Vogt des Klosters selber. „Du bist Soldat? nun da kannst du etwas besseres thun, als Waizen

dreschen und Aecker pflügen. Wir brauchen Verstärkung, und du kannst sogleich bei uns als Scharfschütze eintreten."

Melchior war auf's äußerste betroffen. Er hatte jene Lüge so leichtfertig hingesagt, nur um zum Ziele zu kommen und eine gute Stelle als Ackerknecht zu erhalten. Daß er dabei den Katholiken spielen müsse, hatte ihm, der um die Religion sich sein Leben lang blutwenig gekümmert hatte, keine besonderen Skrupel gemacht. Ob Katholik oder Protestant, das, meinte er, werde unserem Herrgott einerlei sein, wenn er nur keine Diebsstreiche mehr mache und ehrlich sein Brod verdiene. Mehr hatte ja auch Konrad ihm nicht zur Pflicht gemacht. Daß er nun aber unter des Kaisers Fahnen als Soldat dienen solle, das erschreckte ihn; er hatte ein Gefühl, daß es ehrlos wäre, wenn er gegen seinen Landesherrn fechten würde, und gegen eine Armee, in der man so eben noch einen seltenen Gnadenakt an ihm geübt hatte; und vollends siedheiß lief es ihm den Nacken herauf bei der Vorstellung, daß er dem Wachtmeister Konrad als Feind gegenüberstehen müßte.

In dieser Verwirrung schwieg er. „Nun?" sagte der Vogt, „du scheinst keine Lust zu haben?" — „Ach, gnädiger Herr," erwiderte Melchior, „Scharfschütze? das wird wohl nicht gehen; auf's Schießen verstehe ich mich gar nicht, und bin drüben bei den Herzoglichen immer nur als Schanzgräber verwendet worden. Und wenn's einmal gegraben sein soll, so will ich viel lieber als Bauernknecht nach Rüben graben, als mich von den Soldaten einen Schaufelträger schimpfen lassen."

„Ei, was du nicht kannst, das mußt du eben lernen," sagte der Herr. „Frisch! setze dich hinter den Kunz auf, und komm mit in's Kloster."

Was wollte Melchior machen? Zu entspringen durfte er nicht wagen; die der Gegend kundigen Reiter würden ihn schnell wieder eingefangen haben, und dann wäre es ihm erst recht übel ergangen. Er schwang sich also traurig auf die Croupe des Rappen, und ritt schweigend mit.

Kaum eine Viertelstunde war er geritten, als bei einer Krümmung des Weges die Pforten des Buchenwaldes sich

aufthaten, und die stattliche stolze Abtei, von dem lezten Schimmer der Abendröthe bemalt, dicht vor ihm lag. Wie blutete ihm sein Herz, als beim Eintritt in den weiten äußeren Klosterhof sein Blick in die offene Scheune fiel, die mit Getraide hoch hinauf gefüllt war, und wo ein halb Dutzend wohlgenährte, pausbackige Knechte in munterm Takte den Dreschflegel schwangen. Und als er die Heerde fetter Kühe in die Ställe treiben sah, und die Gänse schnattern und die Hähne krähen hörte — das war ein Leben, wie einst in den guten alten Zeiten seiner Jugend auf seinem väterlichen Gute. Aber der Klostervogt ritt durch den Hof hindurch und unter einem Thorbogen weg in einen zweiten Hof, wo Gruppen von Scharfschützen umherstanden, und da hielt er, und winkte einem Konstabel, und sagte auf Melchior deutend: „Ein neuer Rekrut! Will brav zielen und schießen lernen.“ Melchior sprang vom Pferde; der Vogt mit seinen Dienern ritt weiter in den innersten Klosterhof; der Konstabel nahm den Rekruten in Empfang, und führte ihn in einen weiten Saal, wo eine stattliche Tafel gedeckt war, auf der ein reichliches Abendessen duftete, wie Melchior seit Jahren keines zwischen seine Zähne bekommen hatte. „Da setz' dich, Kamerad,“ sagte der Konstabel zu ihm, „du wirst Hunger mitgebracht haben.“ Die Einladung war zu lockend, als daß Melchior derselben hätte widerstehen können. Er hieb tüchtig ein, ließ sich den Wein, desgleichen er auch noch keinen über die Lippen gebracht, schmecken, und fand bald, daß in des Kaisers Dienst zu stehen kein so übles Geschäfte sei. Eine Zeit lang, meinte er, lasse sich das ja wohl mitnehmen; er wolle schon eine Gelegenheit ersehen, wieder loszukommen.

Er benahm sich gar nicht blöde, sondern suchte sich gerade umgekehrt als einen recht fixen Kerl zu zeigen, um den neuen Kameraden Respekt einzuflößen. Ueber seine Vergangenheit erzählte er ihnen wohlweislich dasselbe Mährchen, das er schon dem Vogt aufgetischt hatte; er mußte es ja wohl, um nicht als Lügner erfunden zu werden. Doch während er diesen Punkt nur kurz behandelte, erzählte er desto ausführlicher mehrere seiner einstigen Diebsstreiche; nur stellte

er dieselben so dar, als ob er sie nicht als Gauner auf eigene Faust, sondern im Kriegsdienst beim Fouragiren ausgeübt habe. Der Schweinediebstahl ward natürlich nicht vergessen; daß er dabei des protestantischen Pfarrers nicht geschonet, gewann ihm die besondere Zuneigung der neuen Kampfgenossen. Sie hatten allen Respekt vor ihm, und bewillkommten ihn herzlich als Kameraden.

Der Schlafsaal war sauber, und statt des Strohes gab es vortreffliche weiche Federbetten. Er schlief wie ein König. Des anderen Morgens hörte er mit allen Andern die Messe, und machte getreulich alle Ceremonien nach, so geschickt, als ob er von Kindheit auf Katholik gewesen wäre. Dann gieng es auf den Schießplatz. Gestern Abend, als er schweigend auf das Kloster zuritt, war ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren, er wolle beim Schießen sich möglichst ungeschickt stellen und blöde Augen vorschützen, um nur bald von dem Waffendienste frei und Ackerknecht zu werden. Jezt gab er diesen Einfall auf. Lern' ich tüchtig schießen, dachte er, so ist das eine Kunst, die mir, wer weiß wie, noch einmal nützen kann. Er gab sich also alle erdenkliche Mühe, und da er von Natnr ein gewichster Bursche, auch keineswegs ein Neuling war (denn in seiner Gaunerzeit hatte er schon manchen Hasen aus des Herzogs Wäldern weggeschossen) so machte er staunenerregende Fortschritte, und traf sogleich am ersten Tage dreimal in's Schwarze. „Wenn du so fortmachst," sagte der Konstabel, „so bekommst du, ehe acht Tage vergehen, die Uniform."

Die Hochachtung der Soldaten vor den Benediktinern, die neben dem Vogt einen Theil des innern Klostergebäudes bewohnten, war nicht weit her. Die muthwilligen Schützen thaten den frommen Vätern manchen Schabernack an. Besonders hatten sie es auf den Pater Cassianus abgesehen, der eine sehr wohlbeleibte und lächerliche, weil einfältige Persönlichkeit war. „Höre," sagte eines Abends Philipp, Melchiors Schlafkamerad, zu diesem, nachdem beide dem Weine wacker zugesprochen, — „höre, ich wüßte dir einen herrlichen Streich. Der Pater Cassianus hat sich einen vortrefflichen Truthahn braten lassen, auf den er schon seit drei Wochen

sich gefreut hat; alle Tage ist er selber in den Hühnerhof gewatschelt, und hat den Bauch des Thieres befühlt, ob er bald so fett sei, wie sein eigener. Heute Abend nun ist ihm der Braten in seine Zelle gebracht worden; die Hälfte hat er sicherlich auf Einen Sitz aufgegessen; aber ebenso sicher ist, daß er die andere Hälfte sich für morgen zum Frühstück aufhebt. Wie wär's, wenn wir die statt seiner verzehrten? So ein schlauer Kerl, wie du, muß das doch möglich machen können." — „Nichts leichter, als das," versezte Melchior nach einigem Nachdenken, „vorausgesezt, daß du mir eine Kutte und eine Leiter und dir den Schlüssel zu seiner Zelle verschaffst." Philipp sagte das zu; die nöthigen Verabredungen wurden getroffen, und das Stücklein wirklich ausgeführt.

Die Zelle des Pater Cassianus lag eine Stiege hoch; sie hatte nur Ein Fenster, und dieses gieng in den einsamen Klostergarten. Der Pater lag bereits im besten Schlafe, als Melchior, in die Kutte gehüllt, die Leiter auf der Schulter und eine Blendlaterne in der Hand, in den Garten schlich. Gerade dem Fenster des Paters gegenüber, nur wenige Schritte von demselben entfernt, lehnte Melchior seine Leiter an einen alten, hohen Birnbaum; die Blendlaterne stellte er in die Nische desjenigen Fensters, welches im Erdgeschoß gerade unter dem des Paters sich befand; alsdann stieg er die Leiter empor, bis er mit lezterem in gleicher Höhe war. Die Laterne hatte er so gerichtet, daß sie ihren Schein gerade auf ihn werfen mußte, ohne den tieferen Theil der Leiter zu beleuchten; das obere Ende derselben war ohnehin im Laube des Baumes verborgen. Nun warf er eine Birne mit großer Geschicklichkeit nach dem Fensterkreuz. Auf dies Geräusch hin mußte der Pater erwachen. „Pater Cassianus!" rief Melchior mit halblauter hohler Stimme. Noch regte sich nichts. Eine zweite Birne wurde der ersten nachgesandt. Jezt drang ein Geräusch aus dem Innern der Zelle. „Pater Cassianus! Frommer Pater Cassianus!" rief Melchior zum zweitenmal, etwas lauter. Richtig, da klang das Fenster, und, die verschlafenen Augen reibend, erschien die wohlgenährte Gestalt des Mönches. — „Was gibt es da?"

rief er ärgerlich; „wer stört mich in meiner — —" aber plötzlich hielt er inne, und starrte verwundert nach der Gestalt, welche in der Ordenstracht und von wunderbarem Lichtglanz umflossen, draußen vor den Zweigen des Birnbaums frei in der Luft schwebte. „Sei getrost, mein Sohn, und fürchte dich nicht," sprach die Gestalt mit sanfter Stimme. „Ich bin Sanctus Benedictus, von der heiligen Jungfrau gesandt, dich ihrer Gnade zu versichern; denn auch du sollst ein Benedictus, ein Gesegneter, werden." Der gute Pater wußte nicht, wie ihm geschah, und stotterte nur: „Ei ei ei? — ei ei ei?" — „Mein Sohn," fuhr der lichtumflossene Heilige fort, „bete nun vor allen Dingen ein Paternoster und drei Ave Maria." Der Pater that gehorsam das Befohlene. „Nun so sei mir denn gebenedeiet," sprach der Heilige; „dein Geist sei allezeit fröhlich, und dein Leib müsse gedeihen wie die Rose von Saron; dein Alter sei wie Simeons Alter, und die Zahl deiner Jahre wie Methusalems! Und zum Zeichen, daß ich wahr geredet, sollst du morgen, wenn der neue Tag anbricht, ein großes Mirakel in deiner Zelle finden. Gehab dich wohl, und bete noch im Stillen einen Rosenkranz!"

Bei diesen Worten verschwand der Heilige, und es war finstre Nacht vor der Zelle wie vorher. Sehr erfreut und erbaut legte der Pater sich schlafen. Als er am andern Morgen seinen Truthahn genießen wollte, hatte der halbe Vogel sich in einen ganzen Heiligen verwandelt. Ein Schnitzbild St. Benedicti lag an der Stelle.

Melchior hatte nach beendeter Komödie die Laterne mittelst eines Bindfadens von der Fensterbrüstung in's Gras hinabgeworfen, wo sie erlosch und ihn plötzlich in Nacht verschwinden ließ. Während der Vision aber hatte Philipp sich in die Zelle geschlichen, und dort hinter dem Rücken des Paters das große Mirakel im Wandschrank vollbracht. Den halben Truthahn ließen die beiden Gesellen unmittelbar nach verübter That sich vortrefflich schmecken.

Nicht ganz so wohl war es ihnen am Morgen zu Muthe, als die unter dem Einfluß des abendlichen Zechens entstandene ausgelassene Stimmung einer nüchternen Besinnung wich.

Wenn Pater Cassianus sich, woran nicht zu zweifeln war, der Vision, deren er gewürdigt worden, vor den andern Mönchen rühmte, und dabei das geschehene Mirakel erzählte, so kam der Betrug an den Tag, und die Schuldigen konnten leicht — nicht so sehr wegen des begangenen Diebstahls, als wegen blasphemischen Spottes, den sie mit der Religion getrieben, in eine schwere, ja grausame Strafe verfallen. Denn der Probst, ein finsterer Mann, ließ mit solchen Dingen keinen Spaß treiben. Gesenkten Kopfes stand Melchior vor dem Schlafsaal, und wartete ängstlich auf das Geläute, das ihn zur Messe rufen würde. Wie erschrack er, als er einige Mönche droben im Corridor brennenden Kopfes nach dem Flügel, den der Probst bewohnte, eilen, ja fast rennen sah; im nächsten Augenblick lief der Probst, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, mit den Mönchen durch eben den Corridor in umgekehrter Richtung, und kam gleich darauf mit dem Herrn Vogt wieder, welcher leztere ganz roth vor Wuth war, und im Zorn den Boden stampfte, daß es in allen Gängen wiederhallte. Es war Melchior klar: seine That war verrathen und eine hochnothpeinliche Untersuchung zu gewärtigen. Rasch war sein Entschluß gefaßt; schnell wie der Wind machte er sich, während alles in den verschiedenen Höfen durcheinanderrannte, aus dem Staub, floh durch die Wälder, und gelangte glücklich auf Würtembergischen Boden.

Seine Angst und Flucht wäre nicht nöthig gewesen. Nicht Pater Cassianus hatte geplaudert, sondern ein Bote war angelangt mit einer Nachricht aus Sachsen; und die allgemeine Bestürzung und Aufregung hatte zu ihrem Gegenstande keinen dem Pater verloren gegangenen halben Truthahn, sondern Tilly's gänzlich verlorene Schlacht bei Breitenfeld und Leipzig.

Dreizehntes Kapitel.

Der Munot.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Göthe.

In den Straßen der eidgenössischen Stadt Schaffhausen war Sonntag den 11. September ein ungewöhnlich reges Leben. Während sonst nach ernster reformirter Sitte die Kirchgänger nach beendigtem Gottesdienste still nach Hause giengen, und die Straßen bis zum Beginn der Nachmittagspredigt leer blieben, so sammelte sich dagegen heute die dem Münster entströmende Menge auf dem Münsterhofe sogleich wieder in zahlreichen Gruppen und größeren Haufen; Bekannte eilten auf einander zu, und drückten einander die Hände; ernste Männer fielen einander um den Hals; Freude strahlte aus jedem Auge; immer lauter wurden die Unterredungen, immer größer die Erregung, bis endlich eine starke Mannesstimme die Melodie des 124. Psalms intonirte, worauf sofort die ganze Menge wie Ein Mann einfiel, und in vollem Chore sang:

Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit,
So soll Israel sagen,
Wär' Gott nicht mit uns diese Zeit,
Wir hätten müssen verzagen,
Die so ein armes Häuflein sind,
Veracht' von so viel Menschenkind,
Die an uns setzen alle.

Gott Lob und Dank, der nicht zugab,
Daß ihr Schlund uns möcht' fangen!
Wie ein Vogel des Stricks kommt ab,
Ist unser Seel entgangen.
Strick ist entzwei, und wir sind frei;
Des Herren Name steh uns bei,
Gott's Himmels und der Erden.

So bitter und heftig damals die lutherischen Theologen, die sächsischen vor allem, wider der Calvinisten greuliche Ketzerei polemisirten — die reformirte Schweiz ihrerseits wußte und fühlte sich mit den Protestanten Deutschlands brüderlich verbunden durch die Eine, gemeinsame Sache des Evangeliums. Jeden Unglücksschlag, der im „deutschen Kriege" die Bekenner der Augsburgischen Confession traf, fühlten die reformirten Schweizer mit, als wäre er ihnen selbst geschehen. Hunderte von flüchtigen Lutheranern wurden in der Schweiz mit offenen Armen aufgenommen und liebreich unterstützt; nach schweren Unglücksschlägen, wie z. B. nach der Zerstörung von Magdeburg, wurden in der Schweiz öffentliche Buß- und Bettage angeordnet; ebenso aber wurde jedes freudige Ereignis mit lebhafter Freude und lautem Danke gegen Gott begrüßt.

So hatte denn auch heute der Antistes im Münster im Eingang seiner Predigt der in gewohnter Weise vollzählig versammelten Gemeinde eine Nachricht mitgetheilt, die der Schultheiß gestern Abend durch einen Expressen erhalten hatte, die Nachricht nämlich: daß der Schwedenkönig Gustav Adolf am Mittwoch den 7. September bei Breitenfeld ohnweit Leipzig die vereinte Macht Tilly's und Fürstenbergs auf's Haupt geschlagen habe, daß Tilly's Heer aufgelöst und vernichtet sei, und daß der Schwede wie im Sturm gegen die fränkischen Bisthümer anrücke. Das war es, was die ganze Bevölkerung in solche Begeisterung versezte. Die Stimmung, die der Antistes in seiner Predigt angeregt hatte, klang draußen auf dem öffentlichen Platze nach, und gab sich in dem lauten begeisterten Gesang des Dankpsalms einen Ausdruck.

Kaum war der Psalm verklungen, als der Stadtschreiber Deggeler, ein hagerer, langer Mann, auf einen Eckstein stieg, und mit lauter Stimme eine gedruckte Beschreibung der sieg- und glorreichen Schlacht zum Verkauf ausbot, darin für jedermann deutlich zu lesen stehe, wie die Sachsen bei Torgau sich mit den Schweden vereiniget, und gegen das Lager, so der Tilly bei Leipzig geschlagen, anrückten; wie der Tilly sodann seine Völker am Fuß einer Anhöhe in einer langen Linie ausgebreitet und das Feldgeschütz hinter sie auf die

Hügel postiret; wie die Pappenheimer den Schweden den Uebergang über die Lober wehren wollen, aber mit blutigen Köpfen heimgeschicket worden; wie nach zweistündiger Kanonade Gustav Adolf nach Norden schwenkte, der Sachse, der auf dem linken Flügel stand, von dem Feind geworfen, und Tilly sich schon laut des Sieges gerühmet; wie aber der Schwede auf dem rechten Flügel einen siebenmaligen Angriff des Pappenheimers zurück und diesen in die Flucht geschlagen, darnach den Hügel erstürmt, das Geschütz des Feindes wider diesen gekehret, und endlich das kaiserliche Heer in wilder Verwirrung den Rückzug angetreten, also daß Tilly den andern Tag von seinen fünfunddreißig Tausenden kaum zweitausend Mann bei Halberstadt habe zusammenbringen können. Siebentausend Feinde seien gefallen, fünftausend gefangen, die übrigen entflohen, und sei das alles in währender Nacht in sauberen Lettern gesetzet und gedrucket worden, und um acht Rappen, das ist: drei Kreuzer Reichsgeld, zu bekommen.

Der Stadtschreiber Deggeler war seines Zeichens ein Buchdrucker, und ein Mann, der die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen verstand. In weniger als zehn Minuten war die ganze Auflage von fünfhundert Exemplaren abgesezt, und die, welche leer ausgegangen waren, wurden, da heute als am heiligen Sonntage nicht gedruckt wurde, auf morgen Vormittag vertröstet, wo eine neue Auflage erscheinen sollte.

Noch stand das Volk in gedrängten Haufen umher, jede Gruppe um einen jener Glücklichen geschaart, welche eines Exemplares habhaft geworden, und nun dasselbe den Wißbegierigen vorlasen. Andre giengen plaudernd dazwischen auf und ab; einsichtvolle angesehene Männer sezten ihren andächtig zuhörenden Clienten die Wichtigkeit dieses Sieges auseinander; wie nun mit diesem Einen Ereignis die ganze Lage der Dinge umgewendet und gleichsam auf den Kopf gestellt sei; wie in Franken keine Macht sich befinde, die dem Schweden Widerstand leisten könnte; wie er nun frei bis nach Baiern, ja bis Wien vordringen und vor allem Böhmen befreien werde, und wie nun Friedrich von der Pfalz, dieser

gottselige Fürst, seinen Thron zu Prag wieder werde besteigen können.

Noch rauschte so der volle Siegesjubel durch die Menge, als auf einmal — niemand wußte, woher er gekommen — ein fremder bleicher Mensch in Pilgertracht, mit schwarzer Kutte, Stab und Muschelhut, mitten im Münsterhofe seine Stimme erhob, und eine Rede zu halten begann. Verwundert wendeten sich alle Köpfe nach ihm; bald war er von einer horchenden Menge umringt. „O der Stunde des Heiles!“ begann er, „o des Tages der Freude, ihr lieben, fürsichtigen Eidgenossen! So ist es denn nun dahin gekommen und mit des großen Gottes Hilfe so weit gediehen, daß aller Streit beendet und wiederum Ein Hirt und Eine Heerde wird sein. Schon haben Sachsen und Würtemberg Frieden geschlossen mit Kaiser und Pabst; Brandenburg und Braunschweig werden bald diesem Beispiel folgen; der Pabst söhnt sich mit den Protestanten aus, und gestattet den Priestern die Ehe; die Protestanten wiederum erkennen den Primat Petri an, und entsagen der Irrlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, welche einem schwerbedrängten Gewissen ja doch keinen Trost zu bieten vermag, wohingegen durch eine leise und demüthige Wallfahrt alle Sündenschulden getilget werden. Wollte euch also, so hoch und theuer ich nur vermöchte, gebeten haben, daß auch ihr, liebe Eidgenossen, die ihr bisher in des Teufels Stricken und den Banden calvinistischer Ketzerei gelegen, mit mir die selige Wallfahrt nach Mariä Einsiedeln antreten, und dort des Pabstes Huld und Gnade suchen möget, wie Gott verheißen hat — —“

„Packt ihn! Greift ihn, den frechen Lästerer!“ riefen jezt mehrere Stimmen.

„Das ist unerhört!“ sagte einer der Rathsherren; „eine solche Frechheit darf nicht geduldet werden. Wer seid ihr? woher kommt ihr? und wer hat euch die Erlaubnis gegeben, hier in löblicher Stadt Schaffhausen papistische Irrlehren zu predigen?“

„Wer ich bin? und woher ich komme?“ erwiderte der Pilger mit verzückten Blicken. „Ich bin der Prediger in der Wüste, den Gott gezeichnet hat, daß niemand mich erschlüge,

wer mich fände. Ich komme aus dem Stifte des heil. Amandus und aus dem Stift in Tübingen und aus allen Stiftern der Erde. Ich bin der große Knecht Gottes, der — —"

„Greift ihn, und legt ihn in den Munot," sagte der Rathsherr. Ein paar Waibel, die in der Nähe standen, schickten sich sofort an, den Befehl zu vollziehen.

„Ja; Munot, Behemoth und Leviathan," sagte der Pilger, indem er sich ohne Widerstreben binden ließ, „das sind die drei großen Könige, die in der Finsternis dieser Welt herrschen! das sind die Häupter des Drachen, die Hörner des Thieres, die Zähne des brüllenden Löwen, der da umgeht und suchet, welchen er verschlinge. Munot, Behemoth und Leviathan! Ihr Mühlsteine Gottes, die ihr das Fleisch der heiligen Märtyrer zermalmet! Auch mir ist die Krone des Märtyrers bereit. Aber ich werde wiederkommen, wie Daniel aus der Löwengrube. Eine Rose wird sich an meine Schläfe schmiegen, und ein Engel des Himmels mich auf den Händen tragen."

Er schwadronirte in dieser Weise fort, während ihn die beiden Rathsknechte bereits aus der Mitte der staunenden und aufgebrachten Menge entführt hatten, und durch einige enge Gäßchen den Berg emporgeleiteten, wo — zwar keinem wilden Thiere, wohl aber einem kolossalen Mühlstein ähnlich — der Munot, die Citadelle der Stadt, ein ungeheurer, mehr breiter als hoher, runder, fensterloser Thurm grau und finster über die Dächer hereinschaute. Eine Eisenpforte öffnete sich, und der Prediger in der Wüste wurde in eine enge dumpfe Zelle geschlossen, deren kleines, stark vergittertes Fenster in den vom Thurm umgebenen düstern Hof gieng.

In unsrem Jahrhundert würde man Richard alsbald als einen Wahnsinnigen erkannt und in eine Irrenanstalt gebracht haben. Damals gab es noch keine Irrenanstalten, und für ihn war es ein Glück, daß man ihn nur für einen fanatischen Sendling der Jesuiten, und nicht für behext oder besessen hielt. Er hätte sonst leicht statt des Munot das Schaffot oder den Scheiterhaufen besteigen können. —

Während nun Richard in seiner Kerkerzelle brütete, hatte Melchior den nördlichsten Theil des Herzogthums Würtem-

berg durchwandert, und an manchem stattlichen Bauernhofe angeklopft, ob man ihn nicht zum Knechte brauchen könne; aber überall wies man ihn ab. So kam er endlich, trübgemuthet, nach Franken; nachdem auch im Hohenlohischen sich nichts für ihn aufgethan, gieng er über den Hohenlandsberg in's Ansbachische, und da traf es sich endlich in dem Dorfe Sickershausen bei Mainbernheim glücklich, daß ein Bauer, dem kurz nach einander zwei Knechte an einer Seuche gestorben waren, ihm eine Schlafstelle nebst Arbeit um Taglohn anbot. Ein Sperling in der Hand, dachte Melchior, ist besser, als ein Huhn auf dem Dache, und nahm das Erbieten an, das freilich kein glänzendes war. Die elende Schütte Stroh, auf welcher er bei der kalten Herbstluft in einer alten, halbzerfallenen, zugigen Scheune lag, forderte gar zu gewaltsam zu einer wehmüthigen Vergleichung mit den warmen Federbetten des Klosters auf; die Büchse dort hatte sich leichter hantieren lassen, als hier der Dreschflegel; und doch war er froh, so lange es nur bei dem Bauern Hannadel oder bei andern Bauern noch etwas zu dreschen gab. Zwar auch in diesem Falle war die Kost ärmlich und rauh; aber noch schlimmer ergieng es ihm, als das Dreschen allmählich ein Ende nahm, und er nun von dem elenden Taglohn, den er sich zusammengespart, sein Brod beschaffen oder dasselbe von der Barmherzigkeit seines geizigen Herrn als Bettelbrod hinnehmen und es sich mit Vorwürfen sollte salzen lassen. Dabei achtete ihn niemand im Dorfe; niemand hatte ein Herz für ihn; seiner Mundart wegen wurde er als „der hergelaufene Schwabe" verspottet. Er fühlte sich unsäglich elend, und meinte es oft nicht länger aushalten zu können — hätte er nur gewußt, wohin sich wenden? Tausend und tausendmal fühlte er bittere Reue, daß er den Narrenstreich im Kloster mit der Mummerei wider den Pater Cassianus begangen und sich dadurch um sein Glück gebracht habe. „Hat mir's nicht Konrad gesagt, ich solle ein ehrlicher Kerl bleiben," dachte er bei sich selbst, „und habe nun doch wieder vom Teufel mich reiten und zu einem Diebsstreich mich verleiten lassen. Da geschieht mir's schon recht, daß es mir elender geht, als einem Hund." Daran, daß

er eine noch viel schlimmere Mummerei begangen, indem er sich katholisch gestellt und seinen Glauben verleugnet hatte, kam ihm noch kein Gedanke.

So lebte er, niedergeschlagen und trübselig, in den Herbst hinein; der einzige Hoffnungsschimmer, der ihm leuchtete, war die nahe Weinlese; da gab es ja wieder Arbeit und einige Pfennige zu verdienen, und Lust und Fröhlichkeit dazu. Aber ehe es so weit kam, traten neue Störungen ein. Bange Kriegsgerüchte jagten eines das andere. Zwar, daß Gustav Adolf, nachdem der Bischof von Bamberg sich mit ihm verglichen, gegen das nahe Würzburg heranzog, machte den Bauern im Ansbachischen geringe Sorgen; der Schwed kam ja als Freund und als „Schutzengel", wie die Leute sagten. Aber nun hieß es, daß der Lothringer mit siebzehntausend Mann stattlich geputzter, glänzender Truppen gegen den Schweden heranziehe, um Würzburg zu decken. Da konnte es blutige Händel in nächster Nähe geben; da durfte man, wenn der Lothringer sich in die Kitzinger Gegend warf, auf Plünderung und alle Schrecken gefaßt sein. Wirklich, schon hörte man seit einigen Tagen fernes Schießen; die armen Bauersleute giengen nicht ohne bittere Angst schlafen, was die nächste Nacht ihnen bringen werde. Aber wenn Melchior sich auch auf seinem Lager eine Zeitlang unruhig von der rechten zur linken und wieder von der linken zur rechten Seite wälzte, und eine halbe Stunde später, als es sonst der Fall zu sein pflegte, einschlief — war er erst einmal eingeschlafen, so schlief er fest wie ein Hamster. Um so größer war sein Schrecken, als in einer jener Nächte ein plötzliches Angst- und Klaggeschrei ihn weckte. Er sprang von seiner Streu empor und lauschte; da hörte er auf dem Hofe viele Stimmen, die in einer fremden, unverständlichen Sprache durcheinanderriefen; dazwischen das mörderische Klaggeheul der Weiber, das Fluchen der Bauern. Das waren die Lothringer, daran war kein Zweifel! Durch eine Lucke in der Scheunenwand blickte er aus seiner Finsternis hinaus auf die vom Mond beschienene Straße; da sah er einen starken Haufen fremder Soldaten in einfachen Waffenröcken von ungebleichter Leinwand mit blauen Krägen; sie nahmen

die Bauern und Bauernknechte in ihre Mitte, und führten sie zum Dorfe hinaus; dabei hörte Melchior, wie sie in gebrochnem Deutsch ihnen: „skanzen! skanzen! nikke Leid thun!“ zuriefen; von Plünderung und Gewaltthat sah er nichts. Jezt erschien auch der Fähndrich, und wandte sich zu den Weibern, die, kaum halbbekleidet, händeringend und jammernd dem Zuge nachliefen, und sagte zu ihnen in einem fremdartig klingenden Dialekt aber in reinem Deutsch: „Geht doch ruhig in eure Häuser; euern Männern geschieht kein Leid; sie sollen uns nur helfen eine Schanze aufwerfen wider den Lothringer. Wir sind ja eure Freunde, wir sind Schweden.“

„Schweden!“ dachte Melchior, und trat aus der Scheune in den Hof. Der Fähndrich aber fuhr, zu den durch seine Worte einigermaßen beruhigten Weibern gewendet, fort: „Die Nacht ist kalt, und meine Mannschaft hat seit heute Morgen nichts mehr zu essen gehabt. In längstens drei Stunden schafft ihr hundert Pfund gekochtes Fleisch vom besten, was ihr habt, für meine Leute hinaus. Wenn ihr euern Männern und Burschen auch etwas kochen und hinausbringen wollt, so habe ich nichts dagegen.“

Damit wandte er sich, und eilte dem Zuge nach. Die Weiber, zwischen Angst und Freude getheilt, eilten in ihre Häuser, und machten sich an's Werk. Melchior aber dachte: „Wenn's draußen was zu essen gibt, so will ich auch nicht fehlen. Dem Schanzen — das merk' ich schon — kann ich nun doch einmal nicht entgehen.“ Als geschulter Schanzgräber suchte er sich ein paar zu dieser Arbeit besonders geeignete Schaufeln aus, nahm sie auf die Achsel, und eilte dem Zuge nach. „Da bring' ich noch ein paar Schaufeln, wenn's etwa an Werkzeug fehlen sollte,“ rief er dem Fähndrich zu. Dieser wunderte sich über eine so seltene Dienstbeflissenheit nicht wenig, und warf auf den stattlich gewachsenen jungen Tagelöhner einen freundlichen Blick. Melchior reihte sich unter die Schaar der Bauern, die noch immer leise fluchten und wetterten, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß es ja Schweden und gute Freunde seien, die das Dorf vor dem wüthigen Lothringer schützen wollten.

Die stolzen Bauern hatten aber nicht Lust, sich von „dem hergelaufenen Schwaben“, dem Taglöhner und „Bettelbuben“ belehren zu lassen, und geboten ihm mit barschem Tone, zu schweigen.

In einer Viertelstunde war die zur Schanze ausersehene Stelle erreicht, die Arbeit begann, und so mismuthig, träg und ungeschickt sich die Bauern dabei benahmen, so eifrig und anstellig bewies sich Melchior. Das entgieng dem Fähndrich nicht, der ihn still beobachtete. Drei Stunden waren längst vergangen, und die Schanze zur Hälfte vollendet; da erschien der Zug der Weiber mit großen Fleischtöpfen und mit kleineren Schüsseln voll Hafermuß. „Zum Teufel! was ist das?“ fuhr der Dorfschulze auf, „wer hat euch geheißen, Fleisch kochen?“ — „Ich habe es befohlen,“ sagte der Fähndrich, indem er seine Hand dem Schulzen lächelnd auf die Schulter legte; „meine Leute haben Hunger, und weil ihr wohl auch Hunger haben werdet, so habe ich euern Weibern erlaubt, auch für euch etwas Warmes mitzubringen. Ihr könnt jezt eine halbe Stunde ruhen.“

Die Soldaten nahmen die Fleischtöpfe in Empfang, und schürten rasch ein großes Feuer, um die kalt gewordenen warmzustellen. Die Bauern nahmen die Tiegel mit Haferbrei mit sauersüßer Miene an sich; es lagerte sich jeder Hausvater mit seinen Söhnen und Knechten um je einen Tiegel; bescheiden trat auch Melchior zu seinem Bauern, dem reichen Hannadel, und hoffte, es würde etwas für ihn in dem Tiegel übriggelassen werden; aber da hatte er falsch gerechnet; der Tiegel wanderte, bis auf den Grund geleert, in die Hände der Bäuerin zurück, und Melchior stand hungernd und in seinen zwillchenen Hosen vor Kälte zitternd da. Da ertönte plötzlich dicht hinter ihm des schwedischen Fähndrichs Stimme: „Komm, Bursch! Du hast unter allen am fleißigsten gearbeitet; dafür sollst du nun mit meinen Musketieren essen.“ Melchior folgte der Weisung mit freudestrahlendem Angesicht; er bekam, wie jeder andere, ein volles Halbpfund Fleisch, und ließ es sich herrlich schmecken, während die Bauern vor Zorn und Aerger bersten wollten, daß der her=

gelaufene Bettelbube, der Taglöhner, Fleisch bekam, und zwar von ihrem Fleische, wo sie, die reichen Bauern, nur Haferbrei bekommen hatten!

„Weg da! du Lümmel!" rief der Schulz, und gab Melchior einen Rippenstoß, als dieser wieder zur Arbeit in die Reihe eintreten wollte. „Fort!" schrie ein Anderer, und stieß mit dem Stiel der Hacke nach dem Gegenstande des allgemeinen Hasses. Nirgends ward ihm der Eintritt gestattet. Da winkte ihn der Fähndrich zu sich her, und sagte: „Du armer Kerl scheinst unter diesen Bauern kein gutes Leben zu haben?" — „Ach nein," antwortete Melchior, „mir geht's schlimmer als einem Hunde; aber ich hab's auch nicht besser verdient." — „Wie so?" fragte der Fähndrich, „was hast du Böses begangen? und wie bist du in diese Lage gekommen?" — „Ich bin ein Würtemberger Kind," versezte Melchior; „als meines Vaters Hof mir verbrannt worden und ich um Eltern, Hab und Gut gekommen, da bin ich ein Strolch worden und hab' in der Noth mich auf allerlei Diebsstreiche verlegt; habe dann wollen ehrlich werden und Dienste bei der Fahne genommen, wie Konrad der Wachtmeister mir gerathen; weil sie mich aber einen Schaufelträger gescholten, habe ich Händel gekriegt und bin in's Loch gesteckt worden; das hat mich geärgert und bin ausgerissen. Sie haben mich eingefangen, und habe müssen spielen auf Hohenurach, und mein Leben verspielt. Hat mir aber der Major von Marsilien, so zu Hohenurach kommandirt, mein Leben geschenkt auf Fürbitte der ehrsamen Jungfer Rosa, der Pfarrerstochter, weil deren Bräutigam selig, der Hauptmann Müller, so ein tapferer Herr gewesen; aber dienen habe ich nimmer dürfen. Gieng ich denn nach Maulbronn, und wollte da Ackerknecht werden, ward aber zu den kaiserlichen Schützen genommen, wo ich auch noch wäre, denn ich es dort sehr gut hatte; aber da hat mir der leidige Teufel in's Ohr geraunet, aus eitel Muthwillen Mummenschanz zu treiben, und also dem Pater Cassianus einen halben Truthahn aus seiner Zelle zu stehlen. Da ich nun gemerket, daß solcher Anschlag ausgekommen, bin ich flüchtig gegangen, und leide nun allhier in diesem Elend die gerechte Strafe für

meine Thorheit, daß ich solchen Mummenschanz und unehrlichen Gaunerstreich getrieben."

„Aber wie konntest du nach Maulbronn gehen," sagte der Fähndrich, „und bei den Pfaffen Ackerknecht werden wollen, und bei den Kaiserlichen als Schütze dienen, so du doch ein Würtemberger, das ist ein Kind und Glied evangelischer Kirche bist?"

„Ich habe mich dort angestellet, als ob ich katholisch wäre," erwiderte Melchior ganz unbefangen.

„Wie?" rief der Fähndrich, „das hast du gethan?! Und siehst du nicht ein, daß diese Verleugnung deines Glaubens eine viel schlimmere Unehrlichkeit und ärgerer Mummenschanz war, als die Narrethei, die du mit dem Pater und seinem Truthahn getrieben?"

„Ihr möget wohl recht haben," sagte Melchior betroffen; „daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Daß mir das nicht selber eingefallen ist! Ja nun begreif' ich's, daß unser Herrgott nichts mehr von mir wissen will."

„Du mußt so nicht reden," sagte der Fähndrich. „Gott ist jedem zu Gnaden bereit, der nur seinen begangenen Fehltritt einsieht und Leid darüber trägt. Auch dir wird er deine Sünde verzeihen. Aber du solltest auch deinerseits etwas thun, deinen Fehler gut zu machen, und dein Leben Gott zu seinem Dienste weihen."

Melchior sah ihn mit offenem Munde an; er begriff nicht, was der Fähndrich sagen wolle.

„In der Würtemberger Armee" fuhr dieser fort, „darfst du nicht mehr dienen; aber bei uns Schweden könntest du eintreten, und für die heilige Sache, die du verleugnet hattest, als braver Soldat dein Leben in die Schanze schlagen. Wenn du das wolltest."

„Herr!" unterbrach ihn Melchior freudestrahlend, „Herr! ist das euer Ernst? Ihr wollt mich wieder als Soldaten aufnehmen? Und das ist wahr?"

„Hier hast du zehn Gulden Handgeld; du bist unser. Sei Gott und dem König treu!"

Es fehlte nicht viel, daß dem armen Melchior vor Freuden die Thränen aus den Augen stürzten. Er warf

sich vor dem Fähndrich auf die Kniee, presste dessen Hand in die seine, und bedeckte sie mit Küssen. „Aber werd ich denn das Kommando verstehen?“ sagte er plötzlich ganz beklommen. „Das wirst du schnell lernen,“ sagte der Fähndrich; „ich bin ja selbst ein geborener Deutscher, und habe es auch lernen müssen. — Den hergelaufenen Bettelbuben,“ rief der Fähndrich den Bauern zu, „den seid ihr los; der ist jetzt schwedischer Soldat. Respekt vor ihm, ihr hochmüthigen, hartherzigen Narren! Und wenn ich sehe oder erfahre, daß ihr je wieder einem armen Menschen so hart und herzlos begegnet, dann weh euch; dann fordre ich statt hundert Pfund Fleisch hundert Centner und noch fünfzig Fuder Wein dazu. Marsch jetzt! Fort in euer Dorf!“

Die Schanze war fertig. Trompetenstöße erklangen; neue Schaaren Schweden rückten an, die Schanze zu besetzen. Das Morgenroth stieg empor, und vergoldete die Rebenhalden des Schwabenberges, und in Melchiors Herzen glänzte die Sonne der frohsten Hoffnung, als er mit dem Trupp des Fähndrichs in das nahe Standquartier abmarschirte.

Und während ihm die Sonne aufgieng, gieng sie den Mönchen in Maulbronn düster genug unter. Nicht durch die Schweden. Nein, die Lothringer selbst, von Gustav Adolf am Main in raschem leichtem Siege auf's Haupt geschlagen, wälzten sich als flüchtige zersprengte zuchtlose Haufen durch das Klosteramt Maulbronn raubend und plündernd nach dem Oberrhein zurück, und ließen den unglücklichen Landstrich als eine Einöde hinter sich. Auch des Klosters ward nicht von ihnen geschont; die hochgefüllten Speicher wurden geleert, die Weinvorräthe in den Kellern ausgetrunken, die Fässer zerschlagen; und die Kapaunen, welche Pater Cassianus zur Schadloshaltung für den halben Truthahn, den der Heilige in ein Schnitzbild verwandelt hatte, mästen ließ, wurden auf's unbarmherzigste hingewürgt, und wanderten auf den Spießen der feingeputzten Lothringer aus dem Klosterhofe hinaus, so daß der arme Pater ernstlich anfieng, an der Kraft des ihm ertheilten Segens zu zweifeln.

Noch schlimmer freilich, als dem Kloster, ergieng es draußen auf dem platten Lande den Bauern des Klosteramtes. Aber nicht gutwillig ließen sich diese die Haut über die Ohren ziehen. Vor den Lothringern, die troz ihren sammtenen und gestickten Wämmsern, ihren silbernen und goldenen Tressen sogleich im ersten Treffen feig geflohen waren, hatten sie keinen sonderlichen Respekt, und getrauten sich um so mehr, es mit ihnen aufzunehmen, da sie die Schweden als Rückhalt in der Nähe wußten. So organisirten sie sich zu Guerillabanden; der Würtembergische Oberst Bernhard von Schaffelizky stand ihnen bei, wußte ihnen Waffen und Munition in die Hände zu spielen, und half ihnen, ihre Schaaren zu ordnen, während er zugleich bemüht war, taugliche junge Männer zu Offizieren zu werben und den Schweden zuzuführen, die von allen Seiten Verstärkung an sich zogen. So gieng es denn den Lothringer Räuberbanden übel; den Schaden von 48,900 fl., den sie binnen weniger Tage dem Amte Maulbronn zugefügt, zahlten sie mit ihrem Blut; wo sie sich blicken ließen, fielen die rachedurstigen Bauerntruppen über sie her, und hieben sie zusammen oder trieben sie zu Paaren. Und als vollends die Kunde kam, daß Gustav Adolf die Stadt Ladenburg besezt habe, und ihnen den Rückzug abschneiden wolle, da floh der ganze, von 17,000 auf 6000 Mann zusammengeschmolzene Rest des Heeres, der Herzog Karl von Lothringen voran, mit solcher Eile nach Straßburg zu, daß sie nun vollends zum Gespött wurden. Ein Bauer gab dem Pferde des fliehenden Herzogs einen Schlag, und rief letzterem nach: „Frisch zu, Herr! Ihr müßt noch schneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schwedenkönig ausreißt.“

Die Lage Würtembergs hatte sich binnen weniger Wochen völlig geändert. Der Kaiser, welcher bisher das arme Land und dessen Regenten mit Füßen getreten, schrieb jezt an lezteren die freundlichsten Briefe, und bat ihn mit den süßesten Worten, daß er doch ja nicht an Gustav Adolf sich anschließen und mit den Schweden gemeine Sache machen solle. Julius Friedrich, der seit dem Sommer gänzlich den Kopf verloren hatte, war in der That unschlüssig,

während sein ganzes Land und Heer den Anschluß an Gustav Adolf forderte. Schaffelizky führte eben deshalb seine geworbenen Truppen und Offiziere nicht dem Herzog sondern geradenweges den Schweden zu; denn nicht für die kaiserliche sondern für die protestantische Sache wollte er sie geworben haben. Der brave Komandant von Hohenurach, Wetzel von Marsilien, komplimentirte die zweitausend Mann Kaiserliche von Altringers Regiment, welche noch immer das Amt Heidenheim, südostwärts von Urach auf dem Rücken der Alp, besezt hielten, ganz einfach zum Lande hinaus, indem er ihnen versprach, ihnen monatlich 90,000 Pfund Brod und 76,000 Pfund Fleisch über die Grenze liefern zu wollen. Er wußte recht wohl, daß er nicht in die Lage kommen werde, dies Versprechen halten zu müssen. Auch der Landesausschuß forderte jetzt gebieterisch den Anschluß an Schweden, und Gustav Adolf selbst schrieb den 17. Oktober an den Herzog-Vormund, er solle sich nun endlich einmal gerad und bestimmt erklären, wessen man sich zu ihm zu versehen habe.

Konnte Julius Friedrich noch immer zaudern? Gustav Adolf, nachdem er seinen Feldherrn Gustav Horn mit achttausend Mann in Franken zurückgelassen, war nach Frankfurt a. M. geeilt, und dort mit offenen Armen empfangen worden; der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel führte sein siegreiches Heer, das so eben den Fugger und Altringer aus Westfalen gejagt, dem Schwedenkönige zu. Auch der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt hatte sich ihm unterworfen, und mittlerweile war Norddeutschland durch die schwedischen Generale Tott und Banner von den lezten Ueberbleibseln kaiserlicher Heeresmacht gesäubert. Noch zauderte Julius Friedrich. Horn erbot sich im Anfang des Jahres 1632, die kaiserlichen Truppen aus den Klosterämtern zu verjagen; Julius Friedrich lehnte dies Anerbieten dankend ab. Zum Lohn dafür und zum wüthenden Aerger des Volks rückten neue kaiserliche Truppen in Würtemberg ein; das Land mußte ja doch gegen die Schweden geschüzt werden!

War es bei Julius Friedrich wirklich bloße Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit? Oder schwebte dem ahnenden Auge

des Herzog-Vormunds die Veränderlichkeit des Kriegsglücks — schwebte ihm all das Unheil vor, das nach wenigen Jahren in Folge des Bündnisses mit Schweden über seinen Neffen und Mündel kommen sollte? War es ängstliche Gewissenhaftigkeit, daß er den ungeheuren Schritt eines offenen Abfalls vom Kaiser nicht in seiner Stellung als Vormund des unmündigen Eberhard wagen wollte? Aber schon redete eine mächtige Partei im Lande laut und offen davon, daß man Julius Friedrich zwingen werde, der Vormundschaft zu entsagen; Herzog Eberhard stehe jezt in seinem achtzehnten Lebensjahre, und sei alt genug, die Regierung anzutreten.

Eberhard war auf Reisen; er lebte seit einem Jahre in Genf. Der Kanzler Löffler, das Haupt der schwedischen Partei in Würtemberg, wußte dorthin Verbindungen mit ihm anzuknüpfen; er setzte ihn brieflich von der Lage der öffentlichen Dinge in Kenntnis, und bat ihn, sich auf alle Fälle bereit zu halten, wenn eine Botschaft ihn zur Rückkehr in sein Land und zum Antritt der Regierung berufen sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Die alte Zeit kommt wieder.

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?
Göthe.

Die Vorboten des Frühlings, die Lerchen, hatten sich eingestellt; die schwesterlichen Nymphen der Erms und Elsach, von dem Aprilschnee geschwellt, dessen lezten Rest die milde Sonne von den Felsenhalden leckte, fielen mit lautem Plätschern einander in die Arme, als hätten sie sich eine Freuden-

kunde zu erzählen; die Schneeglöckchen und Himmelsschlüsselchen blühten im Walde, die Leberblümchen und Kaiserkronen im stillen Pfarrgarten bei St. Amandus; der Pfarrer, welchem seit der erfreulichen Wendung der Dinge die volle Kraft und Gesundheit zurückgekehrt war, gieng munter im Garten umher, und beschnitt seine Obstbäume und Reben; Rosa steckte Erbsen und sezte die Levkojenpflänzchen aus, die sie in Töpfen gezogen. Hedwig gieng ihr dabei zur Hand; seitdem der Wachtmeister Konrad zur Reiterei nach Ludwigsburg versezt worden, hatte ihre Verstimmung gegen Rosa sich gelegt, und sie kam wieder häufiger in's Pfarrhaus. Das Gefühl der Sicherheit und Ruhe war in alle Gemüther zurückgekehrt; der Krieg, der nunmehr seit vollen vierzehn Jahren gewüthet, schien seinem Ende nahe. Gustav Adolf, der Schutzengel der evangelischen Kirche, hatte noch am Ende vorigen Jahres nach einer Reihe glänzender Siege am Rhein die Stadt Mainz erobert, die spanischen Truppen geworfen; jetzt beim ersten Beginn des Thauwetters war er nach Nürnberg geeilt, hatte dann durch die Eroberung von Donauwörth sich den Uebergang über die Donau erzwungen, und war bereit, über den Lech zu setzen und in Baiern einzufallen.

Der Siegesrausch der Menge zweifelte keinen Augenblick an einem günstigen Erfolg. Einsichtvolle Männer wußten freilich, daß dem Schweden hier noch eine harte Nuß zu knacken blieb, daß noch eine Hauptschlacht geschlagen werden müsse. Stand doch bei dem Städtchen Rain, Donauwörth schräg gegenüber, unter Tilly's Befehl Baierns ganze Macht, von Gustav Adolf nur durch den hochgeschwollenen Lech getrennt! Hatte doch Tilly dort im Osten des Flusses, im Winkel zwischen Lech und Donau, ein furchtbar befestigtes Lager bezogen, und das ganze Lech-Ufer bis Augsburg hin verschanzt! Wie wollte der Schwede im Angesicht des Feindes und unter dessen Kanonen den Uebergang über den tobenden Alpenstrom erzwingen?

Diese Sorge bewegte auch den Burgermeister Müller, der eben jezt zu dem Pfarrer in den stillen friedlichen Garten trat. Der arme Mann war seit dem Tode seines

einzigen Sohnes nur noch ein Schatten von dem, was er früher gewesen. Sein Haar war weiß geworden, und hieng ihm in dünnen Strähnen an den welken Wangen herab; seinen einst feurigen, gebietenden Blick pflegte er jezt auf die Erde zu richten, als suche er unter dem Boden nach einem verlorenen Kleinod; der Ton seiner Rede war matt, als ob ihm jedes Wort, das er sprechen müsse, Mühe machte. So trat er ein, und eine Thräne trat ihm in's Auge, wie jedesmal wenn er Rosa erblickte. Nachdem er sie freundlich begrüßt, stellt er sich zum Pfarrer und fieng ein Gespräch mit ihm an. Er redete anfangs so leise, daß Rosa nichts davon verstand; allmählich aber kam er in Eifer, und sie vernahm deutlich die Worte: „Es ist ein tollkühnes Wagnis, sage ich. Und wenn es fehlschlägt, dann wehe uns! dann ist unser Würtemberg wieder das erste Land, über welches sich die Schaaren der Geschlagenen, und hinter ihnen her die Banden der wüthenden Sieger ergießen. Nach Westen herüber geht ja der ganze Stoß, wenn Tilly den Schweden zurückwirft.“

Rosa erschrack; sie hatte von solchen neuen Gefahren nichts geahnt, sondern den Glauben an Gustav Adolf's Unüberwindlichkeit getheilt. Die Levkojenpflänzchen entfielen ihrer Hand; starr und ängstlich blickte sie nach den beiden Männern am Rebgeländer hinüber, und beachtete nicht, wie der kleine Edmund sich sofort über die Pflänzchen hermachte, und emsig dieselben zerpflückte.

Da erklangen auf dem nahen Kirchthum die Glocken; ein Flug weißer Tauben, vom Kranze des Thurms verscheucht, flog über den Garten weg; droben stieß der Stadttrompeter in seine Zinke, so laut und lustig, als wollte er das blinkende Messingrohr zersprengen; Alle reckten die Köpfe empor; von der Straße herein schallten die Tritte des zusammenlaufenden Volkes; die Zinkenisten aber fiengen jezt auf dem Thurme an, das Lied: Nun danket alle Gott! zu blasen.

„Was ist das?“ sagte der Burgermeister, und wollte nach der Gartenthür eilen. Ein junger Stadtschreiber trat ihm entgegen. „Find ich euch endlich, Herr Burgermeister!“

rief er. „Victoria! Fröhliche Botschaft! Der Schwede hat den Uebergang über den Lech erzwungen. Unter dem verhüllenden Qualm von Reisigfeuern hat er die Brücke geschlagen, indeß er durch ein wirksames Geschützfeuer die Aufmerksamkeit des Feindes auf eine andere Stelle des Ufers lenkte. So ist er hinüber; Tilly's Heer ist geschlagen und nach Ingolstadt abgezogen; Tilly ist tödlich und Altringer schwer verwundet. Baiern liegt dem Schweden offen. Die Folgen machen sich schon geltend. In Kloster Herbrechtingen und in Blaubeuren haben die Mönche sammt der Kaiserlichen Besatzung über Hals und Kopf ihre Siebensachen eingepackt und das Weite gesucht, und in den übrigen Klöstern wird's ebenso gehen. In drei Tagen haben wir alle unsre Klöster wieder; verlaßt euch darauf!"

Rosa bebte vor Freude; sie mußte sich an dem Stützpfahl eines Bäumchens halten. Der Pfarrer faltete die Hände und warf strahlenden Auges einen langen dankenden Blick gen Himmel. Nur der Burgermeister vergoß Thränen, die nicht wie Freudenthränen aussahen. Ihm kam mit aller Macht die Erinnerung an jene Stunde, als sein Georg droben in der Stube des Pfarrers ihm die Nachricht gebracht, wie im Kloster St. Georgen die ersten kaiserlichen Truppen durch Major Widerhold zurückgewiesen worden seien. Ach wenn er dies erlebt hatte und wenn jezt wieder, wie damals, er der Freudenbote hätte sein können!

Was der Stadtschreiber gemuthmaßt, traf ein. Wie ein Windstoß die dürren Blätter, so fegte die Kunde des Schwedensieges die Mönche aus dem Würtemberger Lande.

Auch in der prächtigen Abtei Maulbronn war ihres Bleibens nicht. Nach langem schrecklichem Darben hatte es Pater Cassianus endlich wieder zu einem Hühnchen gebracht, das ein junger Frater ihm aus einem nahen Dorfe heimlich zu verschaffen gewußt, und das eben, goldgelb gebraten, in des Paters Zelle vor beiden auf dem Tische stand — denn der gute Pater wollte die Hälfte davon lieber dem Frater gönnen, als sie abermals in ein Heiligenbild sich verwandeln sehen. „Ich muß euch da eine Geschichte erzählen," hub er zum Frater Basilius an, „die mir vorigen Herbst begegnet

ist. Ich habe sie noch niemanden erzählen können; denn so oft ich auch von der Erscheinung zu reden anfieng, deren ich von Seiten unseres gebenedeiten Ordensheiligen gewürdiget worden bin — jedesmal haben die einfältigen Confratres mich mit ihrem dummen Gelächter unterbrochen, und da habe ich gedacht: Perlen muß man nicht den Säuen vorwerfen. Aber euch will ich die ganze Geschichte erzählen; ihr wandelt nicht im Rathe der Gottlosen, und sitzet nicht, da die Spötter sitzen. Also vorigen Herbst — es war gerade in der Nacht, bevor die schreckliche Nachricht von dem Sieg des Ketzerkönigs in Sachsen bei uns anlangte — lag ich ruhigen Schlafes auf meinem linken Ohr, als ein Geräusch und ein heller Lichtglanz mich weckte. Ich fuhr aus dem Bette auf, und nach dem Fenster, wo der Schimmer herkam. Wen sah ich da? Niemand anders, als den heil. Benedictus, welcher sich zu mir, seinem geringen Sohne, auf den Wolken herabließ, und in Anbetracht alles des Schweren, was unser wartete, mir zu meinem Trost einen herrlichen Segen ertheilte: daß ich ein langes Leben haben und es mir an allem Guten nicht fehlen solle. Er versprach mir auch, deß zum Zeugniß, ein großes Mirakel, das ich am nächsten Morgen in meiner Zelle finden würde; und wirklich, wie ich meinen Wandschrank öffne, darein ich die Hälfte eines Truthahns gestellet, die ich mir wollte zum Frühstück schmecken lassen, da hatte sich der Braten in ein Heiligenbild vewandelt. Seht, dort steht es noch."

„Ach ja," sagte der Frater, „das ist ja dasselbe Bildchen, das vorher in der Ecke vor dem Eselsstalle stand. Niemand konnte begreifen, wo es hingekommen."

„Nein," versezte Pater Cassianus entrüstet, „es ist ein Bild, so der Heilige vom Himmel gebracht. Haltet es nur an die Nase, wie es nach Cedernholz riecht!"

„Es riecht leibhaftig nach Eselsmist," sagte Basilius; aber zürnend versezte der Pater: „Der Heilige wird wohl gar ein Bild aus dem Eselsstall holen, wenn er ein Mirakel vollbringen will."

„O," sagte der Frater ruhig, „man hat dergleichen Fälle mehr, wo ein Bild durch ein Mirakel aus einem Esels-

stall in den andern versezt worden ist. Da könnte ich euch gar mancherlei Legenden erzählen. Die eure also," fuhr er nachdenklich fort, „trug sich gerade in jener Nacht zu, wo der fremde Schütze, der Würtemberger, den der Vogt eines Abends mitbrachte, sich aus dem Staub gemacht hat. Niemand konnte begreifen, warum? und wohin er gekommen? Das war ein wunderlicher Heiliger, sag' ich euch."

„Was geht mich euer Schütz an?" versezte der Pater. „Sagt mir lieber, warum der Segen Sancti Benedicti sich bisher so wenig an mir erfüllet hat. Nie in meinem Leben ist mir's so schlecht ergangen, als seitdem er mir erschienen."

„Ihr fragt noch?" sagte der Frater. „Habt ihr nicht gelesen in capite quadragesimo unserer heiligen Ordensregel, daß ein Pater des Ordens allerdinge soll kein Fleisch essen?"

„Außer propter infirmitatem corporis," unterbrach ihn der Pater, „bei Schwachheit des Leibes. Bin ich nicht ein schwacher alter Mann?"

„Wir befinden alle, daß ihr täglich stärker werdet," antwortete lachend Frater Basilius. „Ihr seid recht wohl bei Leibe. Aber ich bitte euch, versteht ihr denn gar nicht die Meinung, so der Heilige gehabt, als er das Mirakel an euch vollbrachte? Euern sündlichen Truthahn hat er euch genommen, und dafür sein heiliges Bildnus hingeleget. War also das seine deutliche Meinung, daß ihr dem verbotenen Genuß des Fleisches entsagen, und dafür dem Heiligen größere Verehrung durch fleißiges Beten und Fasten erzeigen solltet."

Dem Pater lief es heiß über die Stirne. Er hatte soeben das goldgelbe Huhn zerlegt, und war im Begriffe, den ersten Bissen in den Mund zu schieben. Jezt hielt er inne, hielt die Gabel mit dem köstlichen Bissen in bänglicher Schwebe zwischen Teller und Lippen, und sah den Frater mit verduztem Blicke an.

„Ich rathe euch ernstlich," sagte der leztere, „erzürnt den Heiligen nicht durch neue Uebertretungen. Seht, ich bin ja gern bereit, eure Hälfte für euch noch zu der andern hinzuzuessen; ich bin Frater, ich habe die höheren Weihen noch nicht empfangen; bei mir hat dies viel weniger zu sagen. Langt her!"

„Nein! und abermal nein!“ rief der Pater lebhaft. „Nein, diesmal will ich mir noch gütlich thun! Dies einemal noch! Es soll das leztemal sein, ach, es soll — mein Henkersmahl sein!“

„Dann seht nur zu,“ warnte Basilius, „daß der erzürnte Heilige euch nicht noch ganz anders mit Strafen heim — —“

Er vollendete das Wort nicht. Ein wüster Lärm draußen im Corridor unterbrach ihn. „Flieht! Flieht! Die Schweden! Die Schweden! Sie schlagen uns todt! Sie spießen, sie rädern uns! Flieht!“

Es war die Kunde von der Schlacht bei Rain, welche solchen panischen Schrecken im Kloster erregte. Kein schwedischer und kein würtembergischer Trupp war in der Nähe; aber schon die bloße Botschaft, daß die Mönche in Pfullingen und in Alp-Irsbach und in Bebenhausen und wo sonst noch über Hals und Kopf sich aus dem Staub und aus dem Lande gemacht, ließ die erhizte Phantasie des gestrengen Vogtes und des finstern Probstes die drohendste Gefahr schon in unmittelbarer Nähe sehen. Die Schützen warfen ihre Waffen weg, und flohen in die Wälder, ohne auf das Jammergeschrei der armen Mönche zu hören, die sie um ihren Schutz anflehten. Die Mönche liefen hinterdrein; sie nahmen sich nicht Zeit, auch nur die nothwendigsten Habseligkeiten zusammenzupacken. Nur Frater Basilius hatte die Geistesgegenwart, die beiden Hälften des Huhnes in seine Kutte zu schieben; Pater Cassianus hatte völlig den Kopf verloren, und lief mit dem Jammergeschrei: „Heimgesucht! ja heimgesucht!“ in der Zelle umher, bis ihn der Frater mit Gewalt hinaus schleppte. Dann folgte er den Andern keuchend in den Wald. —

Auch auf die Würtembergische Politik hatte die Schlacht bei Rain einen entscheidenden Einfluß. Den Schweden im Osten, den Schweden im Westen und im Norden, konnte Julius Friedrich nicht länger unschlüssig zaudern. „Der Schutzengel“ hielt ihn zu dicht von allen Seiten mit seinen Flügeln umspannt, als daß er seiner Protection noch länger hätte widerstehen dürfen. Der Herzog ordnete umfassende Wer-

bungen und Rüstungen an, erst in geheimem, bald in offenem Einverständniß mit Gustav Adolf. Der Kanzler Löffler war die Mittelsperson. Mit Würtembergs Hülfe mußte es den Schweden leicht werden, die Kaiserlichen von Hohentwiel aus aus dem Hegäu, vom Kniebis aus aus dem Breisgau zu jagen, und so vollends auch den Südwesten des Reiches von ihnen zu säubern.

Aber noch ehe es auf diesen Punkten zur kriegerischen Aktion kam, vollbrachte Julius Friedrich ein Werk friedlichen Wiederaufbaus. Es war ein Tag des Jubels, als im Amandushofe zu Urach Dienstag den 1. Mai eine Schaar von fünfzig jungen Scholaren sammt zweien Präceptoren ihren Einzug hielt. Zwar dazu, um die Klosterschulen alle, und in ihrer vorigen Stärke und Ausdehnung, wieder einzurichten, waren die Kräfte des Landes viel zu erschöpft; fanden sich doch um jene Zeit im ganzen Herzogthum nur noch 40,000 Scheffel Getraide und 150,000 Scheffel Hafer vorräthig! Da mußten denn freilich die Klostergüter in Anspruch genommen werden, um die geleerten Speicher und Kammern wieder zu füllen. Aber ganz vergaß man doch bei solcher Noth der Schulen nicht; soviel deren die äußerste Nothdurft erforderte, wurden wieder eingerichtet. Demgemäß wurde denn auch das Amandusstift nicht in seinem vorigen Umfang wieder hergestellt, sondern die Regierung beschränkte sich auf die Einrichtung der unteren Klassen für die jüngeren Schüler, und sezte ihnen zu möglichster Ersparnis zwei Candidaten als Lehrer vor, junge, unverheirathete Männer, die sich mit einem geringen Einkommen begnügten.

Wie heimlich ward es Rosa und ihrem Vater zu Muthe, als vom Hofe herauf, wie einst, in den Spielstunden das muntere Geschrei der lärmenden Knaben erscholl, und dazwischen die kreischende Stimme des Küsters ertönte, der jezt statt des alten Magisters die Ordnung aufrecht zu halten hatte. Ja, die gute alte Zeit war wieder gekommen, und mit der Erinnerung an sie tauchte jezt ganz unwillkürlich auch noch eine andere Erinnerung in Rosa's Seele auf, eine Erinnerung, die lange in ihr geschlafen, und die sie aus zartem Pflichtgefühl auch nach ihres Bräutigams Tode sorgsam

unterdrücken zu müssen seither geglaubt hatte. Aber ungerufen drängte es jezt sich ihr auf, das Bild Richards, nicht des Studenten, der dort am Wasserfall neben ihr saß, als Georg unmuthigen Blickes vorüberschritt, nein: des Knaben Richard, der einst hier im Hofe sich getummelt, oder vielmehr sich nicht getummelt hatte, sondern den andern Knaben mit dem leuchtenden Beispiel seines überaus gesezten und vorschriftgemäßen Betragens vorangegangen war. Sie dachte daran, wie er damals zu ihr, dem Kinde, sich liebreich herabließ, sie bei ihren Schreibübungen beaufsichtigte, und, wenn sie ihre Sache gut gemacht, ihr zur Belohnung hohe Geschichten von Horatius Cocles und Mucius Scävola, die er in seiner Schule lateinisch gelesen, ihr auf deutsch wiedererzählte, und wie sie stets mit großem Respekt, ja mit einer gewissen Bangigkeit an dem gelehrten Herrn Vetter hinaufzublicken gewohnt war.

Sie dachte daran, und ließ beim Anblick der im Hofe lärmenden Knaben die harmlosen Bilder der harmlosen Kinderzeit an sich vorübergehen — da gieng die Thüre auf, und die beiden Candidaten, welche diesen Vormittag ihren Einzug als Präceptores gehalten, traten ein, dem Herrn Pfarrer ihre Aufwartung zu machen. Der eine war ein sehr langer, steifer und linkischer, der andere ein ruhiger, blasser, ernster Mensch mit breiten Schultern und starken Backenknochen. Anziehend war keiner von beiden. Rosa fand keinen Grund, das Gemach zu verlassen, und den Augen von Männern aus dem Wege zu gehen, die ihr ja doch von nun an auf Tritt und Schritt begegnen mußten. Sie blieb, und nahm an ihres Vaters Seite Platz. Der steife linkische stellte sich, als der Pfarrer im Verlaufe der Unterredung sie um Namen und Herkunft fragte, als Daniel Brizikomius aus Brackenheim, der blasse ernste als Peter Küchli aus Murrhard vor. „Peter Küchli?“ sagte Rosa nachsinnend; „hieß denn nicht ebenso der Student, der mit Richard auf Einer Stube wohnte?“

„Großer Gott, ja!“ erwiderte Küchli mit bestürztem Blick. „Ihr kennt also meinen Namen? Er hat euch von mir erzählt?“

„Wie sollte er das nicht?“ versezte der Pfarrer. „Er hat uns sehr viel gutes von euch gesagt, und ich freue mich recht herzlich, euch nun in Person kennen zu lernen. Aber sagt mir: wie geht es Richard? Wir haben über Jahr und Tag keine Nachricht mehr von ihm gehabt. Er hat die Korrespondenz mit uns abgebrochen, und so wissen wir nicht, was nun weiter aus ihm geworden ist.“

„Ihr wißt es nicht?“ sprach Küchli mit bebender Stimme; „wirklich noch gar nichts?“

„Um Gottes willen, was ist ihm begegnet?“ fragte der Pfarrer, und Rosa mühte sich vergebens, ihre innere Unruhe zu verbergen.

„Er ist todt,“ sagte Küchli dumpf und leise.

„Todt?! Auch er?!“ rief Rosa. „Aber wann? wo? wie? Wir wissen ja gar, gar nichts.“

„Besser, daß ihr es nicht wißt,“ sagte Küchli traurig. „Und am besten wär' es, ihr fragtet nicht weiter.“

„Barmherziger Gott! Er hat doch nicht selbst — —“ stammelte Rosa, welche jezt an seine stillglühende Leidenschaft für sie, und an ihre Verlobung mit Georg dachte. Aber sie vollendete den angefangenen Satz nicht.

„Nein! nicht sich selbst! nicht sich selbst!“ fiel Küchli beruhigend ihr in's Wort. „Aber Gottes Hand, Gottes ernste, schwere Hand hat ihn gefunden — leider, daß ich hinzusetzen muß: ihn in seinen Sünden gefunden.“

„In seinen Sünden?“ fragte der Pfarrer hocherstaunt. „Wär's möglich? Er konnte auf Abwege gerathen?“

„Lieber Herr Pfarrer!“ versezte Küchli, „er brauchte nicht erst auf Abwege zu gerathen; er war schon lange auf einem großen Abweg. Er trug in seiner Brust ein hartes, selbstsüchtiges, stolzes Herz! — Lieber Collega Brizikomius! wollet ihr nicht so gut sein, und die Jungens drunten ein wenig beaufsichtigen? Sie sind gar zu laut, und was wir hier reden, kann euch ja doch nicht interessiren, da ihr den Richard nicht gekannt.“

Der Lange schien diese Bitte übel zu nehmen, und machte keine Anstalt, von seinem Sitze aufzustehen. „Gewiß, lieber Herr Präceptor,“ sagte ihm der Pfarrer, „ich nehme

es euch nicht im allermindesten übel, wenn ihr euern Besuch, der mir so sehr willkommen ist, um eurer Pflichten willen abkürzen wollt."

Brizikomius erhob jezt sein Beingestell langsam, und bewegte sich mit einer linkischen Verbeugung zur Thür hinaus.

Während man ihn die Treppe hinunterstolpern hörte, sagte Küchli: „Ich weiß, Jungfer Rosa, daß er euch gesagt, er empfinde eine heftige Neigung für euch; ich weiß aber noch mehr: daß er nämlich damit sich und euch getäuscht. Geliebt hat er leider nur sich selbst; euch hat er nicht geliebt, sondern euch nur keinem Andern gegönnt. Es dünkt euch vielleicht hart, daß ich so rede; aber Gott ist mein Zeuge, es ist die Wahrheit, und ich werde euch später bei größerer Muße die Beweise bringen. Ach mit wie viel Wort und Bitte habe ich ihm angelegen, von seinem Hochmuth zu lassen; einmal da schien es so, als ob ein anderer Geist Eingang fände in seiner Seele; es mögen das jezt zwei Jahre sein, als er zum leztenmal zum Besuche hier war. Aber bald war das wieder verflogen."

„Aber ich bitte euch," unterbrach ihn Rosa, „wie starb er denn? und woran? und wann? und wo?"

„Nun, ich will euch mit wenigen Worten alles sagen. Er ward in einem elenden Dorfe mit den Bauern zusammen elend erschlagen von plündernden italiänischen Truppen."

„O du allbarmherziger Gott!" rief Rosa, und fuhr mit dem Taschentuch vor die Augen. „Armer, unglücklicher Richard! Müssen denn alle, die je um mich sich bekümmert haben, unter Mörderhänden ihr Leben lassen?"

„Ihr bejammert ihn," sagte Küchli, „aber ach, er ist dieses Jammers nicht werth. Ihr habt noch nicht gefragt, wie er in jenes Dorf gekommen. Er hatte sich dort in einem erzschlechten Hause bei einer verrufenen Dirne eingenistet. Dort fanden ihn die welschen Truppen, als sie das Dorf in Brand steckten und die Einwohner niedermachten. Ihn selbst fand man nicht wieder; er war mit den übrigen Leichen der Erschlagenen bereits verscharrt, als ich auf die Schreckenskunde hinaus eilte. — O großer Gott, wie oft hatte ich dich für ihn angefleht, daß du ihm Buße, mir Weisheit und

Geduld, und meinen mahnenden Worten Kraft und Erfolg geben wollest! Nein, Jungfer, ich sage es mit Zittern vor Gott, aber ich darf es sagen: ich bin rein an seinem Blut. Und ihr seid auch rein an seinem Blut. Euern Brief an ihn habe ich gelesen. Jungfer! wer aus Trotz gegen Gott — merkt es wohl: aus Trotz gegen Gott, weil dieser ihm seinen Willen nicht gethan — wer aus solchem Trotz dem Teufel mit Willen seine Seele hingibt und sich in den untersten, eckelhaftesten Pfuhl des Lasters stürzt, trotz aller flehentlichen Freundesbitten, und wem's in jenem Pfuhle wohl ist — o glaubt mir, den hat schon zuvor ein schlimmer Geist regiert."

Rosa saß tiefsinnend und traurig da. „Habt ihr jenen Brief noch?" fragte sie. „Hier ist er," sprach Küchli; „ich habe ihn zu mir gesteckt, ihn euch zurückzustellen."

Sie nahm den Brief in ihre zitternde Hand und gieng in ihr Kämmerlein. Nach einem stillen Gebet entfaltete sie ihn, und las ihn ruhig durch. Sie las ihn zwei — dreimal. Sie versezte sich ganz in jene Zeit zurück, wo sie ihn geschrieben. Sie erwog jedes Wort des Briefes, ob etwa ein wehethuendes, ein verletzendes darunter sei. Endlich fragte sie sich: wie würde denn Georg einen solchen Brief aufgenommen haben? Georg?! Ei, hat er es denn nicht bewiesen? Ich hatte ihn ja abgewiesen, schonungslos abgewiesen. Ist er darum ein Verbrecher geworden?"

Sie faltete den Brief wieder zusammen, und legte ihn in ihren Schrein. „Da soll er liegen," sprach sie, „als mein Zeuge, daß ich unschuldig bin an seinem Verderben. Gott sei seiner Seele gnädig." —

Ihr Vater, als er nach Küchli's Verabschiedung nicht ohne einige Besorgnis zu ihr eintrat, fand sie zu seiner Freude völlig ruhig. „Du darfst an diesen Menschen nicht mehr denken," sagte er. „Ich habe nie mehr an ihn gedacht," antwortete sie, „seit ich des seligen Georg's Braut geworden bin; um so leichter wird mir's, ihn jezt zu vergessen. Mein Todter ist im Himmel," sezte sie leise hinzu.

Rosa war viel zu klaren Geistes, um durch den schauerlichen Ausgang, den es mit Richard genommen, beunruhigt

zu werden. Sie war sich bewußt, einfältigen Herzens ihrer Pflicht und der Führung Gottes gefolgt zu sein, als sie ihrem Retter Georg ihr Jawort gab. Richard hatte keinerlei Anspruch an sie; nie hatte sie ihm ein bestimmtes Versprechen gegeben, ihn stets auf die Zukunft und auf Gottes Walten verwiesen. Auch hatte sie keine Herzensneigung zu Richard zu bekämpfen gehabt, als sie Georgs Braut wurde; und eben daraus, daß es ihr so leicht wurde, Diesen achten und lieben zu lernen, ersah sie bald, daß ihre vermeintliche Zuneigung zu Richard nichts weiter gewesen war, als eine Art von geschwisterlichem Wohlwollen, das in der Gewohnheit des Zusammenlebens in dem gleichen Hause seinen Grund hatte. Wenn sie alles Geschehene ruhig überschaute, so hatte sie allen Grund, Gott zu danken, daß er durch Georg sie von Richard los gemacht. Denn ein Mensch, welcher sich so benehmen konnte, vermochte nie ein Weib glücklich zu machen. Den verschmähten Liebhaber, der aus Liebesgram sich das Leben nimmt, wird ein reines Mädchen bedauern; den, der seinen Gram im Sumpfe des Lasters ersäuft, kann sie nur verabscheuen; zwischen ihr und ihm ist eine ewige Scheidewand aufgerichtet. Rosa mußte Küchli Recht geben, daß Selbstsucht und kalter Hochmuth der Grundzug in Richards Charakter und der Quell seiner übrigen Fehler und Sünden war. Zu all den zahllosen kleinen Zügen aus seinem Knabenalter, deren sie sich erinnerte, war ihr in jenem Ausspruch Küchli's der Schlüssel gegeben, und sie alle dienten jenem Ausspruch zur Bestätigung.

So stand Rosa rein da, als sie mit sich selbst in's Gericht gieng.

Mit einer milden, durch keine Reue getrübten Wehmuth dachte sie nach wie vor an ihren armen Georg zurück, an diese biedre, offene Seele, an dies harmlose, ehrliche Gemüth, diesen frischen jungen Mann, der sie so von Herzen lieb gehabt und sich bemüht hatte, ihr so viel zu sein, als er seinem Wesen nach ihr sein konnte, und der noch im Sterben mit so rührender Selbstverleugnung bekannt hatte, Rosa sei ihm mehr gewesen, als er ihr. Ach, was war sie ihm denn gewesen? was anders, als eine pflichttreue Braut, die die

16*

eigenen Neigungen aufopferte, und in die ihr fremden des Bräutigams einzugehen suchte, so gut sie konnte. Es that ihr noch jezt so wehe, daß sie ihm nicht noch weit mehr hatte sein — daß sie ihm kein von Liebe begeistertes Herz hatte entgegen bringen können. In ihrer Demuth wußte sie nicht, wie köstlich vor Gott jene selbstverleugnende, selbstsuchtlose Hingebung war, köstlicher als die feurigste Liebesneigung; denn in dieser lohnt sich die Hingebung durch den Genuß der seligsten Empfindungen; in jener ist keine weitere Seligkeit, als das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht.

Es war begreiflich, daß Rosa nach den von Küchli gemachten Mittheilungen nicht trauriger und nicht fröhlicher war, als zuvor. Sie gieng ruhig ihren Lebenspfad weiter und wenn derselbe neuestens eine etwas heiterere Färbung hatte, so lag die Ursache davon in der freudigen Wendung der öffentlichen Dinge, in den Siegen Gustav Adolfs, in den frohen Hoffnungen, welche in jener Zeit jedes evangelische Herz erfüllten. Wenn wir heute noch Gustav Adolfs Thaten nicht anders, als mit Begeisterung zu lesen und zu erzählen vermögen: wie hoch mußten die Wogen dieser Begeisterung in den Gemüthern derer schlagen, welche das alles unmittelbar erlebt, welche die ganze Pein des Religionsdruckes und der Verfolgung und der Angst vor völliger Vernichtung der evangelischen Kirche empfunden hatten, und sich nun durch den Heldenkönig so rasch, so glänzend befreit sahen! „Die Schutzengel" — das war der stehende Ausdruck, womit der Mund des Volkes damals die Schweden zu benennen pflegte. Rosa, die durch ihren Vater von Anfang an in die religiöse Bedeutung des Gegensatzes, sowie in die kirchenpolitische Tragweite der Ereignisse eingeweiht war, und die Gefahren und Aengste des Krieges so unmittelbar an sich selbst erlebt hatte, theilte diese Begeisterung, wie sich leicht denken läßt, in vollem Grade. Auch Hedwig, welche als Magdeburgerin und Protestantin den Tilly und sein Heer glühend haßte, schwärmte für den Besieger dieses Tilly um so rückhaltloser, als ja ihr verstorbener Mann, wenn auch in kaiserlichen Diensten, doch nie in den Fall gekommen war, den Schweden feindlich gegenüber zu stehen.

„O wenn doch nur einmal ein Trupp Schweden durch unser Land zöge," sagte Hedwig öfter; und dann stimmte Rosa ein: „Ja, das wäre herrlich! das wäre ein Festtag, wenn wir unsere Schutzengel einmal mit Augen sehen könnten!"

Diese Freude sollte ihnen bald genug zu Theil werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Schutzengel.

Ich bin die Blum' im Garten,
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.
Rückert.

In Würtemberg war noch tiefer Friede. Wohl wurde für die im Schwarzwald und Hegäu beabsichtigten Aktionen ernstlich gerüstet; aber diese Rüstungen geschahen in aller Stille, und jene Absicht blieb für das Volk vor der Hand tiefes Geheimnis. Das schwedische Heer war in das Herz des Baierlandes, nach München, gezogen. In den stillen Thälern von Urach sah es so friedlich aus, wie seit Jahren nicht mehr. Durch kräftige obrigkeitliche Maßregeln, wobei der Vogt der Festung Hohenurach, Marsilien, mit dem Burgermeister Müller einträchtig zusammenwirkte, war die Umgegend von Raubgesindel und Schnapphähnen gesäubert; der Landmann bestellte wieder ruhig seinen Acker; der Hirt trieb sorglos sein Vieh auf die Weide, und von den bewaldeten Höhen klang wieder fröhlich das Hifthorn in's Thal. Auch die Natur schien an der allgemeinen Freude Theil nehmen zu wollen. Ein Frühling, so schön wie seit Jahren keiner mehr, hatte das Füllhorn seiner Blüthen über Gärten, Wiesen und Obstgehänge ausgegossen. Nach Zeiten der Angst und des Elends konnten die Einwohner von Urach wieder einmal heitern Herzens in ihren herrlichen Thälern sich ergehen.

Auch Rosa empfand die lebhafte Begierde, einmal einen Spaziergang zu machen. Es war Donnerstag den 10. Mai; der Vater hatte eine Taufe zu halten, und war von den Eltern des Täuflings zum Taufschmause eingeladen, von wo er vor Sonnenuntergang nicht nach Hause kam. Rosa hatte also völlig freie Zeit, und Hedwig war gern bereit, sammt dem kleinen Edmund sie zu begleiten. „Gehen wir an den Wasserfall?" fragte Hedwig; aber Rosa, welche diesen Punkt mit seinen trüben Erinnerungen gern vermied, erwiderte: „Laß uns lieber in das Seeburger Thal gehen. Der Weg ist leutseliger, und wir sehen dort auch mehr von der Blüthe."

So schlugen sie denn diesen Weg ein. Es war ein wahres Jauchzen in der Natur. Auch wo das leibliche Ohr nichts vernahm, als das leise Murmeln der Erms oder das Zwitschern eines Vögleins im Laube, da klang es an das innere Ohr der Seele wie eine volle große Harmonie. Die hohen, steilen Berge zu beiden Seiten mit ihren duftig grünen Buchenwäldern und ihren schöngeschweiften Linien — die Millionen Ranunkeln und Cardaminen auf den Wiesen — die schneeigen Blüthenhaine am Fuß der Höhen — der lichtblaue Himmel mit seinen vereinzelten leichten weißen Wolkenflöckchen — die schroffe Felsenwand von Hohenwittlingen, die dort so ernst und doch so schön in die Krümmung des Thales hereinschaute — sie alle sangen, sie sangen mit einander ein Lied von Friede und Freude, von Liebe, Güte und Gnade Gottes. Rosa und Hedwig konnten nicht viel reden; sie konnten nur schauen und lauschen, was Berg und Thal ihnen zuflüstern und erzählen wolle.

So schritten sie dahin, der fröhlich murmelnden Erms entgegen. Etwa eine Viertelstunde oberhalb der Stadt stand links vom Wege ein kleines niedliches Häuschen an die Blüthenhalde gelehnt, und vor dem Häuschen war ein kleines, mit Holzstaketen umzäuntes Gärtchen, und in dem Gärtchen stand zwischen prächtigen Tulpen und duftigen Hyazinthen ein Rosenstock, und an dem Rosenstock war — so früh im Jahre — eine wunderherrliche Rose im Begriff, sich zu öffnen. „Sieh da," rief Edmund, „die Rose von

Urach!" Hedwig und Rosa lächelten über den sonderbaren Einfall, und leztere fragte: „Warum soll gerade dies die Rose von Urach sein? Es blühen ja in Urach viele Rosen." „Nein," sagte der Knabe, welcher sie sehr lieb hatte, „es gibt in Urach nur Eine Rosa, und das bist du. Aber diese Rose da sieht gerade so lieb und hold aus, wie du selbst. Darum ist's die Rose von Urach." — „Still, Närrchen!" sagte sie; der Knabe aber ließ sich nicht wehren, sondern fuhr eifrig fort: „Weißt du, was? Ich glaube, die schöne Rose dort wird wohl die verzauberte Königstochter sein, von der du mir gestern erzählt hast; sie wird auf den Ritter warten, der kommen und durch einen Kuß ihren Zauber lösen soll. Wenn nur der Gartenzaun nicht zu hoch wäre, so wollte ich hineinsteigen und es versuchen, ob ich vielleicht der Ritter bin und die Prinzessin zu entzaubern vermag." Der Zaun war aber zu hoch, und seine Mutter war mit Rosa weitergeschritten.

Die Sonne neigte sich gegen die Bergwand; bald versteckte sie sich hinter einem der Gipfel, bald kam sie in einem Einschnitt wieder zum Vorschein. Die Felspyramide, auf deren höchster Zinne die Ruine von Hohenwittlingen ragte, lag zur Hälfte im hellsten Lichte, zur Hälfte in tiefem Schatten. Von dem gegenüberliegenden Berg, auf der rechten Seite des Thales, stürzte sich ein kleiner Wasserfall hoch herab wie ein silberner Faden, und verschwand dann hinter den Wipfeln der Bäume. Der Himmel nahm einen violetten Ton an, und der Chor der Vögel in den Wäldern ward leiser. „Ich denke, wir treten den Rückweg an," sagte Rosa. „O nur noch bis dorthin!" bat Edmund, „nur noch bis an den Wittlinger Felsen!" — „Es wird zu spät," sagte Rosa, „wir kommen in die Nacht;" aber der Knabe, der sein Köpfchen hatte, bat heftiger, und als auch seine Mutter Rosa beistimmte, fieng er zu weinen an. „Es sind kaum tausend Schritte mehr bis an den Felsen," meinte Hedwig, und um den herrlichen Spaziergang durch keine unangenehme Scene zu stören, gab Rosa nach. Doch konnte sie sich nicht enthalten, Hedwig, während sie mit ihr weitergieng, auf den keimenden Eigenwillen des sonst liebens-

würdigen Knaben, und auf die Nothwendigkeit, demselben bei Zeiten entgegenzutreten, in freundlicher Weise aufmerksam zu machen. Darüber entspann sich ein interessantes und lebhaftes Gespräch, in welches die beiden Freundinnen sich so vertieften, daß sie, als die Seitenschlucht am Fuße des Felsen sich vor ihnen öffnete, auf einige Gestalten nicht achteten, die in fremdartigen Anzug dort auf der Wiese lagerten. Sie trugen zwillgene graue Röcke mit blauen Krägen, zwillgene Beinkleider, eigenthümliche Mützen, und waren mit Seitengewehren bewaffnet. Ihre Karabiner hatten sie neben sich im Grase liegen.

Edmund, welcher eben mit dem Haschen nach einem Schmetterling sich aufgehalten hatte und ein Stück zurückgeblieben war, kam jetzt nachgesprungen, und rief beim Anblick der fremden Truppe plötzlich; „Mutter! Mutter! sieh nur!“ Durch den lauten Ruf des Knaben aufmerksam gemacht, wandten die Soldaten ihre Köpfe nach der Seite, und da sie zwei junge schöne Frauenzimmer hier allein sahen, stürzten sie sofort auf dieselben zu, umringten sie mit lautem Jubelgeschrei, und waren im Begriffe, auf die zudringlichste Weise sie zu umhalsen und zu küssen, indem sie dabei Worte in einer fremden Sprache einander zuriefen. Die Frauen schrieen vor Entsetzen auf, und riefen um Hilfe, und Edmunds Angstgeschrei vermischte sich mit dem ihren. Ihr Hilferuf war aber überflüssig; denn gleich im ersten Augenblick war aus der Ecke des Waldes, wo der Pfad nach der Burg hinaufführt, ein Gefreiter den rohen Burschen nachgesprungen, und stand jezt mitten unter ihnen, und schleuderte mit gewaltiger Faust und gewaltigem Zorn den einen rechts, den andern links, den dritten zur Erde, dem vierten gab er einen Stoß vor die Brust; die übrigen machten sich aus dem Staub, und eilten beschämt auf die Wiese zurück, während ihnen der Gefreite eine seltsame Strafpredigt nachdonnerte, welche aus deutschen Wörtern und Wörtern einer fremden Sprache auf's wunderbarste zusammengebacken war. Hedwig und Rosa wollten ihm danken, fanden aber in ihrer Gemüthsbewegung weder Athem noch Worte. Der Gefreite begann in verständlichem Schwäbisch die Roheit seiner Leute

zu entschuldigen; plötzlich aber hielt er inne, heftete einen langen, erstaunten Blick auf Rosa, und wie von Sinnen gekommen warf er sich ihr zu Füßen, und ergriff ihre Hand. Von neuem Schrecken durchschüttert, wollte Rosa abermals aufschreien, als von dem Waldpfad her in wohltönender Stimme die Frage: „Was gibt es hier?" erschallte. Ein junger Offizier trat dort aus dem Gebüsch, blühend und schön wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt. Der Gefreite sprang auf, und eilte zu dem Offizier, ihm Rapport zu erstatten. Diesen Augenblick benützten die beiden Freundinnen, um mit dem Knaben schnellsten Schrittes und von Angst gejagt den Rückweg nach Urach anzutreten.

Sie wurden nicht weiter behelligt; niemand verfolgte sie. Gleichwohl sezten sie ihren Weg mehr laufend als gehend fort, so daß der Kleine kaum nachkommen konnte, und achteten nicht auf das Abendroth, das in goldenen Säumen über der Bergwand schimmerte. Nur Edmund, dessen Angst mit der Gefahr verschwunden war, achtete auf die Umgebungen. Als sie an jenem einzelnen Häuschen vorüberkamen, sagte er: „Sieh die Rose ist nicht mehr da. Der Ritter ist dagewesen, und hat sie entzaubert."

„Verzaubert," hätte er sagen sollen. Denn wie verzaubert kam sich die arme Rosa vor. Noch klangen die Schwingungen der Angst in ihrer Stimme nach, als sie dem Vater bei dessen Heimkehr das peinliche Ereignis erzählte. „Meine Angst vor den rohen Menschen," sagte sie, „war nicht so schrecklich, als das Grausen, das mich erfaßte, als der Gefreite, der uns Luft gemacht, plötzlich einen langen starren Blick auf mich heftete, und dann auf einmal sich mir zu Füßen warf, als ob er ein Heide und ich ein Götzenbild wäre, und Miene machte, mir die Hand zu küssen. Ich meinte nicht anders, als: er sei wahnsinnig geworden."

„Nun und wie endete denn das? Was thatest du?"

„Nichts that ich. Ich war vor Schrecken wie gelähmt."

„Aber wie wurdest du ihn los?"

„Droben am Fuße des Felsen trat ein Herr aus dem Walde — es wird sein Offizier gewesen sein — denn der

Gefreite sprang sogleich auf, und lief auf ihn zu. Wir benützten den Augenblick und eilten heim."

„Schweden sind es gewesen," sagte der Pfarrer, „daran ist kein Zweifel. Und warum soll's nicht auch unter denen rohe, übermüthige Menschen geben? Man sieht aber doch wenigstens, daß bei ihnen von oben herab noch auf Mannszucht gehalten und keine Unordnung geduldet wird."

Rosa gieng beruhigt zu Bette; sie dankte Gott innig für seine gnädige Bewahrung, und schob dann den Gedanken an die überstandene Angst mit Willen bei Seite. Aber wie kam es, daß, als sie im Einschlafen begriffen war, ganz ohne ihren Willen die Erscheinung des Offiziers ihr vor das geschlossene Auge trat? Immer wieder und wieder sah sie ihn aus der Waldecke hervortreten, und hörte seine Worte: „Was gibt es da?" und hätte gern auch seine Gesichtszüge betrachtet; aber diese wollten ihr nicht mehr deutlich werden. Sie hatte diesen Nachmittag kaum einen Moment ihr Auge auf ihn gerichtet; sie vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, ob sein Haar blond oder schwarz, sein Auge braun oder blau gewesen; sie erinnerte sich nur seiner hohen vollen Gestalt, seines ernsten, gebietenden Wesens und des anmuthigen Gesammteindrucks seiner Erscheinung, und mühte sich vergebens, den Schnitt und die Züge dieses edlen Gesichtes das wie eine Sonne ihr geleuchtet hatte, sich in's Gedächtnis zurückzurufen. Sie mußte an ihn denken, sie mochte wollen oder nicht.

Aber war es denn nicht höchst begreiflich, daß bei der tiefen, doppelten Aufregung, in welcher all ihre Seelenthätigkeiten sich befunden, die Erscheinung dieses Mannes, der wirklich als ein Schutzengel von Gott gesandt war, sich tief wie ein Siegel in ihr Seelenleben presste?

Sie schlief ein, und schlief sanft und tief. Als sie am Morgen erwachte, suchte sie mit Gewalt die Erinnerung an das gestrige Erlebnis hinwegzudrängen, obwohl auch jezt noch jenes lichte aber undeutliche Bild sich ihr manchmal ganz unversehens und ungebeten vor die Augen stellte. Als sie mit dem Vater bei der Morgensuppe saß, brachte die alte Katharina die Nachricht vom Markte heim, daß gestern

noch spät in der Nacht ein kleiner Trupp Schweden eingerückt sei und sich in der Stadt einquartirt habe. Sie seien mit offenen Armen aufgenommen worden. Eben exercirten sie vorn auf dem Markt. Die ganze Stadt sei versammelt, sie zu sehen. Der Herr Fähndrich, der sie kommandire, sei ein prächtiger Herr, sanft und schön wie ein Engel; er habe sein Quartier beim Herrn Burgermeister. Der Herr Pfarrer, meinte Katharina, sollte mit der Jungfer Rosa doch auch ein wenig hingehen und sich die Schweden auch ansehen.

„Ich habe genug von ihnen gesehen," flüsterte Rosa lächelnd ihrem Vater zu. Dann aber erröthete sie plötzlich, als habe sie eine Unwahrheit gesprochen.

Sie blieben ruhig zu Hause, und hörten, wie der Schülerschwarm, welchem Herr Küchli die Erlaubnis, auf den Markt zu gehen, trotz des gestrengen Herrn Collegen Brizikomius Einrede und Protest ertheilt hatte, nach beendeter Parade mit lautem Geschrei in Reih und Glied in den Hof zurückmarschirte. Kaum hatte sich die liebe Jugend in ihre beiden Klassstuben vertheilt, so pochte es an der Thür des Wohngemachs, und zu Rosa's nicht geringer Bestürzung trat der Gefreite herein, und richtete Grüße von seinem Fähndrich, dem Herrn von Falkenberg, aus, und ob der Herr Fähndrich die Ehre haben könne, den Herrn Pfarrer und die Jungfer Rosa einen Augenblick zu sprechen. „Es wird uns eine große Ehre sein," sagte der Pfarrer. Rosa zitterte, und sah mit bänglichem Blick den Gefreiten an, der wiederum ganz seltsam ihr zulächelte. „Die Jungfer Rosa kennt mich nicht mehr," sagte er, und verließ die Stube, um seinem Herrn die Antwort zu überbringen.

„Kennt mich nicht mehr?" sagte Rosa; „was soll das nun wieder heißen? Der Mensch scheint wirklich nicht richtig im Kopfe zu sein. Augenblicklich habe ich ihn wieder erkannt, und wie sollt' ich's nicht, da doch kaum vierzehn Stunden verflossen sind, seit der seltsame Auftritt stattgefunden?"

„Nein, nein," sagte der Pfarrer, „er hat es anders gemeint. Er hat gemeint, du müßtest ihn früher schon ein-

mal irgendwo gesehen haben. Seine Sprache klingt ja wirklich ganz schwäbisch, und sein Gesicht hat auch mir auf den ersten Blick etwas bekanntes gehabt. Aber ich kann mich schlechterdings nicht besinnen = ="

Hier ward der Pfarrer durch ein neues Pochen an der Thür unterbrochen. Der Fähndrich trat ein. Rosa schlug den Blick nieder, als er eintrat, und konnte es doch nicht lassen, das Auge wieder nach ihm aufzuschlagen, als er sie nun anredete, und sie die nämliche wohltönende Stimme vernahm. Ja es war dieselbe lichte, sonnige Erscheinung, die gestern aus der Waldecke getreten; die hohe freie Stirn, von kastanienbraunen Locken sanft umschattet, das freundlich-ernste braune Augenpaar, die wohlgeformte Nase, der energisch geschlossene und doch zu heitrem Lächeln bereite Mund, der wunderbare Liebreiz, der um die Lippen spielte, das Oval der blühenden Wangen und des sanft gerundeten Kinns, die schöngebaute feine weiße Hand, der schlanke und doch athletische Wuchs — und vor allem der seelenvolle, offene und doch unergründlich tiefe Blick.

„Die Absicht meines Kommens," so begann er im besten feinsten Deutsch, „werdet ihr, mein Fräulein, sowie deren hochwürdiger Herr Vater, wohl leicht errathen. Und doch wohl nur zur Hälfte errathen! Euch um Verzeihung zu bitten —"

„Herr von Falkenberg," unterbrach ihn der Pfarrer, indem er Stühle brachte, „bitte, thut uns die Ehre an, euch ein wenig niederzulassen."

Er setzte sich mit einer anmuthigen Verbeugung; der Pfarrer und Rosa nahmen ihm gegenüber Platz. „Euch um Verzeihung zu bitten," wiederholte er, „für die Unart, die meine Leute sich wider euch erlaubt, und für den Schrecken, den sie euch gemacht, ist natürlich meine erste Pflicht. O, die Mannszucht in unsrer Armee ist tief gesunken, und sinkt alle Tage mehr. Der Krieg ist eine schreckliche Geißel Gottes; er zerstört nicht nur den Wohlstand der Völker; er verdirbt auch die Sitten, und man hat alle Mühe anzuwenden, um nicht selbst unvermerkt in Roheit hineingerissen zu werden. Gesegnet sei mir der Tag, welcher dem Reiche

den Frieden wiedergibt! Als unser König in Pommern landete, da waren wir noch ein Heer von Streitern Gottes, ein heiliges Heer. Damals wäre ein solches Betragen, wie das gestrige, mit dem Tode bestraft worden. Jezt — ist's so weit gekommen, daß ich nicht einmal mehr wagen darf, die Prügelstrafe über die Thäter zu verhängen. Ich habe die Schuldigen in den Stock legen lassen; das war alles, was ich wagen durfte; denn man haßt mich und lauert mir auf den Dienst, weil ich zu den wenigen Offizieren gehöre, die noch auf Mannszucht halten. Aber von euch, Fräulein Rosa, darf ich hoffen, daß ihr euch an dieser geringen Genugthuung werdet genügen lassen?"

„Bitte, Herr von Falkenberg!" rief Rosa mit tiefer Bewegung, „laßt die Gefangenen augenblicklich frei!" und ihr Auge füllte sich mit Thränen der Rührung — sie wußte selbst nicht, warum. „Für ihre schlimme Absicht," sezte sie hinzu, „sind diese Leute hart genug bestraft, und daß es bei der Absicht geblieben, habe ich eurer Dazwischenkunft zu danken."

„Es wundert mich nicht, euch so reden zu hören," versezte mit holdem, fast schelmischem Lächeln der Fähndrich. „Meine gestrige Dazwischenkunft hat nicht nur eine schlimme, sondern auch eine gute Absicht vereitelt. Und das führt mich nun auf den zweiten Zweck meines Besuches, den ihr nicht errathen könnt. Den Dank, den euch ein Anderer gestern nicht hat aussprechen können, den will an seiner Statt einstweilen ich selbst aussprechen. Ihr habt einem meiner bravsten Soldaten das Leben gerettet."

„Ich —? Ich —?" fragte Rosa, bis in den Himmel verwundert. „Aber Herr von Falkenberg —!?"

„Melchior!" rief jezt dieser laut, und der Gefreite kam herein, und ließ sich vor Rosa auf ein Knie nieder. „Diesmal, Jungfer," sagte er lächelnd, „müßt ihr mir's aber doch erlauben, euch die Hand zu küssen. Ohne eure Fürbitte würde jezt mein Gebein längst am Galgen modern; ihr habt mir das Leben gerettet; und seht! nun ist ein ganz braver Kerl aus mir geworden. Wäre nur auch der Konrad da!"

„Bei Gott, er ist's!" sagte der Pfarrer, während Rosa's

Auge mit Rührung auf dem bekehrten Gauner ruhte. Falkenberg ließ seinen Blick auf Rosa ruhen, und um seine Lippen spielte ein Zug, von dem sich schwer sagen ließ, ob schmerzliche Wehmuth oder freudige Hoffnung darin die Oberhand habe.

„Ihr habt Recht, daß ihr des braven Konrad gedenkt," sagte Rosa. „Ich habe euch nur das leibliche Leben gerettet, aber Konrad eure Seele."

„Ganz recht," sagte Melchior, „er hat mir zuerst und wiederholt den guten Rath gegeben, daß ich ein ehrlicher Mensch werden solle. Aber meine Seele gerettet? — nein! — der mir meine Seele gerettet hat, der sizt hier und heißt Falkenberg. Ich war ja aufgewachsen wie das liebe Vieh, und habe nichts gewußt von Gott und vom Erlöser. Hier mein Herr Fähndrich — Gott woll' es ihm ewig segnen — der hat mich unterwiesen, was Sünde ist, und wer Gott ist, und hat mich geheißen die Bibel lesen, und hat mit mir geredet, wie nur ein Vater mit seinem Sohne reden kann."

„Und Gott hat dir das Ohr aufgethan, daß du willig angenommen, was ich gesagt. Ihm allein die Ehre! — Aber nun muß ich euch Lebewohl sagen; meine Zeit drängt gebieterisch; wir müssen heute noch sechs Stunden Weges zurücklegen."

„Ihr müßt schon wieder fort, Herr von Falkenberg?" sagte der Pfarrer im Ton des aufrichtigsten Bedauerns. „Ich hatte gehofft, ihr würdet als Besatzung hier bleiben, und wir würden noch recht oft die Freude haben, euch zu sehen."

Der gute Mann sprach hier, ohne es zu wissen, ganz aus der Seele seiner Tochter, die jezt trüb und wehmüthig zur Erde blickte.

„O daß ich bleiben könnte!" rief der Fähndrich mit Wärme; „daß dieser schreckliche Krieg, der mich von hinnen ruft, bald, bald ein glückliches Ende nähme, und ich das Schwert für immer in die Scheide stecken und die Wohnsitze des Friedens aufsuchen könnte!"

„Amen," sagte der Pfarrer. Der Fähndrich schüttelte ihm treuherzig die Hand, und reichte die seine dann auch

Rosa. Als sie ihm schüchtern die ihre gab, drückte er einen Kuß darauf, und eilte dann rasch nach der Thür, und eine Thräne glänzte an seiner Wimper.

Melchior folgte ihm. Das Gemach ward leer. Leer, obgleich der Pfarrer mit seiner Tochter darin war, wie zuvor. Sie beide fühlten, wie leer es jezt war.

„Ein herrlicher Mensch!" sagte der Pfarrer nach einer Weile des Schweigens. Rosa sagte gar nichts; sie verbarg einen Seufzer.

„Aber daß das der Melchior wäre," sagte der Pfarrer wieder nach einer Weile, „und daß aus dem noch einmal so ein braver Mensch werden würde, wer hätte das gedacht?"

Sie redeten von Melchior weiter, bis daß der Pfarrer in seine Studirstube gieng. —

Der Fähndrich war mittlerweile nach seinem Quartier geeilt. Noch ehe er des Burgermeisters Haus betrat, ertheilte er dem Profosen den Befehl, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen, und ihnen zu sagen, daß dies auf die ausdrückliche Fürbitte der edlen Dame geschehe, die sie so unverantwortlich beleidigt hätten, daß aber bei jedem künftigen ähnlichen Falle unnachsichtlich die entehrende Prügelstrafe eintreten werde. Nachdem er so Rosa's Wunsch, der ihm heilig war, vollzogen, gieng er hinauf nach dem ihm angewiesenen Zimmer, und gab Ordre, zum Aufbruch zu blasen. Der Burgermeister kam und bat ihn, die halbe Stunde, bis die Truppe marschbereit sein würde, in seinem Wohngemach zuzubringen und mit einem kalten Imbiß und einem Glase Wein vorlieb zu nehmen. Da er einen weiten Marsch vor sich hatte, nahm er diese Einladung mit Vergnügen an. Er fand im geräumigen Wohnzimmer die Burgermeisterin und Hedwig, bei welcher lezteren er schon beim Frühstück die nöthigen Entschuldigungen wegen des gestrigen Vorfalles angebracht, und welche dieselben damit erwidert hatte, daß sie sagte: sie habe gar nichts zu entschuldigen, freue sich vielmehr des Geschehenen, da sie bei diesem Anlaß das Glück gehabt, am ersten von allen Urachern die Bekanntschaft des Herrn Fähndrichs zu machen. Jezt kam sie ihm mit einem großen plumpen Strauß von Tulpen und Hya-

zinthen entgegen, und bat ihn, diese Blumen zum Andenken an Urach mitnehmen zu wollen. Falkenberg nahm ihr den Strauß ab, fragte jedoch mit heiterem Lachen: „Aber wo soll ich diesen Strauß denn hinthun? Ich kann ihn doch nicht vor die Brust stecken.“ Hedwig blickte mit verlegener Verschämtheit zur Erde, und sagte: „Ich habe nur meinen guten Willen zeigen wollen. Ich bin ja nur eine arme Wittwe, die früh ihren Mann verloren. Ich habe nichts Besseres zu geben.“

„Sezt euch, Herr!“ rief der Burgermeister, „und langt zu! Und nun sagt mir auch, wie euch meines seligen Sohnes Braut gefallen hat.“ — „Herr Burgermeister,“ sagte Falkenberg mit tiefer Bewegung, „wenn euer seliger Sohn als Mann das war, was sie als Jungfrau ist, so habt ihr durch seinen Tod einen unermeßlichen Verlust erlitten.“ „Einen unermeßlichen Verlust! ganz das richtige Wort!“ rief die Frau Burgermeisterin. „Und o wie glücklich mein armer Georg im Besitz seiner Rosa war!“

„Das will ich wohl glauben,“ sagte der Fähndrich sehr ernst.

„Ich meine aber doch immer,“ warf die junge Wittwe ein, „Rosa hat nicht ganz zu ihm gepaßt. Für eine Soldatenfrau ist sie zu sanft, zu weich.“

„Was du nun wieder für Zeug redest, Nichte!“ fuhr der Burgermeister auf. „Zu allem paßt sie!“

„O glaubt mir,“ sagte der Fähndrich zu Hedwig, „zu einem rechten Kriegsmann, der kein Wüthrich ist, sondern ein menschlich Herz hat, schickt sich solch ein sanftes Gemüth am allerbesten. Er muß so viel Wildheit und Roheit, so viel Blut und Thränen sehen, daß er eines solchen linden Balsams bedarf, um sich nicht ganz unglücklich zu fühlen. Freilich empfängt er dann mehr Glück, als er zu bieten vermag.“

Er sprach die lezten Worte wieder mit düstrem Ernst, und blickte wehmüthig zur Erde. Hedwig, die von dem schönen Fähndrich kein Auge verwandte, suchte sich auf alle Weise bemerklich zu machen. „Ihr esset ja nicht, Herr Fähndrich,“ sagte sie; „erlaubt mir, euch dies Stückchen Huhn vorzulegen; ich habe es selbst gefüttert und selbst ge-

braten, und ich glaube, es ist nicht so übel gediehen. Ihr trinkt ja gar nicht! Trinkt doch aus, daß ich euch das Glas neu füllen kann. Bei uns ist's nicht Sitte, einen Rest aufzufüllen."

Falkenberg nahm das Stückchen mit höflichem Danke an, ließ sich auch das Glas noch einmal füllen, vergaß aber ganz, die Zartheit und den Wohlgeschmack des Huhns zu loben. Er hatte seine Gedanken offenbar irgend wo anders, und schaute zerstreut vor sich hin.

Schon tönten vom Markte die Fanfaren herauf. „Auf euer Wohl, Herr Burgermeister, und auf das eures ganzen Hauses!" rief jezt der Fähndrich, und klingte an. „Und nun behüt' euch Gott! Ob wir uns wiedersehen — Er weiß es allein!"

Damit eilte er zur Thür hinaus, und die Treppe hinab, und vergaß ganz und gar, den prächtigen Strauß von Tulpen und Hyazinthen mitzunehmen.

„Ein hochmüthiger Mensch!" brummte Hedwig vor sich hin, als er gegangen war.

So sind die Urtheile der Menschen verschieden. —

Nachdem der kleine Schwedentrupp abgezogen, ward es in Urach wieder sehr still. Gegen Abend äußerte der Pfarrer den Wunsch, einen Gang in die frische Luft zu machen; „du könntest mich," sagte er, „an die Stelle führen, wo du gestern die Schweden getroffen; doch das wird dir am Ende eine unangenehme Erinnerung sein." — Durchaus nicht," erwiderte Rosa, „es ist ja alles ganz gut ausgegangen." Sie giengen jene Strecke des Thales hinauf. Der Abend war so herrlich, wie der gestrige, und doch hatte Rosa das wunderliche Gefühl, als ob die ganze Natur verändert wäre, als ob es gestern nicht Abend sondern Morgen gewesen wäre, heute aber wirklich Abend geworden sei. Aus dem kleinen Häuschen trat eine ältliche Frau heraus, als sie den Pfarrer kommen sah; es war eine Wittwe, welcher er vor kurzem in einer schwierigen Lage mit Rath und That beigestanden hatte. Sie konnte ihn nicht vorübergehen sehen, ohne einige Worte wiederholten Dankes an ihn zu richten. In der Hand hielt sie einen zierlichen Blumenstrauß, und reichte denselben Rosa

dar. „Als ich euch gestern vorbeigehen gesehen, habe ich gedacht, ich wollte euch eine kleine Freude machen, und habe das Sträußchen abgeschnitten, um, wenn ihr zurückkämet, es euch darzureichen; aber da ihr wiederkamet, seid ihr so schnell und eilig vorübergelaufen, daß ich mich nicht unterstehen wollte, euch aufzuhalten. Habe also die Blumen in ein Wasserglas gestellt. Nun ist's schön, daß ihr abermals des Weges kommt, so kann ich sie euch doch noch geben." Rosa nahm den Strauß mit freudigem Dank; die „Rose von Urach" strahlte in seiner Mitte. Es war ihr lieb, daß der kleine Edmund heute nicht zugegen war.

„Dort lagen die Schweden," sagte Rosa, als die Mündung der Seitenschlucht erreicht war, „und hier standen wir." Dabei ruhte ihr Blick auf der Waldecke, als wartete sie, daß der Fähndrich abermals aus dem Gebüsch hervortreten, und: „was gibt es hier?" fragen solle. Aber kein Laut ließ sich vernehmen außer dem Zirpen der Grillen; und dort, wo gestern Falkenberg sich von Melchior hatte Rapport ertheilen lassen, hüpfte heute ungestört ein Buchfink von den Zweigen nieder, um Körnlein aufzupicken.

Der Gang durch das Thal war so schön, daß der Pfarrer mit Rosa ihn öfter wiederholte. Ihr Angesicht leuchtete jedesmal, wenn er ihr vorschlug: „Gehen wir wieder unsern Lieblingsweg!" Der Pfarrer ahnte, was im Gemüth seiner Tochter vorgieng, aber er sagte kein Wort. Noch weniger sagte sie selbst. Sie trug die Erinnerung an den edlen Falkenberg als ein stilles Glück im Herzen; denn eben mit der Erinnerung gab sie sich zufrieden, und erhob sich nicht zu Wünschen und Hoffnungen. Was sollte, was konnte sie auch hoffen? Vom Sturmwind des Krieges war er hieher verschlagen und wieder von dannen geführt worden — wohin? das wußte sie — das wußte er selbst nicht. Daß er je wiederkäme — wer durfte das hoffen? Er war am Himmel ihrer Seele vorübergegangen wie ein lichter Stern, so licht und hell, wie sie nie einen gesehen hatte. Er war der herrlichste Mensch, der ihr jemals begegnet war. Daß dieser Herrliche ihr angehören müsse, daran kam der stillen demüthigen Jungfrau nicht der fernste Gedanke. Sie betrachtete

ihn als einen Menschen, der hoch über ihrer Sphäre stehe; sie dachte an ihn, etwa wie man an einen geliebten und verehrten Landesfürsten denkt. Aber eben weil sie an Falkenbergs Bild nur wie an einer himmlischen Erscheinung emporschaute, kam diese Erinnerung mit dem treuen Gedächtnis, das sie dem verstorbenen Bräutigam schuldete, auch in keiner Weise in Conflikt, und ruhigen Herzens und Gewissens durfte sie jene beglückende Erinnerung pflegen. So lebte sie, ihrer selbst unbewußt, in einem seligen Traume dahin.

Sechzehntes Kapitel.

Zuchthaus? oder Tollhaus?

O ich hatt' eine jämmerliche Nacht
Voll banger Träume, scheuslicher Gesichte!
Shakspear.

Mit dem Gefangenen im Munot war mittlerweile eine große Veränderung vor sich gegangen. Als man ihn vorigen Herbst in die enge dunkle Zelle gelegt und an eine Kette geschmiedet hatte, saß er die ersten Tage in dumpfem Brüten da, mit offnen Augen träumend, und erwartete von Stunde zu Stunde, daß der Henker kommen und ihn auf den Scheiterhaufen führen oder in einen glühenden Ofen werfen werde. Er freute sich schon darauf, wie alsdann der Himmel sich aufthun und ein Engel herabfahren werde, ihn zu retten und durch die Lüfte zu entführen. Eigentlich mußte es wohl ein Erzengel sein, begleitet von zehntausend andern Engeln. Weniger schickte sich ja nicht zur Rettung eines Mannes, wie er.

Aus diesem Brüten ward er gerissen, als die Kerkerthür sich aufthat, und zwar kein Henker, wohl aber eine Gerichtsperson eintrat, um ein Verhör mit ihm anzustellen. Vor

allem sollte er angeben, wie er heiße, wo er geboren und zu Hause wäre. „Ich bin der Prediger in der Wüste,“ war seine Antwort; weiter war nichts aus ihm herauszubringen. „Ich hab' es euch ja schon gesagt,“ rief er heftig, als die Gerichtsperson weiter in ihn drang, „ich bin der heilige Knecht Gottes, die große Kraft des Höchsten, die da einhergehet in Schafskleidern, und deren die Welt nicht werth ist. In der Tutela Dei bin ich geboren; an den Brüsten des heil. Amandus bin ich gesäuget; wer kann mir etwas anhaben? Vollbringt nur euern Rath! werfet mich den Löwen vor! Die siebenmal siebenzig Erzengel mit den siebenmalhunderttausend Engeln stehen schon bereit herniederzufahren und mich emporzutragen auf den Flügeln der Morgenröthe.“

Der Verhörrichter schüttelte den Kopf; er konnte weder ahnen, daß der Gefangene mit der Tutela Dei die Stadt Tuttlingen im Schwabenlande meine, noch war ihm bekannt, daß in Urach ein Amandusstift sich befinde.

„Wegen hartnäckiger Weigerung, Namen und Herkunft anzugeben, ist Delinquent zu harter Arbeit anzuhalten,“ dekretirte er, und verließ die Zelle.

Sofort ward der geheimnisvolle Gefangene in einen Raum geführt, wo etwa ein Dutzend anderer Gefangener sich befand. Das Haar ward ihm beschoren, eine Züchtlingsjacke ihm angelegt, eine schwere eiserne Kugel an seinen linken Fuß befestigt, und er wurde angewiesen, gleich den Uebrigen Marmor zu sägen und zu schleifen. Er weigerte sich nicht. Er arbeitete wie eine Maschine. Todmüde sank er, wenn er des Abends in seine Zelle zurückgebracht wurde, auf sein Lager von Stroh, und schlief fest ein. So gieng es Tag für Tag fort. Er redete gar nichts. Nur am Sonntag, als er in den Betsaal des Gefängnisses geführt wurde, wollte er durchaus auf die Kanzel, und schrie, er sei der Prediger in der Wüste. Man mußte ihn in seine Zelle zurückbringen, wo man ihn den Tag über öfters laut reden und schreien hörte.

Sobald am Montag die Arbeit wieder begann, wurde er wieder ruhig, und blieb auch ziemlich ruhig, als man am nächsten Sonntag ihn in seiner Zelle ließ. So vergiengen

Wochen, vergiengen Monate. Hatte man ihn ganz vergessen?

Nein; zwei treue Augen wachten über ihm. Der Gottesdienst im Betsaal des Gefängnisses war einem jungen Geistlichen, dem Helfer Hans Meili, übertragen. Dieser war sogleich an jenem ersten Sonntag auf den seltsamen Gefangenen aufmerksam geworden, hatte beim Schließer sich näher nach seinem sonstigen Gebaren erkundigt, und hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß man es hier weder mit einem Verbrecher noch mit einem Fanatiker, sondern mit einem Irrsinnigen zu thun habe. Hans Meili hatte größere Reisen gemacht; er war unter andern nach Montpellier gekommen, und erinnerte sich, von dortigen Aerzten gehört zu haben, daß regelmäßige Arbeit und strenge Hausordnung das einzig wirksame Mittel sei, Wahnsinnige zur Besinnung zurückzubringen, und daß auf diesem Wege wenigstens einzelne Irre schon geheilt worden seien, während dagegen Schläge und alle aufregenden Gespräche, namentlich Disputationen, nur verschlimmernd wirkten. Hans Meili hatte schon einen Versuch gemacht, eine Umgestaltung des „Tollhauses“ seiner Vaterstadt in diesem Sinne zu veranlassen; er hatte aber tauben Ohren gepredigt; man hatte ihn gefragt, ob denn er, der junge Mann, die Sache besser verstehen wolle, als die alten gescheiten Leute. So ward im Schaffhauser Tollhause fortgefahren, mit den Irren zu disputiren, und wenn sie nicht Vernunft annehmen wollten, bekamen sie Schläge. Eben darum hütete sich aber der Helfer, seine Ansicht, daß der Gefangene wahnsinnig sei, laut werden zu lassen; steckt man ihn in's Unsinnigenhaus, so dachte er, so ist er verloren; die harte Arbeit im Munot kann ihn vielleicht kuriren. Er bestärkte die Gerichtspersonen in dem Vorsatz, ihn so lange Marmor schleifen zu lassen, bis er mürbe werde und seine Herkunft nenne.

Und in dieser Hoffnung täuschte er sich nicht. Durch seine Ausschweifungen hatte Richard sein Nervenleben zerrüttet; die Angst und Qual beim Ueberfall der italiänischen Truppen, und der Aerger, als er von dem verhaßten Nebenbuhler Georg sich gerettet sah, hatten ihn in Aufregung ver-

sezt, und die schaurigen Ereignisse der folgenden Nacht hatten den Wahnsinn vollends zum Ausbruch gebracht. Aber er war noch jung; es war noch ein Fonds von Lebenskraft in ihm, der die Krankheit des Gehirns zu überwinden vermochte. Durch seine Kerkerhaft zur Nüchternheit und Keuschheit genöthigt, durch die harte Arbeit von müßigen Grübeleien abgezogen, genas Richard allmählich. Der Helfer beobachtete ihn, wenn er den Arbeitssaal besuchte, in aller Stille und ohne sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Er fand nicht mehr den wirren, unheimlich funkelnden Blick; er bemerkte, daß Richard niedergeschlagen und beschämt zur Erde sah, wenn sein Auge dem seinen begegnete; daß er seufzte; daß dann und wann eine Thräne sich aus den Wimpern stahl.

Jezt dünkte es ihm die rechte Zeit, einen Verkehr mit ihm zu eröffnen. Am folgenden Sonntag — es war der vierte Advent — trat er in Richard's Zelle. „Erschreckt nicht," hub er an, „ich will nichts weiter, als euch ein wenig die Zeit vertreiben helfen. Ich bin zwar, wie ihr wohl bemerkt haben werdet, der Prediger und Seelsorger des Gefängnisses; aber ich bin durchaus nicht in der Absicht gekommen, einen Bekehrungsversuch an euch zu machen. Ich weiß, daß ihr katholisch seid, und werde euch ruhig bei eurem Glauben lassen. Ich wollte nur —"

„Ich bin ja gar nicht katholisch," unterbrach ihn Richard; „es war ein dummer Traum, den ich geträumt, und der mich furchtbar gequält hat; ich bildete mir ein, ich müßte eine Wallfahrt machen, um einen — — um ein — um — um eine Sünde abzubüßen. Ich mag daran gar nicht mehr denken; es überläuft mich siedheiß, als könnte es wieder kommen."

„Denkt nicht mehr daran," sagte der Helfer; „ich weiß ja, daß ihr krank gewesen. Erzählt mir lieber, wer ihr wirklich seid, und wo ihr zu Hause seid."

„Ich bin ein Würtemberger, lutherischen Glaubens, geboren in der Stadt Tuttlingen, die ich aber schon in meinem zehnten Jahre, nach dem Tode meines Vaters, der dort Pfarrer war, verlassen habe. Im Amandusstift in Urach

habe ich die Schule besucht und mich vor allen Schülern ausgezeichnet. Dann habe ich in Tübingen das Studium der Theologie angefangen — —"

„Und dann?"

„Da ist mir vielerlei in die Quere gekommen, worüber ich am Ende den Verstand verloren."

Der Helfer hielt es nicht für gerathen, ihn zur Erzählung dessen, was ihn um seinen Verstand gebracht, jezt schon zu veranlassen. Er fragte daher nicht weiter, sondern bat ihn nur, ihm seinen Namen zu nennen. Aber diese Bitte versezte den kaum genesenen sichtlich in große Aufregung. Mit einer wahren Angst suchte er nach einer Ausflucht, und fand keine.

„Ich würde an die Eurigen schreiben," sagte der Helfer, „daß sie eure Aussage bestätigten, wo ihr dann sicherlich eure Freiheit rasch wieder erlangen würdet."

„Nein, nein!" rief Richard. „Wie kann ich mich wieder unter Menschen sehen lassen? Einer, der im Zuchthaus gesessen! Ich bin ja beschimpft für zeitlebens."

„Wie kann euch eine Strafe beschimpfen, die ihr unverdient erlitten? Aus Irrthum hat man euch hier eingesteckt; man hat euch für einen Religionsverwirrer gehalten, da ihr doch nur irrsinnig gewesen."

„Unverdient!" murmelte Richard vor sich hin mit sonderbarem Lächeln. Der Helfer sah ein, daß noch ein dunkler Punkt zurück sei, über welchen der Kranke noch keine Auskunft geben wolle. Er hielt es für gefährlich, jezt weiter in ihn zu dringen, und fragte ihn nur, ob er nicht etwa eine Bibel zu haben wünsche, um mit dem Lesen derselben die lange Zeit am Sonntag auszufüllen. Der Gefangene ersuchte ihn dringend um eine solche; der Helfer verabschiedete sich, und schickte ihm, ehe eine Stunde vergangen war, eine Bibel zu.

Er machte sodann dem Oberrichter einen Besuch, theilte demselben alle seine Beobachtungen mit, und überzeugte ihn, wenn auch nicht ohne Mühe, daß der Gefangene wirklich nur verrückt gewesen, jezt aber völlig geheilt sei. Er bat, ihn noch nicht zu entlassen, da eine plötzliche Befreiung ihm

vielmehr schädlich sein würde, sondern nur seine Arbeitsstunden zu verkürzen, ihm vom Marmorsägen loszusprechen und auf's Schleifen zu beschränken, und ihm einige Stunden des Tages geistige Beschäftigung mit Büchern zu erlauben, auch einen täglichen Spaziergang auf der Mauerkrone des Thurmes ihm zu gestatten. Der Oberrichter gieng auf diese Bitten ein.

So vergiengen wieder etliche Monate. Hans Meili kam nunmehr täglich in Richard's Zelle, und führte ihn auf dem weiten Zinnenkranz des Thurmes spazieren, wobei er gewöhnlich mit Absicht über Gegenstände theologischer Art, am liebsten über die Auffassung wichtiger Bibelstellen, sich mit ihm unterhielt. Richard zeigte in der That gründliche und umfassende Kenntnisse. Meili's Absicht bei dieser Art der Unterhaltung war eine doppelte; für's erste wollte er den Genesenen allmählich wieder in die alten Gedankenkreise zurückführen und das Verlangen nach dem unfreiwillig verlassenen Lebensberuf in ihm wecken; für's andere hoffte er auf diesem Wege hinter das Geheimnis zu kommen, das immer noch um seine Vergangenheit schwebte. Denn der mehrmaligen Aufforderung, seinen Namen zu nennen, war er bis jezt stets — und zwar jedesmal mit scheuen Blicken — aus dem Wege gegangen. Daher wählte der Helfer am Ende des Februar an einem Sonntag Nachmittag, als er volle Zeit vor sich hatte, die Stelle aus dem Buche Josua Kap. 7 Vers 13, wo die Israeliten von den Bewohnern der Stadt Ai geschlagen waren und Josua zu dem Volke sprach: „So spricht der Herr: es ist ein Bann unter dir, Israel, darum kannst du nicht stehen vor deinen Feinden." Er begann ganz trocken, von der Ableitung und den verschiedenen Bedeutungen des hebräischen Wortes, welches Luther mit „Bann" übersetzt hat, sich zu unterreden; ganz allmählich gieng er dann auf die Sache ein, und sprach sich mit warmen Worten dahin aus, wie schrecklich es sei, wenn eine Seele von der Last einer Sünde gedrückt werde, und nicht den Muth finde, diese Sünde offen zu bekennen. Da heiße es dann, wie in jenem Psalm Davids: „Denn da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen. Denn deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir."

Richard seufzte tief, und sah trostlos zur Erde.

„Es ist doch nur der leidige Hochmuth," fuhr Meili fort, „der den schuldbeladenen Sünder abhält, mit dem verlorenen Sohne zu sprechen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir."

„Ja, vor Gott müssen wir unsere Sünden bekennen," sagte Richard plötzlich mit lebhafter Stimme und heiterem Blick; „aber was haltet ihr von der Ohrenbeichte? In Sachsen hat man sie, soviel ich weiß; wir im Schwabenlande haben sie nicht, und ihr Zwinglianer habt sie auch nicht."

„Die gesetzliche Ohrenbeichte haben wir nicht," versetzte der Helfer; wir machen es den Gemeindegliedern nicht zum Gesetz, vor dem Genuß des heil. Abendmahls alle oder auch nur die wesentlichsten Sünden dem Diener der Kirche zu beichten; denn das Wort Gottes sagt nicht: „der Mensch beichte aber, und also esse er von diesem Brod," sondern: „der Mensch prüfe sich aber selber, und also esse er von diesem Brod." Aber" — fuhr er mit erhobener Stimme fort — „damit ist ganz und gar nicht aufgehoben die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des freiwilligen Bekenntnisses vor Menschen, sonderlich vor dem Seelsorger, wie ja auch Calvinus schreibt: „Dem stillen Bekenntnis vor Gott soll das freiwillige Bekenntnis vor den Menschen folgen, so oft die Ehre Gottes oder unsere eigene Demüthigung dies erfordert." Und wann die Ehre Gottes ein solch Bekenntnis fordert, das lehrt uns die Geschichte des Achan. Dann, wenn ein Bann auf Israel lastet. Auch auf eurer Seele lastet ein Bann."

Er blieb vor Richard stehen, und heftete einen durchbohrenden Blick auf ihn, dem dieser scheu auswich.

„Warum wollt ihr euern Namen nicht nennen? Einen unbefleckten Namen kann man frei vor Gottes Sonne nennen. Ist er aber befleckt durch eine schmutzige That, so waschet den Schmutz ab durch aufrichtige Buße! Sagt mir: was ist geschehen, daß ihr aus einem Studenten der Gottgelahrtheit zu einem Irren und Unsinnigen geworden seid?"

„Der Teufel hat mein Gemüth verblendet", hub Richard

an; aber Meili unterbrach ihn mit den Worten: „Der Teufel versucht jeden Menschen, aber es gelingt ihm nur bei denen, die sich versuchen lassen und Gottes Wort und Stimme vergessen. Ich will jezt nicht des Teufels, sondern euern Antheil an euerm Verderben wissen."

„Und es ist doch der Teufel gewesen, der mich verblendet hat," sagte Richard trotzig.

„Aber Gott läßt niemand versucht werden über Vermögen," warf Meili ein.

„Gott hat auch Geduld mit unserer Schwachheit," versezte Richard.

„Und worin hat denn eure Schwachheit bestanden?" fragte Meili unerbittlich weiter.

„Daß ich mich schadlos gehalten an anderem Ort für die Liebe, die eine Treulose mir entzogen hat. Mit Sicherheit hatte ich darauf rechnen dürfen, daß sie mir einmal ihr Jawort geben würde. Sie hat einem Andern ihre Hand gereicht. Da war's aus mit mir; da hab' ich verzweifelt an allem — allem —"

„Und euch schadlos gehalten an andrem Ort? Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, in den Schenken, mein' ich. Es waren gerade nicht die saubersten Häuser, die ich besuchte."

„Unglücklicher Jüngling! jezt fange ich an, alles zu begreifen."

Er redete ihm lange ernst und liebevoll in's Gewissen. Er hielt ihm vor Augen, wie schwer er sich versündigt, und wie sichtlich Gott ihn gestraft habe. Er betheuerte ihm, daß Gott sein Verderben nicht wolle, daß er von nun an ein neuer Mensch werden solle; reuig solle er in sein Vaterland zurückkehren, durch strengen, heiligen Wandel sich die verscherzte Achtung wieder gewinnen, und wenn er sich auch nicht mehr werth halten sollte, das heilige Predigtamt zu bekleiden, so könne er doch als Lehrer an einer Schule in Achtung und Segen wirken.

Richard brach in heiße Thränen aus. Er sah es ein, und gab es zu, daß er durch frevelhaften Trotz gegen Gott sich schwer versündigt habe. Er erzählte von freien Stücken,

daß ein treuer Freund ihn liebevoll gewarnt, aber taube Ohren bei ihm gefunden habe. „Die Lasterpfade, die ich gieng, schlug ich aus Verzweiflung ein; aber in diese Verzweiflung bin ich gefallen, weil ich in Verzweiflung fallen wollte, Gott zum Trotz. Da griff ich in der Verzweiflung zum Trunk, und der Trunk riß mich in's Laster. Da ich keinen Kreuzer Geld mehr hatte, hängte ich mich an eine verrufene Bauerndirne; die steckte mir manches zu, das sie von reichen Bauernsöhnen durch sündliches Gewerbe sich verdiente. Ich wußte das, aber ich wußte, daß sie mich gern hatte, lieber als die Andern, und o — die Noth —!"

„Und wie seid ihr denn dort los- und weggekommen?" fragte der Helfer.

„Es war in jener fürchterlichen Nacht — o! o! — Die welschen Truppen des Fürstenberg fielen nach geschlossenem Frieden in der Nacht über das Dorf her, steckten es in Brand, plünderten, mordeten, trieben alle Greuel. Was aus der Dirne geworden — ich weiß es nicht, und mag nicht daran denken. Ich wollte ihnen wehren, da packten sie mich und knebelten mich, daß mir das Blut aus den Gelenken sprizte, und hielten mir stinkende Hanfblätter, die sie angezündet, unter die Nase, daß ich fast erstickte und mir taumeltoll wurde, und dann trieben sie mir Holzkeile unter die Fingernägel, daß der rasende Schmerz mich aus meiner Betäubung wieder weckte. Ich war dem Tode nah, als ein Trupp Würtemberger kam, und meine Henker verjagte. Ich wurde losgebunden, und stürzte in die Nacht hinaus."

„Unglücklicher Jüngling! Gott hat euch schwer, sehr schwer heimgesucht um eure Sünden. Aber er hat es gethan, um euch zu retten. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß der Sünder sich bekehre und lebe."

Der Helfer verließ ihn für heute. Er gieng stehenden Fußes zum Oberrichter. Den andern Morgen bereits durfte er Richard die Freiheit ankündigen.

Richard nahm diese Botschaft nicht mit der Freude auf, wie es Hans Meili erwartet hatte. „Ihr könnt nun frei und ungehindert in eure Heimath zurückkehren," sagte dieser. „Heimath?" erwiderte Richard. „Ich habe keine Heimath.

Ich habe weder Vater noch Mutter mehr, auch keine Geschwister. Ich habe niemand auf der Welt."

„Ihr hattet doch angefangen zu studiren," versezte Meili, „so geht nach Tübingen, und sezt euer Studium fort."

„Ich kann nicht. Man hat mich aus dem Stift ausgestoßen," seufzte Richard.

„Ich will an die Professoren schreiben," sprach Meili, „daß ein reuiger und gebesserter Sünder zurückkehrt. Sagt mir nur endlich euern Namen."

„Richard Wergschmidt," stammelte der Gefragte verlegen. „Aber wartet noch!" fügte er lebhafter bei, „wartet nur noch bis Ostern; früher kann ich ja doch nicht eintreten. Laßt mich bis dahin in meiner Kerkerzelle; ich will ja gern durch Arbeit mein Brod verdienen."

„Im Kerker sollt ihr keinen Augenblick länger bleiben," versezte der Helfer. „Ich will euch einen Vorschlag machen: zieht zu mir in die Helferei. Ich bin noch unverheirathet, und habe überflüssigen Raum im Hause. So könnet ihr meine Bücher benützen, euch in theologiam wieder hineinarbeiten, und euch auch solchergestalt an den Umgang mit Menschen allgemach wieder gewöhnen."

Richard nahm das Anerbieten dankbar an. Zwar unter Menschen zu gehen, konnte er sich nicht entschließen; aber desto eifriger benüzte er die Bibliothek des Helfers, und studirte den ganzen Tag, während dieser seinen zahlreichen Berufsgeschäften nachgieng. Die Abende verbrachten dann beide in theologischen Gesprächen, welchen Meili stets eine praktische, dem Seelenleben Richard's förderliche Wendung zu geben wußte.

Gleich an einem der ersten Tage fand Richard, als Meili seine seelsorgerlichen Gänge angetreten, in dessen Studirstube einen Folioband der Werke des Augustinus aufgeschlagen. Es waren die Bekenntnisse Augustins, die merkwürdige und gewaltige Schrift, worin jener große Kirchenvater sein eigenes Leben, nicht für Menschen zur Unterhaltung, sondern vor dem heiligen Gott zur Rechenschaft seines Thuns und Lassens, erzählt; worin er alle die Irrwege und Fehltritte seiner Jugend, seine Verirrung in eine falsche heid-

nische Philosophie, seine Fleischessünden, seine Verstrickung in die Ketten des Lasters mit offener Selbstanklage bekennt; worin er erzählt, wie die unablässigen Gebete seiner frommen Mutter Monika ihm nachgegangen, und wie Gott diese Gebete erhört, und ihn gefunden und herumgeholt und durch die Gnade einen neuen Menschen aus ihm gemacht habe.

So kann also, dachte er bei sich selbst, ein Mensch, der auf solchen Wegen der Sünde gewandelt ist, gleichwohl noch ein großes Licht der Kirche werden. Warum sollte das nicht auch bei dir möglich sein?

Er hatte den Kirchenvater nicht verstanden. Er hatte nur Gift aus der Blume gesogen.

Aber dieser Gedanke, daß aus ihm noch ein zweiter Augustinus werden könne, beschäftigte seine Phantasie auf's angenehmste, und mit vermehrtem Feuereifer fuhr er in seinen gelehrten Studien fort. Nur zuweilen stiegen düstre Gedanken wie schreckende Gespenster in seiner Seele auf, und raubten ihm die wieder gewonnene Ruhe.

Ob diese Gespenster Fleisch und Blut — ob nicht auch sie doch vielleicht nur zu jenen Phantasmagorieen gehörten, die sein Irrsinn ihm vorgegaukelt hatte — das hätte er über alles gerne gewußt.

„Was mich noch immer mit einem wahren Grauen erfüllt," so hub er eines Abends, zum Helfer gewendet, an, „das ist dies, daß ich durchaus die Grenze nicht finden kann, wo mein Wahnsinn begonnen hat. Das weiß ich sicher, daß ich im Anfang jener Nacht, als die welschen Truppen kamen, noch bei vollkommen gesunder Besinnung war. Und eben so sicher weiß ich, daß ich jenes Morgens, als ich einen Bauern fragte, welchen Weg ich gehen müsse um nach dem Kloster Beuron zu kommen, schon ganz von der Idee besessen war, daß ich ein großer Prophet und Bußprediger sei, der die ganze Welt zu einer Wallfahrt aufrufen müsse. Aber zwischen jener Nacht und diesem Morgen lag, wenn mich mein Bewußtsein nicht ganz täuscht, noch ein Tag und noch eine zweite grauenvolle Nacht in der Mitte. Ein Tag, an dem ich scheu durch Wälder irrte, und den Menschen aus dem Wege gieng,

und des Mittags vor Ermattung mitten im Walde einschlief, und nach einer Stunde wieder weiterlief. Bei Sondelfingen fand ich einen erschlagenen Welschen im Acker liegen; ich nahm sein Gewehr mit, sammt dem Pulver und Blei, um — um doch etwas zu meinem Schutze bei mir zu haben. Aber dann die Nacht — die scheusliche, finstere Nacht! Es goß in Strömen. Ich hatte mich in einem Thale bei Urach unter einer Eiche am Wege untergestellt. — Ob ich damals noch bei mir war? — Gegen Morgen lief ich tiefer in's Thal; da stieß ich auf einen einsamen, seltsamen, finstern Menschen; der sah mir gerade aus, als ob er eine Ruchlosigkeit im Schilde führte; so unheimlich leuchteten seine Augen, und so höhnisch grinste sein Mund. Ich warnte ihn, sich dem Teufel nicht hinzugeben; er lachte mich aus, und erzählte mir, daß der Pabst und der Sachse sich mit einander verglichen hätten, und daß der Pabst die Protestanten als seine Kinder anerkenne, und die Priesterehe freigeben wolle, und daß wieder Ein Hirt und Eine Heerde sein werde; und dann befahl er mir, eine Wallfahrt nach Mariä Einsiedeln zu unternehmen. Und von da an war ich sicherlich ganz verrückt. Ob nun aber ein solcher Mann wirklich mit mir gesprochen, oder ob es der Teufel gewesen, oder ob ich all das tolle Zeug mir nur eingebildet, darüber möchte ich eure Meinung hören. — Er versprach auch, in längstens ein paar Tagen mir nachzukommen, und die Wallfahrt mit mir zu machen. Er ist aber niemals nachgekommen."

„Natürlich habt ihr euch das alles nur eingebildet," sagte Hans Meili. „Welcher Mensch, der nicht selbst verrückt gewesen wäre, würde euch denn den Unsinn vom Pabst und den Sachsen aufgetischt haben? Es war ein Gaukelspiel eures kranken Gehirns, ein Bild, wie die Fieberhitze solche erzeugt."

„Ja, ihr habt Recht, ihr habt ganz gewiß recht!" rief Richard mit dem Ausdruck lebhafter Befriedigung; „ich war schon krank; ich war in Fieberhitze; mein Kopf glühte mir ja, und mein Herz pochte mir an die Rippen, als ob es zerspringen wollte."

„Und ist denn das ein Wunder," fuhr Meili fort, „nach den schrecklichen Mishandlungen, die ihr die Nacht zuvor erlitten hattet? Es mußte sich ja ein Wundfieber einstellen, um nicht zu reden von der giftigen Wirkung des angezündeten Hanfkrautes."

Von Richard's Seele fiel eine Centnerlast. Was ihn am schwersten gedrückt, was er kaum sich, geschweige dem Helfer hatte gestehen wollen, was dort geschehen, als er ganz in der Nähe von Urach unter der Eiche am Wege sich untergestellt — es war auch nur ein finstres Traumbild seiner Phantasie gewesen. Ein zweiter Augustinus, ein hochangesehener Mann in der Kirche zu werden — dem stand nun nichts mehr im Wege.

Hätte freilich Hans Meili gewußt, daß ein Mensch Namens Schwarzmann wirklich an jenem Morgen Richard begegnet sei und — nicht aus Verrücktheit, sondern um den Verrückten loszuwerden — jenen Unsinn vom Pabst und den Sachsen und von der Wallfahrt wirklich zu ihm geredet habe: er würde nicht so ohne weiteres alles, was Richard in jener Nacht erlebt zu haben glaubte, als Hallucination betrachtet und auf die Schuld des Wundfiebers geschoben haben. Einen erhizten Puls und ein wild erregtes Gemüth hatte Richard freilich schon an jenem Abend des 11. Juli von der Brandstätte Pfrondorfs mit hinweggenommen; aber sein Wahnsinn hatte erst in der Nacht vom 12. auf den 13ten — erst im Elsachthale begonnen, wenige Stunden, ehe er mit Schwarzmann zusammentraf, und diesem unter den Schauern des eigenen Gewissens so bündig auseinandersezte, daß, wer dem Bösen einmal sich ergebe, bald ganz des Teufels sei. —

Von der peinlichsten Sorge befreit, fieng Richard nun an, in Meili's Begleitung hin und wieder einen Ausgang zu machen. Da er jezt in der Tracht eines jungen Theologen erschien, und den Leuten als ein würtembergischer Candidat vorgestellt wurde, so erkannte niemand in ihm den Pilger in Muschelhut und Bußgewand wieder. Uebrigens gieng er doch lieber in die freie Natur hinaus, als unter Menschen.

Auch Meili fand dies räthlicher, um jedes unangenehme Aufsehen und jede peinliche Erörterung zu vermeiden.

Meili schrieb gegen Ostern einen Brief nach Tübingen, worin er Richards Geschichte, soweit sie ihm bekannt war, wahrheitsgetreu und genau darstellte, und für ihn um Gnade und um Wiederaufnahme in's Stift bat, und die Hoffnung aussprach, man werde gewiß um so lieber diese Bitte erhören, als ja in Würtemberg in Folge der Aufhebung der Klosterschulen jezt gewiß ein großer Mangel an Candidaten sei.

Erst mehrere Wochen nach Ostern kam Antwort, und zwar eine abschlägige. Richard Wergschmidt habe sich durch sein schandbares Leben, das offenkundig geworden, den Wiedereintritt in den geistlichen Stand für immer unmöglich gemacht, und könne ihm derselbe ohne großes öffentliches Aergernis nicht gestattet werden. Auch sei gegenwärtig, wo die Schulen nach Kräften wieder eingerichtet, ein Mangel an Dienern des Worts allerdings nicht zu befürchten.

Richard war von neuem sehr niedergeschlagen. Es war ihm drückend, bei dem Helfer das Gnadenbrod zu essen, und um so drückender, als dieser eine Braut hatte, und mit der Hochzeit nur wartete, bis durch seine Abreise das Haus frei geworden. Eine Hofmeister- oder Informatorstelle war die einzige Hoffnung, die ihm vor der Hand übrig blieb. Meili hatte sich brieflich nach verschiedenen Seiten gewendet, ihm eine solche zu verschaffen. Bis jezt vergebens. —

Es war ein herrlicher Maitag; die Blüthen dufteten um Schaffhausen her nicht minder lieblich, als im Seeburgthale bei Urach; aber der blaue Himmel leuchtete nicht so, wie dort in Rosa's Seele, hier in die Seele Richards hinein, als dieser an des Helfers Seite dem Dorfe Laufen zuschritt. Schon öfter hatte Meili ihm erzählt, daß dort ein großes Wunder Gottes zu sehen sei. Schon öfter hatte er es ihm zeigen wollen; nur war bisher jedesmal ein Hindernis dazwischengekommen. Heute schritten sie endlich dem Ziele zu. Richard stuzte, als er von ferne einen seltsamen Donner aus der Tiefe hörte. Meili führte ihn absichtlich auf Umwegen zwischen Feldern und Weingärten, und hinter einem Walde her; der Donner löste sich in ein lautes Brausen und Tosen

auf, und Richard schaute immer ängstlicher seinen Begleiter an. Jetzt bog dieser die Zweige auseinander; sie traten auf eine lichte Stelle, hoch an dem Rande der Schlucht, in welcher der Rhein seine grünen Fluthen dahinwälzt; aber mit einem Schrei des Staunens sah Richard dorthin, wo der Strom zwischen schwarzen hochgethürmten Felsenmassen sich donnernd und schäumend in diese Schlucht hinabstürzt.

„Ein Gefallener — und doch der Rhein! Gestürzt und in Schaumflocken zerzaust, und doch nicht zerschmettert!“ das war sein erster Gedanke. Er dachte ihn, ließ ihn aber nicht laut werden.

Sie standen lange, in stille Bewunderung verloren. „Laßt uns dies Wunder des großen herrlichen Gottes und Schöpfers nun auch in der Nähe beschauen,“ sagte der Helfer, und führte seinen Gast auf Zickzackpfaden bis hart unter den Wasserfall. Hier stand schon andere Gesellschaft. Ein feiner junger Herr in vornehmer Kleidung, umgeben von einigen älteren Herren und Cavalieren, welche ihm mit sichtlicher Ehrfurcht begegneten, äußerte den Wunsch, unterhalb des Falles sich in einem Kahne auf den kochenden Wellen zu schaukeln. Die Cavaliere waren darüber förmlich entsetzt, und machten lebhafte Gegenvorstellungen. Der junge Herr war darüber im höchsten Grade misvergnügt, und sagte, er werde auf seinem Willen bestehen, und wenn niemand mitfahre, werde er ganz allein einen Nachen besteigen. Habe er sich ja doch dutzendmale beim heftigsten Sturm auf dem Genfer See im Nachen geschaukelt. „Bedenken fürstliche Gnaden,“ rief der älteste der Cavaliere, „daß Sie die Hoffnung des Landes sind!“ Jetzt trat der Helfer zu einem der Cavaliere, und sagte bescheiden: „Wenn Se. fürstliche Gnaden den Wunsch hegen, hier über den Strom zu fahren, so erlaube ich mir unterthänigst zu bemerken, daß solches ohne alle Gefahr vermittelst eines geschickten Schiffmannes, der hier neben wohnt, geschehen kann. Es vergeht nicht leicht ein Tag, wo hier nicht fremde Reisende sich übersetzen lassen, und ist noch nie ein Unglück dabei vorgefallen. Ich selbst habe schon in die zwanzig Male diese Fahrt mit son-

derbarem Vergnügen zurückgelegt, und bin bereit, dieselbe vor Dero Augen alsobald wieder zu unternehmen. Auch gewähret die Stelle am jenseitigen Ufer hart unterhalb des Schlosses Laufenburg einen neuen und erstaunlichen adspectum des Wasserfalles.“

Der junge Fürst hatte sich gleich bei den ersten Worten aufmerksam umgedreht, hörte die Rede des jungen Geistlichen mit lebhafter Befriedigung an, und rief: „Hört ihr's nun, ihr alten Furchthasen? — Danke, danke für die freundliche Auskunft, Ehrwürden! Denn ein Pfarrer seid ihr ja doch wohl, eurem Rock nach zu schließen.“ — „Helfer Meili von Schaffhausen, zu Ew. fürstl. Gnaden Befehl.“ — „Helfer?! Seht nur an! 's ist doch ein Kreuz, daß die Schweizer nicht deutsch können! Wisset ihr nicht, daß Helfer auf deutsch Diakonus heißt? Da predigt ihr wohl auch auf der Kanzel solches barbarische Kauderwelsch von Sünde, Buße und Gnade, anstatt hübsch ordentlich von peccato remissibili et irremissibili, contritione et confessione, gratia resistibili et irresistibili zu salpatern! Scherz beiseite, ich habe schon in Genf vor euch calvinistischen Prädicanten einen aufrichtigen Respekt bekommen. Aber wer ist denn euer Begleiter da? Gewiß ein Herr Collega aus der Stadt?“

„Ein Studente der Theologie aus Würtemberg, Richard Wergschmidt,“ stotterte Richard.

„Aus Würtemberg?!“ rief der junge Fürst hoch erfreut. „Also ein künftiger Unterthan! Nun das ist schön, daß mir gerade hier an dieser einzigen, unvergleichlichen Stelle eines meiner Landeskinder den Willkomm beut. — Aber hm! wie kommt ihr hieher? Das Stift hat doch jezt keine Ferien?“

Richard fand in seiner Bestürzung, den jungen Herzog Eberhard vor sich zu sehen, keine Worte. Der Helfer antwortete rasch statt seiner: „Mein junger Freund hat viel Unglück gehabt. Er hat sehr fleißig studirt und die besten Kenntnisse, ist aber wegen eines, allerdings nicht zu entschuldigenden sittlichen Fehltritts aus dem Stift entlassen worden, und troz seiner gründlichen Besserung oder vielmehr seiner raschen Rückkehr zu seinem anfänglichen Wandel, ist seine

Bitte, wieder aufgenommen zu werden, bis jezt erfolglos geblieben."

„Soll wieder aufgenommen werden! Werde dafür sorgen!" rief der Fürst. „Was treibt er denn hier?"

„Ich warte auf eine Informatorstelle," sagte Richard.

„Nicht warten!" rief Eberhard. „Der erste Unterthan, der mir entgegenkommt, soll einen gnädigen Herrn an mir finden. Könnt gleich mit mir reisen, junger Mann. Ich kann euch als einen secretarium wohl brauchen; fehlt mir ohnehin an einem solchen. Also abgemacht! Ich ernenne euch hiemit vor der Hand zu meinem secretario, und das Uebrige mit dem Stift, dafern ihr zur Theologie zurückkehren wollt, wird sich dann wohl finden."

Richard stammelte Worte des gerührtesten Dankes. Eberhard ließ ihn nicht ausreden, sondern sagte: „Nun macht mir aber einmal das Ding da vor, wie man dort hinüberfährt. Denn wenn meine Herren Cavaliers es nicht mit Augen sehen, werden sie's doch nicht glauben."

Einige Schiffer mit zwei Booten wurden herbeigeholt. Der Helfer und der neue Secretär bestiegen das kleinere, und traten die Fahrt an. Der junge Fürst rief: „Das Ding geht ja prächtig," und sprang sogleich in das zweite. Seine Cavaliere mußten wohl oder übel ihm folgen. Lustig tanzten die beiden Fahrzeuge auf den kochenden Wellen dahin, und landeten glücklich am andern Ufer.

Siebzehntes Kapitel.

Auf dem Kniebis.

> Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
> Als wer vom Feind erschlagen
> Auf grüner Haid', im freien Feld,
> Darf nicht hör'n groß Wehklagen.
>
> Altes Soldatenlied.

Nachdem der junge Herzog Freitag den 8. Juni 1632 glücklich bei seinem Oheim und Vormund in Stuttgart ein-

getroffen war, zauderte man nicht mehr länger, mit den kriegerischen Aktionen im Hegäu und im Schwarzwald den Anfang zu machen. Im Hegäu kommandirte der würtembergische Obrist Rau. Er führte eine Reihe glücklicher Thaten gegen die verschiedenen bischöflichen Territorien und Stifter in Oberschwaben, gegen die Abteien Buchau, Petershausen, Marchthal und Zwiefalten, sowie gegen die Grafschaft Fürstenberg, siegreich aus; sein Oberstlieutenant Steinfels entriß die würtembergische Enclave Tuttlingen und bald nachher auch das Kloster St. Georgen bei Villingen den Feinden, die es bis jezt noch inne gehabt. Nachdem dies gelungen, schickte man sich an, die katholische Reichsstadt Rothweil, die dem Feinde noch immer einen Stützpunkt bot, regelrecht zu belagern.

Während diese Belagerung sich in die Länge zog (denn erst am 14. Dez. gelang die Einnahme), hatte mittlerweile der würtembergische Capitän Lösch, welcher auf dem Felsenhorst Hohentwiel saß, durch ebenso glückliche Ausfälle und Auszüge die Kaiserlichen aus allen festen Punkten der Nachbarschaft herausgeworfen. Die Hauptaktion aber unternahm dasjenige schwedische Heer, welches unter dem Oberbefehl von Gustav Horn stand, in Verein mit einem würtembergischen Heere, das der Herzog Julius Friedrich in Person befehligte, gegen den Breisgau. Die vereinigten Heere erzwangen den Uebergang über den Kniebis, um auf Offenburg loszugehen.

Der Uebergang über den Kniebis war nicht ohne Schwierigkeit. Als die schwedischen Truppen vom Dorfe Niederhofen aus gegen Glattheim hin das Thal der Glatt hinaufmarschirten, um über Wittlingsweiler die Höhe von Freudenstadt zu gewinnen, machte der Fähndrich Falkenberg, der beim Vortrab war, seinen Major auf einen Höhenpunkt zur Linken aufmerksam, wo er hinter den Gebüschen eine verdächtige Bewegung wahrzunehmen glaubte. Es schienen dort dunkle Gestalten sich hin und her zu bewegen. „Es ist die Höhe von Binzingen," sagte er; „wenn der Feind vom Amt Oberkirch her einen Posten dorthin vorgeschoben hat, so kann er mit einer geringen Mannschaft von dort aus, während wir unten das Defile durchziehen, uns furchtbar zurichten." —

„Wie soll denn der Feind dorthin kommen?" erwiderte der Major, der dem Fähndrich gar nicht grün war. „Er müßte ja dicht bei Freudenstadt vorüber gezogen sein, was er unmöglich gekonnt hat." — „Er kann auch auf einem Umwege durch die Wälder dorthin gelangt sein," entgegnete der Fähndrich; „erlaubt mir, daß ich mit zweihundert Mann links abschwenke und dem Feind in den Rücken falle." — „Es ist kein Feind da," behauptete der Major. — „Seht ihr nicht die Hellebarden blitzen," versezte der Fähndrich. — „Ich sehe nichts," sagte der Major. Aber jezt kam von Glattheim herüber, wo der würtembergische Vortrab sich befand, der Wachtmeister Konrad mit zehn Mann, und richtete von seinem Major an den schwedischen Major die Botschaft aus, daß man auf der Binzinger Höhe einen feindlichen Trupp gewahr worden sei; der Herr Major möge sich nicht in das Defile wagen, ohne zuvor jenen Punkt gesäubert zu haben. Er konnte nun nicht länger Nein sagen, und gab schmollend die Erlaubniß, daß Falkenberg mit fünfzig Mann links abschwenke. Des Fähndrichs Vorstellungen, daß diese Mannschaft viel zu gering sei, da man nicht wissen könne, wie stark an Zahl der Feind dort oben stehe, half nichts. Auf seinen Wunsch eilte Konrad nach Glattheim zurück, um von den Würtembergern eine Verstärkung zu erbitten; die dann von dort auf direktem Wege die Höhe gewinnen, und oben im Rücken der Feinde mit den fünfzig Mann Schweden zusammentreffen solle.

Der Fähndrich machte sich mit den lezteren sogleich auf den Weg. Seinen getreuen Melchior zur Seite, schritt er dem Haufen voran, einen steilen Weg durch den dichtesten Wald hinauf. Er hatte laden lassen, um jedem plötzlichen Angriff sogleich die Spitze bieten zu können. Lautlos schlich sein kleiner Trupp die Höhe hinan. Eine hochgelegene Lichtung war erreicht, die sich nordwärts nach einer Thalmulde sanft hinabsenkte. Falkenberg hütete sich, diese Lichtung zu betreten; ihrem oberen Rande nahe, blieb er im Wald hinter Büschen verborgen stehen, und spähte von hier aus nach dem Feind. Und richtig, dort über die Mulde weg, auf dem Gipfel der jenseitigen Höhe sah er einen Trupp Kaiser-

liche, dessen Anzahl er auf wenigstens hundertundfünfzig Mann schäzte; wie viele noch in den Gebüschen verborgen waren, konnte er nicht wissen. Den Plan, die Anhöhe durch einen Angriff zu säubern, mußte er nun sogleich fallen lassen; was hätten fünfzig Mann gegen eine solche Uebermacht ausgerichtet, welche noch überdies die Vortheile einer günstigen Position auf steiler Höhe für sich hatte? Ob Konrad Verstärkung bringen, und wie zahlreich diese sein würde, konnte er nicht wissen. Auf alle Fälle mußte er vor der Hand sich auf's Warten verlegen. Kam Konrad zeitig mit etwa hundert Mann, so ließ sich ein Angriff allenfalls wagen. Kam er nicht, oder nur mit geringer Zahl, so ließ sich nichts anderes thun, als abwarten, bis der Feind sein Schießen auf das unten im Flußthale ziehende Heer begonnen haben würde, und ihm dann in den Rücken zu fallen und dadurch wenigstens Verwirrung in seinen Reihen anzurichten. Dadurch daß man ihn hier oben beschäftigte, konnte wenigstens so viel erreicht werden, daß die schwedisch-würtembergische Armee ohne allzugroße Belästigung und Verlust durch das Defile kommen konnte; für sich und seine eigene Truppe sah er dabei freilich nur sicheres Verderben vor Augen. Aber das durfte ihn nicht irre machen, seine Pflicht zu thun.

Nachdem er seiner Mannschaft die äußerste Vorsicht und Stille geboten, führte er sie oberhalb der Lichtung durch das Gehölz und dann im Bogen um die weite Mulde herum. Wenn Konrad kam, so mußte er durch eben diese Mulde heraufsteigen. Aber von ihm war nichts zu erspähen. Falkenberg hatte jezt ein Gehölz gewonnen, das gerade hinter dem von dem Feind besezten Bergkopfe lag, und von demselben durch eine kleine, mit Haide und einzelnen Wachholderbüschen bewachsene Einsenkung getrennt war. Es war zu erwarten, daß die Armee nun bald unten im Thale durch das Defile vorbeiziehen und daß der Feind von dem Bergkopf aus sein Schießen bald beginnen werde. Während nun der Fähndrich mit gespannter Aufmerksamkeit auf den ersten Schuß lauschte, der dort fallen würde, krachte plötzlich ein Schuß dicht hinter seinem Ohr. Einer von seinen eigenen Leuten hatte unvorsichtigerweise den Hahn des geladenen

Karabiners in Ruhe zu setzen versäumt, und war mit demselben an einen Ast gestreift; der Schuß war losgegangen, das Dasein der Schweden dem Feinde verrathen. Der Fähndrich, der sofort die ganze Größe der hiedurch entstandenen Gefahr einsah, kommandirte augenblicklich seine Truppe in Reih' und Glied, und ließ sie mitten im Gehölz in einem flachen Bogen sich aufstellen; denn jetzt konnte ja nicht mehr von einem Angriff, nur noch von Vertheidigung die Rede sein. Zu einer solchen war der Punkt nicht ganz ungünstig, da der Feind erst durch jene Einsenkung kommen und somit von unten her gegen das Gehölz anstürmen mußte. Wirklich bewegte sich der Feind in hellen Haufen von dem Bergkopf herab, und stürmte durch die kleine Niederung gegen die Schweden heran. „Feuer!" kommandirte der Fähndrich. Die niedrigen Wachholderstauden gewährten den Kaiserlichen keinen Schutz; wohl ein Dutzend stürzte todt oder verwundet nieder. Die Schweden waren durch die Baumstämme des Waldes weit besser gegen Schüsse gedeckt; aber eben darum ließ der kaiserliche Hauptmann gar nicht feuern, sondern rückte im Sturmschritt zu einem Säbelangriff heran. Eine zweite Salve streckte wieder einige Kaiserliche nieder; aber ehe die dritte abgegeben werden konnte, war der Feind schon im Walde, und stürmte mit Säbeln und Hellebarden auf das kleine Häuflein der Schweden ein. Es entspann sich ein blutiges Gemetzel. Die Schweden kämpften wie Löwen; der Fähndrich, ein ausgezeichneter Fechter, parirte mit kaltblütiger Unerschrockenheit jeden Hieb, schlug manchen der Feinde nieder, hieb manchen der Seinen, den er umringt sah, frei; schon fieng den Kaiserlichen der Muth zu sinken an; schon lichteten sich ihre Reihen; da führte ihrer einer, der sich den kämpfenden Schweden in den Rücken geschlichen hatte, mit seiner langen Lanze gegen Falkenberg's Rücken einen furchtbaren Stoß. Melchior, der dem Fähndrich zur Seite focht, wandte das Haupt, und sah die Lanze schwirren. Mit Ungestüm stieß er Falkenberg zur Seite, daß dieser zur Erde fiel, und trat an seine Stelle. Der letzte Gaunerstreich seines Lebens gelang ihm; von der Lanze durchbohrt, sank er auf

den unverlezten Fähndrich nieder, und deckte ihn mit seinem Leibe.

Die Schweden waren in voller Verwirrung; aber seltsamerweise drangen die Feinde nicht weiter vor. Falkenberg hatte sich unter Melchiors Körper hervorgearbeitet, sprang auf, und sah, wie die Feinde sich rückwärts wandten. Ein zweiter Blick belehrte ihn, daß ein starker Trupp Würtemberger, wenigstens hundert und zwanzig Mann, rechts aus der Thalmulde heraufrücke. Schon hatten die Kaiserlichen sich in Fronte gestellt, die Emporsteigenden zu empfangen. „Jezt ist alles gewonnen!“ rief der Fähndrich. Als seine Schweden ihn unverlezt sahen, sammelten sie sich sofort wieder um ihn; ihre Zahl war freilich von sechszig auf achtundzwanzig geschmolzen; die übrigen lagen todt oder sterbend oder kampfunfähig im Moose. Aber achtundzwanzig Schweden unter einem Falkenberg konnten viel leisten. In glühendem Rachedurst stürzten sie in geschlossener Phalanx von oben her in den Rücken des Feindes, gegen welchen von unten her die Würtemberger anstürmten. Diesen Doppelangriff vermochten die Kaiserlichen nicht auszuhalten. In raschen Schwenkungen ließ Falkenberg seinen kleinen Trupp bald rechts bald links in die langgestreckte Reihe des Feindes einhauen; die Kaiserlichen geriethen in Verwirrung; nach rechts und links stoben sie in wilder Flucht auseinander, und da ihnen der Weg nach der Mulde abwärts durch die Würtemberger gesperrt war, und sie nach allen übrigen Seiten Anhöhen vor sich hatten, so war es leicht, sie zu verfolgen, und so wurden sie bald völlig aufgerieben.

Der Fähndrich eilte auf den Bergkopf, und pflanzte dort das schwedische Banner auf. Er sah im Thale den Nachtrab ziehen; die vereinigten Heere waren unbehelligt und unversehrt durch das Defile gekommen.

Nun eilte er in's Gehölz zurück, nach dem treuen Melchior zu sehen, der für ihn dem Tode sich hingegeben. Er fand ihn liegen, die Lanze noch im Oberkörper, das ehrliche Gesicht vom Ausdruck des schrecklichsten Schmerzes entstellt. Konrad kniete neben ihm und sagte: „Er hat sich die Lanze nicht eher wollen herausziehen lassen, bis er seinen Fähndrich

noch einmal gesehen." — „Melchior! Melchior!" rief dieser, und reichte dem armen Jüngling die Hand; „was hast du gemacht? O Melchior! Treue Seele!" — „Nicht wahr," stöhnte der Verwundete; „nun sterb' ich als ein ehrlicher Mensch?" — „Gott nimmt dich zu Ehren an," sagte der Fähndrich. „Sagt's der Jungfer Rosa," stammelte der Verblutende, „daß ich einen ehrlichen Soldatentod gestorben bin. Gott sei mir gnädig!" Er neigte sein Haupt an Konrad's Brust, richtete auf den Fähndrich aus brechendem Auge noch einen lezten, langen Blick, und hauchte mit einem tiefen Seufzer seine Seele aus. —

„Ja, wenn sein Vater noch lebte," sagte des Abends im Quartier in Freudenstadt ein schwedischer Soldat zu einem andern, „dann wäre er auf die Affaire hin unverzüglich zum Hauptmann ernannt worden." — „Auf die Affaire hin?" versezte der Andere; „nein, wenn der alte Falkenberg noch lebte, dann wäre er schon längst Hauptmann; denn er hat's schon zehnmal verdient." — „Daß den Alten in Magdeburg die Kugel treffen mußte," sagte ein Dritter; „das war ein Herr! Der hätte den Tilly gejagt und die Stadt gerettet!" — „Aber sein Major," fuhr der Erste fort, „der Bladström, ist ihm nicht grün, weil er kein geborener Schwede ist; und mit dem hochmüthigen Lieutenant Blaatand hat er's vollends verdorben, seit er die Unordnungen, die dieser seinen Leuten in Haiterbach hat hingehen lassen, zur Anzeige gebracht hat." — „Was redest du da?" fragte der Zweite; „der Fähndrich sei kein geborener Schwede? Wie soll das zugehen, da er doch des alten Falkenberg's Sohn ist?" — „Das weiß ich eben selbst nicht recht, wie sich das eigentlich verhält. Ob der alte Falkenberg etwa selber von deutscher Abstammung ist — —"

„Das Geschlecht ist schon seit drei Generationen in Schweden ansässig," warf der Dritte ein.

„Oder," fuhr jener fort, „ob unser Fähndrich vielleicht nur ein natürlicher Sohn des Alten ist, von einer Deutschen, oder ein Seitenverwandter, den er an Kindesstatt angenommen — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich neulich im Lager den Blaatand zum Major Bladström habe

sagen hören: „Diese hergelaufenen Fremden, diese Deutschen, vor allen der verdammte Falkenberg, wollen überall die Meister spielen und uns alte Schweden in Schatten stellen. Aber es soll ihnen übel bekommen!“

„Er ist aber auch nicht klug,“ sagte der Dritte, „daß er dem Blaatand immer am Zeug flickt, und den Angeber macht. Wenn dem seine Leute Unordnungen sich zu Schulden kommen lassen, so soll er das ihm überlassen, und sich in fremde Sachen nicht mischen.“

„Sie haben's aber dort zu toll gemacht,“ wendete der Erste ein. „Nicht allein, daß sie alles Vieh den Einwohnern aus den Ställen geführt und die Häuser geplündert haben wie in Feindesland, so haben sie auch ehrbare Bürger zur Erde geworfen, ihnen Mistjauche in den Schlund gegossen ganze Eimer weis, und ihnen dann auf dem Bauch herumgetrampelt, daß die Brühe stromweis zum Mund wieder ausfuhr, und durch solche Marter gesucht das Geständnis zu erpressen, wo sie ihr Geld und Kleinodien verborgen und vergraben hätten. Mit den Weibsleuten sind sie schandbar umgegangen. Den Pfarrer haben sie bis auf die Haut ausgezogen, und bei dem allem hat der Blaatand lachend zugesehen und solches geschehen lassen. Wenn wir solche Stücklein im Baierland uns hin und wieder hinter des Fähndrichs Rücken erlaubt haben, wo wir verrathen und verkauft waren, wo die Bauern nach uns geschossen, und wen sie einzeln habhaft wurden, lebendig geschunden und gespießt haben, nun so war das nicht mehr als billig. Aber in dem würtembergischen Flecken Haiterbach, in Freundesland, so zu hausen, wie der Tilly in Magdeburg, das ist ja himmelschreiend, und macht dem schwedischen Namen Schande, und da hat unser Fähndrich ganz Recht gehabt, sich beim General zu beschweren.“ —

Während die Soldaten in der Halle vor einem der größten Häuser des Städtchens so plauderten, stand der Fähndrich Johannes von Falkenberg droben im Vorsaal vor der Thür, die in das Quartier des Obristen führte. Er war hieher beschieden worden, und hatte nichts anderes, als eine ehrenvolle Ernennung zum Hauptmann erwartet. Desto

verwunderlicher kam es ihm vor, daß man ihn so lange hier außen harren ließ. Nachdem endlich die Thür sich geöffnet, da traute er seinen Augen nicht, als er die Offiziere seines Regimentes hinter einer langen, schwarzgedeckten Tafel nebst etlichen Schreibern sitzen sah, ganz so, wie es bei der Abhaltung eines Kriegsgerichtes gewöhnlich war. In der That, sein Degen wurde ihm abgefordert; sein Major trat als Kläger wider ihn auf, daß er durch seinen sinnlosen vorzeitigen Angriff auf den feindlichen Trupp Schuld an dem großen Verluste gewesen sei, den seine Mannschaft erlitten. „Hättet ihr gewartet, bis der Feind mit unserer, das Defile durchziehenden Armee engagirt und der Würtemberger Trupp zu eurer Verstärkung herbeigekommen war, so würdet ihr nicht zwei und dreißig eurer tapfersten Leute verloren haben."

„Herr Major!" fuhr der Fähndrich auf, indem er nur mit Mühe seinen Zorn bezwang; „Herr Major! ich erwidre diese Anklage mit einer Gegenanklage. Daß ich zu früh angegriffen hätte, ist nicht wahr; ich bin angegriffen worden, und dies geschah ohne meine Schuld, weil einem unter meinen Leuten das Gewehr aus Versehen losgieng und dadurch unser Schlupfwinkel verrathen wurde. Man rufe meine achtundzwanzig Mannen, sie werden es bezeugen. Ich bin es gewesen, der unten vom Thale aus den feindlichen Posten zuerst bemerkt hat; ihr, Herr Major, habt mir's in Gesicht geleugnet, daß überhaupt Feinde dort stünden; wenn es auf euch angekommen wäre, so wäre jezt unser Heer entweder dezimirt oder zu einem schimpflichen Rückzug genöthigt. Erst als der würtembergische Wachtmeister kam und von seinem Befehlshaber aus meine Wahrnehmung bestätigte, ließet ihr euch nothgedrungen zu der Erlaubnis herbei, daß ich dem Feind in den Rücken fallen dürfe. Aber umsonst bat ich euch um zweihundert Mann; umsonst stellte ich euch vor, daß der elende, kleine Haufe, den ihr mir mitgabet, in die äußerste Gefahr gerathen würde. Ich fordere, daß der würtembergische Wachtmeister Konrad Fischer aus Pfullingen mir als Zeuge gestellt werde; er hat alles mit angehört."

Der Major hatte nicht darauf gerechnet, daß Falkenberg den fremden Wachtmeister mit Namen zu bezeichnen wisse,

und gerieth in Verlegenheit. Doch faßte er sich schnell, und sagte: „Wer kann da zum würtembergischen Heer hinüberschicken, und fremde Soldaten als Zeugen laden? Ihr habt zu früh angegriffen; das könnt ihr nun einmal nicht leugnen.“

„Ich habe euch schon einmal gesagt, daß ich gar nicht angegriffen habe,“ versezte der Fähndrich. „Ruft meine mir noch übrigen achtundzwanzig Mann herauf!“

„Dies Verlangen ist billig,“ bemerkte der Obristlieutenant Holzmüller. Der Oberst befahl, die Leute herbeizuholen. Einzeln wurden sie hereingerufen und vernommen, und Mann für Mann bestätigten sie, daß ein aus Versehen losgegangener Schuß den Angriff von Seiten des Feindes veranlaßt habe.

„So habt ihr,“ sagte der Major, „euern Trupp doch wenigstens an einer sehr gefährlichen Stelle exponirt.“ Aber die achtundzwanzig Mann versicherten wiederum einstimmig, daß wenn die vom Fähndrich gewählte Position nicht so äußerst günstig gewesen wäre, keiner von ihnen jezt mehr am Leben sein würde.

„Man sollte nun doch auch noch nach dem würtembergischen Wachtmeister schicken,“ bemerkte Obristlieutenant Holzmüller mit einem bedeutsamen Blick auf den Major.

„Ist gar nicht nöthig,“ sagte der Oberst, „da der Fähndrich sich genügend ausgewiesen hat, um freigesprochen zu werden.“ — Die Freisprechung erfolgte; Falkenberg erhielt seinen Degen zurück, und verließ in tiefer Entrüstung das Haus.

Von gerechtem Unmuth erfüllt, gieng er mit heftigen Schritten in der finstern Straße auf und ab. Da klopfte ihm eine Hand auf die Schulter. „Ich bin es,“ sagte der Obristlieutenant Holzmüller; „ich wollte nur gern noch ein Wort im Vertrauen mit euch reden; kommt mit mir in mein Quartier, und spült den Aerger über die Clique dort mit einem Schluck Wein hinunter.“

Er faßte ihn unter'm Arm, und zog ihn mit sich in sein nahes Quartier. „Sezt euch!“ sagte er, „man hat uns da einen Hirschbraten aufgetischt, der nicht übel zu sein scheint. Langt zu, und vergeßt auch das Trinken nicht.

Dies Glas auf euer Wohl! Wenn's in der Welt mit rechten Dingen zugienge, so würde ich hinzusetzen: Herr Hauptmann! Aber Undank ist der Welt Lohn; das habt ihr heute recht dick eingebrockt bekommen. Ihr begreift ja wohl, daß die ganze alberne Anklage wider euch nur eine Komödie war. Um euch für die glänzende, muthige That, durch die ihr die vereinigten Armeen gerettet habt, nicht durch eine Beförderung belohnen zu müssen, schmiedet man eine Anklage wider euch, die so dumm ist, daß die Gänse in der Rinne darüber schamroth werden müßten. Euch zu verurtheilen — daran dachten die Kerle gar nicht; nein! auf eure Freisprechung war es abgesehen. Eben mit dieser Freisprechung wollte man euch abspeisen. Fein ausgesonnen! Aber o, daß ich von der Weigerung des Majors, euch mehr Mannschaft mitzugeben, zuvor etwas gewußt hätte! Wie wollte ich den schwäbischen Wachtmeister beigeschafft und in Bereitschaft gehalten haben! Es wäre der Sturz des Majors, des unfähigen und elenden Menschen, gewesen! Ihm hat Blaatand in den Ohren gelegen, und die ganze Sache mit ihm abgekartet. Und beide haben wiederum den schwachen Obristen im Sack. Mir sind sie alle nicht grün, weil ich kein geborener Schwede, sondern ein Deutscher bin, und ich sehe es schon so kommen, daß sie mich nächstens von der Armee weg in eine der Würtembergischen Festungen schicken. Denn das ist jezt im Werk, im Vertrauen gesagt. Gustav Adolf wünscht es selbst, daß einige wichtige Festungen des Herzogthums schwedische Besatzungen erhalten; diese Festungen dienen uns dann zur Gewähr, daß Würtemberg treu im Bunde mit uns verbleibt. So lange Julius Friedrich regiert, hat es zwar keine Noth; aber der junge Herzog Eberhard wird im Anfang nächsten Jahres volljährig; er soll ein sehr lebhafter, etwas eigenwilliger junger Herr sein; wer kann da im voraus berechnen, welche Wege der Politik er einschlagen wird? Da ist es doch immer gut, sich gesichert zu haben. — Aber esset doch, und laßt es euch schmecken. — Auf unsern König! — Doch um nun auf meinen vorigen Gegenstand zurückzukommen, so mache ich mir für meine Person nichts daraus, wenn sie mich von der Armee weg auf eine würtembergische Festung

als Kommandanten schicken; denn dieser Ränke und Plackereien bin ich satt bis über die Ohren. Die Frage ist nur, ob auch ihr — — ja so! da habe ich ja die Hauptsache vergessen! Ich wollte euch nämlich den Vorschlag machen, ihr solltet euch in eine von meinen Kompagnieen versetzen lassen."

„O von Herzen gern," erwiderte der Fähndrich. „Mir liegt auch ganz und gar nichts daran, ob ich diese Belagerung von Offenburg mitmache oder nicht. Häuser in Brand zu schießen und die Einwohner einer eingeschlossenen Stadt mit Hungersnoth zu quälen, macht mir gar kein Vergnügen. Eine offene Feldschlacht, wo man nicht wehrlose Bürger, sondern bewaffnete Krieger sich gegenüber hat — das laß ich eher gelten."

„So gienget ihr also mit mir, auch wenn ihr auf Hohentwiel oder Hohenasperg eine Weile stille liegen müßtet?"

„Herr Obristlieutenant! Ich habe im Felde und unter dem Krachen der Karthaunen immer meine Pflicht gethan; ihr werdet mir das bezeugen. Aber eben darum darf ich euch auch offen sagen: ich habe am Blutvergießen keine Freude; ich werde den Tag segnen, der dem Reiche den Frieden wiedergibt; und wenn mein Beruf mich auch jezt schon eine Weile in einer unangegriffenen Festung stille liegen heißt, so habe ich nichts dagegen."

„Brav gesprochen, und mir ganz aus der Seele geredet," sagte der alte Graubart. „Topp! Es bleibt also dabei. Ich will euch nachher sagen, wie ihr die Sache einzufädeln habt, und ich werde sorgen, daß euer Wunsch erfüllt wird. Aber nun trinkt auch noch eins!" —

Die Sache hatte in der That keine Schwierigkeit. Falkenberg wurde ohne Avancement, als Fähndrich, zu der Kompagnie versezt, die der alte ehrliche Holzmüller persönlich kommandirte; aber von einem Einrücken in eine würtembergische Festung war vor der Hand noch nicht die Rede. Holzmüller sammt seinem Schützling mußte mit in die Rheinebene hinunterziehen, und zusehen wie die Sappeurs die langweiligen Voranstalten zur langweiligen Belagerung des Städtchens Offenburg begannen. —

Ruhig und friedlich, wie er angefangen, war inzwischen der Sommer in Urach verlaufen. Rosa hatte den Fähndrich noch nicht vergessen, und wenn je und je eine verwaschene Kunde von kriegerischen Zusammenstößen im Schwarzwald und am Rhein ihr Ohr erreichte, so dachte sie jedesmal: „wird da Herr von Falkenberg dabei gewesen sein? lebt er noch?“ und sie wünschte dann so lebhaft und tief, daß er noch leben und Gott ihn unverlezt erhalten haben möge, daß ihr Wunsch oft zum stillen Gebet wurde. Auch an Melchior dachte sie jedesmal, und an den braven Konrad.

An einem schönen Septembernachmittag saß sie bei Hedwig in des Burgermeisters großem Küchengarten, und half der Freundin Bohnen schnitzen, als Edmund aus seiner Schule heim und in den Garten gesprungen kam, und brennenden Kopfes die große Neuigkeit brachte, daß der kleine Gustav Marsilien, sein Schulkamerad, mit seinen Eltern nach Stuttgart ziehe. Hedwig lachte ihn aus, und wollte es nicht glauben. Edmund versicherte aber, Gustav habe es ihm selbst in's Ohr gesagt; es sei aber noch ein tiefes Geheimnis, das kein Mensch wissen dürfe. „Dann darfst aber auch du nicht davon plaudern,“ sagte Rosa lächelnd. „Kleiner Schelm, sieh an, nun hast du es uns verrathen; das war dir ja verboten.“ — „Ach,“ sagte der Knabe, „dir und meiner Mutter darf ich doch alles sagen.“ — „Aber wenn ich es nun weiter plaudere?“ fragte Rosa scherzend. — „Ach das thust du nicht, das thust du nicht!“ rief Edmund dringend.

Rosa wie Hedwig hielt die geheimnisvolle Nachricht für ein Kindergeschwätz, und dachte nicht weiter daran. Sollte auch wirklich etwas daran sein, und Marsilien an den Hof nach Stuttgart gezogen werden — ihr war es ja sterbenseinerlei, wer sein Nachfolger als Kommandant von Hohenurach werde.

Daß Marsilien den folgenden Vormittag dem Burgermeister einen Besuch auf dessen Amtsstube machte, fiel niemanden auf. Solche gegenseitige amtliche Besuche waren nichts seltenes.

Desto größer ward das Geschrei und das Erstaunen in

der Stadt, als es auf einmal hieß: ein Trupp Schweden sei in aller Stille auf Hohenurach eingerückt, und die bisherige Besatzung ziehe so eben mit klingendem Spiele ab. Die halbe Einwohnerschaft lief vor die Stadt hinaus, den Abzug zu sehen. Es war kein Traum; Maxsilien ritt voran auf stolzem Rosse; die Mannschaft marschirte hinterdrein. Er winkte mit der Hand den Bürgern ein Lebewohl zu, und rief: „Behüt' dich Gott, du liebes Urach. Bist in frommen, tapfern Händen."

Ein lauter Hochruf antwortete ihm. Er ritt in's Mezinger Thal hinaus, und die Leute wußten nicht recht, wie ihnen geschah.

Von der neuen schwedischen Besatzung ließ sich zunächst niemand außerhalb der Festung sehen. Des Abends brachte Katharina in den Pfarrhof die Nachricht heim, daß man jezt doch wenigstens den Namen des neuen schwedischen Kommandanten wisse. Er heiße Sägemüller. Ein Bursch aus Mezingen habe es erzählt, der gestern Abend, da die Schweden dort übernachtet, einen ihrer Soldaten darum befragt habe.

„Geh," sagte Rosa, „was hast du dir wieder für einen Bären aufbinden lassen! Sägemüller ist ja gar kein schwedischer Name."

„Falkenberg ist auch kein schwedischer Name," versezte die alte Katharine trocken. Und Rosa war geschlagen.

Den andern Morgen gieng sie in gewohnter Weise in die Wochenbetstunde, die ihr Vater hielt. Die Kirche war bei diesen Betstunden gewöhnlich sehr leer; außer den Scholaren und ihren Präceptoren waren meist nur einige alte Weiber in der Kirche. Rosa's Stuhl befand sich im Seitenschiff, der Kanzel gegenüber, so, daß sie die Scholaren gerade vor sich hatte. Die beiden Candidaten Küchli und Brizikomius waren längst durch ältere, verheirathete Lehrer ersezt; gewöhnlich saßen die Frauen derselben mit Rosa in dem nämlichen Stuhle; heute aber schien keine von ihnen Zeit gefunden zu haben. Rosa war ganz allein, und sah ruhig in ihr Gesangbuch nieder, während die Orgel in sanften Tönen erklang, und die Morgensonne, durch die gemalten Fenster scheinend, bunte Blumen auf die gegenüberliegenden

Pfeiler malte. Von dem Ambrosius Blaurer'schen Liede: „Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch," wurden die beiden ersten Verse gesungen; Rosa's Vater bestieg die Kanzel; er las den Abschnitt, an dem er das vorige Mal stehen geblieben war; es war die Geschichte, wie Jakob um Rahel sieben Jahre diente. Recht erbaulich sprach er alsdann in seiner schlichten einfältigen Weise davon, wie die Menschen so gar gern sich ihre Zukunft selbst bauen wollen nach ihrem Willen, und sich Pläne machen, wie es mit ihnen ergehen solle, und wie dann so oft Gott diese Pläne kreuze, und sie ganz anders führe und auf Geduld verweise, und wie es dann des Christen Pflicht sei, gelassen sich der Führung des himmlischen Vaters zu übergeben, der es am Ende immer wohl mache. Rosa hörte mit kindlicher Andacht zu, und wandte keinen Blick von der Kanzel. Aber nun wurde sie in ihrer Andacht gestört. Unter den Schülern, die zwischen ihr und der Kanzel im Mittelschiff saßen, entstand Unruhe; sie wendeten einer nach dem andern die Köpfe seitwärts nach dem Hauptportal, und blickten bald alle unverwandt dorthin. Was dort die Aufmerksamkeit der Knaben auf sich ziehe, vermochte Rosa nicht zu sehen, da einer der Pfeiler den schwedischen Offizier, der leise eingetreten war und unter dem Orgelchor stille stehen blieb, vor ihren Blicken verdeckte. Der Pfarrer, der die Unruhe der Knaben bemerkte, schloß seine Betrachtung, sprach das Gebet, und ertheilte den Segen. Rosa erhob sich, und warf einen Blick durch das Schiff der Kirche; sie konnte nichts entdecken; denn der Schwede hatte alsbald beim Amen die Kirche wieder verlassen. Als sie aber durch das Seitenportal in den sonnenbeschienenen Amandushof trat, entfuhr ihr ein leiser Schrei — der Fähndrich Falkenberg stand vor ihr.

„Hat euch mein unerwarteter Anblick erschreckt, liebes Fräulein?" sprach er mit jener Stimme, die wie himmlische Musik in Rosa's Ohr tönte. „Ist es mir doch selbst ganz unerwartet gekommen, daß mein Befehlshaber, der Obristlieutenant Holzmüller, als Kommandant gerade nach Hohenurach gesezt wurde, hieher, wo meine Gedanken am öftesten und liebsten weilten." Rosa blickte erröthend zur Erde.

„Und so werdet ihr eine Weile hier bleiben?“ fragte sie. „Will's Gott, recht lang,“ erwiderte der Fähndrich, und auf Rosa's Antlitz lag, ihr selbst unbewußt, ein Sonnenschein, der jenen nicht zweifeln ließ, daß das Erschrecken, das seine plötzliche Erscheinung hervorgerufen hatte, ein durchaus freudiges gewesen sei.

„Aber bitte, kommt herauf,“ sprach Rosa, welche mit Misvergnügen wahrnahm, wie die liebe Schuljugend in dichtem Kreise umherstand und den fremden Offizier sowie sie selbst neugierig und verwundert begaffte. Falkenberg folgte ihr in die Pfarrwohnung. „Der Vater,“ sagte sie, „kommt im Augenblick. Wie wird er sich freuen, euch wiederzusehen! Er ist euch so von Herzen gut, und ihr habt uns also, wie es scheint, auch nicht ganz vergessen?“

„Wie hätte ich euch vergessen können?“ erwiderte der Fähndrich; „wenn ich nicht ohnehin täglich an euch gedacht hätte, so würde mich Melchiors Anblick an euch erinnert haben.“

„Und der treue Melchior ist also auch mit hier?“ fragte sie.

„Von ihm kann ich euch nichts bringen, als einen Gruß,“ sagte Falkenberg ernst, „und zwar den lezten Gruß. Er ist gefallen. Daß ich hier lebend vor euch stehe, ist sein Werk. Er fieng mit seiner Brust die Lanze auf, die mir den Tod bringen sollte. Sein leztes Wort war: Sagt's der Jungfer, daß ich einen ehrlichen Tod gestorben bin.“

Thränen traten in die Augen des erschütterten Mädchens. Falkenberg faßte ihre Hand; sie zog die ihre nicht zurück. Es war ein heiliges Band, das diese beiden Herzen verknüpfte; sie hatten, jedes an seinem Theile, zusammengewirkt, eine Seele zu retten.

Jezt kam der Pfarrer. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er den Fähndrich vor sich, zugleich aber seine Rosa in Thränen sah. Freude und Schrecken kämpften in seinem Gesichte. „O Vater!“ rief Rosa, auf ihn zueilend, „Herr von Falkenberg bringt uns die Nachricht von Melchiors Tod.“

Der Fähndrich wiederholte nun ausführlicher die Geschichte jenes Tages. Die drei Menschen fühlten sich wie

alte Freunde; durch die gemeinsame Theilnahme an dem Verstorbenen waren sie innerlich verbunden. Mit großer Freude hörte der Pfarrer, daß Falkenberg bis auf weiteres hier bleibe, und wie gerne nahm dieser die Einladung an, den Pfarrer, so oft sein Dienst es erlaube, zu besuchen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Himmel umwölkt sich von neuem.

Die Disteln und die Dornen, die stechen gar so sehr;
Die falschen falschen Zungen aber noch vielmehr.
Volkslied.

„Nennt mich nicht: Herr von Falkenberg," sagte der Fähndrich bei seinem nächsten Besuche; „ich bin nicht von Adel. Die Soldaten zwar nennen mich so, und von ihnen lasse ich es mir gefallen, da es mein Ansehen als Offizier erhöht. Sie meinen, ich müßte mit dem tapfern Falkenberg, der auf den Wällen Magdeburgs gefallen ist, verwandt sein. Das ist aber nicht der Fall. Johannes Falkenberg ist mein Name. Jener tapfere Held und General hat zwar wie ein Vater an mir gehandelt, aber eine leibliche Verwandtschaft zwischen ihm und mir hat nie bestanden."

„Dann müßt ihr mich aber auch nicht immer Fräulein nennen," sagte Rosa lächelnd. „Jungfer Rosa ist mein Name."

Es vergieng keine Woche, wo Johannes nicht wenigstens zweimal Zeit zu einem kürzeren oder längeren Besuch im Pfarrhofe fand. Regelmäßig kam er Sonntags nach der Kirche, gewöhnlich auch des Mittwochs. Er zählte jedesmal Stunden und Minuten, bis der ersehnte Augenblick kam, wo er Rosa wiedersehen durfte, und auch ihr waren jene beiden Tage Lichtpunkte, auf die sie sich freute. Die zwei jungen Leute waren einander bald unentbehrlich; sie hätten nicht

mehr ohne einander leben können. Das Verhältnis hatte sich so ganz von selbst gemacht, daß auch der Pfarrer sich der Tragweite desselben kaum bewußt wurde. Er war selbst ein wenig verliebt in den Fähndrich; es war so ein durchaus edler, herrlicher junger Mann; so war es ja ganz natürlich, daß auch Rosa ihre Freude an ihm hatte, und ihm von Herzen gut war; die beiden jungen Leute paßten so ganz zu einander; sie waren wie für einander geboren. Nie war ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen; wie überflüssig wäre dies auch gewesen!

Zuweilen gieng dem Pfarrer wohl der Gedanke durch den Kopf: „was soll daraus werden? Wird Friede, so kehrt Falkenberg nach Schweden zurück; dauert der schreckliche Krieg noch länger, so ist sein Leben ein Leben der Unruhe, ohne Heimat, ohne festen Wohnsitz. Freit er um Rosa, und wird sie sein Weib, so ist es mir ein gleich schrecklicher Gedanke, sie in das ferne kalte Schweden ziehen zu lassen, oder sie heimatlos den Kriegsstürmen preißgegeben zu wissen. Sollen aber diese beiden Menschen sich wieder trennen müssen, wie werden sie das aushalten?“ Doch wenn ihm solche sorgliche Gedanken im Kopfe herumgehen wollten, so tröstete er sich jedesmal mit jenem Blaurer'schen Liede:

Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch;
Ich laß mich gar nicht irren;
Muß ich auch gehn durch Feu'r und Rauch,
Und ob sich schon verwirren
All' Sachen gar,
Ich weiß fürwahr,
Gott wird's zulezt wohl richten.
Wie es soll gehn,
Muß es bestehn;
Hier hilft kein menschlich Dichten.

„Gott,“ so sprach er zu sich selbst, „Gott hat diese beiden jungen Leute zusammengeführt; ich habe nichts dazu gethan. Seine Fügung ist es, daß sie einander haben kennen lernen; seine Fügung, daß der Fähndrich nun wieder gerade hieher gesezt werden mußte. Soll ich nun in meiner menschlichen

Kurzsichtigkeit mit täppischer Hand dareinfahren, und das Gewebe, das der große Meister angelegt hat, verwirren? Nein, ich laß ihn walten; er wird's wohl machen, wo ich auch keinen Ausgang sehe."

Auch der Fähndrich dachte an die Zukunft. Der Gedanke, Rosa nach dem fernen Schweden entführen zu müssen, quälte ihn ganz und gar nicht; denn in Schweden hatte er so wenig eine Heimat, als in Deutschland; er konnte sich eine Heimat gründen, wo er wollte, sobald nur erst der Friede geschlossen war. Auf diesen Frieden wartete er sehnlich; und damals, im Oktober 1632, lagen die Dinge so, daß man ja, ohne ein Schwärmer zu sein, hoffen konnte, Gustav Adolf werde den Kaiser bald zu einem Friedensschluß nöthigen. Freilich hatte der leztere in Waldstein einen neuen Feldherrn gefunden; dafür aber hatte sich jezt auch Frankreich mit den Schweden verbündet, und obwohl es Gustav Adolf nicht gelungen war, bei Nürnberg einen entscheidenden Sieg über Waldstein zu gewinnen, so lag doch jenem, nachdem dieser gegen Sachsen abgezogen, der Weg nach Wien offen, wo er dem fanatischen Ferdinand den Frieden diktiren konnte. Sobald es zu diesem heißersehnten Frieden kam, beschloß Falkenberg um Rosa's Hand anzuhalten. Die einzige Sorge, die ihn noch beunruhigte, war die Frage, ob Rosa diese Hand ihm reichen werde. Daß sie ihm herzlich gut sei, fühlte er wohl; aber das war eben — so meinte er — eine stille Freundschaft, die sich aus der gemeinsamen Theilnahme für den ehrlichen Melchior ganz von selbst so entwickelt habe. „Ob sie mich aber zu lieben im Stande ist?" fragte er sich; „ob ich ihr den verlorenen Bräutigam zu ersetzen vermag? Ein Gemüth, wie das ihre, kann nicht anders, als tief und voll geliebt haben, und nun, wo der Geliebte ihr durch einen frühen und gewaltsamen Tod entrissen ist, nun muß sein Bild in so verklärter Schönheit ihr vor der Seele schweben, daß meine arme Erscheinung dagegen gewiß ganz verblassen wird." Er ahnte nicht, daß er — er selbst — Rosa's erste Liebe war.

Daß sie von ihrem verstorbenen Bräutigam nie mit ihm redete, bestärkte ihn in seiner Ansicht. Es ist ein Allerhei-

ligstes ihrer Seele — dachte er — in das ich keinen Zutritt habe.

Und während ihn diese Sorge noch quälte, kam neue Widrigkeit hinzu. Fremde Hände versuchten, sich in eine Angelegenheit zu mischen, über die er mit sich selbst noch nicht im Reinen war. Sein freundschaftlicher Umgang mit der Pfarrfamilie, seine häufigen und regelmäßigen Besuche im Amandushofe waren der neugierigen Einwohnerschaft des Städtchens nicht entgangen; man munkelte davon, der Fähndrich und Rosa würden bald ein Paar sein; wer Rosa wohlwollte — und wer wollte ihr denn nicht wohl? — erwartete mit freudiger Ungeduld den Tag, da sie am Arme des schönen Schweden durch die Straßen gehen werde. Aber niemand hatte in dieser Hinsicht einen schärferen Blick, als Hedwig. Ihr hatte der schmucke Fähndrich schon bei seiner ersten Anwesenheit stark in die Augen geleuchtet, und jezt war sie mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß es für diesen Mann keine passendere Partie geben könne, als eine so hübsche junge Wittwe, wie sie. Der Fähndrich hatte natürlich auch beim Burgermeister seinen Besuch abgestattet, und kam wohl auch gelegentlich einmal wieder in's Haus. Jedesmal war dann Hedwig zugegen, und entfaltete ihm gegenüber ihre ganze Liebenswürdigkeit. Aber vergeblich; der verkehrte Mensch blieb kalt wie eine Schlange; ja er ließ sogar die reizende Wittwe nicht undeutlich eine gewisse Abneigung merken. Bald kam sie hinter die Ursache dieses räthselhaften Benehmens. Sie hörte, daß Falkenberg mehrmals in der Woche das Pfarrhaus besuche. „Da haben wir's!“ dachte sie; „diese Rosa, das unreife Kind, macht mir ihn abspenstig. Aber das muß anders werden.“ — Der Burgermeister wohnte auf dem Markt, und auf dem Markt wurde viel geklatscht, und Hedwig hatte feine Ohren, und da brachte sie denn durch fleißige und wiederholte Nachfrage bei den Mägden bald eine genügende Anzahl astronomischer Data heraus, aus welchen sie berechnete, daß die Sonnennähe regelmäßig am Sonntag und am Mittwoch vor Tische eintrete. Ein merkwürdig günstiger Zufall führte sie nun gerade den nächsten Sonntag nach der Kirche zu ihrer

lieben Freundin Rosa. Sie hatte sich nicht verrechnet; Helios stellte sich ein, und neben der bescheidenen Asträa trat ihm die aufgeputzte Venus entgegen. Ihm konnte das nicht auffallen; er unterredete sich unbefangen, wie immer, mit dem Pfarrer und mit Rosa, und beide mit ihm, und wenn Hedwig ziemlich außer dem Spiele blieb, so war dies ihre eigne Schuld, da sie nie auf den Gegenstand des Gespräches eingieng, sondern nur ungehöriges und fremdes dazwischenwarf, um die Aufmerksamkeit des Offiziers auf sich zu ziehen, womit sie jedoch nur das Gegentheil bewirkte. Der Fähndrich gieng heute früher als gewöhnlich, und kam dafür am Mittwoch früher. Aber kaum war er da, so führte ein glücklicher Vorwand auch wieder die anmuthig lächelnde Hedwig in's Pfarrhaus. Als sie auch am nächsten Sonntag abermals sich einstellte, kam Johannes, ohne ein Wort darüber zu äußern, statt am Mittwoch schon am Dienstag, und statt am Sonntag erst am Montag wieder, so daß Hedwig zweimal einen vergeblichen Gang that. In der folgenden Woche hatte Falkenberg einen Auftrag Holzmüllers an den Burgermeister auszurichten; er traf ihn nicht zu Hause; auch die Burgermeisterin war ausgegangen; Hedwig war allein in der Stube. Er wollte sogleich wieder gehen; sie aber hielt ihn fest mit der Frage: „Nun, Herr von Falkenberg, wie kommt denn das, daß man euch gar nicht mehr bei den Pfarrersleuten findet? Hieß es doch schon in der ganzen Stadt, die Sache mit der Rosa würde bald richtig! Was ist denn da auf einmal dazwischengetreten? Ich habe es zwar gleich gesagt: Rosa ist noch zu jung für den Herrn Fähndrich, und noch gar zu unerfahren. Sie hat ihren Kopf, und wenn sie den aufsezt, da ist's schwer, gegen ihren Willen anzukommen. Hat sie's doch meinem Vetter seligen, dem Hauptmann Georg Müller, ebenso gemacht. Was hat es da nicht für Mühe gekostet, bis sie endlich ihr Jawort gegeben hat! Und für den armen Menschen ist's vielleicht gut, daß Gott ihn von der Erde hinweggenommen hat."

„Nun," sagte der Fähndrich lachend, „es ist eben nicht eine Jede so entgegenkommend, wie jene Frau Dido, welche

in ihrem betrübten Wittwenstande alle Segel nach dem irrenden Ritter Aeneas ausspannte."

Hedwig verstand die Anspielung, welche in diesen Worten lag, nur zu gut. Zornglühend drehte sie ihm den Rücken, und gieng in's Nebengemach. Den Fähndrich reute jezt sein muthwilliger Scherz; aber die unglücklichen Worte waren einmal heraus. Er gieng ebenfalls, und zwar in's Pfarrhaus. „Ist daran etwas Wahres," dachte er im Gehen, „daß Rosa ihrem Bräutigam wider Willen ihr Jawort gegeben?"

Der Pfarrer war nicht zu Hause; Rosa war allein. Er wollte wieder gehen; doch unbefangen bat sie ihn, zu bleiben; der Vater werde bald kommen.

„Ich wollte gerade zum Burgermeister," begann er, „traf aber weder ihn noch seine Frau. Die arme Frau! sie dauert mich, so oft ich sie ansehe. Sie hat in ihrem Sohne doch alles verloren."

„Sie und er," versezte Rosa. „Er läßt sich äußerlich den Kummer nicht so merken, aber er geht bei ihm noch tiefer, als bei ihr. Wer den Burgermeister früher gekannt hat, der kennt ihn jezt nicht wieder."

„Euer armer unglücklicher Bräutigam muß ein ausgezeichneter junger Mann gewesen sein," fuhr Johannes fort.

„Er war ein biederer guter Mensch," sagte Rosa, und sah dabei mit ihrem offenen Gazellenauge dem Fähndrich treuherzig und ehrlich in das seine. „Anfangs," fuhr sie fort, „hat er seinen Eltern viel Noth und Sorge gemacht; er sollte Kaufmann werden, und wollte nicht; er hatte nur Lust zum Soldatenleben. Und da ist er denn wider seiner Eltern Willen ein Reitersmann geworden."

„War er damals schon mit euch verlobt?" fragte Johannes.

„Ach nein," sagte Rosa mit einem Seufzer, „ich hatte seine Werbung abgewiesen."

„So habt ihr ihn also nicht aus Liebe genommen?"

„Als ich ihm einmal mein Jawort gegeben, habe ich mich bemüht, ihn lieb zu haben, wie es einer christlichen Braut Pflicht ist. Und da habe ich ihn auch alle Tage lieber gewonnen; schade nur, daß er fast immer auf Kriegsfahrten abwesend war. Ach, er hat mich so lieb gehabt, und hat

so wenig von mir gehabt. Als er so plötzlich jenes schrecklichen Todes starb, da ist mir's recht schwer auf's Herz gefallen, daß ich ihn viel, viel lieber hätte haben sollen — auf eine ganz andre Weise, meine ich — aber ich habe gethan, was ich konnte."

„Wie kam es denn aber," fragte der Fähndrich weiter, „daß ihr ihm gleichwohl euer Jawort gabet, nachdem ihr ihn zuerst abgewiesen?"

„Wisset ihr denn die entsetzliche Geschichte nicht? Doch — woher solltet ihr sie wissen? Hedwigs Mann, der sie verlassen und auf und davongegangen, kam unter dem Namen Melander als kaiserlicher Befehlshaber hieher, und quartirte sich in Urach ein. Der stellte meiner Unschuld nach, und ich wäre verloren gewesen, wenn nicht der edle Georg, trotz meiner Abweisung, gerade im Augenblick der schrecklichsten Gefahr gekommen wäre und mich befreit hätte. So war ich ihm ja doch mich selbst schuldig, und durfte nicht länger Nein sagen."

„Edle Rosa!" lispelte Johannes.

„Aber was hat denn Hedwig zu diesem Benehmen ihres saubern Mannes gesagt?" fragte er weiter.

„Sie lebte damals noch in Magdeburg," erwiderte Rosa. „Erst später flüchtete sie hieher, und da geschah es, daß Melander nach verschiedenen Schicksalen sich wieder in hiesiger Gegend einschlich, sich seiner Frau zu erkennen gab, und durch lügenhafte Vorspiegelungen wieder ihr Vertrauen gewann. Er wollte sich ihrer Einfalt zu neuen Nachstellungen gegen mich bedienen, wurde aber von einem Wachtmeister Georgs, der hinter seine Schliche gekommen, in derselben Nacht erschossen, in welcher Georg von unbekannter Hand ermordet wurde. Eigentlich hieß er gar nicht Melander, sondern Schwarzmann."

„Schwarzmann?" sagte Johannes leise vor sich hin. „Merkwürdig!"

Jezt kam der Pfarrer, und das Gespräch wurde unterbrochen. —

Hedwig ließ sich nicht mehr im Pfarrhaus blicken. Auch der Burgermeister begegnete Rosa, wo er mit ihr zusammen=

traf, mit einer auffallenden Kälte, wovon sie keinen Grund einzusehen vermochte. Um so glücklicher fühlte sich Johannes. Er wußte jetzt gewiß, daß Rosa ihm kein abweisendes Nein sagen würde. Noch war kein Friede geschlossen; aber da man in der Stadt auf seine Besuche im Pfarrhaus aufmerksam geworden, so beschloß er, in nächster Frist wenigstens einmal mit dem Pfarrer unter vier Augen zu reden, seine Absichten ihm kund zu thun, und ihn selbst über den schicklichsten Zeitpunkt um seinen Rath zu bitten.

Kaum hatte er diesen Beschluß gefaßt, so kam eine Reihe von Nachrichten, die seine Hoffnung auf einen baldigen Frieden gewaltig erschütterten. Gustav Adolf, anstatt mit seiner gewohnten Adlerschnelligkeit in Oesterreich einzudringen und auf das entblößte Wien zu marschiren, hatte sich erflehen lassen, dem Churfürsten von Sachsen, diesem schwachen und kleinlichen Fürsten, der es niemals redlich meinte, zu Hilfe zu eilen. Mit Spannung und Sorge sahen Holzmüller und Falkenberg den nächsten Nachrichten aus Thüringen entgegen; aber auf eine so schreckliche Nachricht, wie sie um die Mitte des Novembers anlangte, war niemand gefaßt gewesen. Wohl hatte die furchtbar mörderische Schlacht, welche Dienstag den 6. Nov. bei Lützen geschlagen worden, schließlich mit einer unverkennbaren Niederlage Waldstein's geendet, der nach Verlust seiner Artillerie den Rückzug aus Thüringen antreten mußte; aber dieser Sieg war um ein theures Opfer erkauft: unter den neuntausend Todten, die das Schlachtfeld bedeckten, lag die Leiche Gustav Adolf's; der Helden-Aar hatte seine Siegeslaufbahn geendet.

Stumm und in dumpfer Trauer standen Holzmüller und Falkenberg einander gegenüber, und senkten die düstren Blicke zu Boden. Wohl war die tapfere Armee noch da; wohl besaß sie in Oxenstierna und Horn zwei ausgezeichnete Führer, und in dem Herzog Bernhard von Weimar einen ritterlichen Verbündeten. Aber der große beherrschende Mittelpunkt, der königliche Geist Gustav Adolf's war aus ihrer Mitte dahin. Wer konnte ihn ersetzen? ihn, der nicht bloß Feldherr, der zugleich das politische Haupt der evan-

gelischen Kirche war? Seine Tochter und Nachfolgerin Christina war ein sechsjähriges Kind. Wie wenn die vormundschaftliche Regierung des von der Kriegslast schon fast erdrückten schwedischen Reiches die Armee nach Schweden zurückrief? Die Gewalt, welche das Staatsschiff lenkte, war jezt fern in Stockholm; die Hand, welche über die Armee verfügte, war nicht die nämliche, welche die Armee befehligte. Und im besten Falle, wenn Schweden am Kriege Theil zu nehmen fortfuhr — waren da nicht Zwistigkeiten und Eifersüchteleien zwischen den Befehlshabern selbst, Ränke und Uneinigkeiten zwischen ihnen und den evangelischen Reichsständen vorauszusehen? Der schreckliche Krieg, der nun schon vierzehn Jahre gedauert, er konnte sich noch in's unendliche fortspinnen!

Mit thränengerötheten Augen trat eine Stunde später Johannes in des Pfarrers Zimmer, und brachte ihm und Rosa die erschütternde Kunde: Gustav Adolf ist todt. Auch hier dumpfer Schmerz, namenloser Kummer. Noch während die drei befreundeten Seelen sich ihr Leid und ihre Sorgen mittheilten, verbreitete sich die Kunde auch in der Stadt. Auf den Straßen sah man die Leute gruppenweise bei einander stehen, blass, erschreckt, die Thränen aus den Augen wischend.

„Mir geht mit ihm die schönste Hoffnung zu Grabe," sagte Falkenberg zum Pfarrer und zu Rosa. „Ich hatte ernstlich gehofft, der Heldenkönig werde mit seinen raschen Siegen einen raschen Frieden erkämpfen, und dann wollte ich mir meinen eigenen Heerd gründen. Nun ist's mit der Hoffnung auf lange aus; ich bin wieder auf's Warten, auf Geduld verwiesen. Denn ich müßte ja der selbstsüchtigste Mensch sein, und müßte die Jungfrau, die mir über alles theuer ist, nicht wahrhaft — sondern nur mich selbst lieben, wenn ich ihr Leben an das sturmbewegte Leben eines im Kriege stehenden Soldaten schmieden wollte. Solche Gewissenlosigkeit sei ferne von mir! Gott wird's versehen! Laßt uns" — er ergriff hier Rosa's und ihres Vaters Hand — „laßt uns in treuer Freundschaft und gläubigem Gebete verbunden bleiben, ihr Einzigen, die ich auf Erden

habe! Ja, lieber Herr Pfarrer, euer Haus ist mir ein Vaterhaus.

Er drückte bei diesen Worten leise Rosa's Hand. Sie verstand ihn, und sah ihm klar und treu in's Auge, als ob sie sagen wollte: „Ja, du Herrlicher, Einziger! Wir bleiben in Geduld und Hoffnung verbunden.“ Der Pfarrer aber zog den Fähndrich an sich, und drückte ihn an seine Brust, und legte ihm die Hand auf's Haupt, und sprach: „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Und so wollen wir all unsre Zukunft dem treuen Gott befehlen.“

Johannes gieng. Der Winter kam mit seinen Stürmen und Schneeschauern; die Besuche des Fähndrichs im Pfarrhause wurden seltener, denn der Weg von Hohenurach den steilen Berg herab war oft nicht ohne Lebensgefahr zurückzulegen. Aber jedesmal war es für Rosa ein Fest, wenn Johannes kam. Dafür mied Hedwig völlig das Pfarrhaus, und gieng auf der Straße mit kaltem, steifem Gruße an Rosa vorüber. Selbst Edmund, der sonst Rosa so fleißig besucht hatte, ließ sich jetzt keinen Schritt mehr sehen. Rosa konnte das nicht ertragen. Eines Tages, als sie den Knaben auf seinem Heimweg von der Schule begegnete, fragte sie ihn: „Aber Edmund, was ist denn mit dir? Du hast mich wohl ganz vergessen? Warum kommst du denn gar nicht mehr?“ „Meine Mutter hat mir's ja verboten,“ sagte er, und wäre dabei fast in Weinen ausgebrochen. „Ich käme ja gern,“ sezte er hinzu, „ich habe dich ja so lieb.“ — Rosa erzählte den Vorfall ihrem Vater, und dieser beschloß, Hedwig zur Rede zu stellen. Er traf sie glücklicherweise allein, und fragte sie ohne Umschweife, was seine Rosa ihr denn zu Leide gethan habe. Sie antwortete mit verblümten und gezierten Redensarten und seltsamen Anspielungen auf Dido und Aeneas, die dem guten Pfarrer völlig unverständlich waren. Als er in sie drang, sich doch deutlich zu erklären, brach sie endlich in die Worte aus: „Nun, ich brauche mich eben auch nicht wegzuwerfen und in ein Haus zu kommen, wo ich täglich Gefahr laufen würde,

einem ungeschliffenen Menschen zu begegnen, der in der ehrenrührigsten Weise mich verhöhnt hat." Der Pfarrer begriff, daß sie den Fähndrich meinen müsse, und sagte nur: „Wenn ihr euch von Herrn von Falkenberg beleidigt glaubt, was kann da meine Tochter dafür?"

Beim nächsten Besuche, den Johannes machte, redete der Pfarrer unter vier Augen ebenso offen und ehrlich mit ihm, wie er mit Hedwig geredet, und theilte ihm mit, daß diese sich durch ihn beleidigt glaube, und dies ihn selbst und Rosa entgelten lasse. Johannes erröthete und schlug den Blick beschämt zu Boden; er gestand, daß er schwer gefehlt habe. Er erzählte, was sie zu ihm, was er zu ihr gesagt. „Der Unmuth darüber," fügte er bei, „daß sie Rosa zu verkleinern suchte, und die lächerliche Art, wie sie ihre eigenen Vorzüge bei jeder Gelegenheit anpries, ließen mich jene Worte sprechen, die sie allerdings kränken und beschämen mußten. Aber ich will Rosa nicht wiedersehen, ehe ich meinen Fehler gut gemacht habe."

Er eilte ohne weiteres in des Burgermeisters Haus. Er traf den Burgermeister und seine Frau bei Hedwig; das hielt ihn nicht ab, zu dieser zu treten und zu sagen: „Ich komme, Frau Hedwig, euch aufrichtig um Verzeihung zu bitten wegen der beleidigenden Worte, die mir vorlängst gegen euch entfahren sind. Es hat mir damals sogleich leid gethan, und ich habe sehr gefehlt, daß ich so lange gewartet, mein Unrecht gut zu machen."

„Das hättet ihr ganz unterweges lassen können, Herr Fähndrich," sagte Hedwig giftig; „mir ist an euren Worten gar nichts gelegen; möget ihr anderen die Köpfe verdrehen, die euch hergeschickt haben, und denen es mehr Spaß macht, als mir, sich an einen hergelaufenen Soldaten zu hängen, von dem man nicht einmal weiß, ob er ehrlicher Leute Kind ist."

„Ich bin mit euch fertig, Frau Schwarzmann," erwiderte Johannes ruhig. „Ich habe das Meinige versucht, meinen Fehler gut zu machen. Nach dem, was ihr so eben mir gesagt habt, sind wir völlig quitt. Meinen Taufschein bin ich nicht schuldig euch vorzulegen."

Arglos hatte er sie „Frau Schwarzmann“ angeredet, weil er von Rosa wußte, daß dies ihres Mannes eigentlicher Name gewesen. Sowohl sie als ihr Oheim sahen darin aber eine neue Beleidigung, eine höhnische Anspielung auf Hedwigs leichtsinnig eingegangene und unglückliche Ehe. Daher brauste nun der Burgermeister auf: „Herr! wenn ihr nichts weiter wollt, als meine Nichte beschimpfen, so geht!“

„Herr Burgermeister,“ versetzte Falkenberg gelassen, „ich muß euch ersuchen, mir mit der Achtung zu begegnen, die ihr einem schwedischen Offizier schuldig seid.“

„Beschimpft er ja meinen Sohn noch im Grabe,“ schrie die Burgermeisterin, „durch den leichtfertigen Umgang — —“

„Still! Still!“ gebot der Burgermeister. Aber Johannes hatte ihnen bereits den Rücken gewandt und das Gemach verlassen.

Er theilte dem Pfarrer Wort für Wort das Ergebnis seines Besuches mit. „Ihr habt das Eure gethan,“ sagte der Pfarrer. „Beruhigt euch, und laßt diese verblendeten Leute gehen.“ —

Weihnachten kam heran. Johannes wollte Rosa gern eine kleine Freude machen. Er hatte aus Baumzweigen ein niedliches Kreuz geflochten, dasselbe in einen Blumentopf gesteckt, und eine frische Epheuranke, die er im Walde ausgegraben, danebengepflanzt. Der Epheu umschlang die Arme des Kreuzes, und wuchs daran empor. In den Topf hatte Johannes in farbigen Buchstaben die Inschrift einbrennen lassen:

Sich klammernd an des Heiles Stamm
Wächset dies Kraut empor langsam;
Wer in Geduld kann warten,
Dem wird das Kreuz zum Garten.

Er wußte diesen Stock Katharinen im Laufe des Nachmittags so in die Hände zu spielen, daß niemand es merkte. Bei der Christbescheerung sollte sie ihn auf Rosa's Platz stellen. Für den Herrn Pfarrer fügte er einen stattlichen Rehziemer bei.

Inzwischen hatte auch Rosa in ihrer Weise an das Weihnachtfest gedacht. Für Edmund hatte sie eine prächtige Trompete von Messing gekauft. Sie band eine Schleife daran, worauf sie die Worte schrieb:

Die himmlischen Heerschaaren
Sind heut herniedergefahren,
Zu sagen den Hirten und Heerden:
Laßt Frieden auf Erden werden.

Durch eine verschwiegene Bekannte ließ sie dies Geschenk in des Burgermeisters Haus bringen und es Edmund übergeben. Hedwig errieth die Geberin, und wollte die Trompete durchaus zurückschicken; aber der Knabe gerieth ganz außer sich, als man sie ihm nehmen wollte; er drohte in förmliche Convulsionen zu fallen, so daß Hedwig sich entschließen mußte, ihn im Besitz des Geschenkes zu lassen. Den andern Tag verlangte er durchaus Rosa seinen Dank abzustatten; das ward ihm nicht gestattet.

Um so inniger war Rosa über das Geschenk des Fähndrichs erfreut. Am ersten Feiertag nach dem Gottesdienste kam er. Rosa gieng ihm entgegen, und drückte ihm die Hand. Der Pfarrer lud ihn ein, zu Tische dazubleiben und das treffliche Reh verzehren zu helfen. Gern folgte er dieser freundlichen Einladung. Er war im Stande, die Freude des Mahles durch eine gute Nachricht zu erhöhen. Der schwedische Reichsrath hatte den Beschluß gefaßt, das heilige Andenken Gustav Adolf's durch die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes zu ehren. Der Krieg solle mit aller Kraft fortgesezt werden, und damit dies geschehen könne, wurde der Reichskanzler und General Oxenstierna, des Königs vertrautester Freund, mit den ausgedehntesten Vollmachten und mit einer unumschränkten dictatorischen, fast königlichen Gewalt bekleidet. „Jezt fange ich wieder zu hoffen an," sagte Falkenberg.

Und wenn es ihm nun den Winter über nur selten möglich war, in's Pfarrhaus zu kommen, so hatte er doch fast bei jedem dieser Besuche eine tröstliche und erfreuliche Nachricht zu bringen. Das eine Mal hatte er in Erfah-

rung gebracht, daß der schlaue Waldstein sogleich nach Gustav Adolf's Tode dem Kaiser den Rath gegeben, den evangelischen Reichsständen unter erträglich scheinenden Bedingungen den Frieden anzubieten. „Im ersten Schrecken," sagte Johannes, „würden sie einen solchen verderblichen Frieden gewiß angenommen haben, einen Frieden, der uns Schweden isolirt und zu eiligem Rückzug aus Deutschland genöthigt, dadurch aber die evangelischen Stände hinterher der Willkür des allmächtigen Kaisers gerade erst recht preißgegeben hätte. Gott sei Lob, der sein Gemüth verblendet hat, daß er auf dieses Ahitophel Rath nicht hörte, sondern in vermessenem Vertrauen auf Spanien und Baiern zur Fortsetzung des Krieges sich entschloß."

Ein andermal brachte er die Nachricht, daß der Churfürst von Sachsen, dieser böse Dämon der protestantischen Sache, mit aller Macht dahin gearbeitet habe, daß die evangelischen Reichsstände sich von den Schweden lossagen und unter seinen Oberbefehl stellen sollten. Aehnliche verderbliche Pläne habe auch Herzog Ulrich von Braunschweig geschmiedet, indem er einen niedersächsischen Sonderbund stiften und an dessen Spize treten wollen. Aber Oxenstierna's Energie sei es gelungen, diese verderblichen Pläne zu vereiteln. Den Braunschweiger habe er durch Drohungen gezwungen, seinen eiteln Gedanken ganz fallen zu lassen; dem Sachsen habe er wenigstens für's erste die Hände gebunden und ihn zu Freundschaftszusicherungen genöthigt.

So theilte Johannes mit dem Pfarrer und Rosa jede Sorge. Die Erkämpfung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens war der Angelpunkt, um welchen all ihr Fürchten und Hoffen sich drehte, der Angelpunkt, von welchem schließlich die Verwirklichung ihrer eigenen persönlichen stillen Wünsche abhieng. Aber diese Wünsche wurden zwischen ihnen mit keinem Worte weiter berührt.

Der Frühling 1633 kam heran. Am 9. März trat der junge Herzog Eberhard seine Regierung an. Weder prunkvolle Festlichkeiten noch lauter Jubel bezeichnete diesen Tag; für leztere war die Zeit zu ernst, für erstere die Kriegslast zu drückend. Aber mit fröhlicher Hoffnung blickte

das Land auf den liebenswürdigen jungen Fürsten, welcher in allen Dingen bewies, daß er einen festen energischen Willen besaß, und dessen erste Regierungshandlung die war, daß er mit Schweden in offene, ausgesprochene Allianz trat.

In Heilbronn eröffnete Oxenstierna den 8. März einen Convent, auf welchem der fränkische, der schwäbische, der oberrheinische und der churrheinische Kreis durch eine glänzende Menge von Fürsten und Abgesandten vertreten waren, und wo auch die Gesandtschaften von Frankreich, England und den Generalstaaten erschienen. Die vier Kreise beschlossen, den Krieg gemeinsam fortzusezen, ersuchten Oxenstierna unterthänig, die Leitung desselben zu übernehmen, und während Julius Friedrich immer noch den Anschein gewahrt hatte, als ob er nur durch die Umstände gezwungen mit den Schweden gegen die Kaiserlichen operirt hätte, so scheute sich jezt Eberhard nicht, offen in die Allianz mit Schweden einzutreten. Der Kanzler Löffler, derselbe welcher schon vor einem Jahre den Herzog-Vormund gerne zur Abdankung genöthigt hätte, war Eberhards rechte Hand und die Seele seiner Regierung. Zum Danke aber für solche Entschiedenheit sprach Oxenstierna dem Herzog den Besitz jener im schwäbischen Kreise belegenen östreichischen Grafschaften und bischöflichen Stifter und Güter — Hohenberg, Rottweil, Rottenburg u. s. w. — zu, welche im vorigen Herbste großentheils schon thatsächlich von den schwedisch-würtembergischen Truppen waren besezt worden. Ebenso wurden dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg, und dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda zugesprochen. Die Pfalz aber wurde dem Erben des unglücklichen Friedrich V. zurückgegeben.

Damit waren freilich die feindlichen Mächte zu einem Kampf auf Tod und Leben herausgefordert, und so war denn wirklich der Sommer 1633, insbesondre auch für Würtemberg, eine Zeit voll der verworrensten, stürmischsten Ereignisse. Zwar berührte die Kriegsfurie des Kampfes kaum die Grenzen, aber desto mehr wurde durch wiederholte Durchzüge von Armeen, welche die rücksichtlosesten Erpressun-

gen übten, das Land an den Rand der Verzweiflung gebracht.

Während nämlich Georg von Braunschweig in Niedersachsen, ein sächsisches Heer in Schlesien den Kampf gegen die Kaiserlichen glücklich fortsezte, drang Herzog Bernhard mit einem schwedischen Armeekorps in Franken ein; das schwedisch-würtembergische Heer aber unter Horn war nach der Eroberung von Offenburg siegreich über den Rhein gegangen, und hatte bereits die wichtigsten festen Pläze des Elsaß sich unterworfen. Nicht so glücklich waren der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und der schwedische General Banner an Lech und Donau; sie sahen sich durch den von seiner bei Rain erhaltenen Wunde genesenen Altringer schwer bedrängt, und riefen Horn aus dem Elsaß zur Hilfe herbei. Da zogen nun Horn's schwedische Schaaren, über den schon lange rückständigen Sold auf's äußerste erbittert, wie ein verheerender Heuschreckenzug quer durch das Würtemberger Land; die Saaten wurden zerstampft, Ochsen und Kühe den Bauern aus den Ställen geführt und geschlachtet, die Pferde von der Reiterei mitgeschleppt.

Im Elsaß war nur der Rheingraf Otto Ludwig zurückgeblieben. Da er zu schwach war, sich gegen den Bandenkrieg des Elsässer Landvolkes zu behaupten, mittlerweile aber Herzog Bernhard, nachdem er das Hochstift Bamberg sich unterworfen, an der Donau zur Hilfe und Verstärkung erschien, so wurde nun Christian von Birkenfeld mit seinen Truppen nach dem Oberrhein gesandt, und so erlebte Würtemberg abermals den Durchzug eines Heeres. Der Schaden, welchen das arme Land in diesem einzigen Sommer durch Plünderung — und zwar von seinen Bundesgenossen! — erlitt, berechnete sich für die herzoglichen Domänialgüter auf 107,750 fl., für die Unterthanen auf 3,253,170 fl., wozu noch ein weiterer Verlust von 4,900,000 fl. an Feldfrüchten kam. Und diese Verluste waren um so härter, als der Herzog schon 106,000 fl. in Geld nebst ungeheuren Getraidelieferungen, das Land aber die Summe von 766,800 fl. zur Kriegführung beigesteuert hatte.

Unter solchen Verhältnissen war die Verproviantirung

der Landesfestungen eine wahre Kunst. Ringsumher geleerte Speicher, zertretene Felder, Mangel an Vieh, an Fleisch, an allem. Die angeordneten Lieferungen blieben aus; die Besatzungen mußten suchen sich selbst zu versorgen. Da wurde denn auch Falkenberg mehr denn einmal mit Truppen hinaus in's Land geschickt, um Lebensmittel beizuschaffen. Das waren ihm die schwersten Tage, wenn er dem armen Volke von dem wenigen, was ihm noch geblieben war, noch etwas abfordern mußte. Indessen die Besatzung wollte auch nicht Hungers sterben. Lieber verwandte er auf solche Auszüge das drei- und vierfache Maß von Zeit, um ferne und entlegene Ortschaften aufzusuchen, die minderen Schaden erlitten hatten; lieber forderte er in zehn Ortschaften von einer jeden wenig, als in und von einer einzigen alles. So war er jedesmal lange abwesend. Wenn er wiederkam — wieviel trauriges hatte er dann Rosa zu erzählen! Wie wurden da über den großen, allgemeinen Jammer alle persönlichen Sorgen und Wünsche vergessen!

So verflog unter der Spannung und dem Sturm der Weltereignisse der Sommer des Jahres 1633 wie ein banger, schwerer Traum.

Neunzehntes Kapitel.

Der gelbe Ring.

Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man ißt und trinkt und läßt sich gar nichts kränken.
Altes Soldatenlied.

Die Unzufriedenheit der Schweden über die rückständige Löhnung war an der Donau in offenen Aufstand ausgeartet,

welchen Bernhard von Weimar durch die Vertheilung der in Bamberg erbeuteten Reichthümer noch eben glücklich zu stillen vermochte. Da kam eine abermalige Hiobspost. Ein neu geworbenes spanisches Heer von vierzehntausend Mann erschien im Herbst unter dem Oberbefehl des Herzogs von Feria in Baiern, vereinigte sich mit den sechzehntausend Mann Altringers, und rückte in Oberschwaben ein, gegen den Bodensee hin. Sofort rief Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld vom Rhein zurück nach Oberschwaben, wo er in Stockach, einige Stunden nordwestlich vom Bodensee, mit ihm zusammentraf. Die Spanier und Baiern standen westlich von Stockach, in der Nähe von Tuttlingen, kaum eine Meile von den Schweden. Man erwartete eine entscheidende Schlacht. Plötzlich zog der Feind ab nach dem Breisgau. Ein Gerücht, daß Waldstein vom Kaiser abgefallen und mit den Schweden sich vereinigt habe, hatte dem Herzog von Feria solchen Schrecken eingejagt. War dies Gerücht auch falsch, seine Entstehung war doch erklärlich. Schon vor zwei Jahren, als Gustav Adolf in Deutschland erschien, hatte Waldstein Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen gesucht, welche der Schwedenkönig abwies, weil er das Anerbieten Friedlands, die kaiserliche Armee dem Feinde zuzuführen, für Trug oder für Wahnwitz hielt. Die räthselhafte Unthätigkeit, in welcher Waldstein neuerdings verharrte, indem er, statt Altringer'n zu unterstüzen, müßig in Böhmen lag, hatte auf's neue das äußerste Mistrauen des Wiener Hofes gegen ihn erregt, und man begreift, daß Feria einem zur Zeit noch grundlosen und abenteuerlichen Gerüchte Glauben schenken konnte. Als Waldstein endlich plündernd, sengend und brennend in Franken einfiel, so veranlaßte dies einen neuen Heereszug durch Würtemberg. Bernhard von Weimar nämlich eilte quer durch das Land nach Franken, während Horn nebst dem Birkenfelder den Spanier aus dem Breisgau und dem Elsaß jagte und dessen Armee aufrieb.

Neben diesen großen Kriegsbewegungen giengen manchfache kleinere Kampfesereignisse her. Die feindlichen Händel zwischen den Würtembergern und den Truppen, welche die

bischöflichen Stifter und kaiserlichen Grafschaften an den Donauquellen besezt hielten, hatten seit vorigem Herbst ihren ununterbrochenen Fortgang. Unter anderen festen Punkten war das Städtchen Villingen noch immer in der Hand einer kaiserlichen Besatzung. Mehrmals war die Einnahme vergebens versucht werden. Als Horn vom Oberrhein hatte an die Donau eilen müssen, war der umwohnenden katholischen Bevölkerung der Muth gewachsen; die Belagerer sahen sich durch bewaffnete Bauernbanden so beunruhigt und gefährdet, daß sie die Belagerung aufgeben mußten. Im August unternahm man dieselbe von neuem; auf eine Weisung Horn's schickte Herzog Eberhard die Hauptleute Rau und Helmstätt mit zwei Kompagnien gegen Villingen ab; es war alles daran gelegen, daß die protestantischen Truppen vor der Ankunft jener spanischen Armee sich in Besitz dieses festen und wichtigen Punktes sezten. Aber wiederum lag man bereits einige Wochen vergeblich vor der kleinen Festung. Je mehr von der Annäherung der Spanier verlautete, um so mehr wuchs den Belagerten der Muth.

In der Kompagnie Rau's befand sich auch der Wachtmeister Konrad. Er war der Liebling seines Hauptmanns, der keinen kühneren, entschlosseneren und umsichtigeren Untergebenen besaß; und seitdem der Wachtmeister von seiner früheren Strenge in der Mannszucht etwas nachgelassen hatte, und zu Excessen verschiedener Art, wenn sie nur nicht gar zu arg waren, ein Auge zudrückte, war er auch der Liebling der Mannschaft geworden. Zechend und lärmend saß diese eines Sonntag-Abends — es war der 8. September — im Lager vor den Laufgräben; die Wachen waren richtig ausgestellt; Patrouillen umzogen die eingeschlossene Stadt; wer nicht Dienst hatte, ließ sich's heute wohl sein, um auf den folgenden Tag sich im voraus Muth zu trinken. Da gieng es denn so lustig her, als es im dreißigjährigen Krieg in einem Lager nur immer zugehen konnte. Der Troß der Marketenderinnen hatte sich unter die Soldaten gemischt; Bauerndirnen aus der Umgegend waren herbeigezogen worden oder auch freiwillig erschienen; die Musik spielte auf, und unter Heisaruf wirbelten die

tanzenden Paare im Kreis. Auch Konrad hatte seine Tänzerin am Arm, eine dralle rothbackige Bauerndirne, und drehte sich mit ihr schnalzend und johlend im Ringeltanze. Erst als der Tanz zu Ende war, bemerkte er, daß der Hauptmann Rau herzugetreten war. Es ärgerte ihn, daß dieser Zeuge gewesen, wie er mit den Gemeinen sich gemein gemacht; so that er denn, als hätte er den Offizier nicht gesehen, und wollte in's Zelt schleichen. Aber der Hauptmann rief ihn. „Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ sagte er, und trat stramm vor ihn hin. „Heute,“ sagte dieser, „hast du dich noch einmal als Wachtmeister lustig gemacht; morgen um die Zeit, wenn du sammt deiner Mannschaft deine Pflicht thust, kannst du Lieutenant sein. Morgen Sturm von drei Seiten zugleich! Morgen muß die Stadt unser werden!“

Er sprach's, und drehte sich um, und gieng. Ein lautes Hurra dröhnte ihm nach, und Alle umringten Konrad, wünschten ihm Glück zu der ihm zugesagten Erhöhung, und versprachen ihm, daß es an ihnen nicht fehlen solle. Wiederum sezte man sich zum Weingelage; laute Hochrufe erschallten auf den neuen Lieutenant, auf den Hauptmann, auf die ganze Kompagnie, auf den Soldatenstand und das Soldatenleben. Immer toller wurde der Lärm, bis die unerbittliche Trommel Ruhe gebot. Da verschwand der laute Haufe in den engen Zelten; friedlich schien der fast volle Mond auf die weißen Leinwanddächer und drüben auf die grauen Mauerzinnen der Stadt und rings auf die Felder und Büsche; kein Laut wurde gehört, als der leise Schritt der Wachen und das Zirpen der Grillen im Grase. Die Glocke auf dem Kirchthurme schlug die Mitternachtstunde; der 9. September begann, der so heißen Kampf und Sturm zu bringen bestimmt war; aber die Schläfer in den Zelten hörten die verhängnisvollen Schläge nicht; schweren Hauptes waren sie in dumpfen Schlummer gesunken. Nur die beiden Hauptleute saßen wach und munter in ihrem Quartier, einem Gartenhause, bei einander; sie beriethen sich, daß es wohl das Beste sein werde, Morgens vier Uhr, wenn der Mond untergegangen, sogleich die Allarmtrommel schlagen und den Sturm beginnen zu lassen.

Die Stunden rollten dahin; es war drei Uhr vorüber; die Mondscheibe sank blutigroth hinter ein Gewölk, dem Horizont nahe. Hinter einem der Mauerthürme öffnete sich leise eine Pforte; schwarze Gestalten stiegen dort in den Graben hinab; es war viel zu dunkel, als daß die würtembergischen Wachen in den Laufgräben etwas davon hätten wahrnehmen können.

„Wer hat Befehl gegeben, die Trommel zu rühren?“ fragte Helmstätt, indem er in das Nebenzimmer stürzte, wo Rau vor einer halben Stunde sich zu kurzer Ruhe auf ein Feldbett niedergestreckt hatte. Rau fuhr vom Schlaf empor, und wußte nicht, was er hörte. Trommelwirbel ringsum, und Geschrei und Geheul. Aufgetrommelt war die Mannschaft aus dem Schlafe, aber nicht zum Sturm auf der Hauptleute Befehl, sondern durch die Belagerten, die einen Ausfall machten. In wilder Verwirrung griff alles zu den Waffen. Der Hauptmann Rau stürzte aus dem Gartenhaus; er sah rings um sich her Feinde; eine Kugel streckte ihn zu Boden. Dutzendweise wurden die Würtemberger in ihren Zelten niedergemacht. Vereinzelt unternahmen sie eine vergebliche Gegenwehr; bald suchten sie in wilder Flucht das Weite. Hauptmann Helmstätt entsprang durch die Hinterthür des Gartenhauses, und gelangte hinter Hecken an einen Theil des Lagers, der von dem Punkte des Angriffs weiter entfernt war. Er ließ die Trompeter blasen, und es gelang ihm, hier einige hundert Mann zu sammeln und zu ordnen, die er nun gegen die Schaar der Ausfallenden führte. Da diese sich in blindem Siegestaumel zerstreut und vereinzelt hatten, so gelang es ihm bald, sie aufzurollen und in die Stadt zurückzujagen.

Konrad hatte sich an dem Punkte befunden, auf welchen der erste Stoß des Feindes gerichtet war. Er hatte sammt seinen Zeltgenossen mit Löwenstärke und Todesverachtung sich der Eindringenden erwehrt, und die Mannschaft der nächsten Zelte zu geordneter Gegenwehr anzutreiben gesucht. Da er aber die Größe der Verwirrung und des Schreckens und die immer allgemeiner werdende Flucht sah, so meinte er mehr zu nützen, wenn er die Flüchtigen hinter dem Lager

sammle und neu gegen den Feind führe, als wenn er im Lager selbst einen hoffnungslosen Widerstand fortzusetzen suche. Auch er zog sich also hinter die Zeltreihen, und lief nun den Entflohenen nach, sie zurückrufend und zu neuem geordnetem Kampf ermunternd. Aber das erforderte einige Zeit; die Erschrockenen hatten sich zu weit zerstreut. Ehe er sie noch beisammen hatte, kam schon Martin von Degenfeld, ein Lieutenant Helmstätts, in gleicher Absicht daher geritten, und sagte höhnisch: „Auch das Hasenpanier ergriffen, Wachtmeister?“ — „Ihr seht mich vielmehr bemüht,“ antwortete Konrad trotzig, „die Entflohenen zu ihrer Pflicht und zum Kampfe zurückzuführen, und ich habe ganz und gar nicht nöthig, mich von euch einen Hasen schelten zu lassen.“ — „Nun, du hast's Ursache, solche Antworten zu geben,“ erwiderte Degenfeld, „habe ich dich doch mit meinen Augen querfeldein laufen sehen. Hast wohl gemeint, das Lieutenantspatent schon in der Tasche zu haben? Nein, nein, dafür ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; und dafür, daß wir kein solches Lumpenpack unter unsers Gleichen bekommen, sorgt das Pack schon selbst.“

Degenfeld ritt davon. Konrad kochte vor Wuth, aber sein Zorn war ohnmächtig, und jede Hoffnung gieng ihm unter, als er vernahm, daß sein Gönner, der Hauptmann Rau, sich unter den Gefallenen befinde. Was war nun anders zu erwarten, als daß eben jener hochfahrende Degenfeld Rau's Nachfolger und sein Vorgesetzter werde? Scham, Aerger und Besorgnis wogten in seiner Brust; er hätte sich mögen eine Kugel vor den Kopf schießen! —

Am folgenden Tag in der Mittagsstunde befand sich in einem hohen, gewölbten Gemach des alten prächtigen Stuttgarter Schlosses der junge Herzog Eberhard in eifriger Unterredung mit seinem ersten und vornehmsten Rath, dem Kanzler Löffler. Der junge Herzog lehnte mit dem Rücken an einen zierlich geschnizten Schrank von Ebenholz, und ließ die rechte Hand auf dem Kopf eines schlanken Windspieles ruhen, während der Kanzler, ein breitschultriger untersezter Fünfziger, ehrerbietig vor ihm stand. Außer diesen beiden Männern befand sich niemand in dem Kabinet, als der herzog-

liche Geheimschreiber Richard Bergschmidt, welcher zum großen Aerger und Neid aller älteren herzoglichen Diener und Beamten die Gunst des hohen Herrn in seltenem Grade sich zu erwerben gewußt, und in derselben sich täglich mehr befestigte. Es war ihm dies wesentlich dadurch gelungen, daß er in Dinge, die seines Amtes nicht waren, sich nicht mischte, dasjenige aber, was sein Dienst erforderte, pünktlich vollzog, und dabei den Neigungen und Launen des jungen Fürsten Rechnung trug, ohne denselben zu fröhnen. Er war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu seinem Schreiberdienste willig und bereit; er wußte die Gedanken des Fürsten rasch und richtig aufzufassen und treu, bündig und gewandt wiederzugeben. Nie war er vorlaut; nie äußerte er in Fragen der Politik seine eigene Meinung, als wenn der Herzog ihn darum befragte, und auch dann sprach er mit der äußersten Bescheidenheit, gewann aber gerade hiedurch auf den Herrscher einen Einfluß, der nicht unterschätzt werden durfte. Der Kanzler sah dies recht gut ein, und war nicht unzufrieden damit; durch den Geheimschreiber vermochte er den Herzog zuweilen zu Entschlüssen zu bestimmen, welche demselben anfangs wider den Strich liefen und zu denen er selbst ihn kaum würde überredet haben. Denn was dem Kanzler gegenüber als ein Nachgeben erschienen wäre, das erschien, wenn Richard dem Fürsten den gleichen Gedanken unvermerkt einzuflößen wußte, als des Herrschers eigene Ansicht.

„Nachdem Ew. herzogliche Gnaden sammt andern hohen Fürsten es als billig erkannt,“ so sprach jezt der Kanzler, „daß die Führung des Krieges und der militärische Oberbefehl den Schweden bis auf weiteres verbleibe, so übriget nur, daß denn auch solchem gemäß alle herzoglichen Befehlshaber und Offiziere angehalten werden, nicht allein dem Namen, sondern auch der That nach denen Befehlen des schwedischen Feldherrn nachzukommen und auf die wirkliche Erreichung seiner Kriegsabsichten mit Treue und Eifer hinzuarbeiten. So schreibt mir General Horn, daß ihm alles daran gelegen ist, daß die Stadt Villingen noch vor Annäherung des Feindes den Kaiserlichen entrissen werde, und

beklaget derselbe schwer, daß die Belagerung mit solcher Saumsal betrieben werde.“

„Schon vor drei Tagen,“ versezte Eberhard, „habe ich einen expressen Befehl an die Hauptleute Rau und Helmstätt abgehen lassen, daß unverzüglich und unweigerlich zu einem ernstlichen Sturme geschritten werden soll. Und so verhoffe ich, daß anitzo, wo wir davon reden, die Stadt bereits — — Halt! Was ist das? Ein Reitender von Helmstätts Kompagnie sprengt eben in den Schloßhof! Lupus in fabula! Da haben wir schon die Siegesnachricht! Geht, Wergschmidt, und nehmt ihm die Depesche ab.“

Richard gieng, und kam nach wenigen Augenblicken mit einem großen versiegelten Schreiben zurück, das er den Händen des Herzogs übergab. Es war ein Bericht, von Degenfeld verfaßt, von Helmstätt unterzeichnet. Der Herzog erbrach hastig das Siegel; während er las, entfärbte sich sein Gesicht. „Was ist das!“ rief er entsezt, „unglücklicher nächtlicher Ausfall — über hundert Mann gefallen — auch Rau todt — Hauptschuld die Feigheit des Wachtmeisters Fischer, der mit einer halben Kompagnie sein Heil auf der Flucht — ei den soll doch das Donnerwetter erschlagen! Hängen sollen sie ihn, den elenden Schurken! Hängen! Wergschmidt, verfaßt mir sogleich den Befehl!“

„Fürstliche Hoheit halten zu Gnaden,“ bemerkte der Kanzler; „wenn der Mensch wirklich den Tod verdient hat, so bedarf es dazu keines besonderen Befehles, da schon die Kriegsgesetze zu einer solchen Bestrafung ermächtigen. Ob nun aber die Umstände so beschaffen waren, daß er nach dem Gesetze den Tod verdient, das möchte hier, fern von dem Schauplatz des Kampfes, und ohne Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen, sich wohl schwer entscheiden lassen. Möchte daher, Ew. herzoglichen Gnaden besseres Ermessen in Ehrfurcht vorbehalten, wohl genügend sein, wenn die Hauptleute, oder vielmehr der Hauptmann Helmstätt, da der andere todt ist, angewiesen würde, die bestehenden Gesetze mit aller Strenge gegen die Ausreißer in Anwendung zu bringen.“

„Ich will aber noch meine ganz besondere Ungnade die-

selben fühlen lassen," sagte Eberhard. „Wergschmidt! was meint ihr?"

„Wenn Ew. herzogliche Gnaden Euern edlen und gestrengen Eifer in solcher hochwichtigen Angelegenheit, als die Belagerung dieser Stadt ist, noch durch eine sonderliche Verordnung kund zu geben beschlossen haben, so haben Dero fürstliche Hoheit vielleicht dabei im Sinne gehabt, daß denen, so die Flucht ergriffen, irgend ein Schandzeichen, als da etwa ein Ring von einer auffallenden Farbe, an ihre Kleider geheftet und sie also für alle kommenden Zeiten zu einem Scheusal gemacht würden vor ihren Mitbürgern."

„Brav! Vortrefflich!" rief der Herzog. „Gerade so etwas hatte auch ich im Sinn. Bringt den Befehl nur sogleich zu Papier. Und dann noch eins! Da der brave Rau gefallen, so will ich den Degenfeld zu seinem Nachfolger ernennen. Fertigt sein Patent sogleich mit aus. Und am besten wär' es, Wergschmidt, ihr machtet euch selber auf den Weg, und überbrächtet nicht nur den Befehl, sondern wachtet auch im Namen und Auftrag herzoglicher Landeshoheit, daß derselbe streng gehandhabt und die Untersuchung wider die Ausreißer nach der ganzen Härte des Gesetzes geführt werde."

Mit diesen Beschlüssen endete die Kabinetssitzung. Noch im Laufe des Nachmittags trat Wergschmidt in einem herzoglichen Hofwagen seine Reise an, und langte am Vormittag des zweitfolgenden Tages im Lager vor Villingen an.

„Die Untersuchung," sagte ihm Helmstätt, als er diesem unter vier Augen die Aufträge des Herzogs mittheilte, „die Untersuchung ist bereits mit aller Strenge geführt; aber es hat sich bei derselben herausgestellt, daß der Wachtmeister Fischer durchaus nicht so schuldig gewesen, als Degenfeld anfangs geglaubt hat. Weit entfernt, daß er die Kompagnie zur Flucht verführt hätte, ist es durch hinreichende Zeugen erwiesen, daß er mit tapferem Muthe mit seiner Zeltmannschaft dem Feinde Widerstand geleistet hat, und erst, als Alle um ihn her geflohen waren, den Ausreißern nacheilte, um sie zu sammeln und zurück wider den Feind zu führen. Es

dürfte ihm in Anbetracht dessen wohl auch das Schandzeichen erspart bleiben."

„Unmöglich," sagte Richard. „Es ist der ganz ausdrückliche Befehl Sr. herzoglichen Gnaden, daß dem Wachtmeister vor allen andern das Schandzeichen angeheftet werde, und ich würde den Zorn des Herzogs — —"

„Aber diesen Befehl," wendete Helmstätt ein, „haben S. herzogliche Gnaden auf einen voreiligen und ungenauen Bericht hin erlassen. Und wäre sonach wohl erst ein neuer Bericht einzusenden."

Der Geheimschreiber wollte davon nichts hören; er könne die Verantwortung nicht übernehmen; er müsse wenigstens zuvor auch Degenfelds Meinung hören. Dieser wurde herbeigeholt und befragt, und, von der Absicht geleitet, dem Wachtmeister die Beförderung zum Offizier für immer unmöglich zu machen, stimmte er ganz und gar dem Geheimschreiber bei. Konrad habe sich gegen seine Pflicht immerhin verfehlt; das unterliege keinem Zweifel. Seine Pflicht sei gewesen, den Platz zu behaupten und mit seinem Blute denselben zu vertheidigen. Wohin solle es kommen, wenn jeder Korporal, anstatt auf dem ihm angewiesenen Posten zu bleiben, anfangen wolle zu berechnen und zu überlegen, ob er nicht anderswo noch mehr nützen könne. Daß Konrad nicht gehängt werde, sei billig; daß er nicht einmal degradirt werde, sei der Milde genug; das Schandzeichen aber gehöre ihm so gut, wie allen Ausreißern.

Es hatte also beim Befehl des Herzogs sein Bewenden. Die Mannschaft wurde durch Trommelschlag versammelt; der Geheimschreiber trat vor, und verlas das herzogliche Edikt, worin der Landesherr seinen tiefen und gerechten Unwillen über die Feigheit derer, so am 9. September die Flucht ergriffen, aussprach, und verordnete, daß dieselben alle, vor allen andern aber der Wachtmeister Konrad Fischer aus Pfullingen, zu gerechter Ahndung einen gelben Ring am Kleide zum Schandzeichen tragen sollten, zu einem Scheusal vor ihren Kameraden.

Als Konrad das hörte, stürzte er aus der Reihe vor, dem Geheimschreiber zu Füßen. „Gnade! Barmherzigkeit!"

rief er. „Ich bin kein Feigling. Ich habe den Hauptmann Georg Müller von Urach aus den Händen der Feinde gerettet, und dem Herzog einen so tapferen Hauptmann am Leben erhalten. Ich habe — —"

„In's Glied! und still!" kommandirte Degenfeld. „Wer hat dir keckem Burschen die Erlaubniß gegeben, hier zu reden? Führt ihn — —"

„Verzeiht ihm diese kleine Ungehörigkeit," sagte Richard. „Es war ja kein militärischer Akt, den ich da vornahm; so mochte er wohl denken, es sei ihm ein Wort erlaubt."

Dabei warf Richard einen wohlwollenden Blick auf den armen, bleichen, zitternden Konrad. Und wie sollte er dem nicht wohlwollen, der ihm unabsichtlich eine so hoch willkommene Nachricht gebracht hatte? Denn das mußte er ja doch wohl aus des Wachtmeisters Worten entnehmen, daß dieser in einer Schlacht dem Hauptmann Georg Müller das Leben gerettet habe. Hatte aber Georg eine Schlacht erlebt, so war er nicht schon im Juni 1630 umgekommen — so war das gräßlichste, quälendste Bild, das seine Erinnerung ihm vorhielt, wirklich nur ein Gaukelbild des beginnenden Wahnsinns gewesen.

Ja, er hätte ihn küssen mögen, diesen Wachtmeister, für diese Nachricht. Er sann schon darüber nach, wie er beim Herzog sich für ihn verwenden wolle, daß ihm das Schandzeichen bald wieder abgenommen würde. Doch plötzlich verfinsterten sich seine Züge wieder, und er ward anderen Sinnes.

„Warum," so sprach er auf der Heimreise nach Stuttgart zu sich selbst, „warum mußte dieser Mensch meinem verhaßten Nebenbuhler das Leben retten? Wäre dieser Georg im Kampfe gefallen, so wäre Rosa frei für mich. In der glänzenden Stellung, in der ich jezt mich befinde, könnte ich jeden Augenblick sie heimführen — und zwar mit gutem freiem, reinem Gewissen! O welch ein köstlicher Schatz ein gutes Gewissen ist!"

So dachte Richard. Aber an den Spruch: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger," dachte er nicht. Sonst hätte er, auch trotz der misverstandenen Mittheilung Konrads, doch noch immer kein gutes Gewissen haben

können. Denn der bitterste Groll gegen Georg kochte jezt von neuem in seiner Seele, und er versäumte von nun an nicht, nach jedem neuen Gefecht die Listen der Gefallenen durchzusehen, ob kein Hauptmann Müller darunter sei. Aber nie fand er diesen Namen. „Der Mensch lebt ewig!“ dachte er; „will ihn denn niemals eine Kugel treffen?“

Kaum besser, als in Richard's, sah es in Konrad's Seele aus. In ohnmächtiger Wuth knirschend ließ er sich den schwefelgelben Ring auf den Brustlatz seines Wammses heften. Er schlug das Auge nicht mehr vom Boden auf; er sah keinem Menschen mehr in's Gesicht. Seinen Dienst that er maschinenmäßig. Die Mannschaft hatte ihn zu lieb, als daß irgend ein Soldat sich eine Neckerei gegen ihn erlaubt hätte. Wohl aber bekamen seine Fluchtgenossen manch spöttisches Wort von denen, die zur Flucht keinen Anlaß gehabt, zu hören. Man gab ihnen das Beiwort der „Gelben“. Gleich am ersten Abend, als Konrad finstern Blickes in dem finstern Innern seines Zeltes saß, hörte er, wie unter den Soldaten, die draußen zechten, Streit und Geschrei entstand. Sie hatten einen Soldaten, der eben vorübergieng, aufgefordert, sich zu ihnen zu setzen, und dieser hatte erwidert: bei den Gelben sei kein Platz für ihn. Als Konrad dies hörte, kochte sein Blut; er riß seinen Säbel aus der Scheide, und war im Begriff, zum Zelt hinaus und auf den Beleidiger sich zu stürzen. Als er aber unter die Oeffnung des Zeltes trat, hatte jener vor dem Wuthgeschrei der auf ihn eindringenden Beleidigten schon das Hasenpanier ergriffen. Konrad mußte unwillkürlich jenes Vorfalls in Tübingen gedenken, als Melchior über den Spottnamen „Schaufelträger“ aufbrauste und den Schlag gegen den Spötter führte. „Soweit ist's also jezt mit dir gekommen!“ sagte er zu sich selbst. Er fühlte sich unsäglich elend. Ein düsterer Grimm verzehrte sein Inneres.

„Wir Gelben sollen leben! Den Gelben ein Hoch!“ rief einer der zechenden Soldaten. „Hoch! Hoch den Gelben!“ brüllte die ganze Bande. „Ein Schuft, wer den gelben Ring nicht trägt!“ Es entstand ein ungeheurer Jubel. Das rechte Mittel war gefunden, der Schande sich zu ent-

ziehen: man machte sich nichts daraus! man trozte! man lachte der Schmach keck in's Angesicht!

Der Einfall gefiel Konrad. Er stieß mit an, und lachte laut mit. „Hurra, wir Gelben!“ rief er, „wir wollen's den Schuften, den Degenfeldern schon zeigen, wer wir sind!“ „Degenfelder! Degenfelder!“ brüllte der ganze Haufe in triumphirendem Jubel. Schmachwort gegen Schmachwort! Und welch eine Genugthuung, den Namen des unbeliebten hochmüthigen neuen Hauptmanns so in die Schmach zu verflechten!

Das war freilich ein gefährliches Spiel. Sogleich am folgenden Abend beim Tanze kam es zu neuen Händeln. „Pfui, du magst mit einem Gelben tanzen?“ rief ein Soldat einer Marketenderdirne zu. „Halt's Maul, du muffiger Schuft von einem Degenfelder!“ gab der Tänzer zurück, und „Degenfelder! Degenfelder!“ scholl es wieder von allen Seiten. — „Was soll das heißen?“ rief ein Konstabel, „was erlaubt ihr euch, mit dem Namen des Hauptmanns euern Spott zu treiben?“ — „Ist das Spott getrieben,“ versezte jener trotzig, „wenn wir die Kompagnie nach ihrem Hauptmann nennen? Wenn das Spott treiben heißt, dann treiben die dort auch Spott mit dem Ring des Herzogs.“ — „Ring des Herzogs?!“ schrie der Konstabel, „wart ich will dich lehren den Herzog schimpfiren, du ungewaschenes Lästermaul.“ Der Konstabel gieng stehenden Fußes zu Degenfeld. Dieser ward wüthend; er rannte zu Helmstätt, und verlangte eine augenblickliche Untersuchung. „Eine Untersuchung soll geführt, und die Sache streng bestraft werden,“ sagte dieser; „aber nicht eher, als bis wir die Stadt haben. Unsere Mannschaft ist ohnehin schon sehr zusammengeschmolzen; wir können sie nicht durch Einsperren und Hängen von ganzen Dutzenden noch mehr verringern.“ Helmstätt beschwichtigte Degenfeld's Drängen dadurch, daß er ihm vorschlug, sogleich am folgenden Tage einen neuen Sturm auf die Stadt zu unternehmen.

Die Vorbereitungen wurden getroffen. Inzwischen hatte Degenfeld doch keine Ruhe. Sogleich am Morgen ließ er den Soldaten, der den Ausdruck „Degenfelder“ als Schimpf-

wort gebraucht, vor sich kommen, und fragte ihn, wer ihn dies Wort gelehrt habe. „Das weiß ich nicht," antwortete jener trotzig; wir alle nennen die Kerle so, die uns verhöhnen." „Ihr alle?" fragte Degenfeld, „auch der Wachtmeister also?" „Kann wohl sein," sagte der Soldat. „Der hat's euch wohl angelernt?" fragte Degenfeld weiter. „Auch möglich," sagte der Soldat, „was weiß ich?" „Schon gut," sagte der Offizier, und entließ ihn. Der Entlassene gieng sogleich zu Konrad, und theilte ihm das Gespräch mit. „Das wird eine saubere Geschichte geben," fügte er hinzu; „am besten wär's, wir machten dem gelben Ring Ehre, und brennten durch." „Den Degenfeld wollen wir schon los werden," brummte Konrad finster vor sich hin.

Die Trompeten schmetterten; die Trommeln wirbelten. Die Karthaunen begannen ihr Spiel gegen zwei der Mauerthürme. Degenfeld war ein tüchtiger Offizier, der mit Geschick und Umsicht den Operationsplan entworfen hatte. Hinter einer alten dicken Gartenmauer, die seine Kanoniere gegen die Schüsse der Belagerten völlig deckte, hatte er die Geschütze postirt, und Lücken in die Mauer brechen lassen; durch diese Scharten schoß er gegen den Fuß der Thürme. Bald stürzte einer dieser Thürme ein, und füllte mit seinem Schutt einen Theil des Grabens. Sofort drang Degenfeld an der Spitze seiner Kompagnie in die Bresche. Es entstand ein mörderisches Feuern, wobei auf beiden Seiten Viele blieben. Degenfeld war der erste, welche die Zinne der Mauer erreichte; eben war er im Begriffe, sich hinaufzuschwingen; da brach er zusammen, und stürzte rücklings in die Bresche zurück. Seine Mannschaft ließ sich dadurch nicht irre machen; sie drang vor; die Stadt ward genommen, und die Besatzung sowie die Einwohnerschaft hatte alle die Schrecknisse und Greuel zu dulden, von welchen ein solches Ereignis in jenem fürchterlichsten der Kriege begleitet zu sein pflegte.

Ein Mensch von schnellem Entschluß war Konrad von jeher gewesen; als solchen hatte er sich bei jenem raschen Ritt von Pfullingen nach Urach gezeigt, als es galt, Georg das Leben zu retten; als solchen auch damals, als er im Elsach-

thale zu Rosa's Rettung Schwarzmann durch einen Schuß niederstreckte. Warum sollte er nicht auch einmal zu seiner eigenen Rettung ein Gewehr losdrücken dürfen? Seine Hoffnungen waren vereitelt, seine Ehre vernichtet; Grimm und Verzweiflung hatten seiner sich bemächtigt; durch die Vorgänge des gestrigen Abends und dieses Morgens war es auf's äußerste gekommen. „Er oder ich!" dachte Konrad. So zielte er nach einem der auf der Mauer stehenden Feinde, dessen Brust vor seinem Blicke zur Hälfte durch Degenfelds Schulter bedeckt war; es bedurfte nur eines kleinen Ruckes vor dem Abdrücken, so traf der Schuß den Letzteren. Krach! drückte er los, und in dem Augenblick stürzte der Hauptmann rücklings zusammen.

Als er ihn stürzen sah, war ihm nicht ganz wohl zu Muthe; er fürchtete, seine That könne bemerkt worden sein. Aber in dem Pulverqualm und Getöse hatte niemand darauf Acht gegeben. Mit Freuden sah Konrad sich unbehelligt, und drang mit den Anderen durch die Bresche in die Stadt. Hier kühlte er sein Müthchen, indem er bei der Plünderung brav mithalf. Doch hütete er sich, zu lange dabei zu verweilen. Zufrieden mit einem Pack Kleider und einem Beutel voll Gold, den er einem Kaufmann durch Gewaltthaten abgepresst, schlich er zu einem der Thore hinaus und in den nächsten Wald. Hier legte er seine Soldatenkleidung ab; auf den gelben Ring spie er und trat ihn mit Füßen; er zog die Kaufmanns-Kleidung an, steckte den Beutel zu sich, versenkte die Uniform in einen Sumpf, und entfernte sich mit raschen Schritten von dem Schauplatz der widrigsten Ereignisse.

Wo wollte er hin? Was sollte er beginnen? Das Nächstliegende wäre gewesen, in seine Heimath nach Pfullingen zu gehen. Dort lebte noch seine Mutter. Aber die Besorgnis, daß man ihn als Deserteur verfolgen und ihn in seiner Heimath am ersten suchen werde, hielt ihn von diesem Schritt ab. Sicherer war es, wenn er zu der schwedischen Armee gieng, die unter Bernhard von Weimar in Franken stand, und wenn er dort Dienste nahm. Unter der Maske eines Kaufmanns reiste er über die Höhe der

Alp, die jezt durch Horn's Armee vor Feinden gesichert war, in nordöstlicher Richtung gegen Ulm hin. Als er nach Münsingen kam, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den kleinen Umweg über Urach zu machen. Eine dunkle Stimme in seinem Herzen trieb ihn, den Ort wieder zu sehen, wo er einst als ein tüchtiger geachteter Mensch an des seligen Hauptmanns Georg Seite bessere Tage erlebt hatte, und die Freunde und Angehörigen Georgs zu begrüßen. Aber er hatte noch einen anderen Beweggrund; er wollte auch die Wohlthätigkeit dieser Freunde in Anspruch nehmen. Da er mit größeren Geldsummen nie umgegangen war, hatte er seinen Beutel mit Gold für unerschöpflich gehalten, und mußte nun zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß derselbe bedenklich auf die Neige gieng. Um seine Maske als Kaufmann durchzuführen, hatte er sich in Rottweil um theures Geld ein schlechtes Pferd gekauft, war in den besten Gasthäusern eingekehrt, und hatte überall den großen Hansen gespielt. In Münsingen verkaufte er seinen Klepper, der ganz steif geworden, wieder, und hatte nun eben soviel, daß er bei gehöriger Sparsamkeit zur Noth bis Franken als Fußgänger gelangen konnte.

Aber welchen Grund seines Erscheinens sollte er denn den Uracher Bekannten angeben? Diese Frage fiel ihm erst ein, als er bei Seeburg in die Felsenmulde des Ermsthales hinein kam. Auch hier war er rasch entschlossen. Er band sich ein Halstuch über die Schulter, und legte den linken Arm in die Schlinge, als ob derselbe verwundet oder steif wäre. Er war beurlaubt, bis sein Arm geheilt sein würde; die nun schon sehr abgetragene bürgerliche Kleidung hatte ihm ein mildthätiger Kaufmann in Villingen geschenkt, zum Dank, daß er ihn bei der Einnahme der Stadt gegen Gewaltthätigkeiten geschüzt hatte.

Konrad wußte also noch recht gut, mit welcher Art von Handlungen und Gesinnungen er im Pfarrhaus Ehre einlegen würde. Kam ihm denn gar kein Gedanke daran, wie er jezt ein so ganz anderer Mensch geworden, als der er früher gewesen? Kein Gedanke, daß er nicht nur viel unglücklicher, sondern auch viel roher, viel schlechter, viel schuld-

beladener sei, als damals, und daß diese Veränderung in ihm schon lange vor jenem 9. September ihren Anfang genommen habe?

Nein, kein Gedanke an diese Dinge kam ihm; wohl aber lastete ein unklares, dumpfes, drückendes Gefühl auf ihm, als er kurz vor Mittag durch's obere Thor von Urach eintrat. Seine Sohlen hiengen wie Blei an seinen Füßen, als er in die Straße hinein sah, die links nach dem Amandushofe führte. „Ich kann ja auch zuerst in des Burgermeisters Haus mich umsehen," dachte er, und gieng, statt links einzubiegen, gerade aus nach dem Markte.

Er pochte an die Thür, und trat ein. Unglücklicherweise war niemand zu Hause, als Hedwig. Auf den ersten Blick erkannte sie das Gesicht des ihr tief verhaßten Konrad; eben darum ließ sie sich es nicht merken, sondern that als hielte sie ihn für einen Bettler, und rief mit barscher Stimme: „Marsch da! Landstreicher und Hallunken haben nichts in der Stube zu thun." — Mit stolzem Tone versezte der also Angeredete: „Ich bin kein Landstreicher, sondern ein beurlaubter Soldat, und habe mit dem Herrn Burgermeister zu reden." — „Der Herr Burgermeister ist nicht zu Hause," herrschte ihn Hedwig an; „geh' er also seiner Wege!" — „Ihr scheint den Wachtmeister Konrad nicht mehr zu kennen," erwiderte der Fremde; aber nun brach Hedwigs Zorn erst recht in Flammen aus. „Der Wachtmeister Konrad, der mir meinen Mann erschossen?! Und er untersteht sich, mir vor's Auge zu kommen? Hat wohl schon lange keine Gelegenheit mehr gehabt, hinter dem Busch zu lauern und hinterrücks einen Menschen zu erschießen?" — „He, warum denn nicht!" antwortete Konrad mit kecker Stirn und unheimlich rollendem Auge. „Im Kriege lernt sich das; wer mir feind ist, den nehm' ich auf's Korn, ich mag nun vor ihm oder hinter ihm stehen." — „Will er nun gehen?" fragte sie noch einmal, indem sie giftige Blicke nach ihm schoß. „Wie kann ich gehen?" versezte er; „wenn ihr Fragen an mich richtet, muß ich solche doch beantworten. Wollt ihr nichts näheres von der Erstürmung der Stadt Villingen hören, und wie ich diese Wunde in den Arm bekommen?" —

„Wenn ihr nicht augenblicklich geht, so schrei ich um Hülfe," rief Hedwig laut.

„Was gibt es da?" tönte von außen die Stimme des Burgermeisters, und im nächsten Augenblick trat er selber herein. „Wer seid — — ha, Konrad! Wo kommt ihr her? und in solcher Kleidung?" — „Einen schönen Empfang habe ich hier gefunden," sagte Konrad; „eure Frau Base da hat mich wollen zur Thür hinaus werfen." — „Ich habe ihm bloß gesagt," berichtigte Hedwig, „daß mein Onkel nicht zu Hause, und daß ich meinestheils seines Besuches nicht begehre. Aber er hat getrozt, und ist nicht von der Stelle gewichen, gerade als wenn er ein Recht an dieses Zimmer hätte." — „So?" sagte der Burgermeister, und maß Konrad mit einem nicht eben sehr freundlichen Blick. Durch seine Erscheinung wurden alte Wunden in dem Herzen des Burgermeisters wieder aufgerissen, und überdies lag in dem Gesichtsausdruck und den Zügen des unwillkommenen Gastes ein gewisses Etwas, das jener früher nicht an ihm bemerkt hatte, eine Heruntergekommenheit, die ihn mit Misbehagen erfüllte. „Wo kommt ihr her? und warum in dieser Kleidung? und was wollt ihr hier?" — „Ihr seht, daß ich den Arm in der Binde trage," sagte Konrad; „beim Sturm auf Villingen habe ich einen Hieb bekommen, der mir den Arm gelähmt hat. Nun habe ich Urlaub; den bequemen Rock da hat mir ein Villinger Bürger aus Dankbarkeit verehrt, weil ich seine Tochter wider die Frechheit meiner Kameraden geschützet habe. Nun bin ich auf dem Wege nach Pfullingen, wo ich sehen will, ob der Feldscheer mir den Arm nicht ordentlich kuriren kann. Weil ich aber eine solche Sehnsucht gehabt, den Ort wieder zu sehen, wo mein Herr selig, der Herr Hauptmann, gelebt und gestorben, und gerne hören wollen, wie es euch, Herr Burgermeister, ergeht, so habe ich den kleinen Umweg nicht hoch angeschlagen. Ist mir freilich darüber mein bischen Geld auf die Neige gegangen, und wollte euch in aller Bescheidenheit um einen kleinen Zehrpfennig gebeten haben."

„Dacht' ich mir's doch," rief der Burgermeister, „daß das Liedlein darauf hinausgehen werde! Ja, ja, der ver-

malebeite Krieg hat schon manchen, der vordem ein ehrlicher Kerl gewesen, in einen Strick verwandelt, und ihr scheint mir auch zu der Sorte zu gehören. Hier habt ihr ein Zweigroschenstück; damit könnet ihr recht wohl heute noch in eure Heimath gelangen. Aber nun geht auch eurer Wege. Meine Frau wird jeden Augenblick heimkommen, und ich will nicht haben, daß sie euch sieht und dadurch wieder auf's neue an das schreckliche Unglück erinnert wird."

„Zu Befehl, Herr Burgermeister! Ich gehe!" sagte Konrad bitter; „ich hatte mir freilich bei dem Vater meines seligen Herrn einen anderen Empfang vermuthet. Nun, die Jungfer Rosa wird mir den Stuhl nicht vor die Thür setzen."

„Da könntet ihr euch sehr irren," sagte der Burgermeister. „Die wird noch weniger an den armen Georg erinnert sein wollen, als meine Frau. Die Rosa hat jezt ganz andere Gedanken in ihrem Kopf."

„Ja wohl, und einen hübschen Schweden im Herzen," rief Hedwig so laut, daß der Abgehende es auf den Flur hinaus hörte.

„So ist mir jede Thür verschlossen," sagte Konrad zu sich selbst, und eine unbeschreibliche Bitterkeit erfüllte sein Gemüth. „Undank ist der Welt Lohn! Mein armer Herr, auch ihn haben sie vergessen! Sie wollen nicht an ihn erinnert sein. Auch die Jungfer Rosa will nichts mehr von ihm wissen. Ja, ja! das ist der Lauf der Welt. Die gute alte Zeit ist todt, ist mit dem Hauptmann Georg zu Grabe getragen. Was soll ich im Pfarrhaus thun, wenn's so steht? Am besten ist's, ich gehe meiner Wege. Aber sein Grab muß ich doch besuchen, ehe ich ganz aus dem Lande gehe."

Er gieng auf den Kirchhof. Er stand an Georg's Grab, und weinte bittre Thränen. Es ward ihm weich um's Herz. Er dachte an die alte Zeit zurück wie an ein verlorenes Paradies.

Da klopfte ihm eine Hand sanft auf die Schulter. Der Pfarrer, den sein Weg über den Kirchhof führte, hatte ihn bemerkt, ihn beobachtet und erkannt. „Ihr seid's, Herr Wachtmeister?" sagte er freundlich, „ihr seid hier? Und

verwundet, wie ich sehe? Nun, da wird meine Rosa sich freuen, euch einmal wiederzusehen. Kommt nur gleich mit, und nehmet an unserm einfachen Mittagtisch vorlieb."

Da lebte also doch noch ein Stück alte Zeit. Mit großen Augen sah Konrad den Pfarrer an, und sprach: „Ihr schließt mir also eure Thüre nicht zu? Ihr kennt den armen Wachtmeister Konrad noch? Aber eure Jungfer Tochter, die wird keine Freude über mich haben; die wird nicht gern an den seligen Herrn Hauptmann erinnert sein wollen?"

„Was schwatzet ihr da?" sagte der Pfarrer, indem er mit Konrad nach seiner Wohnung zu gehen sich anschickte.

„Je nun," sagte Konrad, „was geht's mich an? Man redet so allerlei. Und bei Licht besehen, so ist sie jung und hübsch; den Todten kann sie nicht heirathen; Nonne kann sie auch nicht werden; da kann ich ihr's nicht verdenken, wenn sie sich nach einem andern Mann umsieht."

„Das lautet ja gerade, als ob ihr schon beim Burgermeister gewesen wäret," sagte der Pfarrer.

„Da war ich auch wirklich," sagte Konrad.

„Nun ja, dort schwatzen sie so dummes Zeug," versetzte der Pfarrer. „Kümmert euch um solches Geschwätze nicht, und geht ruhig mit mir."

Er trat mit ihm in die Pfarrwohnung. Freilich auch auf Rosa's Antliz malte sich ein leiser Schreck, als sie Konrad vor sich sah, aber nicht darum, weil sie durch ihn an Georg erinnert wurde, sondern weil Konrad's Gesichtsausdruck so ganz verändert war. Er vermochte ihr nicht, wie früher, offen und fest in's Auge zu schauen; es lag etwas lauerndes, gedrücktes, unstätes in seinem Blick. Gleichwohl hieß sie ihn mit herzlicher Freundlichkeit willkommen, erkundigte sich theilnehmend, wie es ihm bisher ergangen, und äußerte das aufrichtigste Bedauern über die Wunde, die er davongetragen. Ueber Tische erzählte er die nämliche Historie, die er schon beim Burgermeister aufgetischt; aber die Worte wollten nicht fließen, und blieben ihm manchmal förmlich in der Kehle stecken. Es kam ihm schwer an, diese gütigen treuen Menschen zu belügen. Der reinen edlen

Rosa gegenüber ward er sich's deutlich bewußt, daß nicht nur sein Geschick, sondern auch seine Gesinnung sich zum Schlimmen verändert habe, und daß er ein tief gesunkener Mensch sei. Ruhig und unbefangen sprach Rosa von ihrem seligen Bräutigam und von den alten Zeiten; sie konnte es; er konnte es nicht. Ihm wollte es die Kehle zuschnüren, wenn er von Georg redete; jedes Wort kam ihm wie eine Lüge vor; der Konrad, der hier saß, war ja nicht mehr der Konrad von damals, sondern ein ganz anderer. Und als nun nach geendetem Mahle der Pfarrer sein Pult öffnete, und ungebeten einen blanken Thaler herausnahm und dem Wachtmeister denselben reichte mit der Entschuldigung, daß er eine so kleine Gabe ihm darzubieten sich erlaube, daß eine größere aber nicht in seinen Kräften stehe: da brachen aus Konrad's Augen die hellen Thränen, und er war drauf und dran, sich dem alten Manne zu Füßen zu werfen, und eine Beichte abzulegen, daß er ihn belogen und daß seine Geschichte eine ganz andere sei. Aber er konnte den Anfang nicht finden, und wie er sich darüber besann, fiel ihm ein, daß er ja einen Mord zu beichten hätte, und daß er ja doch in keinem Fall im Lande bleiben könne, vielmehr rasch in die Fremde fliehen müsse, um nicht ertappt und zu einem schmachvollen Tode geführt zu werden. So schwieg er. In diesem Augenblick sagte Rosa: „Ach, hat uns denn nicht der Fähndrich Falkenberg erzählt, daß ihr auch bei dem Tode des Melchior zugegen gewesen? Wer hätte das gedacht, daß aus diesem Gauner noch so ein braver Soldat werden würde, der einen so ehrenvollen und seligen Tod sterben sollte?"

Diese Erinnerung an des bekehrten Gauners frommes Ende übte auf Konrad's Gemüth eine wahrhaft zerschmetternde Wirkung. Er war es gewesen, der den Strauchdieb auf den guten Weg geleitet, und auf ihn wie auf einen Schüler herabzusehen gewohnt war! Und jezt? — Wie aus einer finstern Kluft sah er zu der lichten Höhe empor, in welche Melchior sich erhoben hatte, und wohin ihm für immer der Weg verschlossen war.

Er weinte heftiger; seine Brust hob sich stürmisch. Er

drückte dem Pfarrer und Rosa die Hand, und verließ den Amandushof. Er schwankte zur Stadt hinaus, wie ein aus dem Himmel Verstoßener. Im Hause des Burgermeisters war er von Andern abgewiesen worden. Aus der Nähe des Pfarrers hatte er sich selber verbannt; die Schuldlast seiner Vergangenheit, die zu bekennen er sich nicht entschließen konnte, stellte sich wie ein Cherub zwischen ihn und jene frommen gütigen Menschen, und scheuchte ihn hinaus in die Fremde, in die Verbannung.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine verlorene Schlacht.

Ganz gut. Das echte Blatt sogleich verbrannt!
G. Flammberg in Rud. v. d. Pfalz.

Abermals nahte der Winter, für Johannes und Rosa dießmal unter erfreulichen Hoffnungen. Denn der Krieg nahm im Spätherbst für die Protestanten eine so günstige Wendung, daß die Hoffnung auf eine baldige Beendigung desselben sich erneute. Der Herzog Bernhard von Weimar bemächtigte sich Regensburgs, des Schlüssels zum Baiernlande, ohne daß Waldstein ihn daran hinderte. Sieben Eilboten sendete der Kaiser an diesen räthselhaften Feldherrn; eine Reihe flehentlicher Briefe schrieb ihm der bairische Churfürst; umsonst! der Friedländer blieb müßig in Böhmen liegen, und verbot seinem General Gallas bei Todesstrafe, den bedrängten Baiern zu Hilfe zu kommen. Bernhard konnte Straubing erobern und sich in Besitz des südlichen Donauufers setzen. Mittlerweile hatten der Herzog von Lüneburg und der Landgraf von Hessen-Cassel auch in

Niederdeutschland die glänzendsten Siege errungen, und drei vereinte Heere der Schweden, Sachsen und Brandenburger bedrohten Schlesien.

„Unglaublich!" rief der alte Obristlieutenant Holzmüller, indem er mit einem so eben erhaltenen Briefe in seiner Stube auf Hohenurach umherlief. „Unglaublich! Völlig unglaublich!" rief er dem eben eintretenden Falkenberg entgegen, „und doch nicht zu bezweifeln! Hier steht es schwarz auf weiß, von der Hand meines Freundes, des Generals Arnheim, geschrieben. Der Friedländer alliirt sich mit dem Schweden gegen den Kaiser."

„Unmöglich!" rief Johannes. „Wie darf er das wagen?"

„Er darf alles wagen!" rief Holzmüller. „Die Armee ist sein mit Leib und Seele. Er hat sie geworben, nicht der Kaiser. Er als Reichsfürst hat über sie zu gebieten; so hat's ihm der Kaiser im vorigen Jahre zugestanden. Hier lest! den General von Arnheim hat er zu einer Zusammenkunft geladen, und ihm erklärt, er sei entschlossen, mit den Schweden und den evangelischen Ständen einen ewigen Frieden zu schließen; dafür verlange er nichts, als daß man ihn als König von Böhmen anerkenne. In seinem Königreich Böhmen wolle er dann vollkommene Religionsfreiheit gewähren, die verjagten Protestanten zurückrufen und in ihre Güter wieder einsetzen, die Jesuiten aber aus dem Lande und den Kaiser, wenn der ihn hindern wolle, zum Teufel jagen. Aber — die Sache ist noch tiefes Geheimnis; also euer Ehrenwort, daß ihr keiner Seele etwas davon sagt!"

Falkenberg's Herz war auf das freudigste bewegt. Jezt tagte ihm endlich eine bestimmte Hoffnung; jezt sah er das ersehnte Ziel nahe vor sich; er hatte die Aussicht und Möglichkeit, mit Ehren seinen Abschied zu nehmen, und von dem Kriegerstande, dem er troz aller seiner Tüchtigkeit nie mit Lust, nur aus Pflicht angehört hatte, zu einem friedlichen Berufe zurückzukehren. Daß er die erhaltene Nachricht niemanden mittheilen durfte, war ihm ganz recht; es war schon lange seine Absicht, die geliebte Rosa mit seinem Abschied und seinem Rücktritt in einen

andern Beruf zu überraschen. Darum hatte er ihr auch nie erzählt, daß er von Haus aus zu nichts weniger als einem Soldaten sich bestimmt hatte, und ihr von seinen Jugendschicksalen nichts mitgetheilt. Genug, daß sie wußte, wie sehr er den Frieden ersehne, und wie er den Krieg nur als ein nothwendiges Uebel betrachte. Genug, daß auch bei seinem jetzigen Stande ihre Seelen sich in vollem Einklang gefunden hatten. Von Liebe und Zuneigung war zwischen beiden nie eine Silbe gesprochen worden, aber sie waren sich's bewußt daß sie ohne einander nicht hätten leben können; in dieser schweren Zeit fanden sie eines am andern ganz unwillkürlich seine Stütze, der Pfarrer und Rosa an dem tapfern edlen Fähndrich ihren Trost, der Fähndrich im friedlichen Pfarrhause sein Asyl, seine Erquickung.

Mußte der leztere nun bis zum wirklichen Friedensschlusse warten? Konnte er nicht jezt schon seinen Abschied einreichen? Die Ungeduld der Liebe ließ ihm die Aussicht auf eine nahe Beendigung des Krieges als unzweifelhaft sicher erschienen; „in Gottes Namen!“ sprach er bei sich selbst, und sezte sich nieder, sein Gesuch aufzusetzen. Aber kaum hatte er einige Worte geschrieben, so ward er unterbrochen. Holzmüller ließ ihn rufen, und theilte ihm mit, daß der Herzog beschlossen habe, die Belagerung des festen und wichtigen Bergschlosses Hohenzollern, welche schon seit dem 5. Juli sich hinschleppte, nun in höchst eigener Person zu leiten; „zu dem Ende,“ sprach Holzmüller, „bittet er, einige tüchtige schwedische Offiziere nebst einer Anzahl Truppen ihm zu senden; namentlich sind dazu mein Bruder der Lieutenant Diethelm Holzmüller, ingleichen auch die Lieutenants Ruck und Maier, vom Herzog ausersehen, welche mit fünfzig Mann von der Besatzung und zwei Kanonen noch heute nach Hohenzollern sich auf den Weg machen sollen. Ihr und der Lieutenant Stegmann seid nun also die einzigen Offiziere, die außer mir hier zurückbleiben, und habet somit den Dienst der abgehenden bis auf weiteres mit zu versehen.“

Falkenberg war über diese Eröffnung sehr niedergeschlagen. An den Abschied war vor der Hand nicht zu denken. O

wie sehnte er sich von Tag zu Tage nach der Kunde, Hohenzollern sei genommen! Hätte er die Posaunen Josua's gehabt, er würde die Mauern der stolzen Veste in den Grund geblasen haben. Was seinen Schmerz erhöhte, war dies, daß sein verdoppelter und verdreifachter Dienst ihm nur selten und stets nur auf ganz kurze Zeit erlaubte, Rosa und ihren Vater zu besuchen. Und wie ein Misgeschick selten allein kommt, so ging es auch hier. Der alte Obristlieutenant bekam ein schmerzhaftes Augenleiden, das keiner Kur weichen wollte. Er mußte sich ganz in seinem Zimmer halten; dem Fähndrich fielen dadurch nicht nur neue Dienstleistungen zu, sondern Pflicht und Dankbarkeit forderten auch, daß er das Seine beitrage, den alten Herrn zu trösten und ihm die Zeit zu vertreiben.

„Lieber Herr Pfarrer und liebe Jungfer Rosa!" schrieb er damals, „es hätte mir ja nichts härteres und unerwarteteres widerfahren können, als daß ich nun euch so nahe und euer doch so ganz beraubt bin. Mein Obristlieutenant ist krank, und glaubt, es könne keiner ihm so gut die Zeit vertreiben, als ich. Da sitze ich denn, wenn mein Dienst gethan ist, stundenlang an seinem Bette, und lese ihm vor oder plaudre ihm vor und suche seinen Mismuth durch freundliche und tröstliche Worte zu überwinden. Wie oft zieht es mich da zu euch hinab; aber nicht wahr, ihr seid mir nicht böse, daß ich nicht komme? Ihr haltet ja wohl auch dafür, daß wir nicht allezeit thun können, was uns gefällt, sondern vor allem thun müssen, was Gott gefällt."

„Herzlich geliebter und verehrter Herr Fähndrich!" antwortete ihm der Pfarrer; „was ihr uns geschrieben habt, das ist mir und meiner Rosa so recht aus der Seele geschrieben. Wie sollten wir euch denn böse sein? Wohl thut es auch uns beiden sehr leid, daß wir eures Besuches so lange entbehren müssen; aber ihr seid uns nicht fern, wenn ihr droben am Krankenbett des Herrn Obristlieutenants eure Christenpflicht und den Willen des Herrn Jesu vollzieht. Denn ihr könnet uns nicht inniger verbunden sein, als wenn ihr Gott verbunden seid, und der wird euch dafür segnen."

Rosa wählte allerlei Bücher, deren Lektüre dem alten Offizier etwa Freude machen könnte, und schickte sie dem Fähndrich hinauf. So fühlten sich beide in liebender Sorge für den Kranken verbunden.

Der Weihnachtsabend kam heran. Holzmüller war gerade recht übel und überdies recht verstimmt. Er bemerkte mit Schrecken, daß seine Sehkraft abnehme. Johannes konnte ihn nicht verlassen, konnte an diesem Weihnachtfeste Rosa nicht sehen. Es blieb ihm nicht einmal Zeit, ihr etwas weiteres zu schicken, als einen Brief. Dafür aber hatte sie darauf gesonnen, den in der Festung gefangenen Freund mit einer kleinen Gabe zu erfreuen. Sie ließ von Stuttgart eine sehr zierliche kleine Amsterdamer Ausgabe des deutschen Psalters nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung kommen, ließ denselben in feines gepresstes Leder binden, und schrieb auf das leere Blatt vor dem Titel die Worte: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen. — Zum freundlichen Andenken an das Pfarrhaus in Urach.“ Dies Büchlein schickte der Pfarrer nebst ein paar Zeilen am Weihnachtsabend dem Fähndrich hinauf.

Er bedurfte wohl eines solchen Trostes; denn von neuem trübte sich der politische Himmel. Der Churfürst von Sachsen und der schwedische Kanzler Oxenstierna trauten den Anerbietungen Waldsteins nicht; es kam von neuem zu kriegerischen Zusammenstößen. Noch weniger traute ihm der Kaiser. Weil dem Friedländer zugesagt war, daß kein kaiserliches Heer in Deutschland existiren dürfe, das nicht unter seinem Oberbefehl stünde, so warb der Kaiser ein Heer außer Deutschland, ein spanisches Heer in Mailand, und ließ es zu Waldsteins Schrecken und Aerger gegen Schwaben an- und in Baiern einrücken. Waldstein erhielt Befehl, einzelne Korps seiner Armee diesem fremden Heere zu Hilfe zu senden; in der Angst, daß auf solche Art seine ganze Armee verbröselt werde, wagte er im Januar 1634 den äußersten Schritt, und sezte jene Komödie in Scene, wo durch die Unterschrift eines gefälschten Reverses seine Generale sich zur unbedingten Treue gegen ihn verpflichten sollten. Ein Blatt Papier sollte ein dauerhafterer Kitt sein, als die Gesinnung

der Unterthanentreue und der Ehre. Die Sache mislang; Waldstein, durch Piccolomini an den Kaiser verrathen und von der Mehrzahl seiner Generale verlassen, warf sich nach Eger, um den Rest seines Heeres dem Herzog Bernhard von Weimar zuzuführen. Hier wurde er, Dienstag den 25. Februar, ermordet.

Der evangelischen Sache erwuchs aus seinem Tode kein Gewinn. Sein Feldherrntalent gieng mehr ihnen, als dem Kaiser, für den er es nicht hatte verwenden wollen, verloren; seine so lange thatlos gewesene Armee fiel dem Kaiser zu, um, einem einheitlichen Willen untergeben, gegen die Protestanten geführt zu werden.

Dem Namen nach war des Kaisers Sohn, der König Ferdinand von Ungarn, der That nach Graf Gallas der Befehlshaber. Zehntausend Mann Italiäner verstärkten die kaiserlichen Heere. Gallas schickte sich mit aller Kraft an, Regensburg zurückzuerobern. Was half es nun, daß Herzog Eberhard endlich am 3. April nach neunmonatlicher Belagerung die kleine Veste Hohenzollern in seine Gewalt bekam? Nicht einmal Johannes hatte einen Vortheil davon; denn von den dorthin gesandten Offizieren kehrten zwar zwei — Diethelm Holzmüller und Ruck — nach Hohenurach zurück, und übernahmen wieder ihren Dienst; dafür aber nahm die Sehkraft des armen alten Oberstlieutenants mehr und mehr ab, und er gieng mit raschen Schritten einer vollständigen Erblindung entgegen. In dieser Noth mußte ihm Johannes mehr Zeit wie jemals widmen. Der alte Herr kam zwar um seinen Abschied ein; allein die Lage der Dinge war so kritisch geworden, daß man einen Stabsoffizier nirgends entbehren, wenigstens überall nothwendiger brauchen konnte, als in dem vom damaligen Kriegsschauplatz weit abgelegenen Hohenurach. Herzog Bernhard suchte durch einen Einfall in Baiern den Grafen Gallas von Regensburg wegzulocken; vergeblich; Regensburg fiel, und Gallas zog gegen Donauwörth. Die Lage ward ernst. Die evangelischen Armeen standen sehr zersplittert; Bernhard bei Lauingen hatte nur fünftausend Mann, und diese litten Noth an allem. Der Kanzler Löffler drang in den Herzog, durch Zuzug und Zu-

fuhr den Herzog Bernhard zu unterstützen. Vierundzwanzigtausend Scheffel Dinkel wurden aus Würtemberg nach Lauingen abgeführt, und was von Truppen entbehrlich war. Aber es war nicht viel entbehrlich, und schon war auch Donauwörth gefallen, und Gallas wälzte sich gegen Würtemberg heran.

Eberhard sah ein, daß es jezt die äußerste Anstrengung gelte. Der Landsturm mußte aufgeboten werden. Jeder waffenfähige Mann sollte zur Fahne treten. Aber um das zu ermöglichen, mußte man diesen Landsturm erst einexerciren. Da gab es für die Offiziere in den Festungen — in Hohenurach, Hohenneuffen, Achalm, Hohenasperg — neue Arbeit. Der alte blinde Holzmüller mußte es geschehen lassen, daß sein lieber Fähndrich ihn wochenlang allein ließ, und draußen im Lande umher die Bürger und Bauern im Waffendienste übte. Auch Rosa mußte sich darein finden. Sie sah ihn nun doch dann und wann auf Augenblicke. Eine bange Ahnung lastete auf allen Gemüthern.

Bei einem dieser kurzen Besuche nahm der Pfarrer den Fähndrich bei Seite, und sagte: „Wenn die feindliche Armee wirklich einrückt und hieherkommt, wohin soll ich dann mit Rosa flüchten? Würden wir wohl wieder, wie vormals, Aufnahme in Hohenurach finden?“

Johannes besann sich einen Augenblick; dann sprach er: „Aufnahme würdet ihr finden, das ist keine Frage. Aber ob es klug gehandelt ist? Gallas zieht an keiner Festung vorüber. Er ruht nicht, bis eine nach der andern fällt, und kann er sie durch Sturm nicht zwingen, so zwingt er sie durch Hunger. Euch mit Rosa in solchem Elend zu wissen — und schließlich doch der Wuth der siegreichen Eroberer preißgegeben — das ist mir schrecklich! Jede Flucht hat ihre Gefahren; aber an Hohenurach solltet ihr zu allerlezt denken.“

Diese Gefahr gieng indessen glücklich vorüber. Der Herzog Bernhard kam den Kaiserlichen zuvor, und besezte die Pässe des Remsthales bei Gemünd, am Fuße des Hohenrechbergs und des Hohenstaufen. Anstatt in Würtemberg einzufallen, belagerte Gallas die Reichsstadt Nördlingen. Bernhard eilte zu ihrem Entsatze herbei. Montag den

11. August langte er mit seiner Armee in Aalen an; den folgenden Tag rückte er bis Bopfingen vor; aber bald sah er ein, daß er nicht im Stande sein würde, gegen den dreifach überlegenen Feind etwas auszurichten.

Er mußte Horn erwarten. Auch dieser kam mit seinem Heer, aber auch jezt noch war die Ueberzahl des Feindes zu groß. Dringend rieth Horn, sich auf eine Schlacht noch nicht einzulassen. Der Rheingraf Otto Ludwig von Salm sollte mit seinem Heere jeden Tag eintreffen, und Herzog Eberhard hatte den Befehl erlassen, daß auf drei Karthaunenschüsse hin, die auf Hohenneuffen, Hohenurach und Schorndorf gelöst werden sollten, der ganze Landsturm sich erheben und zu dem schwedischen Heere stoßen solle. Es kam in der That nur auf ein paar Tage an, um mit einer bedeutenden Uebermacht einen gewissen und glänzenden Sieg zu erfechten, und hätte Herzog Bernhard am Abend des 25. August gewußt, daß der Rheingraf schon in Donzdorf, kaum acht Stunden von Aalen entfernt, stehe, so würde er die verhängnisvolle Schlacht am Dienstag dem 26sten vielleicht nicht begonnen haben. Aber ihm gieng die Noth und Drangsal der belagerten Stadt zu Herzen; er bedachte nicht, daß eine locale Drangsal zuweilen ertragen werden muß, um einer allgemeinen, weit größeren mit Sicherheit zu entgehen; um die Stadt Nördlingen zu befreien, sezte er das Gesammtschicksal der evangelischen Sache auf's Spiel.

Die Schlacht gieng verloren, nach fürchterlicher Anstrengung gänzlich und schrecklich verloren. Die Anhöhe, welche das kaiserliche Lager beherrschte, sollte noch in der Nacht besezt werden. Sie war steiler und unzugänglicher, als man gedacht, und oben stieß man auf feindliche Schanzen. Ein Sturm am Morgen wäre gleichwohl gelungen, wenn nicht die Explosion eines Pulverfasses Verwirrung in die Reihen der Schweden gebracht hätte. Die kaiserliche Reiterei brach in die zerrissenen Glieder ein, und in wilder Flucht stürzten sich die Schweden von dem Hügel herab. Siebenmal läßt Bernhard den Sturm erneuern; siebenmal wird er zurückgeworfen. Die feindlichen Geschütze, die auf dem Hügel postirt sind, richten unter Horns schwedischen und

würtembergischen Truppen, die gegen das Lager anrücken, eine gräßliche Niederlage an. Horn entschließt sich zum Rückzug; Herzog Bernhard, anstatt diesen Rückzug zu decken, sezt an unrechter Stelle den Kampf fort, bis seine eigene Flucht auch Horns Rückzug in eine Flucht verwandelt. Der Feind sezt nach; die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; neuntausend Schweden und viertausend Würtemberger liegen todt auf dem Schlachtfeld; achtzig Kanonen und dreihundert Fahnen fallen dem Feind in die Hände; Horn selbst geräth in Gefangenschaft; die protestantischen Heere sind vernichtet.

Welch einen furchtbaren Schrecken die Kunde dieser Niederlage in Würtemberg hervorrief, läßt sich kaum beschreiben. Wie die Balken und Trümmer, die der Sturm über die See jagt, von einem geschehenen Schiffbruch Kunde geben, so trugen die Hunderte fliehender Soldaten, die Würtemberg nach allen Richtungen durchstoben, die Schreckensbotschaft in alle Theile des Landes. Am größten war die Bestürzung an Eberhards Hofe. Er, der so offen für Schweden Partei genommen gegen den Kaiser, sah sich nun im Geiste schon als Rebellen im Kerker schmachten. Auch der Kanzler Löffler hatte ganz und gar den Kopf verloren; er wußte keinen besseren Rath zu ertheilen, als schleunige Flucht. In stürmischer Eile wurden die Hofkarossen gepackt; der Herzog warf sich mit achtzig Personen seines Gefolges hinein, und im Galopp gieng's nach Westen, nach Straßburg! Der hohe Adel und die obersten Räthe folgten diesem Beispiel, und rollten in zwanzig Kutschen dem Landesvater nach. In dumpfer Betäubung sahen die Unterthanen sich ohne Regierung, ohne Halt und Schutz, den eindringenden Banden der Feinde preißgegeben.

Und nun stellte sich, sobald der erste Schrecken einem ruhigeren Besinnen Platz machte, alsbald heraus, daß die Lage doch nicht ganz so verzweifelt war. Einer hatte den Kopf nicht verloren: Herzog Bernhard von Weimar. Er sammelte die versprengten Häuflein der Flüchtigen, und besezte mit diesen Trümmern des Heeres die wichtigsten festen Plätze der Grenze. Nach Schorndorf sezte er den Oberst Tupadel, auf den Hohenasperg den Oberst Rüdiger von

Waldau, auf den Hohenneuffen den Major Schnurmb. In den übrigen Festungen beließ er die bereits vorhandenen Kommandanten: in Hohenurach, weil er im Augenblick keinen andern bereit hatte, den alten blinden Holzmüller, in Hohentwiel den tapfern Major Widerhold.

Auch sonst war das Land nicht ganz und gar von Truppen entblößt; noch war das Heer des Rheingrafen Otto Ludwig unversehrt vorhanden, und nahm nach einem glücklichen Rückzug eine günstige Stellung bei Cannstatt ein; aus Franken rückte ein Succurs von sechstausend Mann herbei, und aus Frankreich schickte Richelieu den Marschall la Force mit fünfundzwanzigtausend Mann. So achtunggebietend waren diese Streitkräfte, daß König Ferdinand sich zu Friedensunterhandlungen erbot. Wäre nur ein Landesherr dagewesen, mit dem er hätte unterhandeln können: es hätte sich jezt vielleicht ein Friede unter erträglichen Bedingungen erlangen lassen; aber Eberhard war außer Landes, über den Rhein gegangen, und Bernhard wollte nichts von Frieden hören.

Aber wer in dem unglücklichen Würtemberger Lande wagte jezt noch auf Sieg zu hoffen? Die Stimmung im Volke war eine entsetzliche. Als die erste Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen nach Urach gelangte, saßen der Pfarrer und seine Tochter in dumpfer Betäubung einander gegenüber, unfähig, ein Wort zu reden; aber bald wich die Betäubung einer qualvollen Angst. Schauernachricht über Schauernachricht traf ein. Die Kroaten waren hier und dort in's Land gefallen; ihr roher Blutdurst schonte nicht Greis noch Kind. Am entsetzlichsten war eine Kunde, die vom Neuffen kam. Ein Unteroffizier, welcher vom Hohenneuffen nach Hohenurach als Bote geschickt war, erzählte in der Stadt Urach folgende, nur allzu wahre Geschichte. Die alte Herzogin Ursula, die Wittwe Herzog Ludwigs, wollte von Stuttgart sich auf den Hohenneuffen flüchten; aber unterwegs wurde sie von einem Trupp Kroaten überfallen; die Kerle rissen die greise Fürstin sammt ihren Damen aus den Karossen, raubten sie völlig aus, mishandelten ihre Damen auf die schauerlichste Weise, tödteten die männliche Dienerschaft, zerrten die

Damen bei den Haaren über die Leichen, und würden auch die alte Herzogin noch erwürgt haben, wenn nicht Oberst Grune mit einem Trupp Würtemberger des Weges gekommen wäre und die unglückliche Frau den Händen der Wüthriche entrissen und nach Eßlingen geflüchtet hätte.

Was hatte das arme Volk zu erwarten, wenn es Fürstinnen so ergieng? Der erste Gedanke des Pfarrers war: Flucht. Obwohl er die ihm befohlene Gemeinde in solcher Drangsalszeit ungern verließ, so wußte er doch, daß bei einem wirklichen Ueberfall ihm nicht die geringste Möglichkeit bleiben würde, sein geistliches Amt als tröstender Seelsorger auszuüben; sein Kind, seine Rosa zu retten, war ihm dagegen heilige Pflicht. Aber wohin? Er dachte doch wieder an Hohenurach; er wollte wenigstens noch einmal des Fähndrichs Rath vernehmen. Nur mit Zittern verließ er Rosa auf eine Stunde, und stieg bei glühender Hitze den Berg empor. Es war vergeblich. Die Brücken waren aufgezogen; schon von weitem riefen ihm die Wachen zu, er solle zurück; sie müßten sonst auf ihn schießen. Die Festung war in Belagerungsstand gesezt, und es durfte nach strengem Befehl keine Seele heraus- und hineingehen. So mußte der Pfarrer unverrichteter Dinge umkehren.

Als Rosa hörte, wie jezt eine unübersteigliche Kluft sie von Johannes trenne, da fieng sie bitterlich zu weinen an. „Er ist uns verloren," sagte sie; „nun werden wir ihn nie mehr wieder sehen." Ihr Vater konnte nicht Nein sagen. Ihr war es entsetzlich trüb um's Herz. Sie wurde erst jezt sich so recht bewußt, wie innig und heiß sie Johannes liebte. „Er, der das Blutvergießen von ganzer Seele verabscheut," seufzte sie, „er hat nun die Drangsale einer Belagerung zu erfahren; verwundet, verstümmelt muß er vielleicht unter den Trümmern der Festung verbluten. Und ich kann nicht einmal bei ihm sein, kann ihn nicht trösten; nicht einmal ein Wort des Abschieds darf ich ihm sagen. O das ist hart!"

„Ergib dich in Gottes Willen," sagte ihr Vater; „auch mir blutet das Herz. Arme Rosa! — Ich kann nicht sagen: sei getrost! Aber ich muß dir sagen: sei gelassen! Klagen dürfen wir, nur nicht murren."

„Ich will nicht murren; ich will gelassen sein," erwiderte sie.

Aber wohin nun flüchten? Nach Westen jedenfalls, so schnell wie möglich! „Gott wird uns einen Ort zeigen, wo wir unser Haupt hinlegen können," sagte der Pfarrer.

Sie packten das nöthigste zusammen in eine Truhe, und der Pfarrer gieng, einen Wagen zu bestellen. Er war kaum ein paar Häuser weit gegangen, so hörte er Trompetenstöße und Freudengeschrei. Das Volk lief zusammen, und drängte nach dem Thore; der würtembergische Hauptmann Georg Albrecht von Bettendorf kam von Neuffen über Hülben mit einer Kompagnie von zweihundert Mann angerückt, um die Stadt Urach gegen einen etwaigen Ueberfall zu decken. Jezt glaubte man sich plötzlich vor allen Gefahren sicher. Man vernahm nun, daß das Heer des Rheingrafen Otto Ludwig unversehrt bei Canstatt stehe, und daß ein französisches Hilfsheer auf dem Wege sei, und, wie es in aufgeregten Zeiten zu gehen pflegt, die Stimmung schlug von der äußersten Verzagtheit in eine blinde Zuversicht um. Auch der Pfarrer dachte nun nicht mehr an Flucht, und Rosa gab sich der Hoffnung hin, daß der Verkehr zwischen der Stadt und der Festung bald von neuem eröffnet und es dann möglich sein werde, wenigstens den Briefwechsel mit Johannes wieder zu beginnen.

Das gieng jedoch nicht so schnell. Der Belagerungsstand wurde aufrecht erhalten; die Festung auf ihrem hohen Berge lag zu entfernt von der Stadt und zu isolirt, als daß sie nicht auch jezt noch hätte sorgfältig müssen geschlossen gehalten werden; zudem war das Verhältnis zwischen dem schwedischen Kommandanten der Festung und dem würtembergischen der Stadt nicht das intimste. Der erstere hatte den Befehlen Herzog Bernhards zu folgen, und Bernhard sowie Oxenstierna waren durchaus nicht sicher, ob nicht Eberhard eines schönen Morgens sich reuig dem Kaiser in die Arme werfen werde. Mit ängstlicher Eifersucht mußten daher die Schweden die Festungen, welche sie noch inne hatten, nicht nur vor den Kaiserlichen, sondern auch vor den Würtembergern bewahren und in Acht nehmen. Und so wurde denn,

wie bisher, keinem Einwohner von Urach der Eintritt in die Festung gestattet.

Rosa fand also keinen Weg, einen Brief an Falkenberg gelangen zu lassen. Wohl aber bot sich diesem eine Gelegenheit, an den Pfarrer zu schreiben. Eine offizielle Botschaft wegen der Verproviantirung mußte von der Festung an Bettendorf geschickt werden. Falkenberg selbst hatte das Schreiben im Namen des erblindeten Kommandanten zu verabfassen. Er wählte zum Ueberbringer einen jungen tüchtigen Kanonier aus, und gab diesem außerdem noch ein Briefchen mit dem gemessenen Befehl, lezteres in den Amandushof zu tragen, und es dem Pfarrer oder dessen Tochter — sonst aber beileibe niemanden — in die Hand zu geben oder auch nur sehen zu lassen. Falkenberg sah sich zu dieser Vorsicht durch den Umstand veranlaßt, daß Bettendorf beim Burgermeister sein Quartier hatte; ihm bangte, der Brief möchte irgendwie in des Burgermeisters Hände gerathen und dann schlecht besorgt werden.

Der Kanonier gieng in die Stadt, und gleich vor einem der ersten Häuser sah er ein Dienstmädchen stehen, mit dem er früher ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte. Sie eilte auf ihn zu, hocherfreut, nach so langer Trennung ihn einmal wiederzusehen, und lud ihn ein, in die Küche zu treten. „Jezt kann ich nicht," sagte er; „ich habe eine Botschaft zu bestellen; aber auf dem Rückweg will ich vorsprechen." Er eilte in des Burgermeisters Haus, und gab das Schreiben an Bettendorf ab. Dieser hieß ihn vor der Thür warten, um eine Antwort mitzunehmen. Dem Kanonier brannte der Boden unter den Füßen. „Um vier Uhr muß ich wieder oben sein," plauderte er mit sich selbst; „jezt ist's schon dreiviertel auf drei Uhr, und in's Pfarrhaus soll ich auch noch!" Dabei betrachtete er das an den Pfarrer ihm übergebene Briefchen.

Inzwischen war Edmund auf den Flur getreten, um sich den Soldaten zu beschauen. Hedwig gieng ihm nach, ihn hereinzurufen, und hörte bei dieser Gelegenheit die Worte: „in's Pfarrhaus soll ich auch noch." „Da hat er gewiß einen Brief an die Jungfer Rosa abzugeben?" fragte sie,

und erspähte mit vorgebogenem Hals und einem Falkenblick die an den Pfarrer lautende Aufschrift des Briefchens. „Ja," sagte der Kanonier, und schob das Briefchen, das niemand sehen sollte, schnell in den Busen. Hedwig, nur um so wißbegieriger gemacht, sagte: „Die Mühe kann er sich sparen. Geb' er mir den Brief; ich bin der Jungfer Rosa beste Freundin, und will ihn pünktlich besorgen." — „Das geht doch nicht," sagte der Kanonier. — „Ich will ihn selbst in's Pfarrhaus tragen," sagte Hedwig. — „Aber der Herr Fähndrich," versezte der Kanonier, „hat mir ausdrücklich befohlen, den Brief niemanden, als dem Herrn Pfarrer oder seiner Tochter in die Hand zu geben." — „Den Herrn Pfarrer," erwiderte Hedwig rasch, ohne über ihre Lüge zu erröthen, „den Herrn Pfarrer findet er doch nicht zu Hause; der ist mit seiner Tochter vorhin vorbeigegangen in großem Staat; wahrscheinlich ist er zu einer Kindtaufe geladen, ich weiß aber nicht wo." — „Aber wenn der Herr Fähndrich mich nun fragt" — sagte der Kanonier ängstlich und verlegen. — „Ei nun," rief Hedwig, „dann sagt er unverzagt, er habe den Brief dem Pfarrer gegeben; das ist nicht einmal eine Lüge; denn ob er den Brief mir gibt oder dem Herrn Pfarrer, das ist ganz einerlei." Der Kanonier gab ihr den Brief. Als er um vier Uhr auf die Festung zurückkam, und Falkenberg ihn fragte, ob er im Pfarrhaus gewesen, antwortete er herzhaft mit Ja; er habe dem Pfarrer selbst den Brief in die Hand gegeben, und dieser lasse freundlich danken.

Sobald Hedwig den Brief in ihrer Gewalt hatte, eilte sie damit in ihr Gemach, und sprach mit triumphirendem Blick: „Ha, nun werde ich ja endlich einmal erfahren, wie weit die Sache zwischen dem Päärchen gediehen ist. Bin doch begierig, was für verliebte Artigkeiten er ihr sagt. Denn die Adresse an den Pfarrer ist ja natürlich nur Schein." Sie riß den Brief auf, und las: „Innigst verehrter Herr Pfarrer!" „Nun, wo steckt denn der andre Brief," rief sie, „der an Rosa?" Aber es war kein zweiter Brief eingeschlossen. Der eine und einzige lautete folgendermaßen:

„Innigst verehrter Herr Pfarrer! Da ihr vor etlicher Zeit mich um Rath gefragt, wohin ihr im Fall einer feind-

lichen Annäherung mit eurer Jungfer Tochter fliehen könntet, so will ich nicht säumen, euch zu melden, daß ich ganz sichere und gewisse Kunde von Tübingen habe, daß diese Stadt, nachdem sie dem Lothringer sich freiwillig ergeben, nicht allein gute Schirmbriefe erlanget hat, sondern daß darin auch wirklich bei den Lothringer Truppen ehrliche und brave Mannszucht herrscht. So wollte ich euch denn gerathen und gebeten haben, daß ihr alsbald und ohne Säumen, jezt wo der Weg dorthin noch frei ist, nach Tübingen euch verfügen wollet. Es ist ja weit besser, in eine vom Feinde bereits besezte aber wohl behandelte Stadt sich begeben, als in Urach ihn als Eroberer zu erwarten. Denn auf die Dauer kann Urach sich nicht halten, und wer weiß, wie lange euch noch der Weg nach Tübingen offen steht. Die wüthigen Kroaten schwärmen schon im Remsthale. Aber in der ganz gewissen Erwartung, daß ihr meinen Rath auf der Stelle befolget, will ich um euch und eure Tochter mir keine Sorge machen. Ach wie schwer fällt es mir auf's Herz, daß ich nun von euch getrennt bin und noch weiter getrennt werden soll. Es ist mir manchmal recht trüb zu Muth, und habe Stunden, wo mich der Arge versucht, daß ich fast wider Gott zu murren mich unterstehe. Meine ganze Jugend war Eine Kette von Widerwärtigkeiten; nun bin ich an das leidige Kriegshandwerk gekettet, und kann nicht loskommen, wie ich gern möchte. Und muß nun scheiden und Ade sagen, und weiß nicht, ob und wann und wo ein Wiedersehen stattfinden soll. Ach, betet für mich, daß ich nicht in Trostlosigkeit verfalle, und in Gottes schwere Wege mich schicken lerne. Ich bin zu keinem irdischen Glück bestimmt; mir ahnt es, meinem armen Leben wird eine feindliche Kugel bald ein Ende machen. So will ich doch Gott dem Herrn und euch dankbar sein, daß ich in eurem Hause so köstliche Stunden des Friedens und geistlichen Wachsthums und der Erquickung habe verleben dürfen. Der Herr sende seinen Engel euch zum Geleite; er segne euch, und lasse eure Rosa glücklicher werden, als ich es bin. Lebt wohl! Jungfer Rosa, Gott segne und

behüte euch! Und wenn ihr niemals mich wieder sehet, so denket doch zuweilen an

Euren

ewig dankbaren

Johannes Falkenberg."

Das triumphirende Gelächter, zu welchem Hedwig den Mund schon verzogen hatte, wollte nicht kommen, als sie den Brief las. Sie empfand im Gegentheil ein sehr unbehagliches Gefühl, das bis zur peinlichen Unruhe sich steigerte. Sie hätte gerne den Brief wieder zugesiegelt und dem Pfarrer geschickt; aber wie konnte sie das, da sie im Eifer des Oeffnens den Umschlag mit der Aufschrift zerrissen hatte? Eine fremde Handschrift nachzuahmen, war sie nicht geübt, und schon durch ihr Siegel würde sie ihre That verrathen haben. Es blieb ihr nichts übrig, als den fatalen Brief zu verbrennen.

Nun kamen aber fast mit jedem Tage neue Schreckenskunden. Mittwoch den 10. September hielt König Ferdinand von Ungarn seinen feierlichen Einzug als Sieger und Eroberer in Stuttgart, und ergriff Besitz von dem Herzogthum. Die Häupter der Stadt baten ihn fußfällig um Gnade. Er sezte den Grafen Ernst von Sulz als Statthalter ein; das evangelische Consistorium sezte er ab, und übergab die Regierung der evangelischen Landeskirche zweien Jesuiten. Die Klosterschulen wurden wieder aufgehoben, die Klöster von neuem mit Mönchen bevölkert. Aber so schrecklich dies alles war, noch schrecklicher waren die Berichte, die aus dem Remsthal kamen. Mondtag den 8. September nahmen die Kaiserlichen die Stadt Waiblingen ein; da die Stadt ihnen herzhaften Widerstand geboten, so wurde zur Strafe ein fürchterliches Blutbad unter den Einwohnern angerichtet, die männliche Bevölkerung theils erwürgt, theils in Ketten nach den Niederlanden geschleppt, um dort als Rebellen hingerichtet zu werden, die Weiber und Kinder in der Rems ertränkt, die Stadt verbrannt. Im ganzen Amte Waiblingen blieben von 2350 männlichen Einwohnern nur 145 übrig.

Welch ein Schicksal hatte Urach zu erwarten? — Frau

Hedwig schlug das Gewissen, wenn sie an den unterschlagenen Brief dachte. Sie ließ dem Pfarrer durch ihren Edmund eines Morgens sagen, sie sei im Begriffe, nach Tübingen zu flüchten, wo, wie sie höre, Ruhe und Ordnung unter dem Lothringer herrsche. Ob der Pfarrer mit seiner Tochter nicht ebenfalls Lust habe, dort Sicherheit zu suchen?

Dem Pfarrer kam diese Botschaft verwunderlich vor; er traute nach so vielen gemachten Erfahrungen dieser Frau zu wenig, um ihren Rath für aufrichtig zu halten. Er zog es vor, in Gottes Namen zu bleiben. Hedwig dagegen machte sich mit ihrem Edmund wirklich auf den Weg nach Tübingen, und langte glücklich dort an. Der Burgermeister durfte Urach — und seine Frau wollte ihn nicht verlassen.

Bald sollten Ereignisse eintreten, welche es den Pfarrer bitter bereuen ließen, daß er Hedwigs Rath nicht beachtet hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Tage des Schreckens.

Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden.
Chor der Engel in Göthe's Faust.

Die Unsicherheit im Lande, welche in dem glücklichen Jahre 1632 fast ganz beseitigt worden, hatte seit den wiederholten Armeedurchzügen des Jahres 1633 und vollends in diesem Jahre seit der Schlacht bei Nördlingen mit der Verarmung und Verödung des Landes in einem schreckenerregenden Grade zugenommen. Da der Bauer nichts zu essen hatte, war er selbst auf's Stehlen gewiesen, und so waren die armseligen Ueberreste einstmals blühender Dörfer zu eben-

soviel Räuberhöhlen geworden. Insbesondere dienten die engen waldigen Thalschluchten der Alp gefährlichen Banden zu Schlupfwinkeln, von wo aus sie, wie Tiger aus ihren Höhlen, auf die am Fuße des Gebirgs dem Neckar entlang hinziehenden Reisenden losstürzten, und wohin sie mit der gemachten Beute sich zurückzogen.

In dem einzigen Bauernhofe, der von dem Dorfe Oberlenningen noch übrig war, saßen an einem Oktoberabend einige verdächtige Kerle beim Branntwein. Es waren kräftige jugendliche Gestalten, denen aber die Verwilderung mehr noch aus den zerrissenen Gesichtszügen als aus den zerrissenen Kleidern heraussah. „Hier," sagte der Eine, ein vierschrötiger Kerl von etwa dreißig Jahren, „hier könnten wir uns niederlassen. Die Thalschlucht bietet uns hundert Schlupfwinkel; von der Höhe aus können wir meilenweit in's Land hinausspähen; da haben wir die Reisenden stundenlang vorher vor Augen, ehe sie herankommen, und können die geschickteste Stelle zum Ueberfall wählen." — „Ja, sagte ein Anderer, „und nach Kirchheim und Nürtingen hin, gegen den Neckar, gibt's immer noch Feldbau und Obst und einige Schafzucht; da ist bei den Bauern auch noch etwas zu holen. Und hört einmal, einen alten schwarzen Kerl hab' ich euch heut aufgegabelt, drüben in Hepsisau; der treibt das Gewerk schon Jahre lang, und kennt hier in der Gegend alle Schliche und Löcher. Der will auch zu uns halten; noch heut Abend will er kommen." — „'s ist doch ein elend, jämmerlich Leben," sagte ein Dritter; „als wir dem Horn gedienet, war's doch ein ander Ding. Da waren wir die Herren im Lande, und wenn wir in ein Dorf oder Stadt einfielen, so nahmen wir offen und am lichten Tage weg, was uns gefiel, und trugen fort, was uns behagte. Damals sind wir eingebrochen wie ein Heerde Wölfe; jetzt schleichen wir ein wie Füchse." — „He, wenn wir nur was kriegen, wie, das ist einerlei!" rief ein Vierter, ein junger Mann, in dessen anmuthiges Gesicht Gram und Grimm düstre Furchen gezogen hatte. „Hast recht, Zeisig!" rief ihm der Erste zu; „'s hat auch sein Schönes, wenn man sein eigener Herr ist, und einem niemand zu kommandiren

hat, und man sich nicht mit Märschen schinden und plagen, noch vor den feindlichen Kugeln die Haut zu Markte tragen muß."

„Ha, da ist er ja!" rief jezt der Zweite, indem er aufsprang und auf die Thür zugieng, durch welche ein großer, häßlicher Kerl eintrat, dem rabenschwarze Haare über ein wettergebräuntes Gesicht hereinhiengen, dessen untere Hälfte ein großer Bart bedeckte, so daß nicht viel mehr sichtbar blieb, als die große Nase und ein paar listige schielende Katzenaugen. „Das ist der Gesell," fuhr jener fort, „der Brüderschaft mit uns halten will. Setz' dich, Kasper! Siehst du, der breitschultrige dort ist der Blutfink, und ich bin der Jackel, und der blasse da ist der Dachs, und der hübsche junge dort der Zeisig. Nun stoß' an auf treue Brüderschaft!"

Sie stießen an, und stürzten die Gläser mit Fusel hinunter. Dann begann ein Gespräch, worin sie erzählten, wie sie früher im schwedischen Heere gedient, seit der Nördlinger Schlacht aber zu dem Gewerbe der Schnapphähne ihre Zuflucht genommen. Auch der neue Ankömmling erzählte, daß er nun schon seit sechs Jahren dies Gewerbe treibe, und ermangelte nicht, durch eine Blumenlese von Beispielen seine Meisterschaft zu beurkunden. „Die Hauptsache," schloß er, „ist die, daß wir Weibsleute herbeikriegen, die uns hier Haus halten, damit unsere Wirthschaft ein ordentlich Gesicht bekommt; doch dafür will ich schon sorgen."

„Hör' einmal," sagte der Zeisig, der schon seit einiger Zeit seinen forschenden Blick nicht von Kaspar weggewendet hatte, „hör einmal, du kommst mir so bekannt vor, als hätt' ich dich schon einmal gesehen. Warst du denn nicht vor drei Jahren im Pfählhof, und warst dabei, wie sie in der Höhle drüben im Heidengraben den großen Schatz gehoben haben?"

„Hol' der Teufel den Schatz, und die ganze Höhle dazu!" rief Kaspar, und schlug mit geballter Faust auf den Tisch. „Freilich war ich dabei, und will meiner Lebtag' dran denken. Aber woher weißt du denn davon, du Grasmücke?" — „Zeisig heiß' ich, und nicht Grasmücke, und der Melcher war mein guter Freund." — „Der Melcher? der Lump?

der aus, auf und davon gegangen?!" — „Ja wohl, nachdem ihr alle ersoffen waret. Aber wie du wieder lebendig geworden bist, das kann ich noch immer nicht begreifen!" — „Hol' der Teufel deinen Verstand und dich dazu! Kaum waren wir in der Höhle drin, und am Wasserfall vorbeigeklettert, in die untersten Klüfte hinein, so merk' ich, wie meine Füße im hellen Wasser patschen, und sehe, wie das Wasser zusehends steigt. „Zurück! wir ersaufen!" ruf' ich, und will zurück; aber da ward ich gewahr, wie gerade von dort her das Wasser aus einer Rize in der Decke heruntergeschossen kommt. Wohin nun? Ich schreie nach den Andern; von denen ist nichts zu hören und zu sehen; sie mögen einer über den andern hergepurzelt sein; denn ihre Lichter waren erloschen. Meines hat noch gebrannt; das war mein Glück. Ich leuchte rings umher, und entdecke eine enge Klunze, die seitwärts aus der Kluft in die Höhe führt. Sie ist so eng, daß mir alle Rippen krachen, wie ich mich hinaufdränge. Aber oben komm' ich in ein Loch wie ein Kessel; da konnt' ich zusammengekauert sitzen, und war kein Wasser da. Da bin ich nun geblieben, und habe mein Licht ausgelöscht, damit ich's für den Rückweg wieder anzünden könnte, wenn das Wasser sich verlaufen hätte. Und so bin ich denn in der Finsternis gesessen, wohl vier — fünf Stunden lang, bis endlich das Rauschen und das Guttern unter mir aufgehört hat. Da hab' ich Feuer geschlagen und mein Licht wieder angezündet, und bin die Klunze wieder hinunter. Teufelsapperment, da finde ich die Bescheerung! Ersoffen liegen sie da, einer hinter dem andern, wie sie den Rückweg gesucht und nicht hatten finden können. Ich krieche über die Leichen weg, und am Wasserfall vorbei, und den finstern engen Gang hinaus, und mache mich fort. Aber woher weißt du denn von der Geschichte, und wie bist du denn mit dem Melcher bekannt geworden? Hast mit ihm unter den Schweden gedient? aber mich hast du ja auch gleich wieder erkannt, da ich dich doch nie gesehen habe?!"

„Hast mich freilich gesehen," sagte der Zeisig; „weißt du nicht mehr, daß einige Wochen vorher einmal ein kleiner

Trupp Würtemberger Soldaten im Pfählhof Nachtquartier machte? Da war ich einer davon."

„Bst! Was ist das? Still!" sagte der schwarze Kasper. „Ich hör' einen Wagen das Thal heraufknarren. Das ist der Jud Feuchtwanger; bringt einen Wagen voll Waaren, die er über Sigmaringen nach Schaffhausen auf die Messe fahren will. Hat sie schlau in den Grund des Wagens versteckt, und eine Puppenkomödie oben drüber eingerichtet; den König Plutes, will sagen Blutkönig, so in den vorigen heidnischen Zeitläuften der Gott alles Reichthums gewesen, und die Frau von Tuna, so sich auf einer Kugel dreht, und den Mannkurius, und wie die saubre Sippschaft sonst noch heißen mag. Mit dem Puppenkram zieht er von Ort zu Ort, und wenn er auf Kroaten stößt, läßt er die Puppen tanzen; da tanzen die Esel mit, und geben ihm noch Geld dazu, und lassen ihn ungeschoren ziehen. Aber ich hab' ihn gleich wieder erkannt, da er gestern in Weilheim seinen Puppenkram hat spielen lassen. Durch's Lenninger Thal will er hinauf nach Zainingen und Münsingen, hat er mir selber gesagt. Denn ich hab' mich ihm als einen alten Bekannten dargestellt, da er schon ehedem in diese Gegend gekommen, und ich einmal in Blaubeuren in der Schenke mit ihm ein Glas Wein getrunken. Da haben wir nun gleich einen guten Fang. Laßt uns hinaus, und beim Stich (Stieg) hinter dem Felsen ihm auflauern!"

Gesagt, gethan. Die Bande schlich hinaus, und erspähte beim hellen Vollmondschein bald den mit einem dürren Klepper bespannten Wagen, den der Jude mit eigener Hand führte. Nur der Blutfink und der Zeisig hatten Feuergewehr. Als der Wagen nahe genug, schossen beide ihre Gewehre ab; der Zeisig fehlte; der Schuß des Blutfinken streifte die linke Schulter des Juden. „Hätten wir nur mehr Munition," sagte der Blutfink. „Pah," erwiderte der Zeisig; „mit dem furchtsamen Hasen werden wir auch ohne Pulver und Blei fertig." Sie brachen mit ihren Säbeln hinter dem Felsen hervor; aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht; der Jude hatte ein paar scharfgeladene Doppelpistolen im Gurt. Sowie er die Schnapp-

hähne auf sich zukommen sah, drückte er ab, und traf den Jackel in's Bein, daß dieser mit einem lauten Wehgeschrei zur Erde stürzte; der Kasper und der Blutfink ließen sich noch nicht irre machen; als aber ein zweiter Schuß aus dem nämlichen Pistol dem Blutfinken die linke Ohrmuschel abschoß, und der Jude im selben Augenblick ein zweites Doppelpistol vom Gurt zog, da stuzten sie; und als nun plötzlich ein ganzer Chor rauher Stimmen von unten her erschallte, ergriffen sie, den Jackel zurücklassend, in schleunigster Eile die Flucht in die Wälder.

Ein Trupp Kroaten, welcher als Vortrab einer ganzen Kompagnie in Owen eingerückt war, eilte auf den Knall der Schüsse herbei, dem Juden zu Hilfe, der sie vor einer halben Stunde durch sein Puppenspiel in das höchste Entzücken versezt hatte. Als sie sahen, daß er nur unbedeutend verwundet und die Räuberbande entflohen war, hatten sie eine große Freude, ließen es sich aber nicht nehmen, ihm noch bis auf die Höhe das Geleit zu geben. „Weiter nit kann mit," sagten sie, als die Höhe erreicht war; „muß morgen früh früh fort nach Urach." Der Jude dankte ihnen, und zog seines Weges weiter nach Donstetten, wo er sich seine Wunde verbinden ließ; die Kroaten aber machten sich auf dem Rückweg noch den Spaß, jenes Gehöfte, das lezte, das von Lenningen übrig war, vollends niederzubrennen. —

Dem Herzog Eberhard in Straßburg hatte Richelieu eine Armee zur Wiedereroberung seines Landes angeboten. Der Herzog fürchtete sich aber, den Kaiser noch mehr zu erzürnen, und schlug die dargebotene Hilfe aus. Er stellte seine ganze Hoffnung auf die Friedensverhandlungen, die zu Pirna zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Kaiser eingeleitet waren. Hätte er gewußt, wie treulos Sachsen ihn im Stiche lassen werde, er würde vielleicht anders gehandelt haben. Und hätte der würtembergische Komandant der Stadt Urach, Albrecht von Bettendorf, gewußt, daß der entflohene Herzog eine Fortsetzung des Krieges nicht beabsichtige: er würde die zwei Kompagnieen Kroaten, die vor Urach erschienen und Einlaß begehrten, nicht durch

fruchtlosen Widerstand erbittert, sondern nach dem Vorbild Tübingens dem Feinde die Thore auf Kapitulation geöffnet haben. —

„Die Kroaten kommen!“ rief die alte Katharina, indem sie athemlos in's Gemach stürzte, und leblos zur Erde sank. Rosa ward blass wie der Tod; der Pfarrer hatte Mühe, nicht selbst umzusinken. Er kniete neben Katharina hin; „sie ist todt,“ sagte er, „der Schrecken hat sie getödtet; kein Athemzug mehr! kein Pulsschlag! Ihr ist wohl. — Rosa laß uns fliehen!“

Ein kleines Bündel mit einer Bibel, etwas Geld und den nothwendigsten Habseligkeiten, das für einen solchen Fall schon lange gepackt war, nahm der Pfarrer unter den Arm, und zog die betäubte Rosa mit sich fort, die Treppe hinab, durch den Hof, und in den Garten eines Nachbarhauses. Fern von dem Thore her, das in's Elsachthal führt schallten Trompeten und Geschrei. Die Kroaten hatten, um den Hohenneuffen zu umgehen, ihren Weg durch's Lenninger Thal über Grabenstetten genommen, und kamen das Elsachthal herab. Der Weg durch das Ermsthal war noch offen. Aus dem Garten führte ein dunkler Gang durch ein Pförtchen in den Stadtgraben hinunter; der Pfarrer besaß als Freund des Hausbesitzers seit Jahren einen Schlüssel zu diesem Pförtchen, und hatte sich oft desselben bedient, um bei Spaziergängen schneller in's Freie zu kommen. Vom Graben aus führte eine hölzerne Treppe auf's Glacis hinaus. Aber mit Schrecken sah der Pfarrer, daß diese Treppe jezt abgebrochen war. Er eilte in den Garten zurück; er fand eine Gartenleiter. Aber das Pförtchen war zu schmal, die Leiter zu breit. Keuchend trug er sie wieder in den Garten hinauf. Was nun thun? Warf er sie über die Mauer hinab, so war zu befürchten, sie würde zerschellen. Er suchte, und fand ein Strohseil; er band die Leiter daran, ließ sie, soweit das Seil reichte hinab, und es reichte so weit, daß Rosa die Leiter an deren unterem Ende ergreifen und sie vollends an der Mauer konnte hinabgleiten lassen. Darüber waren kostbare Minuten verstrichen. Der Pfarrer lief, so schnell er konnte, den

dunkeln Gang wieder hinab in den Stadtgraben, und verschloß das Pförtchen von außen. Schon dröhnten die Trompeten näher; die Kroaten waren im Begriffe, die Stadt zu umzingeln. Bebend und gepreßten Athems trugen die beiden Flüchtlinge die Leiter bis an die Contre-Escarpe, aber die Mauer war zu hoch; es gehörte ein waghalsiges Stück Arbeit dazu, um von der höchsten Sprosse der Leiter sich auf den Mauerkranz zu schwingen. Doch kühnen Muthes eilte Rosa die Leiter hinan; frei stand sie auf der obersten Sprosse; ihre Hände waren eben im Stande, den Mauerkranz zu fassen; sich hinaufzuschwingen war unmöglich! „Du mußt mich heben," rief sie ihrem zitternden Vater zu. Er stieg ihr nach, an der Leiter empor, und mit übermenschlicher Anstrengung hob der alte Mann die in der Fülle der Jugend blühende, zwanzigjährige Jungfrau so weit empor, daß sie mit den Elbogen sich auf den Mauerkranz stützen konnte. Rasch arbeitete sie sich nun vollends hinauf. Der Pfarrer warf ihr das Bündel zu; dann neigte sie ihre Arme über die Mauer zu ihm hinab, und zog ihn herauf.

Als sie den Mauerkranz erreicht hatten, waren beide so erschöpft, daß sie zusammensanken. Aber die Trommeln wirbelten schon ganz nahe, schon vom oberen Thore her; es fielen Schüsse; das Geschrei ward wilder; jedes längere Weilen war Tod und Verderben. So rafften sie sich auf, eilten über das Glacis hinweg, einen Obstgarten hinan und in den Wald. Auf höchst beschwerlichen Pfaden, immer an der steilen Halde hin, bald auf bald ab, flüchteten sie in's Seeburgthal hinein. Es war am Nachmittag gewesen, als die Kroaten anrückten; jetzt lag schon die Abendsonne auf dem rothen Laub der Birnbäume, auf dem bunten der Wälder. Im Thal war's still und menschenleer. Sie wagten sich aus dem Walde auf den Wiesengrund hinab; drüben lag das Häuschen, dessen Besitzerin vor zwei Jahren Rosa jenes Blumensträußchen geschenkt. Aber dies Haus war der Stadt zu nahe, um Sicherheit zu gewähren; auch führte hier kein Steg über die schäumende Erms. So eilten sie denn im Wiesengrunde weiter; hinter ihnen tönte das Knattern der Schüsse von der Stadt her, und jagte

sie vorwärts. Nach einem halben Stündchen kamen sie an eine Stelle, wo ein Wehr über das Flüßchen gezogen war. Ein über das Wehr gespannter Balken konnte als Steg dienen. Es war ein schwindliger banger Gang über den schmalen schwebenden Balken; aber sie mußten nothwendig die Landstraße gewinnen, um Seeburg zu erreichen. Schon fieng es zu dunkeln an.

Sie kamen glücklich hinüber; rastlos wie ein paar gescheuchte Rehe eilten sie vorwärts; Rosa hatte längst dem keuchenden Vater das Bündel abgenommen; aber fast erlag auch sie der Anstrengung. Um ihre glühenden Wangen strich der kühle Nachtwind, während ihr der Schweiß aus allen Poren rann. Sie meinte jeden Augenblick umsinken zu müssen, und es war ihr trotz der Aengstlichkeit ihrer Lage kein unwillkommenes Wort, als der Vater ihr seufzend erklärte, er könne nicht mehr weiter; er müsse hier ein wenig ruhen, wenn es ihm nicht ergehen solle, wie der armen Katharine.

Sie sezten sich links vom Wege auf den trockenen Wiesengrund. Als Rosa umherblickte, sah sie sich an der nämlichen Stelle, wo ihr vor zwei Jahren die Schweden begegnet waren, wo sie den Fähndrich zum erstenmal erblickt hatte. Die grüne Matte zog sich als kleine Bucht zwischen die Berge hinein; rechts von der Matte ragte die Felswand mit den Trümmern von Hohenwittlingen auf ihrem Scheitel. Rosa kamen die Thränen in's Auge, als sie an jenen Frühlingsabend gedachte und ihn mit dieser Herbstnacht verglich. Der Pfarrer aber sprach: „dort oben in dem nunmehr zerstörten Schlosse hat der fromme selige Dr. Brenz eine Zuflucht gefunden, als er in den Zeiten des schrecklichen Interims gleich uns vor den Kaiserlichen fliehen müssen. Dort hat er unter dem Schutze des Herzogs Ulrich seinen Katechismum geschrieben. Auch uns wird Gott, der Herr, eine Zuflucht bescheeren, und, da die Burg von den Italiänern verbrannt und auch kein Herzog Ulrich noch sonst ein hoher und fürnehmer Schutzherr mehr da ist, uns in seinen eigenen allerhöchsten und allmächtigen Schutz nehmen."

Es sah nicht so aus, als ob dies kindliche, gläubige Ver-

trauen mit Erfolg gekrönt werden solle. Denn während von Urach her immer heftiger und dichter das Geknatter der Büchsen und dazwischen das Krachen einzelner Kanonenschüsse dröhnte, so ließ sich nun auch von Süden, von Seeburg her, das Wirbeln von Trommeln und ein wilder Marsch, von Pfeifen geblasen und von dem Gebrüll rauher Stimmen begleitet, vernehmen. Auch von dort her also rückte ein Trupp Kroaten an; auch dorthin war der Weg gesperrt. Den beiden Flüchtlingen blieb keine Wahl, als in der Seitenschlucht, die nach der Brandstätte des Dorfes Wittlingen emporführte, ein Versteck für die Nacht zu suchen. Es war Freitag der 31. Oktober; der Vollmond war so eben aufgegangen, und glänzte ihnen durch die Aeste der Bäume entgegen. Durch die kurze Rast ein wenig erquickt, schritten sie lautlos den Waldweg entlang, der in vielen Krümmungen das Seitenthälchen hinanführte. Nur das abgefallene Laub raschelte unter ihren Füßen, und hätte zum Verräther werden können, wenn es nicht vom Sausen des Windes, der die Wipfel schüttelte, weit übertönt worden wäre.

Der Weg theilte sich; der Pfarrer schlug einen Pfad ein, welcher die Sohle der Schlucht verließ, und seitwärts ziemlich steil den Berg emporführte. Er meinte, auf diesem Pfade zu den Trümmern der alten Burg zu gelangen, und in irgend einem ihrer Gewölbe ein Obdach für die Nacht zu finden. Er täuschte sich. Nach langem Steigen und langem Wandern unter den mächtigen Buchen, deren ausgebreitete Kronen in prachtvollem Transparent wie lichtes Gold schimmerten, trat er mit Rosa in's freie Feld hinaus, und sah die traurigen Brandstätten des Dorfes Wittlingen vor sich, das ein Trupp der Kaiserlichen vor zwei Jahren eingeäschert hatte. Dort war kein Schutz, kein Versteck zu erwarten. Die beiden gescheuchten Rehe traten also wieder in den Wald zurück, und folgten einem Pfade, der sich westwärts wandte und nach dem Schlosse zu führen schien. Es war ein höchst beschwerlicher Felsensteig. In rauhem Zickzack, unter jungem Dickicht, durch welches sich kein Strahl des Mondes stahl, führte der Pfad am Rande des Abgrundes hin, und bog sich nach wenigen hundert Schritten zwi-

schen der gähnenden Tiefe und einer senkrecht ragenden Felswand abwärts. „Sind wir hier recht, Vater?“ fragte Rosa ängstlich. „Ja,“ sprach er, „wir sind auf dem rechten Wege. Ich erinnere mich deutlich, diesen Pfad vor vielen Jahren einmal gegangen zu sein. Zwar in die Trümmer der Burg führte er uns nicht, aber doch in ein Asyl.“

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, so krümmte sich der Pfad um eine vorspringende Ecke der Felswand hinab auf einen kleinen, ebenen, freien Platz. Der Vollmond goß sein helles Licht auf diesen von grauen Felsen umsäumten Rasen, und beleuchtete die mächtige Wölbung einer Grotte, welche sich tief in das Innere der Felsmasse hineinzog. Der kühn geschwungene Bogen dieses Portals trug mächtige Eichen und düstre Fichten auf seinem Scheitel.

„Hier werden wir für diese Nacht ein sicheres Obdach finden,“ sagte der Pfarrer, „und für den kommenden Morgen zu sorgen ist uns verboten.“ Sie schritten in die Grotte hinein. Unter den mitgenommenen Habseligkeiten befand sich durch Rosa's kluge Fürsorge ein Feuerzeug, auch ein paar Wachskerzen. Rosa entzündete eine Kerze, und leuchtete dem Vater voran. Ein enger Gang wand sich etwa zehn Fuß tief hinab in ein weites Gewölbe, das von Tropfsteinsäulen getragen war. Von da gieng es in eine zweite, noch tiefer gelegene Kammer, und von dieser in eine dritte hinab. Hier war es warm; ein natürliches Becken im Felsen fieng das von den Stalaktiten tropfende krystallhelle Wasser auf; aus diesem Becken stillten sie ihren brennenden Durst. Unter einem überhangenden Felsstück, das nicht von Tropfstein überzogen war, fand sich eine trockene Stelle, wo sie halb sitzend halb liegend schlafen konnten. Der Pfarrer betete den 91. Psalm laut; dann lagerten sie sich unter dem Felsen; Rosa löschte die Kerze, und die Ermattung und Abspannung nach so viel Angst, Mühe und Aufregung ließ die beiden Flüchtlinge bald in einen tiefen Schlaf sinken.

Inzwischen waren in Urach Stunden des äußersten Schreckens, auf Hohenurach Stunden großer Unruhe. Die Stadt liegt so, daß von der Festung Hohenurach aus nur ein Theil ihrer Wälle bestrichen werden kann; denn der

Berg, welcher die Festung auf seinem Scheitel trägt, erhebt sich ja nicht unmittelbar bei der Stadt, sondern zwischen beide schiebt sich jener Vorsprung der Sirchinger Höhe, welcher selbst wieder von Hohenurach durch einen Thaleinschnitt getrennt ist. Anfangs schickten die Kroaten sich an, die Stadt von allen Seiten, auch von Nordosten her, zu umzingeln. Aber ein paar wohlgezielte Karthaunenschüsse von Hohenurach herab verscheuchten sie bald von da; sie warfen sich mit ganzer Macht auf die südliche und westliche Seite, wo jener Bergvorsprung sie gegen die schwedischen Geschütze deckte. Hier versuchten sie, den Graben und Wall zu stürmen. Die Würtemberger vertheidigten den Wall mit Muth und Geschick; die ganze Bürgerschaft half mit; der Sturm ward abgeschlagen, und der Feind zog sich in seine Positionen zurück.

So trat von Mitternacht an Waffenruhe ein. Aber nun begann die Unruhe einer stürmischen Berathung und heftigen Meinungsverschiedenheit auf Hohenurach. Johannes lag dem Kommandanten Holzmüller an, er solle Befehl zu einem nächtlichen Ausfall geben; es werde ein leichtes sein, über die Sirchinger Höhe weg in's Ermsthal zu gelangen und so dem Feind in den Rücken zu fallen, und ihn zwischen zwei Feuer zu nehmen und aufzureiben. Holzmüller, der seit seiner völligen Erblindung äußerst eigensinnig und wunderlich war, behauptete anfangs, die Stadt gehe ihn überhaupt nichts an, und mit den Würtembergern habe er nichts zu schaffen. Als Falkenberg sowie sein eigener Bruder ihm vorstellte, daß ja auch für die Schweden der Besitz der Festung gefährdet sei, wenn der Feind sich in der Stadt Urach einmal festgesezt, die Verbindung mit dem Hohenneuffen abgeschnitten und die Verproviantirung unmöglich gemacht habe, so erhob Holzmüller den neuen Einwand: ein Uebergang über die Sirchinger Höhe in's Ermsthal sei zu gewagt; es könnten von Seeburg her neue feindliche Kolonnen nachrücken; „dann," sagte er, „steht nicht der Feind, sondern stehen wir zwischen zwei Feuern und überdies in einer Sackgasse; denn, von zwei Seiten angegriffen, können wir nicht den steilen Sirchinger Berg hinauf den Rückzug bewerkstelligen." Fal=

kenberg gab die Möglichkeit einer solchen Gefahr zu, bemerkte aber, daß sich ja von der Höhe aus mit Leichtigkeit recognosciren lasse, ob von Seeburg her feindliche Truppen nachgeschoben würden, und daß man durch ein paar dort oben aufgestellte Feldschlangen diese von weitem schon im Schach halten, jedenfalls aber den Rückzug decken könne.

Nun erschien auch eine Deputation von der Stadt, den Burgermeister an der Spitze. Falkenberg befahl, sie einzulassen, wie sehr auch Holzmüller dagegen brummte. Sie baten flehentlich, die Stadt durch einen Ausfall zu entsetzen. Der Kommandant antwortete mit Umschweifen, und entließ sie mit dem Bescheid: er wolle sich die Sache überlegen. Nochmals drang Falkenberg in ihn, er solle doch wenigstens auf dem gewöhnlichen Wege Hülfstruppen zur Verstärkung der Würtemberger in die Stadt senden. Es war alles vergeblich. Auch einige andere Offiziere ergriffen die Partei des Kommandanten, indem sie geltend machten, man müsse das Blut der schwachen Besatzung schonen, und alle Kräfte für die Zeit einer etwaigen Belagerung von Hohenurach sparen, um dann diese wichtige Festung, die mit Erfolg sich vertheidigen lasse, den Schweden zu erhalten. Falkenberg mußte sich fügen.

Als am Morgen des 1. November die Kroaten den Angriff erneuerten, thaten die Bürger nochmals das Ihrige, und wiederum wurde der Feind zurückgeschlagen. Als aber der Mittag herankam, ohne daß von der Festung ein Ausfall geschah, da wurden die Bürger schwierig. Die Hoffnung, die Stadt zu behaupten, sank, und im Fall einer Einnahme sahen sie für sich kein anderes Schicksal vor Augen, als das schreckliche Schicksal Waiblingens. Stürmisch verlangten sie von Bettendorf, er solle kapituliren. Da er sich dessen weigerte, rottete sich das Volk auf dem Markte zusammen, und drohte, die Kanonen auf den Wällen zu vernageln und die Thore aufzuhauen. In so gefährlicher Lage blieb Bettendorf, dessen Truppen schon sehr zusammengeschmolzen waren, nichts anderes übrig, als die weiße Fahne aufzupflanzen. Es begannen Verhandlungen. Bettendorf erbot sich zur Uebergabe auf Kapitulation. Der kaiserliche Obrist v. Soyes, welcher

von der Stimmung in der Stadt Wind bekommen hatte, wollte von Kapitulation nichts hören, sondern verlangte Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Die Verhandlungen zogen sich durch die Nacht hin; der Rath der Stadt mischte sich darein, und erwirkte durch seine Willigkeitserklärung soviel, daß Soyes wenigstens die Zusage gab, das Leben der Bürgerschaft verschonen und die Stadt nicht in Brand stecken zu wollen. So kam man denn dahin überein, Sonntag den 2. November morgens um sechs Uhr solle die Stadt ihre Thore öffnen.

Das untere Thor, welches von den Kroaten frei, weil unter der Schußlinie von Hohenurach lag, wurde schon um Mitternacht geöffnet; Weiber und Töchter flohen, und nahmen von ihren Habseligkeiten mit, was sie konnten. Der Burgermeister eilte nach beendeter Unterhandlung nach Hause, um auch seiner Frau ein Fuhrwerk zur Flucht zu rüsten. Sie war aber schon auf einem anderen Wege allem Elend entflohen. Tiefgebeugt schon seit dem Tode ihres Sohnes, aufgerieben von der Angst dieser Tage, hatte sie den Schrecken des Gerüchtes, daß die Stadt den wüthenden Kroaten übergeben werden solle, nicht zu ertragen vermocht. In fieberhafter Unruhe war sie von Gemach zu Gemach gelaufen; „ach, wenn mein Georg noch lebte," rief sie, „der würde uns abermals befreien;" sie gieng in das Gemach hinauf, das er bewohnt hatte; hier hieng sein Federhut, sein Waffenrock, sein Schwert; sie nahm es herab, und schrie: „Georg! Georg!" Die Dienstboten, die ihr nacheilten, fanden sie auf der Erde liegen, die Waffenstücke fest umschlungen haltend; die Augen starr geöffnet; die Lippen bleich. Ein Herzkrampf hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Der Burgermeister saß in dumpfem Schmerz neben ihrer Leiche, und achtete nicht darauf, als die plündernden Kroaten auch in sein Haus drangen, die Fenster zertrümmerten, die Truhen erbrachen, die Betten aufschnitten und die Federn in die Lüfte fliegen ließen.

Und im Amandushofe lag noch immer Katharina starr, bleich und ohne Athem. Ein paar Kroaten kamen auch dorthin, um zu plündern. Als sie aber sogleich an der Schwelle

des ersten Gemachs die Todte liegen sahen, meinten sie, da müßten schon Kameraden gewesen sein und die Arbeit gethan haben, und so giengen sie wieder fort. Erst am Mondtag endlich erwachte die Alte aus ihrem Starrkrampf. Da sie das ganze Haus in Ordnung fand, und nur das Reisebündel und der Schlüssel zum Gartenpförtchen fehlte, so schloß sie daraus mit Freuden, daß ihre Herrschaft rechtzeitig die Flucht ergriffen habe. —

Als Rosa und ihr Vater den Samstag Morgen in ihrer Höhle, von sanftem Schlaf erquickt und gestärkt, erwachten, da stellte sich bei ihnen eine Empfindung, die gestern durch die Angst und Aufregung ganz zurückgedrängt war, mit desto größerer Heftigkeit ein: die Empfindung des Hungers. Sie hatten seit gestern Mittag keinen Bissen über ihre Lippen gebracht, und durch die Sorge, wie sie künftig in dieser Höhle Lebensmittel sich verschaffen sollten, wurde das Gefühl des gegenwärtigen Mangels noch verschärft. Der Pfarrer hieß Rosa in der Höhle bleiben; er wolle hinausgehen und sich umsehen, ob noch immer Kroaten in der Nähe seien, und wenn nicht, so wolle er suchen, wo er etwas zu essen bekäme. Aber Rosa wollte ihn nicht allein ziehen lassen. Sie bestand darauf, ihn wenigstens bis an den Ausgang des Waldes zu begleiten Sie traten also in die morgenfrischen duftenden Buchenhallen hinaus, und waren noch nicht weit von der Höhle entfernt, als Rosa fröhlich ausrief: „Da hat uns ja Gott ein Frühstück bescheert, und ihr braucht euch nicht in Gefahr zu begeben, Vater!“ Sie bückte sich und pflückte eine Anzahl Steinpilze. Es standen ihrer so viele umher, daß sie für mehrere Tage der Sorge, Hungers zu sterben, überhoben waren. Das köstliche, mandelkernartige Fleisch dieses Pilzes ließ sich auch roh genießen, und wenn sie gleich einige Körnchen Salz dazu vermißten, so stillten sie doch ihren Hunger auf eine nicht unangenehme Weise.

Sie stiegen nun vollends auf die Burgruine, um zu recognosciren, wie es im Thal aussehe, und ob es möglich sei, die Flucht fortzusetzen. Von Urach her tönte — es war ja am Samstag Morgen — noch immer heftiges Gewehrfeuer; sie sahen den Pulverdampf aufsteigen; sie sahen auch

einzelne Kroaten auf Pferden zwischen Urach und Seeburg hin und her und hart am Fuße von Hohenwittlingen vorbeisprengen. Da blieb nichts übrig, als sich ruhig wieder in die Höhle zurückzubegeben. Eine Anzahl der Pilze nahmen sie zum Mittagessen mit.

Wenn sie auch den größten Theil der Zeit nicht in dem finstern Innern, sondern in der dämmrigen Eingangshalle der Höhle zubrachten, so wurde ihnen doch der Tag unendlich lang, und sie sehnten sich nach Befreiung. Da gegen Abend das Schießen völlig aufgehört hatte, so beschloß der Pfarrer jezt nochmals auf Kundschaft auszugehen. Wenn keine Kroaten mehr im Thale schwärmten, so wollte er sich bis zu jenem nicht sehr entfernten einsamen Häuschen der Wittwe wagen, und Erkundigungen einziehen, wie es in Urach stehe, auch, wenn möglich, einige Lebensmittel von dort mitnehmen. Er gieng, von Rosa begleitet, auf die Burgruine. Das Thal war menschenleer; er konnte nirgends Kroaten entdecken. Auch in Urach war's still und kein Pulverdampf zu sehen. War der Feind etwa von den Schweden in die Flucht gejagt? Oder war es ihm gelungen, die Stadt zu nehmen? Die Begierde, dies zu wissen, wuchs; der Pfarrer machte sich auf den Weg in's Thal. Rosa wollte ihn nicht ziehen lassen; er ermahnte sie, vernünftig zu sein, und in die Höhle zurückzukehren. Sie versprach es, aber sie hielt nicht Wort. Eine namenlose Bangigkeit bemächtigte sich ihrer, und so wendete sie wieder um, und schlich dem alten Vater nach, gegen das Thal hin. Der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt; die sinkende Sonne stand schon hinter der jenseitigen Bergwand; unter dem Laubdach des Waldes dunkelte es, und Rosa war nicht im Stande, den rechten Pfad, der in die Schlucht und durch diese in's Thal führte, zu finden. Ueber Felsen auf und ab führte im Zickzack der holprichte Steig; immer ängstlicher eilte sie vorwärts; sie merkte, daß sie sich verirrt hatte; rechts neben ihr gieng es schroff in den Abgrund. Sie wollte wieder umkehren; da hörte sie vor sich aus der Tiefe ein wildes Geschrei und Säbelklirren, und dazwischen Hülferufe einer flehenden Stimme. Es war ihres Vaters Stimme. Außer sich vor Angst sprang

sie noch einige Schritte vorwärts, und geblendet von einem Strahl der Sonne, die im Untergehen aus den Wolken brach und durch eine jenseitige Thalspalte ihr Licht gerade auf sie herübergoß, bemerkte sie noch eben zu rechter Zeit, daß vor ihr der Boden ein Ende hatte. Sie stand auf dem Rand einer Felsenzacke, in schwindelnder Höhe über dem Thal. Drunten lag ihr Vater auf den Knieen, Kroaten um ihn her, die ihre Säbel über ihm schwangen und Geld von ihm verlangten. „Laßt ab! Laßt ihn frei!“ rief sie so laut, als sie im Stande war.

Der Ruf drang hinab in's Thal. Die Kroaten blickten empor, und wie sie die weißgekleidete Jungfrau mit blondem Haar und zurückgeschlagenem Schleier so plötzlich dort auf unzugänglicher Klippe sahen — sie allein mitten in der nächtlichen Stunde von hellem Purpurschein umflossen — da senkten sie die Säbel, fielen auf ihre Knie, schlugen ein Kreuz, und riefen laut: „Ave Maria! Ave Maria!“ Dann standen sie auf, giengen ihres Weges, und ließen den Pfarrer ruhig des seinigen ziehen.

Sie hatten geglaubt, es sei die heilige Jungfrau, welche ihnen verbiete, dem fremden alten Mann ein Leid zuzufügen.

Der Pfarrer dankte Gott, und kehrte eilig in die Thalschlucht zurück. Auch Rosa, sobald sie ihn gerettet sah, wendete sich, nnd gieng behutsam den gefährlichen Felsenpfad zurück. Bald fanden sie sich einander. Der Vater dankte der treuen Tochter; beide dankten Gott. Sie brachten eine zweite Nacht in der Höhle zu. Sie wagten auch am Sonntag nicht ihren Schlupfwinkel zu verlassen.

Aber der Vorrath der Steinpilze nahm ein Ende. Die Jahreszeit ihres Wachsthums war vorüber; es kamen keine jungen mehr nach; die alten wurden wurmig und ungenießbar. Schon am Montag Morgen litten sie bittern Hunger. Ein neuer Gang auf die Burgruine belehrte sie, daß auf den Thürmen Urachs das kaiserliche Banner wehte. Dorthin war also nicht zu kommen. Wollten sie nicht Hungers sterben, so mußten sie versuchen, nach Süden zu entfliehen. Und da es im Thale nicht sicher war, so blieb nichts anderes

übrig, als über die Höhe sich einen Weg zu suchen. Sie empfahlen sich in heißem Gebete dem Schutze Gottes, und machten sich auf den Weg. An der Brandstätte des Dorfes Wittlingen vorbei wandten sie sich südwärts; rings umher sahen sie nichts als verödete Fluren; ein trauriger Anblick! Sie wollten Seeburg umgehen; aber des Weges unkund geriethen sie plötzlich an den Rand eines Felsen, an dessen Fuße sie in einer seichten Thalmulde eben diesen Ort vor sich sahen. Drei Thälchen stießen hier zusammen; kecke Felsenmassen schoben sich zwischen ihnen in den Wiesengrund herein, an dessen Saume das Dörfchen sich malerisch hinbreitete; auf waldiger Höhe lag ein Jagdschloß; grüne Matten führten zwischen den einzelnen Felsen steil die geringe Höhe hinab.

Da nichts verdächtiges zu sehen war, so folgten die beiden Flüchtlinge dem Wege, der sie auf eine Straße führte, die gerade in's Dorf hinein ging. Ein großes Wirthshaus stand links am Wege, vor dem Wirthshaus ein großer seltsamer Wagen; es war ein langer viereckiger Kasten, von allen Seiten mit Wachstuch bedeckt, auf vier Rädern. Ein dürrer Klepper war davor gespannt, und fraß Heu aus einer Krippe. Der Pfarrer trat in's Wirthshaus; Rosa folgte ihm auf dem Fuße. Aber wie schracken beide zusammen, als sie zwei Tische voll Kroaten vor sich sahen. Die Kroaten wurden auch nicht so bald des verschleierten Mädchens ansichtig, als sie von ihren Sitzen aufsprangen und die Ankömmlinge umringten. Rosa war einer Ohnmacht nahe; kaum war sie im Stande, hinter ihrem Vater sich deckend wieder unter die Thüre zu treten, um bei den Wirthsleuten Schutz zu suchen. Aber unter der Thür vertrat ihr ein Mensch, der von außen kam und bürgerliche Kleidung und einen großen Bart trug, den Weg. Er griff sie bei der Hand, hielt sie fest und sprach mit lauter Stimme: „Nu! Gott's Wunder! Wen seh ich denn hier? Wen anders, als die ehrsame Kalle meines hochverehrten Freundes Georg Müller und ihren ehrwürdigen Vater! Ihr kennet mich freilich nicht, den Handelsmann Isaak Feuchtwanger aus Fürth, aber ich kenne euch. Bin oft in eurem Wohnort

gewesen, und der hochehrbare Herr Georg Müller ist mir immer mit besonderer Freundschaft gewesen zugethan. Aber wohin nun des Weges zu Fuße? Ihr werdet mit mir reisen. Ich fahre nach Schaffhausen, und in meinem Wagen ist Platz für euch beide. Sezt euch nur gleich auf der Stelle ein. Ich habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren."

Er zog Rosa fast mit Gewalt nach dem Wagen, indem er durch einen bedeutsamen Seitenblick auf die Kroaten ihr bemerklich machte, daß es bei diesen Gesellen nicht geheuer sei. Es hätte dieses Seitenblicks freilich nicht bedurft. Stürmisch drängten die Kroaten nach, und riefen: „Nu, Isaak! du wirst uns wohl sehen lassen das Gesicht der Kalle?" — „Gott's Wunder!" rief der Jude, „wenn ihr nicht werdet in Ruhe lassen die Dame, so schwör' ich euch bei der heiligen Jungfrau und beim St. Nepomuk und allen Heiligen, daß ich nie mehr komme zurück, und lasse euch tanzen meine schönen Puppen, sondern daß ich nehme den Rückweg über Blaubeuren und Ulm. Werdet ihr aber artig sein, so lasse ich sie tanzen gleich jezt noch einmal, und ganz umsonst." Da das die Kroaten hörten, gaben sie sich zufrieden, und ließen Rosa mit ihrem Vater unbehelligt in ein Hintercoupe des Wagens steigen, das der Jude geöffnet hatte, und dessen Thür er hinter ihnen mit einem Schlüssel wieder verschloß.

Es war ein schrecklicher Käfig, worin Rosa und der Pfarrer sich befanden. Der Raum war so eng, daß sie, mit dem Rücken gegen die Seitenwände des Wagens gelehnt, kaum Platz hatten zu sizen. Dabei war es fast völlig finster. Die einzige Oeffnung bildeten ein paar runde Luftlöcher, die nach dem innern Raum des Wagens giengen, und nur mit einem dünnen, durchsichtigen Flor verhängt waren. Der Klang einer Drehorgel, die sich am vordern Ende des Wagens befinden mochte, veranlaßte Beide, durch jene Luftlöcher einen Blick zu werfen, und siehe, da gewahrten sie nun im innern Raum des Wagens eine Art Theater, auf welchem eine Anzahl höchst lächerlich aufgepuzter Puppen, durch eine Mechanik in Bewegung gesezt, sich unter allerlei Gliederverrenkungen um sich selber und im Kreise

drehten. Auf der einen Seite des Wagens war das Wachstuch zurückgeschlagen; dort standen die Kroaten dichtgedrängt, sahen das reizende Schauspiel mit entzückten Blicken an, und begleiteten die Schwenkungen des Königs Plutus und der Frau Fortuna und ihres Hofstaates mit lustigen Sprüngen mit Schnalzern und Juchhegeschrei.

Als die Drehorgel verstummte, wurde der Wachstuchvorhang wieder zugezogen; das Innere des Wagens wurde dunkel, und im Hintercoupe war es jezt völlig finster. Aber mit Freude bemerkte Rosa, daß der Wagen sich in Bewegung sezte. Ein paar Püffe von rohen Fäusten wurden gegen die Wachstuchwand des Coupe's geführt. Dann verhallte das wilde Geschrei allmählich in die Ferne, und bald war es um den Wagen her völlig stille.

Nun öffnete der Jude, der neben dem Wagen hergieng, eine verborgene Klappe an dem Coupe. Licht und Luft drang herein, und er sprach: „Gott's Wunder! welch ein Glück, daß ich euch hier zur rechten Stunde getroffen und aus den Händen der Kroaten habe retten können. Ihr seid wohl aus Urach entflohen? Ihr könnt nun mit voller Sicherheit mit mir bis Hohentwiel, oder so ihr lieber wollet, bis in die Schweiz reisen. Dorthin fahre ich zur Schaffhauser Messe, die ich mit meinen Bändern bauen will. Meine Waaren sind unter dem Puppenspiel hinter der Drehorgel versteckt. Sind für achthundert Gülden feine, bunte Bänder! Das Zaubermittel, womit ich die wildesten Banden im Zaum halte, habt ihr gesehen. Mit meinen Puppen komm' ich sicher durch die Welt. Aber ihr werdet hungrig sein, und ein Stück Braten sammt einem Schlucke Wein wird euch lieber sein, als mein Geplauder. Da nehmt, und laßt es euch schmecken!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine unverdauliche Speise.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische.
Göthe.

Sogleich am Mondtag erschien auf Hohenurach ein Botschafter mit einem Briefe vom Kommandanten des Hohenneuffen, worin dieser fragte, warum denn der Obristlieutenant Holzmüller den Feind habe festen Fuß in Urach fassen lassen, da er ihn doch so leicht hätte vertreiben können? Wie es denn nun mit der Verproviantirung gehen werde? — Holzmüller war in Verlegenheit, was er antworten solle, und antwortete gar nichts. Darauf sah sich der Kommandant des Hohenneuffen, Johann Philipp Schnurmb, genöthigt, auf eigne Faust für seine Festung zu sorgen. Rings von den Truppenmassen des Feldmarschall-Lieutenants von Ossa umgeben, hätte seine Besatzung verhungern müssen, wenn es ihm nicht gelang, einen Vergleich mit Ossa zu Stande zu bringen. Er bot diesem einen Waffenstillstand an; er seinerseits wolle sich, da er mit Hilfe Hohenurachs den Oberst Soyes in Stadt-Urach leichtlich erdrücken und aufreiben könne, gleichwohl aller Feindseligkeiten enthalten, wenn Ossa ihm dafür freien Durchlaß der Viktualien zugestände. Ossa nahm diesen Vergleich an, nicht daß er vor einem Angriff Schnurmb's auf Urach sich so gefürchtet hätte, sondern weil er im Winter seinen Truppen Ruhe gönnen wollte, und weil er dachte: im nächsten Sommer werden wir dieser kleinen Bergfestungen doch Herr.

So fehlte es denn auf dem Hohenneuffen nicht an Lebensmitteln, während die Besatzung von Hohenurach bittre Noth litt. Der eigensinnige alte Holzmüller hatte sich darauf gesteift, daß er seine Festung auf ein Jahr ver-

proviantirt habe; aber in den feuchten Gewölben wurde das Getraide schimmlig und wurmstichig; in das eingesalzene Fleisch kamen die Maden. Noch war der Winter nicht herum, so sah man sich genöthigt, die Pferde zu schlachten, und bald stieg die Noth auf einen solchen Grad, daß auf den Mann für je drei Tage nicht mehr als zwei Pfund Brod und ein Pfund Pferdefleisch kam.

Den 14. Januar 1635 überrumpelten die Kaiserlichen die Festung Philippsburg am Rhein; den 2. Februar nahmen sie Speier ein, und führten die würtembergischen Räthe, welche sich dorthin geflüchtet hatten, gefangen nach Philippsburg. Der Kanzler Löffler war seit der Flucht Eberhard's in den Dienst Oxenstierna's getreten, und suchte noch immer auf ein Zusammenhalten der Würtemberger mit den Schweden hinzuarbeiten. Diesen Bestrebungen wirkte aber an Eberhard's kleinem Hofe in Straßburg niemand eifriger und erfolgreicher entgegen, als der Geheimschreiber Richard Wergschmidt. Als nun Oxenstierna hörte, daß der Herzog dem Kaiser offiziell seine Bereitwilligkeit, dem Pirna'schen Frieden beizutreten, habe erklären lassen, so entließ er Löffler, von dem er sich betrogen glaubte, im Unwillen aus seinen Diensten.

Die Lage der isolirten schwedischen Besatzungen auf den Festungen Hohenneuffen, Hohenurach und Hohenasperg wurde dadurch nur immer schwieriger. Sie hatten nicht nur die östreichischen Truppen sondern auch die würtembergische Politik wider sich. Sollten sie ihre Haut zu Markte tragen, während der Herzog Eberhard froh gewesen wäre, sie loszuwerden, und Oxenstierna kein Interesse mehr haben konnte, ein paar isolirte und auf die Dauer doch nicht haltbare Punkte in dem von ihm abgefallenen Lande zu behaupten? Nur Bernhard von Weimar hatte seinen Befehl noch nicht zurückgenommen. Er war jezt in der Ferne. Aber Holzmüller blieb darauf: die Festung müsse gehalten werden.

Im Mai gieng auf Hohenurach auch das Pferdefleisch zu Ende. Ein geheimer Bote wurde auf Falkenberg's Betrieb nach Straßburg an Eberhard gesandt, ihm die Noth

der Besatzung darzustellen, und ihn zu bitten, daß er den Herzog Bernhard von Weimar davon benachrichtige und zu weiteren Verhaltungsmaßregeln veranlasse. Aber Eberhard wollte mit den Schweden nicht völlig brechen, bis er seines Einschlusses in den Pirnaischen Frieden gewiß wäre. Er schickte daher den Boten auf den Hohenneuffen mit dem gemessenen Befehl an Schnurmb, daß dieser die Festung Hohenurach mit Getraide zu versehen habe.

Das geschah, und zwar ohne daß die Kaiserlichen es hinderten. Aber von Mehl allein konnte die Besatzung auf Hohenurach nicht leben. Mit jeder Woche wurde die Stimmung der Soldaten schwieriger. Der Fleischkost beraubt und auf dürftige Wassersuppen mit Brod oder eingebranntem Mehl angewiesen, magerten die Leute ab, und schwankten wie Schatten umher. So kam das Ende des Juni 1635 heran.

Einer der Offiziere machte dem blinden Oberst ernste Vorstellungen, die Festung zu übergeben und dafür einen ehrenvollen Abzug sich auszubedingen. „Ich habe gewisse Kunde," sprach er, „daß der Friede zu Pirna am Pfingstmondtag den 18. Mai wirklich abgeschlossen ist. Zwar hat die Treulosigkeit Chursachsens bewirkt, daß das herzogliche Haus von der Amnestie ausgenommen und auf die kaiserliche Milde verwiesen ist. Den Unterthanen aber ist das Exercitium religionis nach der Augsburgischen Confession überall da, wo solches den 12. November 1627 stattgefunden, sowie der Bestand der evangelischen Landesuniversität Tübingen zugesichert. Das Amt Heidenheim soll an Baiern fallen, Weinsberg und Neustatt dem Grafen Trautmannsdorf, Balingen Tuttlingen Ebingen und Rosenfeld dem Grafen Schlick, Meckmühl dem Bischof von Wien gegeben werden. Der Herzog Eberhard ist vor der Hand für seinen Unterhalt auf die Steuern etlicher Aemter angewiesen, und kann nicht eher in den Besitz und in die Regierung seines Landes eintreten, als bis der Kaiser durch einen Gnadenakt ihm solches wird gestattet haben. Aber nur um so mehr ist für uns schwedische Truppen jeder Grund zu einem längeren Verweilen in diesen Festungen hinweg-

gefallen. Der Herzog hat im voraus erklärt, dem Friedensschlusse sich fügen zu wollen, und hat auch bereits an Chursachsen, Dänemark und Brandenburg Gesandtschaften abgeschickt mit der Bitte, sich beim Kaiser für ihn um einen milden Spruch und Wiedereinsetzung in sein Land zu verwenden. Was hat nun unser Bleiben dahier noch für einen Sinn?"

Gerade jezt war es Falkenberg, der gegen diese Ansicht und mit Holzmüller stimmte. „Eben weil der Herzog," sprach er, „ganz auf die Milde, d. h. auf die Willkür des Kaisers angewiesen ist, so thut es Noth, ihm diese Festungen als Faustpfänder zu erhalten. Hat der Kaiser erst einmal das ganze Land inne, so wird er weniger von Milde und Gnade hören wollen, als wann wir ihm noch einigermaßen den Daumen auf's Auge drücken. Ist daher meine Meinung, daß wir als treue Schweden fest aushalten und einigen Mangel und Noth ertragen sollen, wie schon oftmals solche von Belagerten ertragen worden."

Aber seltsamerweise brachte dieses Wort bei Holzmüller gerade das Gegentheil von dem Eindruck hervor, welchen Falkenberg beabsichtigt hatte. „Was?" schrie der alte Mann zornig, „um des Würtembergers willen sollen wir Noth und Elend ertragen und uns schinden und placken? Um dieses Eberhard willen, der treulos uns die Freundschaft gekündigt hat, und beim Kaiser schweifwedelt? Fällt mir nicht ein! Auf Herzog Bernhard's Befehl würde ich mich unter den Trümmern Hohenurach's begraben haben. Aber der Herzog Bernhard ist fern, und kann mir Befehle weder ertheilen noch sie zurücknehmen. Steht es aber so, daß ich um des Würtembergers willen die Festung halten soll, — neina! solch ein Esel bin ich nicht! da übergeb' ich sie noch heute!"

Augenblicklich gab er Befehl, eine Botschaft an den Oberst Soyes abzufertigen, worin er unter der Bedingung eines freien und ehrenvollen Abzugs sich zur Uebergabe der Festung erbot.

Unter der Besatzung herrschte lauter Jubel. Aber der Jubel kam zu früh. Der Bote kehrte zurück mit einem

Briefe, worin Oberst Soyes erklärte: auf ehrenvollen Abzug werde er sich nun und nimmermehr einlassen: die Besatzung müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben; er wisse recht wohl, wie es droben mit den Freuden der Tafel bestellet sei, und daß man sich an leichtverdauliche Speisen gewöhnt habe. Da werde er die Besatzung schon zwingen.

Diese trotzige Antwort reizte Holzmüller's Zorn. „Die ganze Stadt schieße ich in Trümmer," rief er aus; „dann sollen sie sehen, wie sie sich drunten halten wollen." Es war ihm Ernst, und nur mit größter Mühe gelang es dem vereinten Zureden der Offiziere, ihn von einem so tollen und gräßlichen Gedanken abzubringen. Falkenberg schlug vor, einen Boten nach dem Neuffen zu schicken, und Schnurmb zu ersuchen, daß er durch Drohungen den kaiserlichen Oberst mürbe mache. Allein einige Tage lang versuchte der Bote vergeblich sich durch die im Thal ausgestellten öſtreichischen Wachen durchzuschleichen. Als es ihm endlich gelang, den Neuffen zu erreichen, wollte Schnurmb von einer Uebergabe überhaupt nichts hören. Er hatte vollauf, und ahnte damals noch nicht, daß im Herbst die gleiche Noth ihn treffen, und seine Besatzung auch ihn zur Uebergabe zwingen werde.

Wieder und wieder kam Holzmüller auf seinen Gedanken zurück, die Stadt in Brand zu schießen. „Was liegt mir an dem Würtemberger Pack?" antwortete er, wenn Johannes ihm die beweglichsten Gegenvorstellungen machte. Johannes hatte zwar nicht den mindesten Zweifel, daß Rosa mit ihrem Vater längst nach Tübingen geflüchtet sei; aber wie viele arme unschuldige Menschen lebten in der Stadt! Auch an den Burgermeister, an dessen Frau und an Hedwig dachte er; sie hatten sich häßlich gegen Rosa und gegen ihn benommen; nur um so minder wollte er eine Mitschuld auf sich laden, daß solches Unglück über sie käme. Aber siedheiß wurde es ihm bei dem Gedanken, daß in Folge des Friedens und der Gewährung des evangelischen Religionsexercitiums der Pfarrer mit Rosa gar leicht nach Urach zurückgekehrt sein könnte.

Aber Johannes allein vermochte nicht viel. Nur die

ernste Drohung der sämmtlichen Offiziere, den Gehorsam zu kündigen, hielt den Oberstlieutenant von der Ausführung seines Planes noch zurück, und mit Aengstlichkeit wachten sie, daß von dem schrecklichen Gedanken nichts unter die gemeinen Soldaten transspirire, die denselben nur zu bereitwillig würden ergriffen und zur Ausführung desselben würden gedrängt haben.

Indessen wuchs die Hungersnoth mit jedem Tage. Die Besatzung wurde immer schwieriger. „Wollt ihr euch also auf Gnade und Ungnade ergeben?“ fragte sie Falkenberg, „und über die Klinge springen?“ Eine Zeit lang halfen diese Vorstellungen. Als die Mitte des Juli heran kam, machte auch dies keinen Eindruck mehr. „Lieber über die Klinge springen, als den qualvollen Hungertod sterben!“ antworteten sie.

Donnerstag den 23. Juli kam es zu einem förmlichen Aufstand im Hofe der Festung. Der alte blinde Oberstlieutenant tappte an's Fenster, und hörte wie die Soldaten laut forderten, daß man die Festung übergebe, und wenn sie zehnmal alle des Todes wären. „Ihr sollt nicht des Todes sein,“ rief der alte Herr, „sondern die Hunde, die Kroaten. Ladet eure Kanonen, und schießt die Stadt in Brand!“

Ein wilder gräßlicher Jubel brach unter den Soldaten los. Die Offiziere wagten keinen ferneren Widerstand. Nur Johannes behielt den Kopf oben. „Herr Oberst!“ rief er gegen das Fenster hinauf, „ich bitte euch um die Gnade, daß ich die zwei ersten Schüsse thun darf.“ „Das mög't ihr,“ rief der Kommandant.

Die ganze Truppe zog auf den Wall hinaus. Die Glocken drunten in der Stadt schlugen Ein Uhr. Das war die Zeit, wo Soyes mit seinen Offizieren bei der Mittagstafel saß. Er hatte sich im alten Schlosse Eberhards des Rauschebarts — gleich neben der Kirche — einquartirt. In dem großen Rittersaale war die Tafel gedeckt. Die Wand desselben war mit angemalten Palmen geziert, unter deren jeder der Wahlspruch des alten Rauschebart: Attempto, zu lesen war; neben dem Ofen stand von Holz geschnizt das getreue Conterfei eines riesengroßen, fünf Fuß hohen Ebers,

den der Rauschebart einst auf der Jagd getödtet hatte. In diesem Saale saß der kaiserliche Oberst an einer prächtigen Marmortafel, die mit feinem Damast gedeckt und mit Silbergeschirr aller Art reich versehen war. Da der Julihitze halber ein Fenster offen stand, so konnte man von Hohenurach aus ganz deutlich die silbernen Humpen blinken sehen.

„Kameraden!“ rief Falkenberg, „der Befehl, den wir empfangen haben, ist ein fürchterlicher; eine fromme evangelische Stadt mit Tausenden unschuldiger Einwohner, mit Greisen, Müttern und Kindern, sollen wir in den Grund schießen. Wir wollen gehorchen, und ich habe die beiden ersten Schüsse. Aber versprecht es mir, daß wenn mein erster Schuß dahin trifft, wohin ich ziele, ihr mir erlauben wollt, mit meinem zweiten Schusse so lang zu warten, bis wir Kunde haben, ob nicht schon der erste uns freien, ehrenvollen Abzug verschafft. In längstens einer Stunde können wir diese Kunde bekommen. Der feindliche Oberst hat uns gehöhnt, daß wir hier oben lauter so leicht verdauliche Speisen zu essen haben; wohlan! so Gott der Herr mir hilft, will ich ihm eine desto schwerer verdauliche auf seine Tafel schaffen!“

„Brav! brav!“ riefen die Offiziere, „wir versprechen es dir mit unserem Ehrenwort!“ Der neue, kecke Gedanke hatte auch für die Gemeinen etwas reizendes und begeisterndes, so daß sie keine Einwendungen machten. „Ihr seid’s zufrieden?“ rief Falkenberg. „Ja! Ja!“ riefen alle. „Nun wohlan!“ sagte der Fähndrich, „so laßt uns an’s Werk gehen!“

Er hatte sich in den zwei Jahren, die er hier zugebracht, eine große Uebung und Geschicklichkeit in der Bedienung der Geschütze erworben. Die Entfernung der Stadt und ihres Schlosses von der Festung kannte er genau aus sorgfältigen Vermessungen, die er früher angestellt. Mit kaltblütiger Ruhe suchte er sich unter den Kanonen diejenige aus, welche er als die am genauesten treffende erprobt hatte. Er wog mit Sorgfalt vom besten Pulver, das da war, die nöthige Menge bis auf Lothe und Quentchen, wählte mit umständlicher Peinlichkeit unter den Kugeln eine völlig fehler-

freie, lud das Geschütz mit eigener Hand, und richtete es mit dem Winkelhaken. „Nun in Gottes Namen die Lunte her!“ rief er. Ein Soldat reichte sie ihm; er brachte sie an's Zündloch. Badauz! gieng der Schuß los; Pulverqualm hüllte die Gruppe ein, aber zwei Sekunden später, als der Wind denselben rasch verweht hatte, sah man aus dem mittelsten der Fensterstöcke des Rittersaals die Scheiben niederrasseln. Die Kugel hatte ihr Ziel gefunden und den Küchenzettel des Herrn von Soyes um ein äußerst unerwartetes Gericht vermehrt.

Frohgemuth hatte der kaiserliche Oberst so eben eine neue Flasche französischen Rothweines entstöpselt; vor ihm stand ein duftender wilder Schweinskopf, mit Citronenscheiben belegt, nach welchem bereits von allen Seiten die lüsternen Blicke der Offiziere sich richteten. „Ja, ja, ihr Herren,“ sagte er, „wir haben es hier gut, und leben herrlich und in Freuden, derweilen die dort oben an ihren eigenen Knochen nagen. Bin fürwahr begierig, wie lange sie's noch aushalten. Sehr lang kann's nicht mehr währen, so wird das verdammte Felsennest auch unser sein. Schenkt euch ein, ihr Herren, und trinkt auf ein fröhlich Gelingen!“

„Herr Oberst,“ begann ein Lieutenant, „ehe wir trinken, erlaubt mir die Bemerkung, daß ich dort oben auf der Mauerzinne eine Menge Köpfe wahrzunehmen glaube. Es ist, als hätte sich die ganze Besatzung dort versammelt. Was haben die vor?“

„Pah, was werden sie vor haben?“ rief Soyes; „der Hunger treibt sie aus ihren Löchern; sie haben unsern Schweinskopf gerochen, und wollen zusehen, wie er uns — —“

Tschsch! zischte es durch die Luft daher, und Krach! und Klirr! kam's durch's Fenster, und dicht vor dem Oberst schlug eine sechspfündige eiserne Kanonenkugel auf die marmorne Tischplatte auf, und rikoschettirte von da an des Obersten Schädel vorbei in die Mitte des Saales, wo sie auf dem Steinpflaster noch einige Sprünge machte, und dann vor den Füßen des großen Ebers liegen blieb. Die Marmorplatte des Tisches war durch und durch gesprungen; ein Marmorsplitter flog dem Lieutenant an's Kinn, und schlug

es ihm blutig; die Humpen fielen um; die silbernen Becher klirrten aneinander; der wilde Schweinskopf legte sich auf die Seite, und goß dem Major die Brühe über die gallonirten Beinkleider; der Oberst saß da mit offenem Munde und aufgerissenen Augen, und war vor Schrecken bleich. Einen Augenblick darauf sprang die ganze Tischgesellschaft von ihren Sitzen, und begab sich instinktmäßig in den hintersten Winkel des Saales, welcher den Kugeln der Festung nicht so sehr ausgesezt war. Der Oberst befahl, die Tafel dorthin zu tragen. Man nahm wieder Platz, aber der Appetit der Herren hatte bedenklich abgenommen.

Es war keine halbe Stunde vergangen, als ein schwedischer Feldwebel mit einer weißen Parlamentärfahne Einlaß begehrte. Der Oberst ließ ihn vor. „Der Kommandant von Hohenurach schickt mich, und da er euch den Beweis geliefert zu haben hofft, daß wir nicht bloß leicht verdauliche, sondern auch recht schwer verdauliche Speisen oben haben, so wiederholt er sein Anerbieten, euch gegen Zusicherung freien und ehrenvollen Abzugs die Festung zu übergeben, widrigenfalls er binnen einer halben Stunde anfangen wird, die ganze Stadt in Grund und Boden zu schießen."

Der Oberst hieß den Feldwebel einen Augenblick abtreten, und sprach zu seinen Offizieren: „Was ist da zu machen? Wir dürfen die Kerle nicht zur Verzweiflung treiben; sonst sind sie im Stande, mit ihrer Drohung Ernst zu machen. Und wie könnte ich das verantworten, eine Stadt, die jezt in des Kaisers Besitz ist, in Grund schießen zu lassen, da doch solches so leicht vermieden werden kann. Denke also, wir werden den verrückten Köchen da droben den begehrten Abzug bewilligen."

Alle stimmten bei, und nach wenigen Minuten war der Feldwebel auf dem Rückweg zur Festung, mit dem Bescheid, daß morgen, den 24. Juli, die ganze Besatzung freien und ehrenvollen Abzug nach Ulm erhalten solle. Die Offiziere sollten ihre Pferde und Pistolen, die Gemeinen ihre Gewehre behalten; ein Trupp Kaiserlicher werde sie nach Ulm eskortiren.

Der Jubel, den diese Nachricht hervorrief, war ungeheuer.

Nur der Kommandant brummte, daß Falkenberg ihm seinen schönen Plan vereitelt habe. „Nein," rief Johannes; „nur euch und eurem Plan haben wir den freien Abzug zu danken. Meine Kugel hat nichts gesollt, als eurer Drohung noch einigen Nachdruck zu geben." So gab sich Holzmüller am Ende auch zufrieden.

Jezt erschienen ein paar Kroaten mit einem schwerbeladenen Karren vor der Zugbrücke, und begehrten Einlaß mit dem Bemerken, daß der Obrist zum Dank für das Gericht, so man ihm so freigebig auf seine Tafel serviret, auch etliche Gerichte aus seiner Küche der Besatzung verehren wolle. Die Köpfe mehrerer wohlgemästeter Kälber und Hämmel, die unter der Strohdecke des Karrens herabhiengen, wirkten mit wunderbarer Hebelkraft, so daß die Zugbrücke so schnell herabrasselte, wie noch nie. Der Jubel ward nun erst recht groß. Für die Offiziere war ein Rehbock im Karren und einige Flaschen Burgunder, für die Mannschaft ein Fäßchen vom besten Reutlinger. Nun ward geschmort und gebraten, was das Zeug hielt.

Aber unter all den Glücklichen war Johannes der Glücklichste. Nicht, weil ihn Alle mit Dank und Lobsprüchen überhäuften, sondern weil er jezt endlich, endlich sich am Ziele seiner heißesten Wünsche sah. Daß der Pfarrer seit dem Friedensschluß auf seine Pfarrei nach Urach zurückgekehrt sei, konnte, je länger er sich's überlegte, gar keinem Zweifel unterliegen. Morgen, morgen sollte er Rosa wiedersehen, sollte mit ihr vereint bleiben für immer. Denn für seine Zukunft hatte er sich seinen Plan gemacht.

In der Dämmerung, ehe die schwedischen Offiziere zu dem fröhlichen Mahle sich sammelten, das die Gutherzigkeit des kaiserlichen Obersten ihnen bereitet hatte, begab sich Johannes zu Holzmüller. „Erlaubt mir ein Wort unter vier Augen," sprach er; „ich habe eine Bitte an euch." — „Ihr begehrt euern Sold?" sprach der blinde alte Herr, „und gewiß, der soll und muß euch werden; aber Geduld müßt ihr haben, bis ich wieder mit unsrer Armee in Berührung bin. Es ist schrecklich, daß meine Offiziere nun seit einem vollen Jahre keinen Kreuzer Sold und meine Soldaten kei-

nen Heller Löhnung empfangen haben; aber woher soll ich es nehmen? Ihr wißt es ja, ich habe selbst keinen Kreuzer Geld."

„Ich habe nicht von ferne daran gedacht, euch an den rückständigen Sold zu mahnen," erwiderte der Fähndrich, sobald er zu Worte kam.

„Ei freilich, ich weiß," fiel ihm Holzmüller in die Rede, „euer Anliegen ist ein anderes. Freilich, freilich; ihr wollt endlich das Lieutenantspatent, das ihr schon vor zwei Jahren am Kniebis verdient hattet. Aber verlaßt euch auf mich, es soll, es muß euch werden. Ich werde eure Verdienste an's Licht stellen, ich werde geltend machen, daß euch und eurem geschickten Schuß die ganze Besatzung den freien, ehrenvollen Abzug und somit ihr Leben, und die Stadt ihre Erhaltung verdankt; dringen werde ich darauf — —"

„Herr Oberstlieutenant," unterbrach ihn Johannes, „meine Wünsche versteigen sich nicht so hoch. Ich verlange kein Lieutenantspatent; ich bitte nur um meinen Abschied."

„Ab—schied —?" fragte der alte Herr im gedehnten Tone des alleräußersten Staunens. „Euern Abschied? — Aber um des Himmels willen, wer hat euch denn beleidigt? wer ist euch denn zu nahe getreten? Ich will euch Recht schaffen, Fähndrich! ich will —"

„Niemand hat mich beleidigt oder gekränkt. Herr Oberstlieutenant, hört mich an. Ich hatte mich in meiner Jugend einem andern, einem friedlichen Stande bestimmt. Die eigene Noth, in die ich in Folge des niedersächsischen Krieges gerathen war, sowie die Begeisterung für den verewigten Heldenkönig bewogen mich damals, freiwillig seinen Fahnen zu folgen. Ich habe mich ausdrücklich nur für zwei Jahre anheischig gemacht und verpflichtet. Jezt sind fünf Jahre daraus geworden. Der Krieg ist seither ein anderer, unsre Armee ist eine andere geworden. Die Gottesfurcht und Mannszucht ist dahin, und an den Raubzügen, wie sie auch bei den Schweden in den lezten Jahren Brauch geworden, habe ich kein Gefallen. Ueber das alles ist nun zwischen dem Kaiser und den vornehmsten Reichsständen Friede geschlossen. Ich sehe keine Pflicht, die mich nöthigen könnte,

noch länger beim Soldatenstande zu bleiben. Ich sehne mich darnach, mir meinen eigenen Heerd zu gründen. Zudem ist es wahr, daß die schwedischen Oberbefehlshaber mir mancherlei, ich ihnen aber gar nichts, nicht einmal das, was ich fordern durfte, zu danken habe. Auch ihr, Herr Oberstlieutenant, werdet euch nun zur wohlverdienten Ruhe setzen, da ihr bei dem schweren Leiden, das Gott über euch verhängt hat, ja doch nicht mehr in's Feld rücken könnt. Wen habe ich dann noch, wenn ich euch nicht mehr habe? Wo finde ich einen Gönner, eine Stütze, einen Freund? Ich danke euch für all eure mir stets bewiesene Güte, und wünsche euch und keinem Andern auch noch diese lezte, größte Wohlthat zu verdanken."

„Blind! Blind!" rief in schmerzlichem Tone der alte Mann. „Ach, ihr habt Recht; ich muß jezt auch unter das alte Eisen. Habe das noch gar nicht recht bedacht. Und ihr fordert also euern Abschied? Ich kann ihn euch nicht verweigern. Sezt euch, und bringt ihn selbst zu Papier, und dann reicht ihr mir ihn zur Unterschrift her. Meinen Namenszug kann ich auswendig; dazu bedarf ich keiner Augen."

Johannes schrieb, und der alte Herr sezte seinen Namen darunter, wobei ihm aus dem erblindeten Auge eine Thräne auf's Papier rollte.

„Und nun noch eine Bitte, Herr Oberstlieutenant!" sprach Falkenberg. „Sagt den Offizieren heute noch nichts davon, daß ich meinen Abschied habe. Ich will die Freude des heutigen Abends mir und ihnen nicht durch den Gedanken der Trennung trüben. Morgen ist's dazu noch immer Zeit."

Holzmüller versprach es, und schon meldete die Ordonnanz, daß das Abendessen bereit sei. Johannes führte den Kommandanten in den Speisesaal. Fröhlicher Jubel herrschte bei dem Mahle, wo man seit Monaten zum erstenmal sich wieder satt essen konnte. Heitre Trinksprüche wurden ausgebracht auf den Frieden, auf den Kommandanten Holzmüller und auf den kaiserlichen Obrist von Soyes, der den Rehbock gespendet, aber nicht minder auf den fürtrefflichen

Koch, dessen unverdauliches Gericht die Sendung so trefflicher Gerichte zur Folge gehabt.

Johannes war sehr fröhlich; sein Auge glänzte vor innerer Seligkeit, und der wehmüthige Gedanke an die bevorstehende Trennung von seinen bisherigen Kriegskameraden wurde völlig in den Hintergrund gedrängt durch den hoffnungsreichen Gedanken an Rosa's Wiedersehen.

Diese Hoffnung ließ ihn in dieser Nacht kaum schlafen. Den Psalter, welchen Rosa ihm geschenkt, drückte er an sein Herz, und wiederholte mehrmals die Worte: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eile mit Weile!

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und finde es nicht mehr.
Claudius.

Die Sonne des 24. Juli gieng auf. Fanfaren tönten aus dem Thal. Die kaiserlichen Truppen rückten aus, die Besatzung zu empfangen. Noch in der Nacht hatte Holzmüller einige Pferde von dem Bauernhofe Güterstein requirirt, damit die Offiziere nicht zu Fuße zu gehen gezwungen wären, sondern mit Anstand abziehen könnten. Da er selbst erblindet war, so eröffnete sein Bruder den Zug; er folgte, von einem der Lieutenants und von Johannes geleitet. Am Fuße des Berges empfieng der Obrist von Soyes an der Spitze seines Offizierkorps die Schweden. Er wiederholte noch einmal die Zusage freien, ehrenvollen Abzugs nach Ulm; der Lieutenant Holzmüller übergab im Namen seines Bruders die Schlüssel der Festung. Als Soyes hörte, daß der Kom-

mandant seit Monaten blind sei, staunte er und rief: „Nun, wenn ein blinder Kommandant so standhaft eine Festung behauptet, was haben wir dann erst von den Sehenden zu gewärtigen?" Dem alten Holzmüller floß diese Anerkennung wie Honig in den Hals hinunter. „Nun möchte ich aber doch auch," fuhr Soyes fort, „den geschickten Kanonier kennen lernen, der mir gestern die Kugel vor meinen Teller geworfen. Er soll sich eine besondere Gnade ausbitten." — „Der Kanonier bin ich," sagte der Fähndrich, „und die Gnade, um die ich euch ersuche, ist die, daß ihr mir ein paar Worte mit euch allein vergönnet." — „Aber ohne Kugeln, wenn ich bitten darf," sagte Soyes lachend, und ritt mit Johannes einen Schritt bei Seite. — „Ich habe gestern in der Stille meinen Abschied genommen," sagte der Fähndrich, „aus besonderen Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde. Meine Kriegskameraden wissen nichts davon. Vergönnt mir nun, um Aufsehen und Aufenthalt zu vermeiden, daß ich in der Stille mich von den Andern trenne und in die Stadt hinein reite, als hätte ich da noch ein Geschäft zu besorgen." Er zeigte ihm den ausgefertigten Abschied vor, und der kaiserliche Obrist rief laut: „Fähndrich Falkenberg hat die Erlaubnis, in die Stadt zu reiten, um dort vor dem Abzug nach Ulm ein Geschäfte in's Reine zu bringen." Johannes drückte dem alten Holzmüller still die Hand, und ritt allein, an den Reihen der Kroaten vorbei, in die Stadt voraus.

Er bog in eine Seitengasse, und stieg in einem Gasthof ab. Er bestellte einen Händler; er verhandelte seinen Degen für einen bürgerlichen Rock, und war so glücklich, ein anständiges Kleidungsstück zu finden, das ihm passte. Ebenso wurde der Federhut gegen einen gewöhnlichen Hut umgetauscht. Nur seine Pistolen behielt er. Die von Holzmüller ihm ausgestellte Anweisung auf seinen rückständigen Sold cedirte er an den Händler mit 50 Procent Verlust, hatte aber dafür den Vortheil, eine Summe baaren Geldes in die Tasche zu bekommen.

Während dieser Geschäfte war die schwedische Besatzung, von einer Kompagnie Kroaten eskortirt, durch die Stadt und

zum Thore hinaus auf die Landstraße nach Ulm gezogen. Es war wieder ruhig in den Gassen des Städtchens. Nun machte sich Johannes in seiner Civilkleidung auf den Weg nach dem Amandushofe. Sein Herz pochte ihm laut. „Was wird Rosa sagen, wenn sie in dieser Kleidung mich sieht? wenn sie vernimmt, daß ich meinen Abschied habe? wenn sie das Wort hört: Rosa, nun bin ich dein!"

Im Amandushofe herrschte Todtenstille. Die Schule war seit der Ankunft der Kroaten wieder geschlossen; nur der eine der Lehrer war zurückgeblieben, um an der Stelle des entflohenen Pfarrers den Gottesdienst zu halten. Johannes blickte nach den Fenstern empor; dort sah er den Epheustock stehen, den er Rosa geschenkt; er stieg die wohlbekannte Treppe hinauf, und pochte. Niemand antwortete, niemand öffnete. Er pochte lauter, zwei — drei Male. Endlich ertönte die ihm wohlbekannte Stimme der alten Katharine: „Wer ist da?" — „Ein alter Freund," antwortete er. Er wollte sich nicht nennen, um Rosa zu überraschen; aber der eigenthümliche Wohlklang seiner Stimme verrieth ihn. „Der Herr Fähndrich!" rief Katharina, und riß die Thür auf. „Jezt nicht mehr Fähndrich, wie sie sieht," sagte Johannes. „Aber mache sie kein Geschrei; ich möchte die Jungfer Rosa überraschen." „Die Jungfer Rosa? Ach du lieber Gott!" rief Katharina, „die ist ja nicht hier." „Ist denn der Herr Pfarrer noch nicht von Tübingen zurückgekehrt?" — „Von Tübingen? In Tübingen also ist er? Ihr habt Nachricht von ihm?" — „Ich habe keine Nachricht mehr von ihm gehabt seit der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen. Aber ich habe ihm ja wenige Tage nachher geschrieben, er möchte mit seiner Tochter sich doch ja sogleich nach Tübingen begeben." — „Geschrieben habt ihr das? Aber wir haben keinen solchen Brief bekommen. Jedesmal, wenn ein Briefchen von euch kam, war Jubel im Hause, und alle eure Briefe hat mir der Herr Pfarrer immer gleich auf der Stelle vorgelesen. Die Frau Hedwig — ja — die ist nach Tübingen, kurz ehe die Kroaten gekommen sind; sie hat damals auch ihren Kleinen geschickt, und fragen lassen, ob der Herr Pfarrer nicht auch dorthin wolle. Aber dem Herrn Pfarrer

ist das sonderbar vorgekommen, und er hat ihr nicht getraut, und hat jenen Abend wohl zehnmal gesagt: wenn wir doch nur den Herrn Fähndrich um Rath fragen könnten!"

„So hat der Unglücksmensch meinen Brief doch in des Burgermeisters Hause abgegeben," rief Johannes, „und die gottlosen Leute haben ihn euch vorenthalten! Aber um des Himmels willen, sagt mir, was ist denn nun aus meiner Rosa und ihrem Vater geworden?"

„Sie waren hier bis an dem Tag, wo die Kroaten kamen. Ich habe ihnen die Nachricht gebracht: die Kroaten sind in der Nähe, und bin vor Schrecken wie todt hingesunken und sie haben mich auch für todt gehalten, und sind sogleich hinaus und fort. Ich war aber nicht todt, sondern habe alles gehört, was um mich vorgieng; nur rühren konnt' ich mich nicht. Und so habe ich zwei Tage und zwei Nächte dagelegen und kein Glied bewegen können. Wie ich wieder zu mir kam, so waren der Herr Pfarrer und die Jungfer Rosa wirklich weg, und das Bündel, das sie gepackt für den Fall sie einmal schnell fliehen müßten, war auch weg, und der Schlüssel, der durch den Weitlingsgarten und den Graben aus der Stadt führt, auch. Und so muß ich denn wohl annehmen, sie sind geflohen, und will's Gott glücklich entkommen. Gehört und gesehen hat seitdem kein Mensch etwas von ihnen."

„Allmächtiger Gott!" stammelte Johannes, und hielt sich am Fenstersims; denn ihm schwindelte.

„Wohin können sie denn aber geflohen sein?" fragte er nach einem Augenblick des Nachdenkens.

„Die Kroaten sind zuerst von der Elsach und dann auch von der Erms her gekommen, und haben den obern Theil der Stadt besezt gehalten. Am untern Thor haben keine gestanden, weil sie dort vor den schwedischen Kanonen nicht sicher waren. Dort hinaus, nach Metzingen und in's Unterland wird der Herr Pfarrer also wohl sich gewendet haben."

„Gut. Dorthin werde auch ich mich wenden, und seine Spur zu finden suchen. Lebt wohl, alte treue Katharina!"

Er eilte davon, bestieg sein Pferd, und ritt in raschem Trab das Thal hinaus. „Wann — wo werde ich sie fin-

den?“ sprach er zu sich selbst, und ihm ward bange. Der Plan, den er sich für die Zukunft entworfen, war gekreuzt. Etwa zehn Dukaten hatte er in der Tasche; damit hatte er ein paar Wochen anständig leben zu können gehofft, bis er eine passende Anstellung gefunden haben würde; aber wenn er nun, statt nach einer solchen zu suchen, vielmehr im Lande umherreisen mußte, um Rosa's Spur aufzufinden — vielleicht Monate lang reisen mußte, bis er sie gefunden, so wurde diese kleine Summe aufgezehrt, und das Gespenst der Armuth grinste ihm entgegen. Doch gab er den Muth nicht auf, und warf sein Vertrauen auf Gott nicht hinweg.

Er zog in jedem Dorfe, das er berührte, Erkundigungen ein, aber vergebens. Am ehesten noch hätte man in der Nähe von Urach, in Dettingen und Neuhausen, wo man den Pfarrer persönlich kannte, etwas von ihm wissen müssen, wenn er auf seiner Flucht diese Orte berührt hätte. Aber niemand konnte sich erinnern, ihn gesehen zu haben. Nur in Metzingen behauptete der Wirth, daß an dem Tage, als die Stadt Urach sich ergab, unter den vielen Flüchtlingen auch ein ältlicher Mann mit seiner Tochter bei ihm eingekehrt und dann in der Richtung nach Weilheim zu weiter gewandert sei. Der Tag traf nicht zu, da der Pfarrer nach Katharinens Aussage nicht erst in der Nacht vor dem 2. November (am Samstag Abend), sondern schon Freitag den 31. Oktober die Stadt verlassen hatte. Aber konnte er sich denn nicht diese vierundzwanzig Stunden in der Nähe in irgend einem Schlupfwinkel verborgen gehalten haben, um erst abzuwarten, ob der Feind nicht verjagt würde, und erst nach der wirklich erfolgten Einnahme der Stadt seinen Weg über Metzingen nach Weilheim fortgesezt haben? In der That erinnerte sich Johannes, daß der Pfarrer gelegentlich einmal seines Amtsbruders in Weilheim als eines alten Universitätsfreundes Erwähnung gethan hatte. Auch passte die Beschreibung, die der Metzinger Wirth von jenem Mädchen machte, das den alten Mann begleitet habe, ganz auf Rosa; eine mittelgroße Gestalt, ein schlanker Wuchs, blühende rothe Wangen, helle blaue Augen, ein blondes Haar, eine sanfte weiche Stimme; es sei mit Einem Wort „ein

anmuthig Weibsbild" gewesen; ja der Wirth wollte sich sogar erinnern, daß der alte Mann sie Rosa gerufen habe. Es blieb kein Zweifel! Johannes ritt also geraden Weges über Owen und Bissingen nach Weilheim. Beim Wirth neben der Kirche stellte er sein Pferd ein, und nahm sich kaum Zeit, mit einem Bissen Brodes und einem Trunk Weines sich zu erquicken. Er eilte in's Pfarrhaus; er meinte, Rosa müsse ihm unter der Thür entgegentreten. Aber keine Rosa war zu sehen. Der Pfarrer lag krank zu Bette, und die Pfarrfrau versicherte ihm, daß sie von dem Uracher Pfarrer seit zwei Jahren nicht das geringste gehört, geschweige denn gesehen hätten.

Schweren Herzens kehrte Johannes in das Wirthshaus zurück. Mittag war längst vorüber, und er empfand Hunger. Er bestellte sich ein einfaches Essen; während dies bereitet wurde, hielt ein Wagen vor dem Hause, und bald nachher trat ein Mann in der bescheidenen Tracht eines Krämers, doch mit einem starken Bart im Gesicht, herein, und sezte sich an einen andern Tisch. Der Wirth, ein ältlicher Mann von recht achtbarem Aussehen, begrüßte ihn sogleich als alten Bekannten, und sezte sich zu ihm. Johannes gab auf das Geplauder der beiden Männer anfangs nicht viel Acht; er saß, das Haupt in die Hand gestüzt, in seine eigenen Sorgen vertieft, und blickte zu Boden.

„Nun, Meister Frech," fragte der Krämer den Wirth, „und wie ist es denn euch ergangen die Zeit her, daß wir uns nicht mehr haben gesehen?" „Gott sei Dank, alle Weile gut," erwiderte jener, „so gut es einem in solcher Zeit eben gehen kann. Beinahe wäre mir's freilich schlecht gegangen. Denkt euch nur, am selbigen Tag, wo ihr das leztemal bei mir waret — es war im vorigen Herbst, Ende Oktober —"

„Ja wohl, den 30sten," fiel ihm der Krämer in's Wort; „ich habe mir das Datum geschrieben in mein Gedächtnis, und die Spizbuben haben mir es geschrieben auf meine Schulter."

„Spizbuben? Seid ihr angefallen worden?"

„Freilich, im Lenninger Thal. Aber meine Doppelpisto-

len und meine Freunde, die Kroaten, haben mir durchgeholfen. Aber ich hab' euch unterbrochen. Was ist denn mit euch gewesen? Ist euch auch etwas passirt an dem vermaledeiten Tage?"

„Eben als ihr fort gewesen," sagte der Wirth, „schirre ich meinen Wagen, und fahre mit meiner Rösel nach Urach, wo ich Geschäfte gehabt. Im Ochsen sind wir über Nacht, und den andern Tag besorg' ich ruhig mein Geschäft, verkaufe meinen Most dem Mosberger, der mir zehn Gulden für den Eimer gibt, und sitze dann mit der Rösel im Ochsen bei einem Schoppen — es waren grad auch Betzingerinnen da in ihren rothen Miedern mit grünem Obersaum und rosa Untersaum, und ihren goldbortirten schwarzblauen Röcken und schwarzen Zopfbändern, und meine Rösel bindet mit ihnen an, und fragt, wo die schönen breiten Bänder zu bekommen seien — da entsteht auf einmal ein Halloh: „die Kroaten kommen!" Ich wie der Wind spanne mein Pferd an, und will fort, und die Betzingerinnen erheben ein Mordgeschrei, ich solle sie um Gottes willen mitnehmen. Ich konnt' aber nicht ihrer sechs noch zu uns zweien auf mein Wägelchen laden. Bis ich unter all dem Geschrei und Certiren an's Thor komme, ist das Thor geschlossen und kann niemand mehr hinaus. So müssen wir in der Todesangst aushalten die ganze Nacht unter dem Schießen und Kanoniren; die Betzingerinnen haben geweint und geheult, sie seien ehrbare Bauerntöchter, und wenn die Kroaten kämen, dann wär's aus mit ihnen; und meine Rösel hat geweint, und mir — ihr könnt's euch denken — war's auch nicht einerlei um's Herz, wenn ich an mein Kind dacht'! Und so weinten und beteten wir die ganze Nacht und den ganzen Tag bis gegen Abend; da hieß es: die Stadt geht über, aber das untere Thor ist frei; wer fliehen will, kann fliehen. Kreuzschwerenoth! war das eine Völkerwanderung! Schier erdrückt sind wir worden unter dem Thor. Zwei von den Betzingerinnen hab' ich noch aufgeladen, aber in Metzingen war mein Gaul so müd, daß ich nicht weiter konnt'! Dort bin ich über Nacht gewesen im Storchen, und den andern Morgen glücklich hieher gekommen."

Johannes war mehr und mehr aufmerksam geworden, und hörte der Erzählung mit gespizten Ohren zu. Er wußte nun, wer der ältliche Mann und die Rosa gewesen, von der ihm der Storchenwirth in Metzingen gesagt hatte. Einer falschen Spur war er gefolgt. Trostlos und rathlos saß er in Gedanken versunken, und wußte nicht, wohin er sich nun wenden sollte.

„Nun, da könnt ihr sagen von Glück," sprach der Krämer zum Wirth. „Denn wenn eine saubere ehrsame Dirne dem Kroatenpack in die Hand geräth — nein, was schrecklicheres kann ich mir nicht denken! Da bin ich selbiges Mal gerade dazu gekommen in Seeburg — in Donstetten hatt' ich mich ein paar Tage aufgehalten, um den Streifschuß an meiner Schulter kuriren zu lassen, mit dem die Schnapphähne im Lenninger Thal mich bedacht hatten — wie ich nun in Seeburg bin, liegt eine halbe Kompagnie Kroaten dort. Ich habe lassen tanzen meine Puppen wie immer, und zahle meine Rechnung und will fort. Da redt mich am Brunnen der Joggel, des Hann Adams Tochtermann, an, und schwäzt mit mir, und hält mich auf. Und wie's der Herrgott oft fügt, das war ein Glück. Denn wie ich wieder zu meinem Wagen gehe und will weiter fahren, seh' ich den Pfarrer von Urach —"

Johannes sprang auf, und stand blass und starr wie eine Bildsäule.

„— und seine Tochter, die schöne Rosa, die des Hauptmann Müller seligen Braut gewesen, nun, die seh' ich in das Wirthshaus treten, wo die Balmachomesch, die Kroaten, drinnen sitzen. Ich gleich nach! Die rohen Kerle waren schon aufgesprungen, und wollten auf sie eindringen; ich aber fasse sie gleich bei der Hand als eine gute Bekannte, und lade sie ein nebst ihrem Vater mit mir zu fahren. Die Kroaten haben sich nicht gleich drein ergeben wollen; da hab' ich ihnen noch einmal tanzen lassen meine Puppen, und da haben sie sich gegeben zufrieden, denn sie sind wie kleine Kinder. Den Pfarrer und seine Tochter habe ich gepackt in das geheime Gefach hinten in meinem Wagen, und sie glücklich gebracht bis auf den Hohentwiel. Ich hätte sie mitge-

nommen bis Schaffhausen, aber sie haben lieber wollen bleiben in Hohentwiel."

Johannes war wieder auf seinen Sitz zurückgesunken. Er brach in krampfhaftes Weinen aus. Es war ein Weinen erschütterten Dankes, erschütternder Rührung.

Der Wirth und der Jude Feuchtwanger sprangen herzu und riefen: „Um Gott! was ist euch, Herr?"

„Der Pfarrer von Urach ist mein väterlicher Freund," stammelte Johannes, „der beste Freund, den ich auf Erden habe. O habt Dank, edler Mensch, daß ihr ihn und seine Tochter gerettet habt! O könnt' ich euch diese herrliche That vergelten!"

Er preßte mit beiden Händen die Rechte des Juden.

„Macht mir nicht so viel Wesens," sagte Feuchtwanger. „Hab' ich nicht gethan meine Schuldigkeit? Durch ein unbesonnen Wort hab' ich, ohne es zu wollen, den Hauptmann Müller vor Zeiten einmal gebracht in große Lebensgefahr, und war es wie durch ein Wunder, daß Gott ihn hat gerettet. Hab' ich nicht sollen gut machen, was ich einst gefehlt? Nun, ich hab's gut gemacht, indem ich habe gerettet seine hinterlassene Jungfer Braut, und sie bei Ehren erhalten."

Nun kam Rösel, des Wirthes Tochter herein, und brachte das Essen. Sie war ein hübsches frisches Schwabenmädchen; aber bei dem Gedanken an eine Verwechslung zwischen ihr und der Rose von Urach mußte Johannes doch im stillen lächeln.

Vor Aufregung vermochte er nur wenig zu genießen. Gleich nach dem Essen ließ er sich sein Pferd satteln, und nachdem er den Wirth bezahlt und dem Juden mit nochmaligem warmem Händedruck gedankt, schwang er sich in den Sattel, und ritt in der Richtung nach Neidlingen fort.

„Wo wollen der Herr hin?" rief ihm Feuchtwanger nach.

„Den nächsten Weg über Neidlingen auf die Höhe, und dann gerade nach dem Hohentwiel."

„Ach, das thuet doch nicht!" bat Feuchtwanger; „scheuet doch nicht den kurzen Umweg nach Urach zurück, und reitet von dort das Seeburger Thal hinauf."

„Warum denn aber?“ fragte Johannes.

„Die Wälder und Höhen zwischen dem Lenninger und dem Neidlinger Thal stecken voll Raubgesindel,“ sagte der Krämer. „Bin ich nicht selbst dort angefallen worden im vorigen Herbst?“

„Das ist schon lange her,“ versezte Johannes. „Das Gesindel kann sich seitdem wo anders hingezogen haben, und könnte mich gerade so gut im Seeburger Thal überfallen, als dort.“

„O folgt meinem Rath!“ bat Feuchtwanger mit flehentlicher Stimme. „Man soll Gott nicht versuchen.“

Johannes lächelte in seinem Innern über die Angst des Juden, welcher die Furchtsamkeit seines Stammes nicht verleugnete. „Ich bin vier Jahre schwedischer Offizier gewesen,“ sagte er, „und habe in der Schlacht bei Breitenfeld im dichtesten Kugelregen gestanden. Vor ein paar elenden Schnapphähnen fürchtet unser einer sich nicht. Uebrigens habe ich ein paar gute geladene Pistolen im Gurt. Seid also ruhig meinethalb, und lebet wohl!“

Er wandte sein Ross, und ritt das Thal hinauf. Es war nicht eben der angenehmste Ritt. Die Julisonne warf ihre glühendsten Strahlen in den Bergkessel; die Luft kochte; die entfernteren Felder und Büsche tanzten in der Hitze. Auf der Alp hieng ein Wetter; das schwarze Gewölk verschleierte den Saum der Berge. Schon hörte er den Donner durch die Schluchten rollen, und als ein leiser Regen auch über ihn selbst herabzuträufeln anfieng, war er nicht böse darüber, von der stechenden Sonnengluth erlöst zu sein. Doch bald fielen die Tropfen dichter; es dauerte nicht lange, so rauschte ein schwerer anhaltender Platzregen auf ihn herab, und schoß, vom Winde gejagt, ihm gerade in's Gesicht, so daß er kaum die Augen offen zu halten vermochte und nur Schritt reiten konnte. Während dieses Platzregens geschah es, daß er bei einer Stelle, wo der Weg sich theilte, der breiteren Fuhr folgte, welche in unmerklicher Krümmung ihn rechts in das Seitenthal von Hepsisau brachte, statt daß er auf dem schmäleren und unscheinbareren Wege links hätte reiten sollen, um durch das Hauptthal nach Neidlingen zu gelangen. Er be-

merkte seinen Irrthum erst, als er Hepsisau hinter sich hatte und der Fahrweg eine Viertelstunde hinter dem Dorfe plötzlich ganz aufhörte und sich im Walde verlor. Eine steile Halde, mit jungem undurchdringlichem Eichenschlag bedeckt, stieg vor seinen Augen in die Höhe. Eine kleine Holzfuhre bog sich an ihrem Fuße noch weiter rechts hinüber in sanfter Steigung. „Auch dieser Weg," dachte er, „muß ja doch irgendwie einmal auf das Plateau hinaufführen." Die Fuhre bog in einen Hochwald hinein; der Regen hatte fast aufgehört; nur aus dem Laubdach der Buchen schüttelte zuweilen ein Windstoß einen kühlen Schauer auf ihn herab. Er war eine lange Strecke sanft aufwärts geritten, und erwartete jeden Augenblick die offene Feldfläche der Hochebene sich öffnen zu sehen; da senkte sich zu seiner Ueberraschung der Weg wieder ziemlich tief in eine Mulde hinab, die mit einem Wald alter Buchen bewachsen, jenseits aber von einem jungen Fichtenschlage eingefaßt war, und in ihrem lettigen morastigen Grunde löste sich der Fahrweg in ein Chaos verschiedener Geleise auf, bei denen eine bestimmte Richtung sich gar nicht mehr festhalten ließ. Zwischen Pfützen und Lachen ritt er rathlos hin und her; die Sonne mußte tief gesunken sein; denn unter den mächtigen Kronen der Bäume dunkelte es schon; der Himmel war grau umzogen und keine Spur von einem Abendroth zu sehen, woran er die Himmelsgegenden hätte erkennen mögen; kein menschliches Wesen weit und breit, bei dem er nach dem Wege sich hätte befragen können. Er bereute jezt die ungeduldige Hast, in der er fort und fort geritten war, anstatt alsbald hinter dem Dorfe umzukehren. Denn nunmehr blieb ihm ja doch nichts anderes als eine verspätete Umkehr übrig, wenn er nicht die regnerische Nacht im wilden Walde zubringen wollte. Er wendete also sein Pferd, und wollte umkehren; aber unter den vielen Geleisen vermochte er dasjenige, auf welchem er gekommen war, nicht mehr herauszufinden. Immer hastiger, immer ängstlicher und ärgerlicher ritt er bald hierhin bald dorthin; immer müder wurde sein armes Pferd, das in dem tiefen durchweichten Letten fast stecken blieb. Da rauschte es vor ihm; aus dem Fichtenschlag, dem er sich genähert hatte,

streckte ein Hirsch sein Geweih hervor, sicherte einen Augenblick, und sprang dann in großen Sätzen über die Niederung. Plötzlich krachte ein Schuß, und der Hirsch, in's Schulterblatt getroffen, sank zu Boden. „Gottlob, da sind ja Menschen!“ dachte Johannes, und rief laut: „Helft! helft einem Verirrten!“ Im Fichtenschlage fieng es neu zu rauschen an; ein leises Gemurmel mehrerer Stimmen ließ sich vernehmen; dazwischen tönte ein paarmal deutlich der Ruf: „Zeisig!“ Johannes wollte eben seinen Hülferuf wiederholen, da krachte ein neuer Schuß, und in demselben Augenblick stieg sein Pferd, stürzte dann, und schleuderte ihn einige Schritte seitwärts in eine Pfütze. Durchnäßt und mit Morast besudelt sprang er auf die Beine, und wollte das Thier zum Aufstehen bringen. Da sah er zu seinem Schrecken, daß ein Blutstrom aus dessen Schulter quoll; der Schuß hatte ihm gegolten! Und schon stürzten zwei unheimliche Kerle aus dem Fichtendickicht heraus, gerade auf ihn zu. Er griff nach seinen Pistolen; aber zu seinem neuen Schrecken fühlte er, daß diese von Wasser trieften; er war auf die linke Seite gefallen; die Pistolen waren tief in die Pfütze getaucht, das Pulver durchweicht.

Da befahl er Gott seine Seele. Der eine der Räuber kam langsam taumelnd vorwärts, und schien von Branntwein benebelt. Der andere, ein im ganzen noch junger Kerl — es war kein anderer, als der Zeisig — sprang zuerst auf ihn zu, und sezte ihm den Lauf einer Büchse auf die Brust. Johannes schlug den Lauf zur Seite, und wie er den Räuber in's Auge faßte, glaubte er ein bekanntes Gesicht vor sich zu haben. „Um Gottes willen,“ rief er, „Wachtmeister Fischer, wie kommt ihr in solche Gesellschaft? Was habt ihr mit mir vor? Bei Gott, bei der Seele Melchior's beschwöre ich euch: rettet mich!“

Konrad — denn er war's — ließ die Arme sinken, und wäre vor Scham gern selbst in die Erde gesunken. Aber diese Erschütterung seines Innern raubte ihm alle Geistesgegenwart. „Thu ihm nichts! Thu ihm nichts!“ rief er dem schwarzen Kaspar zu, der mittlerweile auch herbeigetaumelt war, und den nur noch der Rumpf des Rosses

von den beiden trennte. „Was da!“ brüllte der Kaspar, und schwang seine Büchse, sie am Ende des Laufes fassend, daß der Schaft in sausendem Bogen Johannes an das Haupt fuhr. Bewußtlos stürzte der Unglückliche zusammen, und blieb regungslos liegen.

„Was hast du gemacht?“ schrie Konrad; „es ist ein Freund von mir.“ „Was Freund?“ lallte der schwarze Kaspar; „ich will deinem Freund noch einen Stoß in die Rippen geben, und ihm eine Kugel durch die Schläfe jagen.“ „Wag's!“ rief Konrad, und gab dem Schwarzen einen Tritt vor die Brust, daß er stöhnend auf den Rücken fiel. Er entwaffnete ihn, und wollte eben nachsehen, ob der Fähndrich todt sei, als auch der Blutfink mit dem hinkenden Jackel herbei kam. Ihnen theilte Konrad mit, was geschehen. Der Fähndrich habe vielleicht noch Leben in sich; sie möchten ihm helfen, ihn in die nächste Hütte zu tragen. „Der ist maustodt,“ sagte der Blutfink. Nur mit Mühe konnte es Konrad dahin bringen, daß die rohen Gesellen davon abstanden, ihrem Opfer, das ohne Regung und ohne Athem vor ihnen lag, noch einige Stiche oder Schüsse zu geben. Er konnte es aber nicht verhindern, daß sie ihn bis auf die Haut ausplünderten. Denn der schwarze Kaspar, der sich wieder aufgerafft hatte, behauptete, ihm gebührten drei Viertel der Beute, und auf die zu verzichten falle ihm nicht ein. Konrad hatte alle Mühe, den Betrunkenen endlich fortzubringen, und wagte nicht, ihm von der Seite zu gehen, aus Furcht, er möchte umkehren und den tödtlich getroffenen noch weiter mishandeln.

So giengen sie denn ihrer Wege, und ließen den Unglücklichen splitternackend in der Regennacht im Walde liegen.

Die

Rose von Urach.

Dritter Theil.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein glückliches Ehepaar.

Der Kaiser streit' um's Ländele,
Der König um sein Geld;
Und ich streit' um mei' Schätzele;
So geht's halt in der Welt.
Volkslied.

Aus einem Fenster im zweiten Stock eines stattlichen Bürgerhauses in Straßburg sah ein blühender Mädchenkopf. Ein leichter Gewitterschauer hatte die Luft gekühlt; vielleicht wollte das frische, rothwangige, siebzehnjährige Mädchen mit den schwarzen Locken des balsamischen Duftes sich erfreuen, der von den Fluren der oberrheinischen Ebene bis in die engen Straßen der alten Reichsstadt hereindrang. Auf dem nahen Münster schlug es fünf Uhr; sie zählte die Schläge, und ihre Züge erheiterten sich. Es war wohl nur Zufall, daß eben jezt ein schöner junger Kavalier, gefolgt von zwei Kammerdienern in schwarzer rothverbrämter Livrey, die Straße heraufkam. Doch — ganz unbekannt konnte er ihr nicht sein; denn schon von weitem suchten seine Blicke das Fenster, und blieben befriedigt darauf haften; und als er dem Hause nahe kam, schwenkte er den Federhut zu ritterlichem Gruße, brachte die Spitzen der Finger an den Mund, und warf eine Kußhand hinauf nach der Schwarzgelockten. Und sie winkte mit dem Fächer freundlich herab, und ihre Wangen glühten, wie mit Purpur übergossen. Sie blickte dem ritterlichen Jüngling nach, bis er hinter einer Ecke verschwand. Auch er drehte sich noch zweimal um, und an der Ecke grüßte er noch einmal. Die Nachbarn welche ebenfalls an ihren Fenstern die frische Luft genossen, würdigten dies Gebaren der beiden jungen Leute keiner sonderlichen Beachtung; es schien ihnen nichts neues zu sein. Maria aber trat, als der Kavalier verschwunden war, vom Fenster

zurück, und warf sich in einen Lehnstuhl. Der Lehnstuhl war mit blauem Seidensammt überzogen, und das Holzwerk vergoldet; die ganze Einrichtung des Gemaches zeigte eine gewisse Pracht. Eine Weile lang hielt Maria die Hände vor die Augen, und war in tiefes Sinnen verloren. Dann nahm sie von einem kleinen eleganten Büchergestell einen dünnen Band, und begann zu lesen. Das Bändchen war nicht, wie die übrigen, in braunes gepresstes Leder, sondern sehr einfach in Schweinsleder gebunden. Sie hatte es kürzlich auf einem ihrer Ausgänge bei einem Trödler gefunden, und um einige Kreuzer erstanden, und seitdem war es ihre Lieblingslektüre. Enthielt es etwa die neuesten Poesieen von Simon Dach? Oder eine Anleitung zur Falkenjagd? Keines von beiden. Wer hätte es errathen mögen, daß die junge siebzehnjährige Dame sich mit ernsten geschichtlichen Studien befaßte? „Leben und Thaten des hochseligen tapfren Herzogs Eberhard, genannt der Rauschebart, Herzogen zu Würtemberg, Grafen von Teck u. s. w., männiglich zur Kurzweil und Belehrung dargestellet und mit feinen Holzschnitten staffiret durch Mag. Philippum Philoponum" — so lautete der Titel. Eberhard von Würtemberg — das war ein unergründlich anziehender Stoff für die schwarzlockige Maria.

Sie las so eifrig, daß sie es nicht bemerkte, als eine Seitenthür sich öffnete; erst dann fuhr sie mit dem Kopf in die Höhe, als ihr Oheim, der Graf Otto von Salm-Thronecken, vor ihr stand. „Immer fleißig?" fragte der alte Herr freundlich; „es ist schon recht, Maria, wenn du deine lectiones für deine praeceptores mit Eifer lernest; aber das ist denn doch nicht die Meinung deines Vaters, meines werthen Bruders, gewesen, als er dich hieher unter meine Fittige schickte, daß du den ganzen Tag den Kopf nicht von den Büchern bringen solltest. Was hast du denn da für einen alten schweinsledernen Schinken? Bist du am Latein? Ist schön und gut; solltest dich aber vor allem in der französischen Sprache, der langue de la cour, perfectioniren. Nun leg' mir aber das Buch bei Seite. Es ist ein herrlicher, kühler Abend. Wir wollen eine Spazierfahrt machen nach dem Wöhrd hinaus, und dort einen Im-

biß nehmen. Es kommen noch manche unserer Freunde, und ich habe es auch dem Herzog von Würtemberg zu wissen gethan, daß er sich einfinden soll."

„Wie du befiehlst, lieber Onkel!" rief Maria, und sprang lebhaft vom Sitze auf. Ihr Auge strahlte vor Freude, aber der Onkel that nicht, als ob er es bemerkte. Er gieng wieder hinaus; Maria schlug das Buch zu, und stellte es, ohne es eines weiteren Blickes zu würdigen, an seinen Platz auf's Regal; der lebendige Herzog Eberhard mochte wohl noch größeren Reiz für sie haben, als der schweinslederne; dann klingelte sie ihrer Zofe, ließ sich Hut und Halstuch reichen, und steckte einen blühenden Rosenzweig vor ihren Busen. Hierauf eilte sie, den Onkel abzuholen, und gieng mit ihm hinunter zu der bereitstehenden Karosse. —

Der junge Kavalier war mittlerweile in seiner Wohnung angelangt. Diese lag in einer sehr engen Straße in einem sehr bescheidenen Hause drei Treppen hoch. Es war eine Anzahl schmaler Gemächer, die, mit prachtvollem glänzendem Hausrath vollgestopft, ein sehr unbehagliches Aussehen darboten. Diese bürgerlichen Zimmer hatten früherhin zwar viel von Pfeffersäcken und Ingwerbüchsen gehört und gesehen, sich's aber nie träumen lassen, daß sie eines Tages eine solche Menge vergoldeter Lehnstühle, prächtiger Magahony-Schränke und silberner Armleuchter beherbergen würden, und noch weniger hatten die Marmortische und das Silberzeug es sich träumen lassen, daß sie einst aus einem Fürstenschloß in eine solche Spelunke würden umsideln müssen.

In einem der kleinsten Gemächer, daß seinem Herrn als Arbeitszimmer diente, stand der Geheimschreiber Richard vor einem Pulte, Briefe und Depeschen entsiegelnd und lesend. „Nichts an mich gekommen?" fragte der eintretende Eberhard. „Drei Depeschen, herzogliche Gnaden," antwortete Richard, „eine von Stuttgart, eine zweite von Dresden, und die dritte von Wien."

„Gut; laß das bis morgen," erwiderte der Herzog; „ich meine ob an mich nicht von hier ein Auftrag oder eine Einladung gekommen ist."

„Aber fürstliche Hoheit halten zu Gnaden,“ bemerkte Richard, „diese Depeschen sind doch von äußerster Wichtigkeit.“

„Und eben darum will ich sie morgen mit Ruhe lesen,“ sagte der Herzog.

„Es handelt sich um Wiedergewinnung eures Landes,“ fuhr Richard fort.

„Ich weiß, um was es sich handelt, und bedarf hierüber von euch keiner Belehrung,“ rief Eberhard nicht ohne Heftigkeit. „Ich habe euch gefragt, ob nichts an mich ausgerichtet worden.“

„Ich habe nichts gehört,“ versezte trocken der Geheimschreiber, und fuhr in seinen Arbeiten fort. Eberhard aber sah ihn mit einem mistrauischen Blick an, und begann auf dem mit Schriftstücken aller Art bedeckten Tische zu stöbern und zu suchen. „Richtig!“ rief er „da liegt ja ein Briefchen vom Rheingrafen. Herr Geheimschreiber, was soll das heißen?! Ihr untersteht euch, mir Briefe vorzuenthalten, nach denen ich dreimal gefragt?“

„Halten zu Gnaden,“ erwiderte Richard ruhig; „ich wußte nicht, daß ein solcher Brief gekommen. Der Kammerdiener muß ihn, ohne daß ich's bemerkte, dort hingelegt haben.“

Eberhard warf auf Richard einen durchbohrenden Blick, und öffnete den Brief. Derselbe enthielt die Einladung des Rheingrafen Otto nach dem Wöhrd, demselben Platze, von welchem dieser vorhin mit seiner Nichte gesprochen.

Der Herzog klingelte, und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Augenblicklich einspannen!“

„Herzogliche Gnaden vergessen, daß der Hektor noch krank ist,“ sagte der Diener. „Herzogliche Gnaden wollen doch nicht einspännig fahren?“

„So werde ich reiten,“ rief Eberhard, mit dem Fuße stampfend. „Laß mir den Achilles satteln!“

Der Diener gieng zögernd; Richard wollte etwas sagen; aber der Herzog hörte nicht auf ihn, sondern gieng dem Diener nach, um in eigener Person den Reitknecht zur Eile anzutreiben. Nach wenigen Minuten galoppirte er auf dem

Achilles, dem gesunden unter den zwei einzigen Rossen, die er in seinem Flüchtlingselend noch besaß, die Straße entlang nach dem Kehler Thore.

Er war kaum fort, so kehrte der Kammerdiener in das Gemach zurück. „Da ist eben noch ein Brief angelangt," sagte er. Richard nahm ihm denselben aus der Hand, und sprach: „Das ist die Handschrift Widerhold's. Das kommt von Hohentwiel. Weiß der Henker, was der Hitzkopf wieder vor hat. Anstatt des Herzogs wahren Vortheil im Auge zu haben, conspirirt er mit den Schweden und dem Herzog von Weimar, und schadet damit nur unsern Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe. Und der Schaffelizky ist ein eben solcher Kerl."

„Aber ihr habet es doch selber beklagt," wandte der Kammerdiener ein, „daß die Festung Hohenurach und drei Tage nachher auch der Hohenasperg sich den Kaiserlichen ergeben hat."

„Freilich habe ich das beklagt," sprach Richard. „Wenn der Schwede noch ein paar würtembergische Festungen als Faustpfänder inne hat, so kann das uns nur nützen; der Wiener Hof wird sich weniger gegen Serenissimum herausnehmen, als wenn dieser ganz und gar depossediret wäre. Darum habe ich mich über den Waldau geärgert, welcher den Hohenasperg ganz ohne Noth übergeben hat, da er doch noch Proviant für fünf Monate hatte. Und darum ist mir's lieb, daß der brave Schnurmb den Hohenneuffen noch hält, und wenn Widerhold auf dem Hohentwiel fest sitzen bleibt, so ist mir das auch recht. Aber sitzen bleiben soll er, ruhig und geduldig, und nicht alle Augenblicke Streifzüge und Plackereien gegen die Oestreicher unternehmen, da dann unsre Widersacher in Wien dem Kaiser vorsagen, das geschehe alles auf des Herzogs geheimes Anstiften, also daß der Kaiser mehr und mehr unlustig wird, unserm Herrn sein Land zurückzugeben. — Laßt sehen, was der alte Raufbold zu berichten hat!"

Er erbrach den Brief, und las halblaut: „. . . . Ew. herzogliche Gnaden berichten, daß . . . Pfarrer von Urach . . . letzten Herbst vor den Kroaten sich hiehergeflüchtet, und

ich ihn, da gerade unser Pfarrer gestorben war, hier behalten habe und weiter hier behalten möchte. Bitte daher unterthänigst, ihm für die hiesige Pfründe die Bestätigung zu ertheilen, und nach Stuttgart Meldung zu thun, daß die Stelle in Urach anderweitig ...." Nun, wenn's weiter nichts ist! Der Pfarrer mag meinethalben auf dem Hohentwiel oder auf dem Hohenkrähen oder in Krähwinkel seine Predigten halten! Wenn wir nur einmal aus unsrem Krähwinkel dahier erlöset wären!"

„Ja, das walte Gott in Gnaden!" versezte der Kammerdiener mit Salbung.

„Ist das nicht ein Hundeleben," fuhr Richard fort, „den ganzen Tag in diesem Loche sitzen zu müssen, wo weder Sonne noch Mond hereinscheint! In diese Finsternis und noch dazu auf Viertelssold gesezt sein, und ohne Hoffnung, daß es jemals anders werde. Denn wenn das mit des Herzogs Liebschaft so weitergeht, dann ist alles aus. Des Rheingrafen Nichte! Das stößt ja in Wien dem Fasse vollends den Boden aus!"

„Ei natürlich," sagte der Kammerdiener, „was wird der Kaiser sagen, wenn es, wo Gott vor sei, wirklich dazu kommen sollte, daß er mit dieser Gräfin sich vermählte? Die Schwester dessen, der einer der Hauptfeldherrn auf schwedischer Seite gewesen, läßt der Kaiser nimmermehr den Thron von Würtemberg besteigen."

„Sie ist nicht seine Schwester, sondern seine Base," berichtigte der Geheimschreiber.

„Aber," wendete der Kammerdiener ein, „sie ist doch die Nichte des alten Grafen Otto, und jener Otto Ludwig, welcher bei Nördlingen den Schweden Hilfe gebracht hat, und dann im Oktober in Speier gestorben ist, der ist sein Neffe."

„Beides richtig," entgegnete Richard. „Aber der alte Graf Otto von Salm-Thronecken hatte zwei Brüder. Der eine, der verstorbene Graf Johann von Salm-Mörchingen, war der Vater jenes Otto Ludwig, und ein zweiter Sohn von ihm, Johann Philipp, dient heute noch im schwedischen Heer als General. Der andere Bruder unsers alten

Grafen ist der Graf Johann Kasimir von Salm-Kirburg, und dessen Tochter ist Serenissimi Flamme. Dem alten Herrn wäre das freilich ganz erwünscht, wenn seine Nichte einen solchen Fürsten kaperte und Frau Herzogin würde. Und die Agenten des Weimarers, der Kanzler Löffler und seine Helfershelfer, thun natürlich auch das Ihre, um dieses Liebesfeuer anzublasen und eine Vermählung zu Stande zu bringen, wodurch sie den Herzog von neuem an die schwedische Partei fesseln würden. Daß ein Hagelwetter dieses Feuer auslösche! Sie ist ein Unsinn, diese Liebschaft! ein Unsinn ohne gleichen! Jezt, wo wir ganz und gar von Oestreichs Gnade und gutem Willen abhangen, dem Kaiser einen solchen Faustschlag in's Gesicht zu geben, und in dies ihm verhaßte Haus zu heirathen! Es ist wahnsinnig! Alle möglichen Vorstellungen habe ich schon versucht, aber umsonst. Ich laufe Gefahr, all mein bischen Einfluß zu verlieren. Ihr kennt ja seinen Eigensinn und seine Heftigkeit. Es bleibt uns nichts übrig, als List; aber daß wir auch damit nicht weit kommen, das sehen wir vor Augen. Ihr habt dem Hektor einen Trank beigebracht, daß er nicht sollte ausfahren können; nun reitet er hinaus! Ich habe ihm das dumme Billet zu verstecken gesucht; er hat es richtig aufgestöbert, und sizt nun wieder auf dem Wöhrd mit seiner Angebeteten zusammen!"

„Ich dächte," meinte der Kammerdiener, „wir sollten uns hinter den Rath Besold stecken; der hat neuerdings viel Einfluß auf den Herzog, und ist gut östreichisch gesinnt."

„Der Besold?" rief Richard; „dem traue ich nicht! Wißt ihr, warum er Einfluß auf den Herzog hat? Weil er eben diese Amourschaft begünstigt. Und wie könnte er das, wenn er's mit dem Herzog ehrlich meinte?"

„O ich glaube das gar nicht," erwiderte der Kammerdiener; „er hat erst gestern mit mir davon zu reden angefangen, und hat sich sehr besorgt und niedergeschlageu über diese Liebschaft geäußert."

„Dann führt er zweierlei Rede," sagte Richard. „Ich rathe euch allen Ernstes, seid mir mit diesem Schleicher,

dem Besold, vorsichtig, und laßt euer Herz nicht auf der Zunge spazieren gehen, wenn er mit euch spricht."

Der Kammerdiener stotterte mit ziemlich verlegener Miene: „Gewiß nicht! Gewiß nicht!" und empfahl sich rasch, unter dem Vorwand, daß er die Abendtafel decken müsse. Die Warnung Richard's kam aber zu spät. Schon hatte der Rath Besold den Kammerdiener auszuholen gewußt, und dieser hatte ihn in sein Vertrauen gezogen in Dingen, welche, wenn Besold wirklich falsch war, nicht ihm allein, sondern vor allem dem Geheimschreiber bittre Früchte eintragen konnten. —

Der Herzog hatte mittlerweile das Wöhrd erreicht. Es war dies nichts anderes, als eine sehr bescheidene Pachtwirthschaft, worin von der Pracht, die in fürstlichen Lustgärten schon damals entfaltet wurde, wenig oder nichts zu sehen war. Der Herzog Eberhard war nicht der einzige Fürst, welcher in jener Zeit als Exulant in Straßburg lebte. Gar viele Grafen und hohe Herren hatten sich dorthin zurückgezogen, und suchten nun für die Freuden und Lustbarkeiten des Hoflebens, deren sie entbehren mußten, einen kleinen Ersatz in sehr bescheidenen Formen der Geselligkeit. Ein reicher Bürger hatte eine Rheininsel, die von Weidengebüsch anmuthig eingefaßt und großentheils mit Feldern bedeckt war, an einen einfachen Landwirth verpachtet. Mit diesem war der Rheingraf Otto übereingekommen, daß er gegen eine kleine Vergütung sein Besitzthum an bestimmten Tagen der Woche ihm und seinen Freunden öffne. Milch und Obst war bei dem Pächter zu bekommen; auf den Wunsch der hohen Herrschaften legte er auch einen ganz trinkbaren Markgräfler ein, und mit diesen bescheidenen Genüssen waren die, an das rauhe Kriegsleben ohnehin gewöhnten Herren zufrieden, und auch die Damen mußten sich, wohl oder übel, darein schicken, und es sogar geschehen lassen, daß Graf Eulenhorst und der Marquis von Montlion ihre Tabackspfeifen anzündeten und den Qualm des amerikanischen Schmauchkrautes, das sich eben damals von Frankreich aus nach Deutschland zu verbreiten begann, unter die würzigen Düfte der Balsampappeln mischten.

Eine wahre Annehmlichkeit bot aber der Eichenwald dar, welcher hinter dem Pachthofe anfieng und etwa den dritten Theil der Insel bedeckte. Es war ein prächtiger Wald, ein wahrer Urwald, wie ihn in Deutschland nur der Rheinschlamm zu erzeugen und zu ernähren im Stande ist. Die vereinzelten Stämme der riesigen uralten Eichen strebten als Hauptpfeiler himmelan, und breiteten das Laubdach ihrer mächtigen Kronen hoch in den Lüften aus über einen Wald schlanker Erlen, Ulmen und Hainbuchen, welche bald in dichteren Gruppen bei einander standen, bald anmuthige Gänge und kunstlose Alleen bildeten. Den Zwischenraum aber zwischen diesen Gruppen und Gängen füllte ein Gebüsch von Schlehdorn, wilder Hortensie, Hartriegeln Schneeballensträuchern, und andern Weichhölzern, die durch Winden, verwilderte Reben und Schlinggewächse aller Art zu einem völlig undurchdringlichen Dickicht verwoben waren, in welchem Tausende von Singvögeln ungestört nisteten. Einzelne kunstlose, aber nur um so reizendere Pfade führten durch diesen Wald, durchschnitten das verwachsene Buschwerk in sanften Krümmungen, schlichen unter den natürlichen Festons der von den schlanken Erlen niederhangenden Winden im traulichen Schatten dahin, und mündeten hier und da auf kleine freie Rasenplätze, welche ringsum mit Weißdornbüschen umsäumt, und hin und wieder mit einzelnen Eschen oder Vogelbeerbäumen besetzt waren.

Eberhard war schon auf dem jenseitigen Ufer vom Rosse gesprungen, und hatte das Thier dem Reitknecht, der auf einem Klepper ihn begleitet hatte, übergeben. Er selbst wollte nicht über die Brücke an das Hofgebäude reiten, sondern zog es vor, in einem Nachen überzusetzen, der ihn unmittelbar in jenen Wald brachte. Auf den ihm wohlbekannten heimlichen Pfaden wollte er der Gesellschaft, die in der Nähe des Hofes unter einer Linde zu sitzen pflegte, nahen, und diese mit seiner unvermutheten Ankunft überraschen. Aber eine noch schönere Ueberraschung war ihm selbst bereitet. Unruhig, daß er so lange ausblieb, hatte Maria einsilbig und zerstreut nur halben Antheil an den geselligen Gesprächen genommen, und war endlich aufge-

standen, um Blumen zu suchen und einen Kranz zu winden. Da sie heute das einzige junge Mädchen in der Gesellschaft war, so fiel dies niemanden auf, und man ließ sie ruhig ihres Weges gehen. Anfangs bewegte sie sich am Rain des Feldes, und pflückte Kornblumen und Mohn; nun bemerkte sie einige reizende Glockenblumen am Rande des Waldes; sie trat in den Schatten der Eichen ein; die Kühlung lockte sie tiefer in das Gebüsch, und ihrem von Sehnsucht gepressten Herzen war es in dieser Stille und Einsamkeit unaussprechlich wohl. Hier konnte sie an ihn denken, an ihn, dem ihr ganzes Herz, dem jeder ihrer Gedanken gehörte. Ach warum war er nicht da? warum kam er heute nicht? War er ihr böse? Aber er hatte sie doch vor einer Stunde so freundlich gegrüßt, und er war ja immer so lieb, und sie hatte ihn ja wieder gegrüßt. Was war es, daß er nicht kam? In dieser Sorge ihres Herzens pflückte sie ein Chrysanthemum, und begann das altbekannte Spiel; sie zupfte Blättchen um Blättchen, indem sie sprach; „Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich," und dabei war sie, den Blick ganz auf die Blume gesenkt, unvermerkt aus dem Gebüsch hinaus getreten auf das reizendste unter jenen kleinen stillen Wiesengründchen, und indem sie eben das lezte Blatt pflückte, rief sie freudig und laut: „Er liebt mich!" und blickte empor.

„Maria! Meine Maria!" rief's ihr entgegen; Herzog Eberhard stand da, und flog mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, und presste die freudig erschrockene an sein Herz. „Ja, er liebt dich!" stammelte er, und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. „Er liebt dich, wie sein Leben, und kann nicht leben ohne dich!"

Verklärt sah sie ihm in's Auge, und wehrte ihm nicht einen zweiten Kuß. Sie war so froh, so selig — so selig, wie er. Sie waren wie zwei unschuldige Kinder; sie vergaßen der ganzen Welt um sich her; er sah nur sie, sie nur ihn.

So giengen sie miteinander, und sagten sich nichts, und sagten sich doch alles. „Welch reizende Blumen!" „Ich habe einen Kranz winden wollen." „Und ich habe Sie

darin gestört." „Nein, nun wird er erst recht schön. Sie müssen mir helfen, noch mehr Blumen suchen." Und er half, und da sah er hier eine Blume, und sie dort eine, und so giengen sie, Blumen sammelnd, bis sie endlich den Maierhof und die Linde erreichten. „Ei da ist er ja doch!" riefen mehrere Stimmen. „Da ist er, sieh doch!" lachte Graf Eulenhorst, der alte Graubart; „das Fräulein hat ihn durch die Luft herbeigeholt." „Nein," sagte er, „ich bin auf dem Nachen herübergefahren, und habe Gräfin Maria im Walde getroffen, wo sie Blumen sammelte."

„Nun, Gräfin! da haben Sie eine schöne Blume aufgelesen," fuhr der alte Herr lachend fort. Maria erröthete; Eberhard wurde verlegen; je tiefer und inniger seine Empfindungen waren, um so weniger konnte er vertragen, daß ein fremder Mund scherzend das berührte, was ihm heiligster Ernst war. Aber dadurch, daß er sein Misvergnügen nicht zu verbergen vermochte, reizte er nur noch mehr den Muthwillen der Gesellschaft. „Ja, ja, meine liebe Gräfin," sagte eine ältere Edeldame, „wenn die Sterne nicht trügen, so blüht Ihnen eine Herzogskrone." „Wenn auch fürerst ohne Herzogthum!" sezte halblaut Graf Eulenhorst hinzu. Eberhard, der in der peinlichsten Lage und äußersten Verlegenheit war, hörte diese unartige Anspielung auf sein Unglück, und war froh, einen Anlaß gefunden zu haben, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er drehte sich zürnenden Blickes nach Eulenhorst um, und sprach mit schneidendem Ton: „Wenn die hohen Herrschaften mich glücklich machen wollen, so habe ich nichts dagegen; aber über mein Unglück zu spotten, das muß ich mir verbitten." Nun war es an Graf Eulenhorst, in Verlegenheit zu gerathen; er fühlte, wie unüberlegt seine Aeußerung gewesen. Zwar hinter Eberhard's Rücken wurde gar oft über den „Herzog ohne Land" gespöttelt; aber in seiner Gegenwart hatte noch niemand eine so unzarte Aeußerung sich erlaubt. Wer mochte auch so unbesonnen sein, einen Mann zu erzürnen, der bei der nächsten unerwarteten Wendung der öffentlichen Dinge wieder als mächtiger Reichsfürst dastehen und diese kleinen Grafen und Baronen seinen Zorn konnte fühlen

lassen? Graf Eulenhorst biß sich also in die Lippen, stotterte etwas von „bloßem Scherz“ und „nicht bös gemeint“ daher, und blies in seiner Verlegenheit dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, als ob er sich hinter denselben verbergen wollte. Eberhard drehte ihm stolz den Rücken; Maria, gegen welche er weitere Scherze versuchen wollte, wandte sich mit zürnendem Blick von ihm ab; der alte Rheingraf zitterte vor Aerger; ein allgemeines Schweigen trat an die Stelle der vorigen Munterkeit, und nur allmählich fiengen Einzelne hier und dort mit ihren Tischnachbarn leise Zwiegespräche über gleichgültige Dinge an. In diesen peinlichen Augenblicken kam es dem Herzog erwünscht, als er ganz unerwartet seinen Rath Besold auf einem der Waldpfade aus dem Gebüsch daherkommen sah. Er eilte lebhaft ihm entgegen, und zog mit den Worten: „Ich habe mit euch zu reden,“ ihn sogleich wieder in das Gehölz hinein.

Besold war sehr verlegen, als der Herzog so rasch und leidenschaftlich mit ihm in das Innere des Waldes vordrang. Er hatte so eben erst sich hier von einem Manne verabschiedet, den er zu einer geheimen Unterredung hieherbestellt hatte, und der deshalb am äußersten Ende des Wöhrds auf einem Kahn gelandet und jezt auf dem Rückweg zu seinem Fahrzeug begriffen war. Wenn der Herzog diesen Mann im Gebüsch getroffen und es erfahren hätte, daß sein getreuer Rath Besold mit dem Doktor Hammelius, einem berüchtigten Coadjutor des Jesuitenordens, hier eine Conferenz gehabt, und wenn er vollends geahnt hätte, daß und für welche Zwecke Besold so eben eine Summe Goldes in Empfang genommen, so würde das diesem getreuen Rath sehr unangenehm gewesen sein. Der Herzog bemerkte, erfuhr und ahnte aber nichts. Ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten und Sorgen beschäftigt, hängte er sich in den Rath Besold ein, und begann, indem er an einer schattigen Stelle plötzlich Halt machte: „Sagt mir aufrichtig, lieber Besold, soll es denn wirklich ein so unsinniger Streich sein, wenn ich die Gräfin Maria zur Gemahlin begehre? Mein Geheimschreiber liegt mir den ganzen Tag in den Ohren, und jammert mir vor, daß ich den Kaiser damit auf's äußerste

erzürnen würde, weil zwei Vettern der Gräfin auf schwedischer Seite gefochten haben, und einer derselben noch auf jener Seite steht. Aber ich will ja Maria nicht aus Politik zum Weibe nehmen, sondern weil ich sie heftig liebe. In meiner jetzigen politischen Stellung soll und wird diese Verbindung gar keine Aenderung machen. Sprecht aufrichtig, was haltet ihr von der Sache?"

„Der Geheimschreiber," begann Besold, „ist ein eigenwilliger, von sich selbst in hohem Grade eingenommener Mensch, welcher Ew. herzogliche Gnaden gern am Gängelbande führen möchte. Nun will ich zugeben, daß in dem, was er sagt, etwas wahres ist. Ew. Gnaden begehren die edle und vortreffliche Gräfin nicht darum zur Gemahlin, weil Ihr mit dem Kaiser brechen oder mit den Schweden neue Beziehungen anknüpfen wollet, sondern weil die hohen und seltenen Eigenschaften dieser Dame Euer fürstliches Gemüth mit sonderbarer Affektion entzündet haben. Allein Ew. fürstliche Gnaden haben giftige Feinde in Wien sitzen, die dem Kaiser die Sache in üblem Lichte darzustellen nicht unterlassen werden. Und mag ihnen das um so eher gelingen, als der Kaiser auf die ganze rheingräfliche Familie ohnedies schwer erzürnet ist."

„So ist also der Fürst allein dazu verdammt," unterbrach ihn Eberhard, „der liebsten Neigung seines Herzens nicht folgen zu dürfen! Mich will man zwingen, Maria zu entsagen, ohne die ich nicht leben, nicht athmen kann — bloß weil ich das Unglück habe, kein Bürger und kein Edelmann, sondern Herzog zu sein! Herzog — das wäre also gleichbedeutend mit Sklave?!"

„Davon ist noch keine Rede," erwiderte bedächtig der Rath. „Ich habe bis jezt nur das in Worte gefasset, was wider die Sache spricht; nun lasset uns auch dasjenige vernehmen, was zu Gunsten herzoglicher Wünsche kann geltend gemacht werden. Haben Ew. fürstliche Gnaden Feinde in Wien, so fehlet es euch dortselbst auch nicht an Freunden, so Eure Sache beim Kaiser führen und demselben die Ueberzeugung beibringen werden, daß Ihr nicht aus politischem Uebelwollen, sondern allein aus wahrer und leidenschaftlicher

Gemüthsaffektion dieses Eheband schließet. Und kann dann wohl alle Gefahr vermieden werden, wenn fürstliche Gnaden mit diesem Schritte sich noch etliche Zeit gedulden, bis der Kaiser wegen Eurer Wiedereinsetzung in euer Land eine günstige Resolution wird gefasset haben."

„Aber die Sache ist schon zu weit gediehen," warf der Herzog ein. „Ihr Liebreiz hat mich hingerissen; sie hat das Geständnis meiner Neigung."

„Seit wann?" fragte Besold.

„Seit einer halben Stunde. Hier im Gebüsch traf ich sie unvermuthet. Ich konnte nicht anders. Sie war so lieb. Ich mußte sie an's Herz drücken."

„Das ändert freilich die Sache."

„Und der unbescheidene Eulenhorst, der nichts davon gesehen, hat mich gleichwohl vor den Ohren der ganzen Gesellschaft mit ihr aufgezogen, und die Damen haben von einer Herzogskrone gesprochen, die der Gräfin blühe."

„Wenn dem so ist, so würde längeres Warten und Zögern Ew. herzoglichen Gnaden nicht einmal etwas nützen. Ist Eure Neigung einmal stadtkundig, so wird man auch alsbald in Wien Wind von der Sache bekommen, und da wäre es besser, Ihr trätet dem Unheil mit fester gewappneter Stirn entgegen, und schriebet an den Kaiser, wie die Sachen stehen, und aus welchen Beweggründen Ihr diese Wahl getroffen, und gelobtet ihm, daß Ihr trotzdem ihm in Treue unterthan bleiben wollet."

„Ihr habt Recht," rief Eberhard lebhaft, „der gerade Weg ist immer der beste."

„Aber," fügte Besold hinzu, „wenn herzogliche Gnaden den geraden Weg für den besten halten, so bedürfet Ihr auch solcher Werkzeuge, die den geraden Weg lieben."

„Was meint ihr?" fragte Eberhard, und heftete einen durchdringenden Blick auf den Mann, der mit seinem schlaffen, schwammigen Gesicht und seinen kleinen blitzenden Augen unheimlich lächelnd vor ihm stand.

„Ew. Gnaden Kammerdiener, der Lukas, ist mir schon seit längerer Zeit verdächtig. Ich habe ihn gestern in's Gebet genommen, und er hat mir gestanden, daß ein förmlicher

Anschlag im Werke ist, Ew. herzoglichen Gnaden Verlobung mit der Gräfin zu hintertreiben, und daß er sich — freilich ziemlich unfreiwilliger und gezwungener Weise — zum Werkzeug hat brauchen lassen. Ich habe ihm Straflosigkeit in Aussicht gestellt, wenn er mir alles offen gestehen wolle; und in der That, er ist ziemlich unschuldig bei der Sache."

„Wer sind denn die Schuldigen? und was ist geschehen?" fragte Eberhard mit zornblitzendem Auge.

„Der Geheimschreiber hat ihm gedroht," sagte Besold, „ihn durch Verleumdungen um seine Stelle zu bringen, wenn er ihm nicht helfe seinen Willen auszuführen. So hat er denn dem Hektor Gift gegeben, damit Ihr nicht solltet hieher fahren können, und morgen sollte er auch dem Achilles Gift geben. Und dann sollte er sich anheischig machen, verschiedene Briefe der Gräfin in die Hände zu spielen, darin sie vor Eurer Untreue gewarnt würde. Aber das war ihm nicht geheuer; so kam er zu mir, und — —"

„Genug!" rief Eberhard. „Der Bube, der Wergschmidt, soll mir an den Galgen!"

„Geruhen Ew. herzogliche Gnaden keinen übereilten Schritt zu thun," entgegnete der Rath. „Hat der Geheimschreiber auch zu unrechten Mitteln seine Zuflucht genommen, so war doch seine Absicht nur die, Euch seiner Meinung nach vor Schaden zu bewahren und euch desto schneller zu Eurem Lande zu verhelfen. Und dann hat er ja das schlimmste noch nicht wirklich ausgeführt, sondern ist noch glücklich und rechtzeitig daran verhindert worden. Für das Wollen gibt es keine Strafen, nur für das Thun. Dürfte also meiner bescheidenen Meinung nach genügend sein, wenn Ew. herzogliche Gnaden nach höchsteigener Vernehmung des Kammerdieners den Geheimschreiber aus Dero Diensten entließen."

„Ihr möget Recht haben, Besold," sagte der Herzog. „Aus dem Dienste muß er mir fort. Aber da seht nun, in welche neue Klemme ich komme. Ich habe, als ich ihn angestellt, ihm die schriftliche Zusage gegeben, daß er, wenn ich ihn einmal entlassen würde, eine Pfarrpfründe bekommen sollte, deren Ertrag seinem Geheimschreiberlohne mindestens gleich käme. Nun bin ich nicht einmal in der Lage, ihm

seinen Sold richtig auszahlen zu lassen, geschweige daß ich von Land und Thron gejagter Fürst Pfarrstellen zu vergeben hätte."

„Ew. Gnaden sind ihm zwar nicht schuldig," sagte Besold, „jenes vormals gegebene Versprechen zu halten, nachdem er um eines Vergehens willen seiner Stelle verlustig gegangen. Inzwischen dürfte es doch ein Gebot der Klugheit sein, ihn durch Erfüllung jener Zusage zufrieden zu stellen, da er sonst gar leicht aus übelwollendem Gemüth zu Dero Feinden sich schlagen und bei seiner Kenntnis aller Kabinetsgeheimnisse allerlei gefährliche und schädliche Ränke anzetteln könnte. Für eine Stelle wird man ihm also wohl sorgen und ihn dadurch in Abhängigkeit von Ew. Gnaden erhalten müssen. Das wird sich aber auch unschwer machen lassen. Man wird in einem Schreiben das in Stuttgart vom Kaiser eingesezte Consistorium unter Darlegung der hier obwaltenden Umstände angehen, dem Manne eine Pfarrei zu verleihen, und ich weiß ein Mittel, diese Sache in Gang zu bringen. Ich habe in diesen Tagen ganz zufällig den Dr. Hammelius kennen lernen, welcher zwar ein Affiliirter des Jesuitenordens, aber doch ein einsichtvoller und wohlwollender Mann und bei dem kaiserlichen Statthalter in Stuttgart, dem Grafen von Sulz, in Gunst ist. Wenn ich mit diesem Manne rede, wird er gern das Seine thun, daß Ew. Gnaden Wille in Ausführung komme."

Der Herzog war es zufrieden. Er kehrte mit Besold zur Linde zurück. Er nahm einige Erfrischungen; den vorangegangenen Neckereien zum Trotz unterhielt er sich viel mit Maria, und da er zu seiner Befriedigung wahrnahm, daß jezt niemand mehr zu scherzen oder auch nur mit beobachtenden Blicken sein Thun und Lassen zu verfolgen wagte, so stand er auf, gieng mit gefülltem Glase auf Maria zu, und sprach, an das ihre anklingend, mit fester und ernster Stimme: „Dies Glas auf die Herzogskrone!"

Mit schweigendem Staunen hörte die Gesellschaft das Wort. Was er ernst nahm, darüber durften Andere sich keine Scherze erlauben. Gleich nachher verabschiedete er sich, und ritt mit Besold nach seiner Wohnung.

Das Arbeitsbureau war um diese Zeit geschlossen; Richard hatte sich in seine eigene Wohnung, die in einem Nachbarhause war, begeben. Der Herzog speiste mit Besold. Nach der Tafel lud er den Kammerdiener vor, der die Aussage des Rathes genau bestätigte. Der Herzog verzieh ihm, unter ernster Mahnung, sich künftig zu keiner solchen Untreue mehr verleiten zu lassen.

Besold hatte heute große Dinge zu Wege gebracht. Den ihm verhaßten Geheimschreiber, der es ehrlicher mit dem Herzog meinte, als er selbst, hatte er gestürzt, und sich überdies einen Freibrief zu ungestörtem und unbeargwöhntem Verkehr mit Dr. Hammelius erworben.

Richard aber erhielt den andern Morgen die schriftliche Weisung, daß man seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Er habe sich nach Tübingen zu verfügen, und dort seine Anstellung als Pfarrer, welche Serenissimus in Anregung bringen werde, zu gewärtigen. Er reiste unverzüglich ab. —

„Was war das?" fragte der Rheingraf, als er des Abends mit seiner Nichte nach Hause gekommen; „was hatte das zu bedeuten? „„Dies Glas auf die Herzogskrone"" —? Er zeichnet dich aus, das ist mir schon länger aufgefallen. Hat er wirklich ernstliche Absichten?"

„Ach Onkel!" rief Maria, „indem sie sich an seine Brust stürzte, — „er hat mir seine Liebe gestanden!"

„Und du bist auch ihm nicht abgeneigt?"

„Nein, ich bin ihm von Herzen gut. Ich bin das glücklichste Mädchen unter der Sonne, wenn — —"

„Wenn eine Herzogskrone deine Schläfe schmückt?" fragte der Rheingraf lächelnd. „Das ist freilich für eine Gräfin Salm ein seltenes, unerwartetes Glück!"

„Nein, nein!" rief sie. „Was liegt mir an der Herzogskrone? Ich will nur ihn. Wenn Eberhard sein Land auch nicht wieder bekommt, ich bin doch ebenso glücklich, vielleicht nur noch glücklicher."

„Nun," erwiderte er, „ich denke, du würdest dir schließlich doch wohl auch die Krone und das Land gefallen lassen, und wär's auch nur um deines Eberhard selbst willen. Ein vertriebener Fürst spielt eine gar zu traurige Rolle. Und

darben und Mangel leiden ist auch kein Glück. Dein Vater wird dir allerhöchstens fünftausend Gulden mitgeben können, und der Herzog — je nun, der hat, wie es jezt steht, zu wenig zum leben und zuviel zum sterben. Wollt ihr also heirathen, so müßt ihr alle beide wünschen, daß er bald wieder zu seinem Recht und seinem Lande komme."

Den folgenden Morgen erschien der Herzog beim Rheingrafen, und hielt förmlich und feierlich um Maria an. Der Rheingraf Otto glaubte im Namen seines Bruders Johann Kasimir seine Einwilligung geben zu dürfen, wünschte jedoch, daß die Verlobung nicht eher öffentlich werde, als bis seines Bruders bestätigende Antwort eingetroffen sei.

Oeffentlich wurde die Verlobung also erst acht Tage später bekannt gegeben. Aber ruchbar wurde sie sogleich, und die erste Kunde erhielt Dr. Hammelius durch ein vertrauliches Briefchen des Rathes Besold. Als er dies gelesen, rieb er sich vergnügt die Hände, und sagte zu sich selbst: „Ah, das ist recht. Da gibt es sogleich etwas nach Wien zu berichten. Wenn durch diese Verlobung die Wiedereinsetzung Eberhard's nicht ganz vereitelt wird, so wird sie wenigstens sehr erschwert und verzögert. Die Sache wird sich in die Länge ziehen; die Bedingungen werden ungünstiger für ihn ausfallen; ein paar Landstriche mehr bleiben ganz in unsern Händen, und in den übrigen gewinnen wir wenigstens Zeit, im Interesse unserer heiligen, alleinseligmachenden Kirche zu wirken. Alles ad majorem Dei gloriam!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Seiler von Bissingen.

Ich stand auf Berges Halde,
Als Sonn' hinuntergieng,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hieng.
Fr. Rückert.

In dem Flecken Bissingen am Fuße der Teck saßen den 27. Juli, am Abend nach der Uebergabe des Hohenneuffen, eine Anzahl Bürger des Fleckens in der Schenke beim Schoppen. Obenan der Ortsschulze, Damian Kreißelhuber, ein behäbiger Landwirth, der einst der reichste Mann im Ort gewesen, und jezt, wo es allen übel gieng, wenigstens immer noch die meisten liegenden Gründe besaß, wenn auch ein Theil davon zu Wüsteneien geworden war. Denn es fehlte an Vieh, die Aecker zu düngen, und an Knechten, sie zu bearbeiten, und bei solcher Sorge und Noth war das vormals dicke Bäuchlein des ehrbaren Ortsschulzen beträchtlich zusammengeschmolzen. Nicht ohne stillen Neid blickte er auf seinen Tischnachbar zur Rechten, den breitschultrigen, bärtigen Waffenschmied Oswald Ochsenfuß; erst vor einigen Jahren, als ein Bauernhof herrenlos geworden, hatte sich dieser Ochsenfuß als ein Fremdling hier angekauft und sich als Waffenschmied gesetzet; und da in diesen kriegerischen Zeitläuften kein Handwerk so blühte, als das seine, so hatte er sich rasch zu einem wohlhabenden Mann emporgeschwungen, und besaß, wie man allgemein annahm, mehr baares Geld in seinem Hause unter der Erde vergraben, als alles das betrug, was der Schulze über der Erde sein nennen konnte. Zur Linken des lezteren saßen ein paar Bauern, Nikolaus Friedlieb, der nichts von Krieg wissen wollte, und Dietrich Haberstumpf, in dessen Scheunen man, auch wenn man sie mit einem Dietrich öffnete, nichts finden konnte, als einige

Wispel Hafer; denn alles andere hatten ihm die Schweden und Kroaten fortgetragen. Diesen armen Bäuerlein gegenüber, neben dem Waffenschmied, hatte der allezeit lustige Seilermeister Eucharius Hühnerkopf seinen Stammsitz; am untern Ende des Tisches aber saß der Wirth.

Das Gespräch drehte sich um das Tagesereignis. „Froh bin ich," sagte der Schulze, „daß das Schwedenpack gar abzieht; so gibt's doch einmal Ruhe im Land; so kann man wieder seine Aecker besäen und Vieh anbinden, und ist Ordnung und eine Obrigkeit da, und man weiß, wer Herr im Hause ist."

„Wer? Nun, die Kroaten," sagte der Waffenschmied, der bei jeder Gelegenheit den Opponenten gegen den Dorfmagnaten spielte, und ihm am Zeuge flickte. „Die guten Kroaten werden den Weizen, den du säst, und die Kälber, die du anbindest, schon zu finden wissen; das ist bei denen Ordnung. Und wenn dir die Kälber nicht mehr die Ohren voll blöcken, dann kannst du mit Recht sagen: jezt hab ich einmal Ruhe!"

„Ja wohl, ja wohl," polterte der Schulze, „wenn bei dir nur das Pump und Krach auf den Ambos den ganzen Tag und die halbe Nacht fortgeht, dann bist du zufrieden, mag auch das ganze Land verderben! Nur Schwerter und Hellebarden für den wilden Jäger und sein Heer! Wenn der dich einmal holt mitsammt deinen rußigen Gesellen, und es einmal so weit kommt, daß meine Ohren vor deiner Werkstatt Ruhe kriegen — den Tag will ich loben!"

„Nu, das muß ich schon sagen," bemerkte Nikolaus Friedlieb, „die Kroaten allein sind mir immer noch lieber, als wenn's so geht, wie bisher: heut der Schwed, morgen der Kroat, übermorgen der Rheingräfler, dann der Lothringer, und so alle Tage ein neues Heuschreckenheer."

„Ja," sagte Dietrich Haberstumpf, „ganz wie der Prophet schreibt: was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken, und was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer, und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß."

„Der Dietrich ist ein bibelfester," sagte der Waffenschmied, „der laßt sich nicht so leicht katholisch machen. Da gibt es

andere Leute, die liefen gleich dem Kroaten nach in die Meß', wenn sie damit erkaufen könnten, daß mein Ambos stillschwiege und ihre ungeborenen Kälber zu blöken anfiengen."

„Soll das auf mich gehen?" herrschte ihn der Schulze an; aber der Seilermeister Eucharius Hühnerkopf fiel ihm in die Rede, und sagte: „Erzürn' dich nicht, Damian; der Oswald ist ein Grobschmied, drum gibt er's nicht fein von sich; deswegen ist er doch eine so ehrliche Haut, als nur je eine den Hammer geschwungen. Du hast ihn zuerst auf den Fuß getreten; wundre dich nicht, wenn er dir nun auch auf deine Hühneraugen tritt; das Blasbalgtreten ist er gewohnt; dafür ist er ein Ochsenfuß, und die Lebensluft läßt sich niemand gern abschneiden. Aber mich müßt ihr alle beide loben; mein Handwerk thut niemanden wehe, und schickt sich in alle Zeitläufte; ist's Frieden, so drehe ich Stricke zum Anbinden der Kälber und zum Anspannen der Pferde vor die Getraidewägen, und ist's Krieg, so dreh' ich Stränge für die Bespannung der Kanonen, und das alles ohne Geräusch und Lärm, in stillem Krebsgang; und dabei komm' ich doch nicht zurück, und hin und wieder fällt auch ein Galgenstrick ab für einen Spitzbuben."

„Man muß den Teufel nicht an die Wand malen," flüsterte der Schmied. „Wenn man den Fuchs nennt, kommt er gerennt."

Ein Mensch war zur Thür eingetreten, oder vielmehr hereingeschlichen, oder hereingeschwankt, dem die schmutzige und zerlumpte Kleidung, die ihm um den Leib hieng und nirgends passte, und die er offenbar gestohlen haben mußte, ein sehr verdächtiges Aussehen gab. Er ließ sich gleich neben der Thür im dunkelsten Winkel auf die Bank nieder, ohne ein Wort zu sagen und ohne die Augen aufzuschlagen.

„Wer da?" rief barsch der Wirth, indem er rückwärts nach der Thür blinzelte.

„Ich bin ein ehrlicher Mensch," sagte der Ankömmling mit schüchterner, leiser Stimme, die so weich und anmuthig klang, daß sie zu seiner sonstigen Erscheinung gar nicht zu passen schien.

„Wenn ihr ein ehrlicher Mensch seid,“ rief der Wirth, „so sagt, was ihr wollt!“

„Ich will gar nichts,“ erwiderte jener. „Erlaubt mir nur, die Nacht unter eurem Dache zuzubringen. Drei Nächte habe ich unter freiem Himmel gelegen. Wenn ihr einen Bissen Brodes habt, und mir ihn um Gottes Barmherzigkeit willen geben wollt, so wird euch der Vater im Himmel segnen. Ich bin von Streifrittern überfallen und bis auf die Haut ausgeplündert worden, und wenn ich nicht den Leichnam eines Erschlagenen im Walde gefunden hätte, dessen Kleider ich im Bache gewaschen und angezogen habe, so hätte ich mich hier nicht können sehen lassen.“

„Ich denke, Kerl! du wirst wohl selber einer von den Schnapphähnen sein, die den Wald unsicher machen,“ donnerte der Waffenschmied.

„Das wird wohl meine, der Ortsobrigkeit, Sache sein, dies zu untersuchen,“ bemerkte gereizten Tones der Schulze. „Komm einmal her, junger Mensch, hieher an's Licht, und laß dich sehen!“

Mit innerem Widerstreben folgte der Fremde der Weisung.

„Nein, das ist kein Schnapphahn,“ rief der Seiler; „das ist ein ehrliches, gutes Gesicht. Wißt ihr, wer so weit, wie ich, in der Welt herumgekommen ist, der versteht sich auf die Gesichter. Bin ich ja doch bis in Hamburg und Lübeck gewesen auf meiner Wanderschaft, und dann wieder in der Schweiz und in Welschtirol. Der Haberstumpf dort — ja der hat's faustdick hinter den Ohren; aber der junge Mensch da — nein, der hat noch keine Wässerle getrübt.“

„Wie heißt du? und wo bist du her?“ fragte der Ortsschulze mit einer Amtsmiene.

„Ich heiße Hans Perlkamp,“ sagte der Fremde, „und bin in Stralsund daheim. Ich bin —“

„He, wenn das wahr ist,“ unterbrach ihn der Seiler, „so sagt mir, wie man dort zu Land die Seiler heißt, die die Taue für die Schiffe drehen.“

„Reffschläger,“ antwortete Hans. „Das weiß ich recht gut. Meine Mutter selig hat selbst die lezte Zeit bei einem Reffschläger im Hause gewohnt.“

„Wie hat der Mann geheißen? und wo hat er sein Haus gehabt?“ fragte der Seiler.

„Jörg Wilkens heißt er,“ antwortete Hans, „und sein Haus steht hinter der Spitalkirche.“

„Recht! Recht! Jörg Wilkens!“ rief der Seiler. „Und bei dem habe ich selber in Arbeit gestanden; das sind jezt freilich zwanzig Jahre her.“

„Dann wird's sein Vater, der alte Jörg Wilkens, gewesen sein,“ bemerkte Hans, „der sich zur Ruhe gesezt hat.“

„Jawohl: därr sich zur Ruhe chesezt hat! Man hört's, daß ihr dort drunten an der Ostsee zu Hause seid. Wir Oberdeutschen sagen: „der Mann, der sich, oder: wo sich zur Ruhe g'sezt hott“; aber dort unten sagen sie: „därr Mann, därr sich zur Ruhe chesezt hat.“ Nun sezt euch aber auch zur Ruhe da neben mich. Wirth, schaff' dem jungen Menschen da ein Essen und einen Trunk Wein! Er ist heute mein Gast!“

Hans Perlkampf traten die Thränen in die Augen. „Ihr seid sehr gütig gegen einen wildfremden Menschen. Für heute nehme ich eure Gabe dankbar an; denn seit zwei Tagen habe ich mit nichts als Beeren elend mein Leben gefristet. Aber dann fügt zu der einen Freundlichkeit noch die andere, und sagt mir, wo ich Arbeit finde, um redlich und ehrlich mir mein Brod zu verdienen. Denn zum Betteln bin ich nicht geboren und erzogen.“

„Ja was seid ihr denn eures Zeichens?“ fragte der Schulze.

„Ich habe unter den Schweden gedient, und bin zulezt auf Hohenurach gestanden.“

„Ein Schwed! Gott sei bei uns!“ rief Nikolaus Friedlieb, und betete ein stilles Vaterunser.

„Ich bin den Fahnen Gustav Adolf's gefolgt,“ fuhr Hans fort, „nicht aus Lust am Rauben und Blutvergießen, sondern weil durch eine Reihe von Unglücksschlägen mir jede andere Hoffnung abgeschnitten war. Aus Begeisterung für die evangelische Sache folgte ich seinen Fahnen zu einer Zeit, da noch Zucht und Ordnung im schwedischen Heere war, da noch jede Gewaltthat und Uebertretung streng geahndet

wurde. Als dies nach dem Tode des großen Königs sich änderte, da gefiel mir's nicht mehr, und ich beschloß, meinen Abschied zu nehmen; aber es hat mich viele Geduld gekostet, bis ich denselben erhielt. Ich habe die ganze lange Belagerung und Hungersnoth auf Hohenurach aushalten müssen; erst mit der Uebergabe der Festung wurde ich frei. Und da begegnete mir's gleich am ersten Tage, daß ich im Wald mich verirrte und einer Bande Räuber in die Hände fiel, die mir alles, auch das lezte, nahmen. Von einem Kolbenschlag betäubt, war ich zu Boden gesunken. Wahrscheinlich hielten sie mich für todt. Es war um Mitternacht, als mich die Nässe und der Frost aus meiner Betäubung weckte. Ich kroch, elend wie ich war, in's Dickicht, mich vor dem Regen zu bergen, und hüllte mich in abgerissenes Laub und Zweige. So schlich ich gestern den ganzen Tag in den Wäldern umher. Heut ließ mich Gott den Leichnam finden, in dessen eckelhafte Kleider ich mich hüllte, froh, daß ich nur meine Blöße decken und mich wieder vor Menschen sehen lassen konnte."

„Wirth!" rief der Seiler, „schick deinen Kasperle zu mir nüber; meine Frau soll die Kleider hergeben, die noch vom Martin da sind. — Der Martin ist einer von meinen besten Gesellen gewesen; aber vor drei Jahren hat er mit in den Krieg gemußt, und da ist er vorigen Herbst bei Nördlingen erschossen worden. Jezt könnt ihr die Erbschaft antreten. Er hat gerade eine Figur gehabt wie ihr; die Kleider werden euch ganz gut zu Gesichte stehen. Es ist auch seine Sonntagsjacke dabei."

Nach wenigen Augenblicken kam Kasperle, ein munterer Blondkopf von dreizehn Jahren, und brachte den ganzen Pack Kleider. Der Wirth führte Hans in eine Kammer. Als er wieder heraus in die Stube trat, kannte man ihn nicht mehr. Aus dem zerlumpten Bettler war ein schmucker Geselle geworden, den jedes Mädchen sich zum Tänzer würde gewünscht haben. Sein blühendes Gesicht sah dem jugendlichen Anzug gegenüber nicht mehr so gar blutjung aus, so daß ihn fortan keiner der Anwesenden mehr als einen „jun-

gen Menschen", sondern eher als einen jungen Mann zu bezeichnen sich versucht fühlte.

Der Wirth brachte ihm eine Schüssel dampfender Fleischsuppe. Er faltete die Hände zu stillem Gebet, und dankte Gott dem Herrn inbrünstig, daß er ihn wieder unter Menschen geführt und ihn barmherzige, freundliche Gemüther habe finden lassen. „Das gefällt mir," sagte der Schulze, „daß ihr über dem gottlosen Kriegshandwerk das Beten nicht verlernt habt. Das große Pack macht's grade umgekehrt; an's Beten denken sie nicht, aber fluchen thun sie mit allen Teufeln. — Aber um nun auf die Hauptsache zu kommen: Arbeit wollt ihr also haben. Nun, dazu könnte Rath werden. Jezt, wo wir Frieden haben, könnte ich wohl einen Knecht mehr auf meinem Hofe brauchen. Wißt ihr denn mit dem Vieh umzugehen?"

„Mit Pferden wohl," versezte Hans.

„Ei daß dich! mit Pferden!" sagte der Schulze. „Welcher vernünftige Bauer wird sich denn jezt Pferde halten? Etwa, damit die Oestreicher kommen und sie aus dem Stalle holen? Nein, das Rindvieh, das Rindvieh ist des Bauern Glück."

„Das ist schmeichelhaft für dich, Ochsenfuß!" sagte der Seiler zum Waffenschmied.

Dieser aber hub an: „Wer ein Soldat gewesen und Pulver gerochen, der wird wohl an dem Ausmisten des Kuhstalls kein sonderlich Vergnügen finden. Nein, junger Mann, kommt ihr zu mir! Ich habe eine Arbeit, die für euch taugt. Ich bin Waffenschmied. Wie ein Schwert geschmiedet sein muß, wenn man's loben soll, das versteht ihr aus dem Grunde; da werdet ihr ja wohl bald auch begreifen lernen, wie es muß geschmiedet werden."

„Euer Handwerk gefiele mir nicht übel," sagte Hans; „aber ehrlich gestanden: nachdem ich so lange wider Lust und Neigung dem Krieg gedient, wäre mir ein friedlich Gewerbe am liebsten."

„Brav gesprochen," rief der Seiler, „brav gesprochen, so wahr ich Eucharius Hühnerkopf heiße! Und da werdet ihr mir wohl selber zugestehen, daß es kein schöneres, edleres

und nützlicheres Handwerk gibt, als das Seilerhandwerk. Denn der Seiler macht Kordeln und Bindfaden und geht mit Werg um. Das Schwert trennt, aber die Kordel verbindet. Das Schwert schlägt Wunden und tiefe Löcher, aber das Werg dienet, die tiefsten Löcher zu verstopfen. Das Schwert reißt ein, aber das Seil baut auf; denn an ihm ziehen die Maurer die Bausteine in die Höhe. Das Schwert ist ein blutgierig Werkzeug, denn es öffnet den Brunnen des Blutes, daraus das Leben entfleußt; aber das Seil ist ein erquicklich Werkzeug, denn es reichet hinab in den Brunnen des Wassers, und ziehet den Eimer herauf, den Verschmachteten Leben zu geben und die Durstigen zu erquicken. Das Schwert ist ein mörderisch und teuflisch Werkzeug, aber das Seil ist ein heilig Werkzeug, denn wie soll man die Glocken läuten ohne Stränge? Das Schwert dienet der Ungerechtigkeit und der Ländergier; aber der Strick dienet der Gerechtigkeit. Denn ihr müßt wissen: es gibt drei Arten des Seilergewerbes; die einen, das sind die Reffschläger, von denen wir vorhin geredet; zu denen möget ihr gehen, wenn ihr einmal in eure Heimat kommt; die drehen die dicken Taue, womit die Schiffer ihre Fahrzeuge auftakeln, um über die See zu fahren; die können wir hier nicht brauchen, sintemal wir keinen See im Lande haben, es müßte denn der Federsee sein, der aber ein gar kleiner Kerl ist, auf dem keine Dreimaster fahren. Die zweite Art, das ist der bescheidene Seiler, wie ich einer bin; der weiß in allerlei Dingen Bescheid, macht Stränge für die Bauernwägen, Kordeln und Spakat, gedrehte und einfache Seile, Garne für die Jäger, und was dergleichen nützliche Dinge mehr sind. Die dritte und fürnehmste Gattung aber, so vornehmlich der Gerechtigkeit dienet, das ist der Galgenposamentier."

„Glaubet ihr denn aber," fragte Hans den Seiler, „daß ich nicht zu ungeschickt bin, diese eure Arbeiten zu lernen, und euch bald auch nützlich zu sein?"

„Nichts leichter als das!" rief Hühnerkopf. „Mit dem leichtesten laß ich euch anfangen. Das Rad zu drehen, ist kein Hexenwerk. Das übrige seht ihr mir nach und nach ab, und lernt es durch Uebung. So werdet ihr mir schon

vom ersten Tag an nützlich sein und euer Brod verdienen. Und schlecht sollt ihr's nicht bei mir haben. Der alte Jürg Wilkens hat viel Gutes an mir gethan, und da ich bei ihm krank gelegen, mich gepflegt wie ein Vater den eigenen Sohn. Nun ist mir's, als wäret ihr des alten Jürgen Sohn, da ihr den doch kennet, und da will ich's an euch vergelten, was ich Gutes dort empfangen."

„Und eben darum," sagte Hans, „zieht mich's zu euch hin, weil ihr den Mann gekannt habt, in dessen Hause meine Mutter ihr Auge geschlossen. Da ist mir's, als käm' ich bei euch in die Heimat. Vor drei Tagen — ja, da waren meine Gedanken noch ganz, ganz andere. Aber jezt ist mir ja jeder andere Weg abgeschnitten. Betteln will ich nicht, und essen muß ich; so will ich denn den Weg gehen, den Gott mich führt, Schritt vor Schritt, und nicht nach der Zukunft fragen; für die Zukunft wird Gott sorgen."

So begab er sich denn mit dem Seiler in dessen Haus, und gieng sogleich den folgenden Morgen an die Arbeit. Es waren tödtlich langweilige Stunden, die er da vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht auf der heißen, schattenlosen Seilerbahn zuzubringen hatte. Denn für's erste hatte er keine anderen Geschäfte zu verrichten, als die, welche den Lehrjungen zugewiesen zu werden pflegen: halbe Tage lang das Rad zu drehen, die Wagenschmiere im Kessel umzurühren, Hanf und Werg beizuschleppen, und dergleichen mehr. Und doch waren ihm diese Stunden der Arbeit noch die liebsten. Denn beim Mittagstisch und am Feierabend ergieng es ihm noch viel übler. Zwar der Meister Eucharius Hühnerkopf war jederzeit freundlich gegen ihn, aber bei dessen Ehehälfte, der Frau Sabina Hühnerkopf, geborenen Zahnraffel, stand er gar nicht in Gnaden; sie keifte, so oft er sich zu Tische sezte, vor seinen Ohren mit ihrem lieben Eheherrn, daß er ihr diesen Menschen in's Haus gebracht, der wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt sei, und esse, was ein Erwachsener esse, und doch nur die Arbeit eines Lehrjungen verrichte. Was denn dabei herauskommen solle, wenn man sein bischen Hab und Gut so unnütz verschleudere? Der Meister, welcher daheim so kleinlaut, als draußen munter

und geschwätzig war, gerieth jedesmal in große Verlegenheit, und suchte seine gestrenge Ehehälfte zu beschwichtigen, indem er etwas von der Dankbarkeit, die er dem alten Jürg Wilkens schuldig sei, daherbrachte; aber sie rief dann: „Ach was! dummes Zeug! er ist ja nicht des alten Wilkens Sohn, und hat gar nichts mit ihm zu schaffen.“ Daß Johannes sich unter diesen Umständen kaum halb satt zu essen wagte, ist begreiflich.

Noch übler ergieng es ihm, wenn die Feierabendglocke schlug. Die Gesellen waren rohe Bursche, und ließen den sechsundzwanzigjährigen Lehrjungen bei jedem Anlaß ihre Ueberlegenheit und ihre Verachtung fühlen. Davon, daß Johannes je wieder in die Gesellschaft der Ortsmagnaten, des Schulzen, des Waffenschmieds und seines Meisters gekommen wäre und in der Schenke mit ihnen seinen Schoppen getrunken hätte, war bei seiner nunmehrigen Stellung natürlich gar keine Rede. Mit den Gesellen mochte er nicht verkehren, und so brachte er denn seine Abende meist einsam und allein zu. Das gieng noch an, so lange der Sommer dauerte, und er im Freien sich ergehen konnte. Der liebste Tag war ihm der Sonntag. Da gieng er zur Kirche, und des Nachmittags stieg er dann die kahle Höhe hinan nach der Bergecke, die von den Ruinen der Teck wie eine Bastion vorspringt, und setzte sich dort auf ein Felsstück, und schaute wehmüthig sinnend in die unendliche Weite hinaus, die im Abendgolde glühte. Rechts drüben in duftiger Ferne blickte über den Rücken des Hertfeldes herüber auf steiler Bergzinne der lezte Thurm des Hohenstaufen, ein traurig Denkmal verschwundener Herrlichkeit. Dicht hinter Johannes Rücken aber hoben sich auf dem Gipfel desselben Berges, dessen Vorsprung er erstiegen hatte, von Eichgebüsch umgeben, die Trümmer der Teck, die gleichzeitig mit dem Staufen im Bauernkrieg, im März 1525, von den Banden des wilden Heinrich Mezger verbrannt worden; das alte Geschlecht der Grafen von der Teck war schon lange vorher, schon 1439, ausgestorben, und Land und Titel auf die Grafen von Würtemberg übergegangen. Und das Land dieser Grafen, jezt Herzöge, das vor ihm in der Tiefe sich ausbreitete, glich es nicht auch einem

Leichenfeld voll Trümmer und Brandstätten? Grau und düster stieg mit den Schatten der Abendnebel an der Bergwand herauf, und auch in seiner Seele war es trüb und düster; auch seine Hoffnungen lagen alle in Trümmern. Er war so froh gewesen, seinen Abschied endlich erlangt zu haben; er hatte sich einen so schönen Lebensplan ausgesonnen; seine alten Studienzeugnisse in der Tasche, die er stets als ein Heiligthum mit sich genommen, wollte er nach Hohentwiel zu seiner Rosa eilen, wollte die Geliebte überraschen mit der Kunde, daß er Theologe sei, wollte um eine Pfarrstelle im Herzogthum sich bewerben, und daß ihm eine solche zu Theil werde, daran durfte er bei dem großen Mangel an Dienern der Kirche, der immer fühlbarer wurde, nicht zweifeln. Jezt — war es mit all diesen Hoffnungen aus; seine Zeugnisse waren ihm, wie alles, was er hatte, geraubt, und lagen zerrissen — Gott weiß in welchem Schmutzhaufen! Er war bettelarm. Sollte er so, von Thür zu Thür Almosen heischend, nach dem drei Tagmärsche entfernten Hohentwiel wandern und bei Rosa als Bettler eintreffen, in jenen Kleidern, die er einem Leichnam ausgezogen? Daran hatte er nicht denken dürfen. Und noch jezt sah er keine Möglichkeit, wie es anders werden sollte. Der Seiler gab ihm Kost und ein Strohlager in der Gesellenkammer, aber von Lohn war noch keine Rede, und wie hätte er auch Lohn beanspruchen dürfen? Später vielleicht mochte er solchen erhalten und sich etwas zusammensparen.

Aber gab es denn niemand, dem er sich anvertrauen und seine frühere Stellung als Fähndrich hätte offenbaren können? Was konnte ihm diese nützen, da das Land von den Kaiserlichen okkupirt war? Der Burgermeister Müller in Urach haßte ihn; der Obrist von Soyes würde ihn vielleicht freundlich aufgenommen, ihm aber doch keine andere Hilfe zu bieten gehabt haben, als den Antrag, in östreichische Dienste zu treten, wozu er sich nie hätte entschließen können, und womit auch nichts wäre gebessert gewesen. Eher hätte er sich dem Ortspfarrer von Bissingen als ehemaliger Candidat entdecken können; aber wie konnte der Mann, der zehn Kinder und Noth an allen Ecken hatte, ihm helfen?

„Nein, es ist Gottes Wille so," sprach er zu sich selbst. „Gott der Herr hat mir zeigen wollen, daß diese Hände, die dem blutigen Kriegshandwerk gedient haben, nicht würdig sind, seinem Reiche auf Kanzel und Altar zu dienen. Ich muß mich schweigend und ohne Murren in mein bittres Loos ergeben. Das Glück meines Lebens ist mir zertrümmert. Das theuerste Kleinod, das ich besaß, jener Psalter, in welchen Rosa den tröstlichen Spruch geschrieben, ist mir mit allem Andern auch geraubt. So oft ich den Spruch ansah, schöpfte ich von neuem die feste Zuversicht, der Herr werde mich mit ihr zusammenbringen. Daß mir das Büchlein genommen worden ist, damit hat mir der Höchste selber ein Zeichen gegeben, daß ich an jener Hoffnung nicht länger festhalten soll. Ach, mein ganzes Leben ist Eine große ununterbrochene Kette von lauter Widerwärtigkeiten! Aber was klage ich? Es sind Tausende und Hunderttausende, denen es in diesen leidigen Jammerzeiten noch elender ergangen, als mir. Ich muß mich fügen. Mein Weg geht nicht zur Theologie zurück; er geht dorthin, wohin mir Rosa nicht folgen kann, zu einem Broderwerb durch meiner Hände Arbeit — ja, durch saure, freudlose Arbeit. Ich muß Rosa vergessen. Es muß — muß sein!"

Er brach in Thränen aus; er gieng gesenkten Hauptes in den Flecken zurück, und fragte sich im Gehen, wo und wie er wohl die Abende zubringen werde, wenn der Sommer vorüber sei, und der Winter mit seinen langen Nächten herankomme.

„Seht, da kommt der hochmüthige Schwed, der sich zu vornehm für uns dünkt," riefen die Gesellen, als sie ihn auf's Haus zuschreiten sahen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine glückliche Ehefrau.

Mich befällt ein böses Frieren,
Denk' ich der Examina.
Studentenlied.

Richard war in Tübingen angelangt. Sein Geheimschreibersold war ihm für einen Monat vorausbezahlt, damit er leben könne, bis eine Pfarrstelle ihm übertragen wäre. Aber damit gieng es nicht so schnell. Er machte den Tag nach seiner Ankunft beim Dekan der theologischen Fakultät seine Aufwartung, stellte sich vor als den herzoglichen Geheimsecretarius, erzählte, daß er früher der Theologie obgelegen, und machte die Mittheilung, daß er nun auf seinen eigenen Wunsch seine Entlassung erhalten habe, und in den Dienst der Kirche zurückzutreten begehre.

Der Dekan hatte eine große Freude, daß bei dem vorhandenen Mangel an Predigern sich ein solch erwünschter Zuwachs finde, und fragte ihn, ob er schon eine Stelle in Aussicht habe. „Nein," sagte Richard, „aber Se. herzogl. Gnaden haben gegen das Consistorium in Stuttgart schriftlich den Wunsch ausgesprochen, daß mir eine solche wolle übertragen werden."

„O weh," sagte der Dekan, „da möget ihr die Hoffnung nur fahren lassen. Wie könnt ihr glauben, daß das vom Kaiser bestellte Consistorium, so überdies aus zween Jesuitern besteht, sich von dem abgesetzten Herzog Winke ertheilen lassen und dessen Wünsche zu vollziehen sich beeilen werde. Ihr thätet viel besser, wenn ihr bei einem derer Adligen, so Patronatsstellen zu vergeben haben, euch um eine Pfarrei melden würdet."

„Das dürfte ich doch nicht eher," erwiderte Richard, „als bis der erstere Weg fehlgeschlagen wäre. Ich würde sonst Serenissimum beleidigen. Uebrigens weiß ich als ein mit den Staatsangelegenheiten vertrauter Mann, daß nach

gegenwärtiger Lage der Dinge das Consistorium keineswegs abgeneigt sein wird, diesen Wunsch Serenissimi zu erfüllen."

„Nun, um so besser," sagte der Dekan. „So darf man euch im voraus Glück wünschen."

„Nun hätte ich aber noch einen Wunsch oder eine Frage," fuhr der Herr Geheimschreiber fort. „Es wird doch wohl nicht nöthig sein, daß ich, ein Mann, der schon in höchsten Ehren gestanden, mich nachträglich noch einem examini unterziehe?"

„Wie könnt ihr denken? Wozu das?" antwortete der Dekan. „Ihr habt ja eure alten Zeugnisse von eurem vormals bestandenen examine; die behalten ihre Giltigkeit."

„Ich habe diese Zeugnisse —— nicht hier," sagte Richard.

„Laßt sie euch kommen," versezte der Dekan.

„Sie sind," fuhr Richard mit unsicherer Stimme fort, „sie sind nicht ganz vollständig. Meine Promotionszeugnisse habe ich, und mein Diplom als Baccalaureus desgleichen, aber gerade an einem theologischen Prüfungsatteste mangelt es mir, weil ich kurz vor dem zu bestehenden examine schwer krank geworden und in Helvetiam gereiset, allwo ich nach mit Gottes Hilfe erlangeter Genesung allsogleich in des Herzogs Dienste getreten. Nun kann es doch nicht wohl sich schicken, daß ein Mann, der des Herzogs Geheimschreiber gewesen, sich wieder auf die Schulbank neben die jungen Studentlein setze, und sich mit ihnen zusammen examiniren lasse."

„Davon kann gar keine Rede sein," erwiderte der Dekan. „Es verstehet sich von selbst, daß euch ein Privatcolloquium intra parietes gewähret wird."

„Könnte denn sothanes Colloquium in vorliegendem Falle nicht gänzlich erlassen werden?" fragte Richard. „Ich bin in theologia gründlich unterrichtet, und fürchte mich vor keinem examine; aber es gibt so manche Gedächtnissachen, als zum Exempel in historia ecclesiastica, desgleichen in vocabulis Hebraicis, die mir bei der längeren Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten entfallen sein dürften. Müßte daher erst etwelche Zeit mich auf solche res memoriales vor-

bereiten, und dürfte dadurch meine Anstellung hinderlich verzögert werden."

„Das Examen gänzlich erlassen? Das geht wohl nicht," sagte der Dekan, mit den Achseln zuckend. „Das kann ich wenigstens nicht auf mich allein nehmen. Ich muß darüber die Mitglieder der Fakultät befragen."

„Bitte, macht euch diese Mühe nicht, hochwürdiger Herr," sagte Richard. „Es wird ja genug sein, wenn die Herren examinatores bei dem zu haltenden colloquio es in Jahrzahlen und Vokabeln nicht allzustrenge — und auf meinen bisherigen Beruf und Stellung geneigte Rücksicht nehmen."

„Das versteht sich von selbst," sagte der Dekan. „Ihr möget also nur eine Meldung eingeben."

Richard empfahl sich. Sogleich den folgenden Tag schickte er eine Meldung. Dem Dekan aber war mittlerweile doch die Sache im Kopfe herumgegangen, ob das nicht eine Kränkung und Beleidigung gegen den Herzog sei, wenn man seinem Geheimschreiber den Wunsch, ihm die Prüfung zu erlassen, nicht gewähre. Er berief daher eine Fakultätssitzung, und trug hier die Sache vor. Die Herren Collegen waren ganz seiner Meinung, und wollten eben die Sitzung schließen, als plötzlich der Famulus der Fakultät, welcher an einem Seitentische das Meldungsgesuch zu den Akten zu nehmen im Begriffe war, mit entsetzter Stimme ausrief: „Ei, ist denn das nicht derselbe Mensch, der vor vier Jahren wegen grober Lüderlichkeit und Unsittlichkeit des Wandels aus dem Stift geworfen worden?"

Die ehrwürdigen Herren streckten ihre Köpfe in die Höhe. „Richard Wergschmidt?" rief der alte Stifts-Ephorus; „nanntet ihr ihn nicht so, collega decane? Freilich, freilich, der ist's!"

Der Ephorus ließ die Akten des Stifts herbeiholen; man sah nach; man überzeugte sich: Tauf- und Zuname, Heimat und Geburtsjahr stimmte, und seit dreißig Jahren hatte kein Anderer dieses Namens in Tübingen studirt.

„Da müssen wir remonstrationem solemnem nach Straßburg an den Herzog schicken, daß er sothanen Wunsch zurücknehme," sprach der Dekan.

Aber in dem gleichen Augenblicke gieng die Thür auf, und der Pedell brachte ein großes Schreiben mit dem Consistorialsiegel. „Von Stuttgart," sagte er, indem er das Schreiben auf den Tisch legte, und das Zimmer wieder verließ.

„Was ist das?" sagte der Dekan, und erbrach das Rescript. „Da haben wir's! — — Richard Wergschmidt — — und wir demnach hochwürdiger Fakultät aufgegeben, unverzüglich und unweigerlich besagten Candidatum und gewesenen herzoglichen Geheimschreiber für eine Pfründe vorzuschlagen, deren Jahresertrag sich auf mindestens 600 fl. belauft. Im Namen Kaiserlicher Majestät."

„Und nun geschieht's gerade nicht!" rief der Ephorus. „Wir protestiren, protestiren feierlich, unter Einschickung einer copia der bezüglichen acta Seminarii. Das lassen wir uns von diesen jesuitischen Hallunken, die man uns auf die Nase gesetzet, nicht bieten!"

„Lasset uns feststehen, liebwürdige Herren Collegen," stimmte der professor historiæ ecclesiasticæ bei, „lasset uns feststehen und keinen Schritt breit weichen. Hier haben wir nur einen neuen Anlaß und Klagepunkt, darauf wir fußen können, um dieses Schandconsistorii endlich loszuwerden. Sogleich heute berichten wir die ganze Sache nach Dresden an den Churfürsten. Das soll wohl dem Faß den Boden durchstoßen. Wenn der Churfürst solche Vorkommnisse beim Kaiser kann geltend machen, so wird er es ja endlich vollends durchsetzen, wozu ohnehin schon alle Aussicht vorhanden ist, daß man die Jesuiter wegschickt, und uns wieder ein evangelisches Consistorium gibt."

So wurde es denn also beschlossen. Dem Geheimschreiber wurde gar keine Antwort gegeben; ihn wollte man in der Schwebe und Ungewißheit lassen, damit er nicht etwa Ränke anzettle; und als er nach mehreren Wochen vergeblichen Harrens bei dem Dekan anfragte, sagte ihm dieser nur, es hätten sich noch etliche Schwierigkeiten gefunden, die vordersamst beseitigt werden müssen. Dem Consistorium aber wurde unmittelbar nach jener Sitzung ein Brief geschickt, der Hörner und Zähne hatte. „Hochwürdige

Fakultät müsse sich billig wundern, wie das hochpreisliche Consistorium" (denn das Prädikat „hochwürdig" wollte man dieser mit Jesuiten besezten Behörde nicht zugestehen) „wie das hochpreisliche Consistorium das Ansinnen anher stellen könne, ein Individuum für eine Pfarrstelle in Vorschlag zu bringen, welches nicht nur noch kein examen theologicum bestanden, sondern überdies nach kaum einjährigem Studium wegen sittenlosen und lästerlichen Lebenswandels, worüber acta beiliegen, aus dem Stifte gejagt worden, und könne man ebensowohl, ja noch weit besser den nächsten besten Sauhirten für eine Pfarrstelle in Vorschlag bringen. Hochwürdige Fakultät müsse sich solche ungeheuerliche Zumuthungen für alle Zukunft verbitten."

Auch nach Dresden ward sogleich berichtet.

Es entstand nun eine lange Schriften-Fehde. Das Consistorium in Stuttgart schickte die ganze Antwort sammt Beilagen an den Herzog nach Straßburg ohne alle weitere Bemerkung. Der Herzog war wüthend, als er diese Schriftstücke las, und ergoß seinen ganzen Zorn auf den abwesenden Richard, welcher sich betrüglich in sein Vertrauen gestohlen und ihn schändlich hintergangen habe; aber der Rath Besold — einer von denen, welche damals am Rheinfall in Eberhard's Begleitung gewesen — erinnerte ihn, daß Delinquent schon damals selbst erzählt habe, daß er wegen leichtsinniger Studentenstreiche aus dem Stift gejagt worden sei. „Herzogliche Gnaden," fügte Besold hinzu, „haben ihm an jenem Tage ausdrücklich gnädigen Pardon für solche Jugend-Uebereilung zugesagt, und ihm die Wiederaufnahme in den geistlichen Stand versprochen. Ich meines geringen Theils kann es nur lächerlich finden, wenn die Fakultät auf diese alten Geschichten, über denen längst Gras gewachsen, zurückgreift. Es ist offenbar, sie will nur diese Gelegenheit nützen, dem kaiserlichen Consistorio und damit Oestreich überhaupt eins zu versetzen. Man weiß ja, wie diese frommen Herren im Herzen noch immer schwedisch gesinnet sind. Aber das darf man ihnen nicht so hingehen lassen. Es ist ja damit Ew. herzogl. Gnaden höchsteigene Reputation compromittiret, als hätten Ew. Gnaden schlechte

Subjekte zu Ihren fürnehmsten Dienern erkoren. Wollte deshalb den unvorgreiflichen Rath ertheilen, auf der gethanen Forderung zu bestehen, und mit Nachdruck geltend zu machen, daß, wenn fragliche Person auch in vorigen Zeiten etwelcher Jugendsünden sich schuldig gemacht, sie solche doch längst gebessret und in der ganzen Zeit ihres Dienstes ein anständig, tadellos und bescheiden Leben geführet."

Ein Schreiben in diesem Sinne ward nach Stuttgart erlassen. Abermals empfahl Besold die Vertretung desselben seinem gar lieben Freunde, dem Doctori Hammelio, und dieser freute sich recht innig, daß er — für den Fall, wenn Eberhard ja in die Regierung wiedereingesezt werden sollte — zwischen dem Landesherrn und der protestantischen Landesfakultät im voraus Zwiespalt und Feindschaft stiften könne.

Das Consistorium schrieb nun zurück an die Fakultät, und beharrte unter Anführung der von dem Herzog geltend gemachten Gründe auf seinem Begehren. Die Fakultät protestirte nochmals, und da dies wieder nichts half, wandte sie sich an den akademischen Senat. Dieser gieng direct an den Herzog; so wurde mehrmals hin und hergeschrieben; so vergiengen Monate, und noch war kein Ende des ärgerlichen Handels abzusehen.

Niedergedrückt durch das neu aufgewärmte Andenken an seine alten Sünden, gieng Richard fast gar nicht aus dem Hause, ausgenommen zur Kirche. Er erreichte durch diese Zurückgezogenheit, daß ihn fast niemand in der Stadt auch nur von Ansehn kannte. Die einzigen Menschen, mit denen er einigen Umgang pflog, waren ein paar Offiziere von der kaiserlichen Besatzung. Auch diese besuchte er nur in ihren Wohnungen; auf ihre Trinkstube zu kommen, vermied er mit Absicht, um zu keinerlei übler Nachrede Anlaß zu geben. Nur Sonntag Nachmittags machte er zuweilen mit einigen derselben einen Spaziergang nach einem ziemlich abgelegenen und unbekannten Jagdhause im Steinlachthal, wo er sicher sein konnte, keine Tübinger zu treffen. Denn es war dort keine öffentliche Wirthschaft; der Förster, dem das Haus gehörte, war ein persönlicher Freund des einen der Offiziere,

und so kam es, daß sie zuweilen hinausgiengen, und auf einem freundlichen Plätzchen unter dem Schatten alter Ulmen jeder auf seine eigne Rechnung von dem Weine tranken, den der Förster im Keller liegen hatte.

An einem heitern, warmen Septembernachmittage hatten sich den unverheiratheten Offizieren ausnahmsweise auch ein paar verheirathete mit ihren Frauen und Kinder angeschlossen. Es that Richard ganz wohl, nach langer Zeit wieder einmal mit feinen Frauen sich unterreden zu können. Und die eine, die Majorin von Senfft, war auch wirklich eine feine, edle ältliche Dame, welcher man die vornehme Herkunft und gute Erziehung ebenso, wie ihrem Gemahl, sofort anmerkte. Als der Geheimschreiber ihr vorgestellt wurde, machte sie eine artige Verbeugung, und wußte den jungen Mann bald in ein angenehmes und interessantes Gespräch zu ziehen. Daß sie je schon von ihm habe reden hören, ließ sie in keiner Weise merken.

Nicht den gleichen, wohlthuenden Eindruck machte eine bei weitem jüngere Dame, die Frau Hauptmann Krammelhuber, welche mit ihrem dicken, aufgedunsenen Gatten und einem eilfjährigen Knaben eine halbe Stunde vor den Anderen Tübingen verlassen hatte, und darum erst in der Nähe des Jagdhauses von ihnen eingeholt wurde. Als Richard ihr vorgestellt wurde, riß sie die Augen auf, so weit sie konnte, und sagte: „Ei, das ist mir aber sehr interessant, den Herrn Geheimschreiber kennen zu lernen, von dem mir schon mein Oheim so vieles erzählt hat." Richard, welcher diese Worte auf nichts anderes beziehen konnte, als auf das üble Gerede, das über seine alten Sünden neuerdings in Umlauf gekommen, war auf das unangenehmste berührt; er antwortete nur mit einer steifen Verbeugung, und gieng jedem weiteren Gespräch mit der unzarten Dame, die wieder und wieder ihre neugierigen Blicke auf ihn heftete, geflissentlich aus dem Wege. Er unterredete sich nachdem man vor dem Jagdhause Platz genommen, desto mehr mit der Frau von Senfft und ihrem Gemahl, einem allseitig unterrichteten Manne, der namentlich über die politische Lage Deutschlands mit unbefangenem Blick und wahrer Einsicht urtheilte, und

nichts weniger als ein Freund der Jesuiten und der fanatischen Verfolgung des Protestantismus war. „In der Person unsers Kaisers," sagte er unter andern, „hat Oestreich seine Stellung an der Spitze des Reiches, wie ich fürchte, für alle Zukunft verscherzt. Denn auf einen solchen Sieg, welcher mit einer Unterdrückung und Vernichtung des Protestantismus gleichbedeutend wäre, hat Oestreich nie zu hoffen. Die beiden Religionstheile werden so lange fortkämpfen, bis am Ende eine Art von Gleichgewicht sich hergestellt hat. Eher wird nicht Friede werden, und wenn es noch Jahrzehnte bis dahin dauern sollte. Aber die Folgen des Fehlers, den Oestreich gemacht, und der Sünde, die es begangen, werden erst hernach sich zu zeigen anfangen. Seine kaiserliche Stellung hat das Haus Habsburg aufgegeben, und eine Parteistellung eingenommen. Das wird ihm übel bekommen. Zwar der Schwede kann sich im Reich auf die Dauer nicht halten; aber irgend ein anderes der protestantischen Häuser — ich glaube: das kluge Brandenburg eher, als das schlaffe, schwache Sachsen — wird seinen Beruf erkennen, an die Spitze der protestantischen Reichshälfte zu treten; und dann wird das Reich zwei Häupter haben, die vielleicht nach hundert und zweihundert Jahren noch auf Tod und Leben um die Hegemonie kämpfen werden."

Diese interessante Unterredung wurde auf eine sehr unangenehme Weise alle Augenblicke unterbrochen, erst durch den Knaben, welcher unaufhörlich an seiner Mutter zupfte und sie bald um ein Glas Wein, bald um Obst, bald um ein Butterbrod quälte; und dann als der Junge sich gehörig vollgepropft hatte, und nun am Bache spielte, durch die Frau Hauptmann selbst, welche ihm von Minute zu Minute zurief: „Edmund! — Edmund! — Geh vom Wasser weg! — Edmund! — du wirst noch hineinfallen! — So höre doch!"

„Ei so wollte ich dem unartigen Jungen eine Ohrfeige geben!" rief endlich Richard, der jenes Gebaren nicht länger mehr mit ansehen konnte. „Ja, da habt ihr Recht," sagte pustend der dicke Hauptmann; „Schläge gehören dem Jungen; ich hab's schon oft gesagt." — „Aber warum gebt

ihr ihm denn keine?" fragte Richard. — „Ich darf nicht," sagte der Hauptmann; „meine Frau hat ihn aus erster Ehe mitgebracht, und da hat sie sich die Erziehung ganz allein vorbehalten. Nicht wahr, Hedwig, jezt hörst du's? der Herr Geheimschreiber sagt auch, daß dem Jungen Schläge gehörten. — O ich sage euch, er ist so bös und wird nachgerathe solch ein Heimtücker, daß bald gar nicht mehr mit ihm auszukommen ist." — „Nun, in seiner Jugend ist eben nicht jeder ein Tugendspiegel," sagte die Frau Hauptmann spitzig, und schoß giftige, höhnische Blicke nach Richard. Dieser hatte nicht Lust, noch länger das Stichblatt solcher Anzüglichkeiten zu sein. Er entschuldigte sich, daß er diesen Abend noch nothwendige Briefe zu schreiben habe, und gieng, von einem der jüngeren Offiziere begleitet, nach der Stadt zurück.

„Was ist das für ein unausstehliches Geschöpf?" fragte er unterwegs seinen Begleiter. „Sage lieber: ein armseliges Geschöpf," antwortete dieser. „Sie ist auch uns in der Seele zuwider, aber dann und wann können wir es nicht vermeiden, sie in unsrem Kreise zu sehen, um ihres Mannes willen, dem wir denn doch die Kameradschaft nicht kündigen können. Er ist bürgerlicher Abkunft, hat von der Pike auf gedient, hat tapfer gekämpft, und ist jezt, wie du gesehen, ein guter Tropf, der viel Wein trinkt und fünfe gerad sein läßt."

„Wie ist er denn aber zu dieser Frau gekommen?" fragte der Geheimschreiber.

„Sie ist," versetzte der Lieutenant, „vorigen Sommer als Wittwe hiehergezogen aus Urach, wo sie, glaube ich, Verwandte hat. Es war kurz ehe unser Oberst Soyes Urach belagerte und einnahm. Seit sie hier ist, hat sie nun das Fischer- und Vogelstellergewerbe mit Fleiß, Eifer, Geschick und endlich auch mit Erfolg betrieben; denn nachdem sie über drei Vierteljahre lang ihre Angeln und Leimruthen nach allen möglichen Offizieren ausgeworfen, ist endlich an einer der lezteren im vergangenen Mai ein fetter Gimpel hangen geblieben. Und nun ist sie über die Maßen glücklich; sie hat die Hosen an, und führt das Scepter aus

Pantoffelholz; und er — nun er ist zufrieden, wenn er nur des Morgens und des Mittags seine warme Suppe findet, und des Abends sich seinen Rausch kaufen kann. Der Kleine ist aber ein wahrer Teufelsbraten. Der Vater, sagt man, soll ein Heimtücker der schlimmsten Art, ein rechter Galgenvogel gewesen sein, und da heißt es dann, wie das Sprichwort sagt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. In dem Buben fangen die angeborenen saubern Eigenschaften sich nachgerathe zu entwickeln an, und bei einer solchen Erziehung erfreuen sie sich eines fröhlichen Wachsthums. Wo der unnütze Bursche mit seinen grauen Katzenaugen jemanden einen Tucks anthun kann, da thut er es. Selbst meine Soldaten haben keine Ruhe vor ihm. Neulich hat er ein paar Fledermäuse gefangen, und dieselben in eine Truhe in der Kaserne praktizirt. Wie nun die Soldaten sich niederlegen wollen, und vorher die Truhe aufmachen, um ihr Kommisbrod herauszunehmen, so fahren die Fledermäuse heraus und ihnen in's Gesicht und in die Haare. Ein andermal hat er ihnen stinkenden Bärenlauch neben ihr Brod in die Truhe gelegt, daß vor Ekel keiner etwas genießen konnte und sie hungrig schlafen gehen mußten. Ich hatte gute Lust, ihn über die Trommel legen zu lassen, und wenn so etwas wieder geschieht, so führe ichs auch aus, wenn ich gleich zehnmal die Frau Mutter sammt deren gehorsamem Herrn Gemahl über den Hals bekomme."

Unter diesen Erzählungen kamen die beiden Wanderer in der Stadt an. Richard sagte dem Lieutenant gute Nacht, und gieng in seine Wohnung. Er fand einen Brief von einem Bekannten, der in Stuttgart lebte und ihn von Zeit zu Zeit über den Gang seiner Angelegenheit unterrichtete. Diese stand damals, im September, noch herzlich schlecht und fast hoffnungslos. Die Fakultät hatte eben damals ihren Protest eingegeben, und die beiden Jesuiten, welche das Consistorium bildeten, hatten gar keine sonderliche Lust, um des ketzerischen und vertriebenen Herzogs willen einen Streit mit der Landesfakultät fortzusetzen, welcher ihre durch Chursachens Verwendungen beim Kaiser ohnehin gefährdete Stellung noch mehr zu erschüttern geeignet war.

Ihnen lag weit mehr daran, am Ruder zu bleiben, als die Wünsche des Dr. Hammelius in Straßburg zu erfüllen.

Sorgenvoll saß Richard da, und stützte sein Haupt in die Hand; nach längerem Besinnen hielt er es für das beste, selbst nach Stuttgart zu reisen. Er machte sich sogleich des andern Tages auf den Weg, und da er von früherer Zeit her manche Freunde dort besaß, so gelang es ihm in der That, durch sie auf den Statthalter Grafen Sulz, und durch diesen wieder auf das Consistorium zu wirken, so daß seine Angelegenheit von neuem in Gang kam. Abermals wurden Schriftstücke hin und her gewechselt; abermals vergiengen ein paar Monate.

An einem Novemberabend saß Richard in theologische Studien vertieft an seinem Tische, als es an der Thür pochte, und auf sein fast unwilliges „Herein!“ ein Mann eintrat, den er im ersten Augenblick nicht erkannte. „Tausend, was habt ihr da für ein finsteres, entlegenes Nest,“ sagte der Ankömmling; „an dreißig Hausthüren habe ich klopfen müssen, bis ich endlich die rechte gefunden.“ — „Ihr seid's Kellermann?“ sagte Richard freundlich, indem er ihm die Hand bot. Es war ein Bekannter vom Stuttgarter Hofe her; er war dort eine Art Hoffourier gewesen, hatte sich aber, seit der Herzog entflohen und der Hof versprengt war, aus einem Fourier in einen Kurier umgewandelt.

„Ich bin's,“ erwiderte er, mit den Sporen klirrend; „ich bin auf einem Ritt von Hohentwiel nach Stuttgart; habe dem Widerhold oder Widerhaar ein Schreiben vom Statthalter Grafen Sulz gebracht, daß er die Festung dem Statthalter endlich öffnen solle. Aber da kann er eher einen Kieselstein weich kochen, als den alten Eisenfresser mürbe machen. Und euch finde ich also hier? Ist's denn wahr, daß ihr bei Serenissimo in Ungnade gefallen? In Hohentwiel hab' ich allerlei davon munkeln hören, aber ich hab's nicht glauben wollen, da ich ja von Stuttgart her weiß, wie der Herzog alles aufbietet, euch das Consistorium geneigt zu machen, daß es euch eine gute Pfründe verleihe, und wie er euch auf's wärmste empfiehlt.“

„Eine Personalveränderung am Hofe muß darum noch keine Ungnade sein," sagte Richard mit diplomatischer Zurückhaltung. Kellermann hatte nie zu seinen näheren Bekannten gehört; er wußte nicht, wie weit er ihm trauen dürfe, und da hielt er sich an den weisen Ausspruch des Koran: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold."

Und darum antwortete er auf die weitere Frage des Kuriers: „Und wie steht es denn jezt mit eurer Sache?" nur wiederum die diplomatisch dunklen Worte: „Es ist vor allen Dingen nöthig, daß ich mein theologisches Examen, das mir noch mangelt, nachzuholen in den Stand gelange."

„Nun, da wird es euch nicht fehlen," sprach Kellermann; „ihr seid ja ein ganzes Corpus juris geistlicher Gelahrtheit — wollte sagen ein Corpus doctrinæ. Aber wenn ihr erst einmal so weit seid, und eine Pfarrei habt, und wenn ihr dann nach einer Pfarrerin sucht, da wüßt' ich euch eine. Ich sag' euch: eine zweite, wie die, gibt's nicht im ganzen Herzogthum. Des Pfarrers Tochter in Hohentwiel meine ich; Rosa heißt sie. Ich habe sie nur einmal von weitem gesehen, aber ich war ganz weg von ihr! Diese Schönheit und diese Anmuth und diese Bescheidenheit! Und was man alles von ihr gutes sagt! Wie sie ihren alten Vater lieb hat, und wie sie freundlich und gut ist gegen alle Leute, sonderlich gegen die Armen und Kranken!"

Richard ward es schwül; er fuhr sich über die Stirn. „Das ist der Pfarrer," fragte er, „der sonst in Urach gestanden?"

„Freilich," antwortete Kellermann, „er ist erst seit einem Jahr auf den Hohentwiel versezt worden."

„Den kenne ich wohl," sprach Richard; „er ist sogar ziemlich nahe mit mir verwandt. Und seine Tochter kenne ich auch. Ist die denn jezt Wittwe?"

„Wittwe?" rief Kellermann. „Wie soll sie Wittwe sein? Sie war ja nie verheirathet! Versprochen war sie mit einem würtembergischen Offizier, hat man mir erzählt; aber zur Hochzeit ist es nicht gekommen. Warum? weiß ich nicht. Soviel ich gehört habe, ist der Offizier erschossen

worden; ich erinnere mich aber nicht, in welcher Schlacht. Aber soviel weiß ich ganz gewiß, daß jedermann von ihr als von der Jungfer Rosa spricht. — Aber ich verplaudre mich da, und habe doch ein paar Bekannten versprochen, bis acht Uhr in den Hecht zu kommen. Wollt ihr nicht mit?"

„Es hat mich sehr gefreut, euch nach so langer Zeit wieder einmal gesehen zu haben," erwiderte Richard. „Aber in's Wirthshaus zu gehen, schicket sich nicht für einen Candidatum, der ein Examen rigorosum vor sich hat, und könnte ihm übel bekommen. Gehabt euch also wohl, und glückliche Reise!"

„Lebt wohl, und denkt mir an die Rosa!" rief Kellermann, und eilte hinaus. —

Richard schaute ihm nach; als seine Schritte auf der Treppe verklungen waren, durchbrach der Vulkan der Leidenschaft die Lavakruste der berechnenden Klugheit. Richard hatte, so lange er als Geheimschreiber in des Herzogs Diensten stand, an Rosa nicht mehr gedacht; seit jener misverstandenen Aeußerung Konrad's bei Villingen war er ja der Meinung gewesen, Hauptmann Georg Müller lebe noch, und Rosa sei mit ihm vermählt. Ueberhaupt hatte er in jener Zeit seines Glanzes, als er am Hofe lebte, weit höheren Gedanken nachgehangen und glänzendere Luftschlösser gebaut. Er hoffte, es zum Rath, zum Minister zu bringen; er hoffte geadelt zu werden, und irgend ein Freifräulein aus einem der ersten Geschlechter als Gemahlin heimzuführen. Jezt, nachdem der Sturm diese Luftschlösser verweht und ihn in den alten Lebensberuf zurückgeworfen hatte — jezt vernahm er plötzlich, daß Rosa noch unvermählt, daß Georg in einer Schlacht gefallen sei! Die alte Leidenschaft erwachte. „Sie ist Jungfrau!" rief er. „Der Nebenbuhler, über dessen Leben ich mich gefreut, ist todt, ist in der Schlacht gefallen, und nun darf ich über seinen Tod mich freuen. Jubeln möcht' ich und jauchzen! Nur diese verdammten Fakultätsperrücken stehen meinem Glück noch im Wege! Aber sie können nichts machen! Sie müssen die Segel streichen! Ich habe die Macht auf meiner Seite. Jezt alle Segel beigesezt! Am besten ist's, ich schreibe un-

vorzüglich an Rosa selbst, erinnere sie an unsre alte Jugendliebe, an die Hoffnungen, die sie mir einst gemacht, rühme ihr, in welchen hohen Ehren ich bei Hofe gestanden, sage ihr, daß ich demnächst eine Anstellung im Dienste der Kirche zu erwarten habe, und halte sogleich um ihre Hand an, damit mir nicht etwa wieder ein Anderer dazwischenkommt."

Gesagt, gethan. Er sezte sich, und schrieb. Von den üblen Beschuldigungen, die gegen ihn vorlagen, schrieb er kein Wort. Weiß sie nichts davon, dachte er, so ist es thöricht, wenn ich selbst sie davon in Kenntnis setze. Hat sie aber davon gehört, so wird sie es in ihrer Antwort schon erwähnen, und mir damit Gelegenheit geben, mich zu rechtfertigen; ich werde alsdann den größten und schlimmsten Theil als eine abscheuliche Verleumdung von mir weisen und das übrige als eine kleine, längst bereute Jugendübereilung hinstellen.

Den andern Tag wollte er den Brief fortschicken. Als er eben im Begriffe war, zu diesem Zweck seine Wohnung zu verlassen, trat ihm ein Bote entgegen, der ihm selbst einen Brief brachte. Er erkannte die Hand seines Stuttgarter Freundes. Hastig eilte er in sein Dachstübchen zurück, rieß den Brief auf, und las. Es war ein Donnerschlag für ihn. „Aus sicherster Quelle kann ich euch melden, daß das Consistorium auf dem Sprung steht. Der Kaiser hat bereits das Schreiben unterzeichnet, worin er seinen Sohn, den König von Ungarn, anweist, die vormaligen, protestantischen Räthe wieder einzusetzen, und die beiden Jesuiter zu entlassen. Eure eigene Angelegenheit war es, die dem Faß den Boden ausgedrückt, und die der Churfürst von Sachsen mit Erfolg als einen Beweis geltend gemacht hat, daß es mit diesem Kirchenregiment nicht so weiter gehen könne."

Richard war wie vernichtet. Er schleuderte den an Rosa geschriebenen Brief in die Gluth des Kamins. Die alten Kirchenräthe wieder eingesezt? Nun, daß die es mit der Fakultät halten würden, das war an den Fingern abzuzählen! Er war in Verzweiflung. Wovon sollte er

leben, wenn seine Hoffnung fehlschlug? Der Herzog hatte ihm jüngst, in Anbetracht der unvorhergesehenen Verzögerung, ein Gnadengeschenk von fünfzig Gulden schicken lassen, aber mit dem Bemerken, daß dies das lezte sei, was er für ihn thun könne, und daß er sich nicht für verpflichtet halte, den Schaden zu tragen, welchen Richard durch eigene Verschuldung über sich gebracht.

Richard gieng keinen Schritt mehr aus dem Hause. Er sah keinen der Offiziere mehr, er gieng am Weihnachtfest nicht einmal in die Kirche, und als in der Sylvesternacht die Glocken das Jahr 1636 einläuteten, da stieg's wie eine schaurige Ahnung in ihm auf, als sollte dieses Jahr ihm nur Unheil und Verderben bringen, und er warf sich auf sein Lager, und weinte Thränen des bittersten Schmerzes.

Und doch sollte die Wiedereinsetzung des alten Consistoriums ganz andere Folgen für ihn haben, als die er befürchtete.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Galgenposamentier.

> Ich bin so gar ein armer Mann,
> Und gehe ganz allein.
> Ich möchte wohl nur einmal noch
> Recht frohen Muthes sein.
>
> Uhland.

Des armen Johannes Lage ward immer trauriger. Zwar in die Arbeit seines neuen Standes fand er sich mit solchem Geschick, daß Meister Eucharius Hühnerkopf ihm bereits sechs Wochen nach seinem Eintritt, im September, fast jede Art von Verrichtung übertragen konnte, und ihn nun

auch wie einen Gesellen zahlte — was freilich spärlich genug war. Aber die Meisterin hatte nun einmal einen Widerwillen gegen „Hans" gefaßt, den sie nicht aufgab, und durch sie wurde allmählich auch der Meister gegen ihn eingenommen. Es fehlte dazu nicht an Anlaß. In Johannes Wesen lag ein gewisses Etwas, das in diese Umgebungen nun einmal nicht passte. Er war freundlich und bescheiden gegen seine Mitgesellen; er ertrug geduldig wie ein Lamm ihre Spöttereien und Rohheiten, aber er selbst konnte in diesen Ton nicht mit einstimmen und ihre rohen Zechgelage nicht mitmachen. Das reichte hin, daß sie ihn für hochmüthig hielten, und daß die Meisterin ihn für hochmüthig erklärte, und daß auch der Meister sich über seinen Hochmuth anfangs im stillen ärgerte, und bald mit lauten Worten, wenn er Abends allein in seiner dunklen Kammer oder in der kalten Nachtluft vor dem Hause saß, ihm vorwarf, warum er sich nicht mit den Andern lustig mache? ob er denn etwas besseres sei als sie? ob er seinen Schwedenhochmuth noch nicht ausgeschwitzet? Johannes versuchte es dann auch wohl, einmal eine Stunde mit den Andern in der Schenke zuzubringen; aber bei diesen rohen, unfläthigen Reden, die da geführt wurden, es auszuhalten, war unmöglich. Einem niedrigen Stande konnte er angehören, aber gemein zu werden vermochte er nicht.

Eine schwache Hoffnung leuchtete ihm auf, als am Ende des Septembers der roheste der Gesellen, der ihn am meisten gehaßt hatte, wegen eines schlechten Streiches vom Meister fortgejagt wurde, und ein Anderer eintrat, der einen Ausdruck von Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit in seinem Gesichte trug. Der arme Mensch hinkte, that aber doch unverdrossen seine Arbeit. Die Schramme, die über seine linke Wange lief, passte nicht zu seinem stillen, bescheidenen Wesen und Betragen; Christoph Stiebinger sah keinem Raufbold ähnlich. Er schloß sich an Johannes vom ersten Augenblick seines Eintritts an, weniger mit Zutraulichkeit als mit einem gewissen neugierigen Interesse. Oft ließ er seinen Blick auf ihm ruhen, als müßte er aus seinen Zügen etwas herausstudiren. Als der Abend kam, und die Andern zur Schenke

giengen, blieb Christoph bei Johannes vor dem Hause stehen, und sagte: „Ihr sehet mir so aus, als wäret ihr auch nicht immer ein Seiler gewesen." Johannes fiel es auf, daß er nicht, wie die andern Gesellen, ihn mit Du anredete. „Warum meinst du das?" erwiderte er, „und warum sagst du nicht „Du" zu mir?" — „Nun," versezte Christoph schüchtern, „es ist mir so vorgekommen, als wärest du früher Soldat gewesen, wie ich, und als hätten wir uns schon einmal gesehen." — „Allerdings bin ich Soldat gewesen," sagte Perlkamp. — „Warst du etwa auf dem Kniebis dabei," fragte Christoph, „als der tapfere schwedische Fähndrich beim Glattheimer Engpass den Feind von der Binzinger Höhe verjagte?" — „Beim Kniebisübergang war ich dabei," erwiderte Johannes. — „Ich meine," sagte Christoph, „ihr sähet dem Fähndrich so ähnlich, wie aus dem Gesichte geschnitten. Seid ihr's etwa selbst?" — Johannes schämte sich, als Seilergeselle vor einem Menschen zu stehen, der ihn als einen Offizier gekannt. Er sagte: „Wie kommst du auf den Einfall?" — „Ich war unter den Würtembergern," sagte jener, „die der Wachtmeister Fischer den Schweden zur Hülfe herbeiführte, und ich trage den Denkzettel an die Affaire noch in meinem Gesicht und in meinem Schenkel mit mir herum." Johannes fieng ein anderes Gespräch an. Christoph aber war nur um so mehr überzeugt, daß er sich nicht geirrt habe.

Johannes war es äußerst unangenehm, sich erkannt zu wissen, und weil es ihm hier überhaupt übel genug ergieng, so faßte er den Entschluß, bei nächster Gelegenheit Bissingen zu verlassen und sich an einem andern Orte nach Arbeit umzusehen.

Den andern Tag reute es ihn wieder. Christoph schloß sich so treu an ihn an, und benahm sich dabei so bescheiden und so seiner früheren Stellung eingedenk, daß Johannes sich sagen mußte, er würde an ihm, wenn auch keinen Freund, doch einen ergebenen Kameraden und einen erträglichen Umgang haben. Am Abend blieb Christoph wieder, wie gestern, mit ihm vor dem Hause sitzen, und fieng wieder an, von seinen Kriegserlebnissen zu plaudern. „Ja," sagte er, „der

Krieg ist ein seltsamer Kauz; da erlebt man mancherlei. Frau Fortuna dreht ihr Rad, und da kommt mancher, der oben aufgesessen, unten hin, und mancher, der unten lag, steigt in die Höhe. Ich habe mehr denn Einen reichen vornehmen Herrn gekannt, der zu einem Bettler geworden, und mancher arme Schlucker hat's zu hohen Ehren gebracht. Auch ihr könnt wieder einmal steigen. Aber das freut mich von euch, daß ihr, als es den Schweden übel ergangen, nicht Dienste beim Feind genommen, sondern zu eurem ursprünglichen Gewerbe zurückgekehrt seid. Denn darauf kommt's doch am Ende allein an, daß der Mensch inwendig derselbige, das ist ein fromm, rechtschaffen und ehrlich Gemüth, bleibt; und wenn ihr jezt gleich nicht mehr in solchem Glanze steht, wie vordem, so habt ihr doch ein gut Gewissen bewahret."

Johannes dankte Christoph mit einem warmen Händedruck. „Du hast Recht," sagte er, „aber laß das „Ihr"; ich bin nun einmal nicht mehr Fähndrich; wir stehen jezt ganz und gar gleich. Zwar ist dies Handwerk nicht mein ursprünglicher Beruf; aber nachdem ich das Unglück hatte, von Schnapphähnen drüben im Wald ausgeplündert zu werden und um all das Meine zu kommen, habe ich aus Noth zu diesem Gewerbe gegriffen, um mir mein täglich Brod auf eine ehrliche Weise zu verdienen; und so laß uns nun gute Kameraden sein, und denke nicht mehr an den Fähndrich auf dem Kniebis, sondern denke, daß ich so viel bin wie du, und du soviel wie ich."

„Ja diese schändliche Bande!" sagte Christoph. „Kein Mensch ist in den Bergen mehr seines Lebens sicher. Aber ich meine, sie werden's nicht mehr lange treiben. Wie ich vorgestern durch Weilheim gekommen, habe ich im Wirthshaus beim Frech sagen hören, daß einer von ihnen abtrünnig geworden und sich der Obrigkeit gestellet und all ihre Schlupfwinkel verrathen habe. Und nun soll von den Landjägern eifrig nach ihnen gefahndet werden, und ist Befehl gegeben: wo man ihrer einen ertappt, soll er in den nächstgelegenen Ort gebracht und standrechtlich verhört und abgeurtheilt und dann stehenden Fußes an den nächsten Baum geknüpft werden."

Was Christoph gehört hatte, war kein leeres Gerücht. Wenige Tage darauf, an einem sonnigen Oktobermorgen, arbeiteten Christoph und Johannes mit zwei andern Gesellen auf der Seilerbahn, als plötzlich ein lautes Geschrei im Flecken entstand, und die Menschen zusammenliefen. Die beiden andern Gesellen liefen ebenfalls von der Arbeit weg, kamen aber bald wieder mit dem Rufe: „Sie haben ihn! Der schwarze Kasper ist gefangen und wird eben auf das Gemeindehaus gebracht." Es durchzuckte Johannes ein Grausen bei dem Gedanken, daß dieser Mensch, der ihn so unglücklich gemacht, nun hier in Bissingen, gleichsam vor seinen Augen, den Lohn seiner Uebelthaten erleiden und vor den Stuhl des ewigen Richters treten solle. Es dauerte nicht lange, so wurde Johannes in das Gemeindehaus citirt; da er selbst von dem Schurken beraubt worden, sollte er als Zeuge die Identität desselben constatiren helfen. Er band sein Schurzfell ab, und zog seine Jacke an. Es war ihm ein schwerer Gang. Im Gemeindehause saßen der Feldjägerlieutenant, der Schulze und noch einige andere Personen um einen Tisch; der arme Sünder stand, mit Ketten und Fußschellen belastet, und von zwei Landjägern bewacht, im Winkel, und stierte mit seinen wüsten, vom Branntwein gerötheten Augen zur Erde — ein Bild des Entsetzens. Johannes erkannte in ihm sogleich denjenigen wieder, der mit dem Flintenkolben auf ihn zugetaumelt war. Es waren auch andere Zeugen zugegen, welche die Identität feststellten. Johannes gab die Gegenstände an, deren er beraubt worden, und erwähnte namentlich den kleinen Psalter. Der schwarze Kaspar, auf die Frage des Lieutenants: wo diese Gegenstände hingekommen? stammelte mit grunzender Stimme: das wisse er nicht. Von einem Buche habe er nichts gesehen, und die Kleider seien verkauft worden. — Die Zeugen traten ab; Johannes kehrte, tief erschüttert, an seine Arbeit auf die Seilerbahn zurück.

Noch hatte er seine Jacke nicht wieder ausgezogen und das Schurzfell wieder umgebunden, so kam der Meister, und rief: „Hans, komm! Das Urtheil ist gesprochen, und du sollst nun die Freude haben, den Schuft, der dich ausge-

plündert hat, nicht nur hängen zu sehen, sondern selbst zu hängen. Da kannst du nun," sezte er lachend hinzu, „dich in der höchsten Gattung des Seilergewerbs: als Galgenposamentier zeigen."

Johannes ward bleich vor Entsetzen und dann roth vor Zorn. „Ich bin kein Henker und kein Henkersknecht!" rief er. „Wenn ihr zu solcher Arbeit Lust habt, so thut sie!"

„Da hört nur," rief der Meister, „den hochmüthigen Pinsel! Hab' ich's doch, grad um dir eine Freude zu machen, bei den Landjägern für dich ausbedungen, daß kein anderer, als du, dem Hallunken den Strick anlegen soll. Und nun dünkst du dich wieder zu vornehm!"

„Ich bin kein Henkersknecht, hab' ich euch schon einmal gesagt," sprach Johannes ruhigen Tones, „und habe nicht als solcher mich bei euch verdungen."

„Ei was!" schrie Eucharius Hühnerkopf heftig, „das ist allezeit so der Brauch gewesen, daß in Nothfällen, wenn kein Henker bei der Hand war, ein Seilergesell das Geschäft vornahm."

„Davon hab' ich doch meiner Lebtag noch kein Wort gehört," redete Christoph darein; aber der Meister gebot ihm barsch, zu schweigen, und die anderen Gesellen bestätigten in lautem Durcheinanderschreien und unter wildem Hohngelächter: was der Meister gesagt, das sei wirklich so der Brauch.

„So mag's einer von denen thun," sagte Johannes, auf die andern zeigend, „denen macht es doch größeren Spaß, wie mir"!

„Wir mögen aber grade nicht," riefen diese. „Herr Schwed, wird er wollen?"

„Und ich frage dich nicht, ob du willst, sondern ich sage dir: du mußt!" schrie der Meister in hellem Zon.

„Lebt wohl!" sagte Johannes, „wir sind geschiedene Leute. Habt Dank für alles, was ihr bei meiner Ankunft mir gutes erwiesen. Aber meine Ehre habe ich darum nicht an euch verkauft. Lebt wohl!"

„Was? Du willst aus dem Dienst laufen?" rief Hühnerkopf. Die andern beiden Gesellen packten Johannes,

um ihn mit Gewalt nach dem Platze zu zerren, wo der Räuber an einen Baum aufgeknüpft werden sollte. Johannes wehrte sich wie ein Löwe, und warf einen nach dem andern zur Erde. Der Meister wollte nun selbst auf ihn losspringen, aber Christoph fiel ihm in den Arm. So entkam Johannes, und schritt gerade von der Seilerbahn aus, wie er gieng und stand, den Feldern entlang nach Dettingen zu.

Er glühte vor Zorn. Das Seilerhandwerk war ihm verleidet. Er trug seinen zusammengesparten Lohn glücklicherweise bei sich in der Tasche. Es war wenig, aber es reichte hin, um eine Wanderung von einigen Tagreisen zu unternehmen. Die bittre Noth hatte ihn zu einem Gewerbe getrieben, das ihm nun so entwürdigend erschien. Jezt war er im Stande, die Fesseln von sich zu schleudern. Er faßte von neuem den Gedanken, nach Hohentwiel seine Schritte zu lenken. Der Pfarrer sollte ihm rathen, was er beginnen solle; ihm wollte er anvertrauen, daß er Theologie studirt, ihn fragen, ob und wie es ihm ermöglicht werden könnte, zu diesem Berufe zurückzukehren. An Rosa's Hand durfte er jezt noch nicht denken; aber er wollte, er mußte sie wiedersehen.

Er lenkte seine Schritte nach dem Dorfe Neuffen, und stieg von da über den Sattel in's Uracher Thal. Als er Hohenurach wiedersah, schwoll sein Herz. Es zog ihn mächtig nach Urach hinein. Aber als einige Leute, die vor der Stadt ihm begegneten, verwunderte Blicke auf ihn richteten, indem sie sein wohlbekanntes Gesicht mit seinem Anzug verglichen, da ward er sich's erst bewußt, daß er die Gesellenjacke trug und daß er so nicht in Hohentwiel vor Rosa erscheinen könne. Er eilte durch ein paar Seitengäßchen zu demselben Händler, bei dem er sich ein Vierteljahr zuvor den bürgerlichen Anzug gekauft; er erzählte ihm mit kurzen Worten, daß er vor einigen Monaten ausgeplündert worden, sich seither mit dieser Kleidung habe behelfen müssen, nun aber wieder eines anständigen Rockes bedürfe. Der Händler gab ihm einen ganz brauchbaren Rock um billigen Preis, und bot ihm sogar an, ihm Geld vorzu-

schießen, wenn er dessen bedürfe. „Wir sind euch ja alles schuldig, was wir haben," sagte er, „ihr habt unsre Stadt vor dem Bombardement bewahrt." Johannes lehnte dies freundliche Anerbieten ab; er sah ja keine Möglichkeit, wie er solches Geld wieder erstatten solle. Er erkundigte sich aber, wer hier Pfarrer, und ob etwa der alte Pfarrer zurückgekehrt sei. Dies wurde verneint; er vernahm, daß sein alter Freund noch immer auf Hohentwiel sich befinde, und daß hier ein anderer Geistlicher eingesezt worden; und als er nach der alten Katharina fragte, erzählte ihm der Händler, daß diese vor einigen Wochen, da sie den Aufenthalt ihrer Herrschaft vernommen, derselben habe nachziehen wollen, und vor Freude und Sehnsucht ganz außer sich gewesen sei; aber den Abend vor ihrer beabsichtigten Abreise sei sie plötzlich zu Boden gefallen und in einen Schlaf gesunken, aus dem sie diesmal nicht wieder erwacht sei.

Als Johannes in seinem neugekauften Rocke das Haus verlassen hatte, reute es ihn, daß er sich nicht auch nach dem Burgermeister erkundigt hatte. Er überlegte bei sich selbst, ob er nicht, der früher erlittenen Kränkungen vergessend, ihm einen Besuch machen solle, und lenkte wirklich seine Schritte dem Markte zu — als plötzlich auf dem Thurme der Stiftskirche sämmtliche Glocken zu läuten anfiengen. Es war Dienstag Nachmittag; er konnte nicht begreifen, was dies Geläute zu so ungewöhnlicher Stunde bedeuten solle. Als er auf den Markt trat, wurde es ihm klar. Vor dem Hause des Burgermeisters stand ein Leichenwagen mit vier Pferden bespannt; hinter dem Wagen ordnete sich ein großer langer Leichenzug, an welchem sogar der kaiserliche Obrist von Soyes in erster Linie sich betheiligte. Ein prächtiger Sarg von Eichenholz, mit Silber verziert, wurde von acht schwarzvermummten Trägern auf den Wagen gehoben, die Zinkenisten fiengen einen Trauermarsch zu blasen an, und der Zug sezte sich in Bewegung. Der Burgermeister that seine lezte Fahrt, — dorthin, wohin sein Sohn Georg und seine Frau ihm vorangegangen.

Johannes überkam ein tiefes Wehe, als er den lezten Bekannten, den er in Urach noch gehabt, so zur Grabstätte

fahren sah. Er konnte der Thränen nicht Herr werden. Leise gieng er dem Klang der Glocken nach in den Amandushof. Er blieb unter dem Portale des Hofes stehen, und sah nach den alten, wohlbekannten Fenstern hinauf. Die treuen Herzen athmeten nicht mehr hinter diesen Fenstern. Auch der Epheustock stand nicht mehr an seiner Stelle. Es war ihm unendlich wehmüthig um's Herz, und doch wohler, als bei seiner vorigen Anwesenheit; denn jezt wußte er ja, wo er Rosa zu suchen hatte. Eine unnennbare Sehnsucht nach ihr ergriff ihn; aus dem ausgestorbenen Urach trieb's ihn fort. Er stürzte wieder hinaus auf die Straße; er eilte durch das Stadtthor in das Ermsthal, und gieng, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, den Weg nach Seeburg. Nur am Fuße von Hohenwittlingen blieb er stehen, und gedachte des Augenblicks, wo er zum erstenmale sie erblickt hatte. In Seeburg grauste es ihm bei dem Gedanken an die Gefahren, denen sie dort wie durch ein Wunder entgangen war. Er wanderte denselben Abend noch bis Münsingen. Erst im Nachtquartier ward er sich nicht ohne leisen Schrecken bewußt, daß durch den Ankauf des Rockes in seine kleinen Ersparnisse eine bedenkliche Lücke gekommen sei. Indessen hoffte er, bei strenger Sparsamkeit immer noch die zwei Tagereisen bis Hohentwiel mit seiner Baarschaft auszukommen. Aber wie erschrack er, als der Wirth des andern Morgens für das Wenige, was er verzehrt hatte, fast das Dreifache der Summe verlangte, auf welche er gerechnet. Johannes hatte während des langen Aufenthaltes auf Hohenurach ebensowenig, als in Bissingen, wo die Leute ihre Lebensbedürfnisse selbst bauten und zogen, Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie hoch im Handel und Wandel die Preise seit zwei Jahren gestiegen seien. Er behielt kaum mehr ein paar Kreuzer übrig. Es blieb ihm kein anderer Rath, als die nächsten Tage sich unterwegs mit Beeren des Waldes zu behelfen, Abends mit einem Stück Brod vorlieb zu nehmen, und die Nächte wo möglich unter freiem Himmel oder in einer Höhle zuzubringen. So schritt er denn am frühen Morgen wohlgemuth seines Weges weiter. In dem freundlichen Felsenthälchen der Lauter fand er wirklich hin und wieder ein paar

Brombeersträuche; aber an Brombeeren ißt man sich nicht satt; des Nachmittags, als er über verödete Ackerflächen nach Riedlingen wanderte, quälte ihn nagender Hunger; kein Strauch, keine Beere war zu entdecken; zudem rieselte ein feiner kalter Regen herab; er fühlte, daß er so seine Reise nicht fortsetzen könne. Als er endlich, matt und erschöpft, Riedlingen vor sich und das Donauflüßchen zu seinen Füßen sah, da blieb ihm nichts übrig, als in der bescheidensten Schenke einzukehren und nach einem Strohlager zu fragen. Eine Schüssel gekochter Rüben dampfte auf dem Tische. Der Wirth fragte, ob er nicht zulangen wolle. Er ließ sich nicht zweimal auffodern. Mit Heißhunger fiel er über die Speise her, und aß noch einen zweiten Teller. Und am andern Morgen reichte seine Baarschaft eben noch für eine Suppe. Ohne einen Heller Geld gieng er weiter. Noch einmal mußte die Qual des Hungers ausgehalten werden; aber heute konnte ihm ja die Brombeerpomona günstiger sein, und des Abends hoffte er jedenfalls den Hohentwiel zu erreichen. In dem ersteren Punkte täuschte er sich; sein Weg gieng über kahle Feldflächen, heute wie gestern. Als er gegen Mittag nach Möskirch kam, und gerade durchgehen wollte, ohne einzukehren, fragte ihn ein Vorübergehender, wo er hin wolle. „Nach dem Hohentwiel," antwortete er. „Ihr seid ein Würtemberger?" fragte jener weiter. „Ich komme aus Würtemberg," antwortete Johannes. „Und wollt über Stockach gehen?" fuhr jener fort; „das laßt nur fein bleiben! In Stockach liegen die Oesterreicher; die lassen keinen Würtemberger durch." „Warum denn nicht?" fragte Johannes; „es ist ja jezt Friede, und Würtemberg selbst ist von den Oestreichern besezt." — „Aber hier ist kein Friede; der Major Widerhold hält nicht Frieden," sagte der Mann; „er fängt alle Tage neue Streithändel mit den Kaiserlichen an, und darum halten die ihn eingeschlossen, und lassen keinen Würtemberger durch." — „Aber ich muß nach Hohentwiel," rief Johannes. „'s geht nicht," sagte der Mann; „versucht es, wenn ihr wollt; aber ihr erreicht nichts weiter, als daß sie euch in Stockach in's Loch werfen oder in den Thurm stecken, wo ihr so lange brummen könnt, bis ihr einmal gegen

einen gefangenen Oestreicher ausgewechselt werdet. Am besten ist's, ihr geht die Donau hinauf nach Tuttlingen; so umgeht ihr wenigstens die Grafschaft Nellenburg und könnt von Tuttlingen aus vielleicht durch die Grafschaft Stühlingen nach dem Hohentwiel kommen."

Es blieb Johannes nichts übrig, als diesen wohlgemeinten Rath zu befolgen. Er ergab sich in sein Schicksal, und indem er niedergeschlagen sich der Donau wieder zuwandte, sagte er zu sich selbst: „Es soll einmal nicht sein. Es ist Gottes Wille nicht, daß ich mit Rosa vereinigt werde. So oft ich einen Schritt thue, zu ihr zu gelangen, stellen sich mir jedesmal neue Hindernisse in den Weg, und führen mich nur weiter von ihr hinweg. Es war vermessen von mir, daß ich nicht sogleich die erste Lection, die Gott mir gab, begriffen habe. Gerade meine Ungeduld, mit der ich damals in die Berge hineinstürmte, hat mich in's Unglück und in die Hände der Räuber gebracht. Zum zweitenmale will ich Gott nicht trotzen. Nach Tuttlingen geht mein Weg, und was bleibt mir dort anderes übrig, als wieder nach Arbeit zu fragen, wenn ich nicht in dieser Herbst- und Regennacht unter freiem Himmel schlafen und überdies Hungers sterben will. Mein Lebenspfad liegt dunkel und trübe vor mir da. Ich habe keinen Menschen auf der weiten Welt, der mir und dem ich angehörte; die einzigen, nach denen mein Herz mich zieht, sind durch eine unübersteigliche Kluft von mir getrennt. Ich bin durch Schickungen, die über mich gekommen, an eine elende Berufsart gewiesen, bei der ich mich nur unglücklich fühlen werde; ich komme mir vor wie ein Schiffbrüchiger, der unter die Sklaven verkauft ist. Ich sehe die Gefahr vor Augen, daß in solchem Treiben und solcher Gesellschaft mein bestes inneres Theil verloren gehe, mein Wesen mit der Zeit verwildere, mein Vertrauen auf Gott schwinde. Ich habe dem Herrn meine Wege befohlen, und auf ihn gehofft, er werde es wohl machen. Aber bis jezt hat er's nicht wohl mit mir gemacht."

Das war gemurrt, und Johannes fühlte es, und sein Gewissen schlug ihm. Er gieng wie unter einem Banne dahin, trüb und unmuthig; nicht nur den sichtbaren Himmel

verschleierten graue Wolken, die der Westwind jagte; auch der helle kindliche Ausblick zu Gott, den er bisher in jeder Lage sich bewahrt hatte, war ihm verdüstert und verschleiert. In solcher Stimmung ward ihm der Weg unendlich lang, der Hunger peinlicher und qualvoller als gestern, und immer mehr sank sein Muth. Ein Vöglein flog vor ihm auf, einer Hecke zu, und trug seinen Jungen ein aufgepicktes Körnlein in's Nest. Er dachte: „Diese unvernünftige Kreatur hat es besser, denn ich!" Er hätte auch des Wortes gedenken können: Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Aber daran kam ihm in seinem Unmuth kein Gedanke. Da war es nun aber, als ob Gott ihn recht sichtbar hätte beschämen, und als ob er den bisher getreuen Knecht, der zum erstenmal der Anfechtung erlag, nicht durch Strenge, sondern durch Liebe auf den rechten Weg hätte zurückleiten wollen. Kaum wenige Schritte war Johannes an der Hecke vorüber, so sah er Nußbäume auf dem Acker neben dem Wege, und Leute, die die Nüsse schlugen. Er dachte: wenn doch nur eine einzige Nuß herüber auf die Straße fiele, daß ich sie aufheben könnte! Aber kaum hatte er das gedacht, so kam auch schon einer der Bauersleute mit einem ganzen Tüchlein voll Nüsse, und sagte: „Halt den Hut auf; du wirst hungrig sein." Er nahm die Gabe dankend an, und knackte im Weitergehen die Nüsse auf, und aß sie. Darüber kam er eine weite Strecke vorwärts, er wußte nicht wie. Mittlerweile jagte der Wind die Wolken auseinander, und die sinkende Sonne schien freundlich auf das bunte Laub der Gebüsche. Ein offenes Wägelein rollte hinter dem Wanderer daher, und auf dem Wägelein saß ein freundlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, der einem wohlhäbigen Bürgersmanne gleich sah. Als er an Johannes vorbeikam, hielt er seinen Braunen an, und rief: „Wollt ihr nicht aufsteigen, junger Mann? Der Weg nach Tuttlingen ist noch weit, und der Abend ist nahe, und kommt keine Ortschaft mehr bis zur Stadt." Johannes nahm das Anerbieten mit herzlichem Danke an, und sezte sich zur

Rechten des Mannes auf das Fuhrwerk. „Flugs, Liesel!" rief dieser, und gab seinem Braunen einen leichten Schlag mit der Peitsche, daß das Thier sich in scharfen Trab sezte, und der Wagen nur so dahinflog. „Wenn ich nun heimkomme," fuhr der Mann fort, „und Frau und Tochter euch neben mir sitzen sehen, so werden die eine große Freude haben, aber eine vergebliche. Ich war in Möskirch, um nach einem Gesellen mich umzuthun; ich hätte jezt, wo Frieden ist und der Landbau sich allenthalben wieder erholt, vollauf zu thun. Ackerbürger und Bauern wollen Stränge für ihr Fuhrwerk. Aber an Menschen fehlt's. Das Schwert hat Hunderttausende gefressen. In ganz Möskirch konnt' ich keinen Gesellen auftreiben." — „Wenn dem so ist," sprach Johannes, „dann ist eure Fahrt doch nicht ganz vergeblich gewesen. Wie ich aus euren Worten entnehme, seid ihr Seiler eures Zeichens. Wenn ich euch anständig bin, Meister, so will ich herzlich gern heute noch als Geselle bei euch eintreten."

„Ihr?" rief der Meister, und maß Johannes mit großen Augen. „Ihr treibt Kurzweil mit mir, junger Herr? Ihr seht mir auch gerade aus, wie ein Seilergeselle! Ein Schulmeister seid ihr, oder ein Schreiber, oder gar noch etwas vornehmeres. Wenn ihr goldne Litzen trüget und einen Federhut und einen Pallasch, so würde ich sagen, ihr seid ein Offizier."

„Ihr habt's getroffen," versezte Johannes, dem der gute Humor längst wieder gekommen war, mit lachendem Munde. „Bis zum Fähndrich habe ich's wirklich gebracht, da ich unter den Schweden diente. Ich that das, durch die Noth gezwungen, aber ich habe damit nicht die Noth bezwungen. Obwohl ich tapfer und treu meine Stelle ausgefüllt habe, ist mir doch der Neid auf Schritt und Tritt gefolgt, und hat mich lassen zusehen, wie die Herren Junker und Grafen zu Hauptleuten und Majors emporstiegen, während Hans Perlkamp Fähndrich blieb. Zulezt ist man mir fast zwei Jahre den Sold schuldig geblieben, wahrscheinlich damit mir in dem belagerten und ausgehungerten Hohenurach das Fasten leichter eingehen sollte. Als die Festung sich ergab, nahm

ich meinen Abschied. Noch an demselben Tage fiel ich Räubern in die Hände, die meinen mühsam ersparten Zehrpfennig mir abnahmen und mich völlig ausplünderten. Was sollte ich nun anfangen? Zum Betteln bin ich so wenig erzogen, als zum Stehlen, wie ich denn auch als Soldat niemals Raub an fremdem Eigenthum begangen noch solchen bei meiner Mannschaft geduldet habe. In dem Flecken Bissingen fand ich Gelegenheit, das Seilerhandwerk zu erlernen —"

„Was!" unterbrach ihn der Meister, „in Bissingen bei dem Eucharius Hühnerkopf? Das ist ein lustiges Blut und ein durchtriebener Vogel."

„Ihr kennt ihn?" fragte Johannes.

„Der ist bekannt im ganzen Land," sagte der Meister.

„Ich wäre auch heute noch bei ihm," fuhr Johannes fort, „wenn er nicht von mir gefodert hätte, daß ich an einem von eben jenen Räubern, den die Landjäger aufgegriffen und standrechtlich zum Strang verurtheilt hatten, den Dienst des Henkersknechtes verrichten sollte."

„Pfui tausend!" rief der Meister im höchsten Unwillen. „Ist der Kerl verrückt geworden? Damit schimpfirt er ja die ganze Zunft!"

„Er behauptete, das sei so Brauch; wenn kein Henker bei der Hand sei, so müsse der Galgenposamentier, wie er's nannte — will sagen: der Seiler — den unehrlichen Dienst übernehmen."

„Das ist erstunken und erlogen, so wahr ich Peter März heiße! Das war nichts als ein dummer Schabernack, den er euch anthun wollte. Es sieht ihm ganz gleich. Solche Streiche macht er. Wenn es einen seiner tollen Schwänke gilt, so ist ihm nichts heilig."

„Ich gieng ihm durch, wie ich dastand."

„Ihr habt ganz recht gethan. Nun bei mir werdet ihr vor solchen Zumuthungen sicher sein, und sollt überhaupt über nichts zu klagen haben. Ich werde euch nicht halten wie einen Gesellen, sondern wie einen guten Freund. Ich gebe euch den Monat fünf Gulden Lohn, wenn ihr damit zufrieden seid —"

„Ihr thut euch damit doch nicht wehe?" unterbrach ihn

Johannes. „In Bissingen habe ich die Woche sechs Kreuzer bekommen. Ich will nicht mehr, als jeder andere Geselle.“

„Pah!“ sagte der Meister, „Tuttlingen ist nicht Bissingen. Sechs Gulden hätt' ich in Möskirch geboten, wenn ich nur einen hätte haben können! — Ihr bekommt euer eigen Kämmerlein mit reinlichem Bett, und eßt bei mir am Tische. Apropos, wo seid ihr denn heut in Möskirch eingekehrt, daß ich euch dort nirgends gesehen habe?“

„Ich bin gar nicht eingekehrt,“ erwiderte Johannes lächelnd. „Ich habe euch ja schon gesagt, daß ich ein gelernter Hungerleider bin von Hohenurach her. Wenn ihr mich der Frau Meisterin vorstellt, so sagt ihr nur gleich, daß ihr einen Lumpen in's Haus bringt. Meinen lezten Kreuzer habe ich heute morgen in Münsingen ausgegeben.“

„Und das sagt ihr mir erst jezt?“ rief der gute Mann, und zog eilig ein Paket aus dem Wagenschlage. „Großer Gott! Ein Offizier gewesen, und nun in solchem Elend!“

„Aber bitte, lieber Meister —“ begann Johannes.

„Verstehe schon! Verstehe schon!“ erwiderte März, „das mit dem Offizier bleibt unter uns. Das braucht kein Mensch weiter zu wissen. Aber nun seht her und langt zu! Da habe ich einen halben Laib kräftiges Hausbrod, und einen kalten Rindsbraten, der der Kochkunst meines Kordelchens gewiß alle Ehre macht. Und während ihr es euch nun schmecken laßt, so will ich euch derweilen auch noch mit den Hausgenossen in kurzen Worten bekannt machen. Mein Mütterchen voran, will sagen: meine Frau, ist ein gutes, fleißiges, sanftes Hausmütterchen, die mir in unsrem nunmehr dreiundzwanzigjährigen Ehestande noch keine trübe Stunde gemacht, aber manche trübe Stunde mit mir durchlebt hat; sonderlich vor sechs Jahren, als unser einziger Sohn der auch Seiler und unsrer Augen Freude und unsre Hoffnung war, an den schwarzen Blattern starb. Ist uns beiden recht hart an die Seele gegangen, und haben damals nicht können begreifen, warum uns Gott der Herr das gethan. Ist uns aber seither oft der Gedanke gekommen, daß er es gut mit ihm und uns gemeinet; denn wenn der Thomas länger gelebt hätte, hätte er auch mit dem Land=

sturm fortgemußt, und läge jezt mit so vielen tausend Andern vielleicht bei Nördlingen verscharrt, oder wäre elendiglich zum Krüppel geschossen. Wollen ihm also die Seligkeit gönnen, darein er durch des Erlösers Gnade eingegangen. Nun haben wir unsere Kordula noch — aber eßt doch! ich bitt' euch, nehmt euch noch ein Stück! ich glaube ja sonst wirklich, ihr habt das Hungern euch angewöhnt, oder mein Rindsbraten schmeckt euch nicht. — Also, die Kordula, das ist ein bescheiden Mädchen, und von uns zur Sittsamkeit und Zucht erzogen. Ihr selber seht mir auch wie ein ehrbarer und unverdorbener junger Mensch aus; wenn's anders wäre — unter den Offizieren gibt's ja leider Gottes viel leichtfertige Vögel — so würd' ich euch sagen: begegnet meinem Kind in Ehren. Aber ihr habt etwas in eurem Blick, das sagt mir: hier thut solche Erinnerung nicht Noth. Doch sind wir alle schwache, sündhafte Geschöpfe, und das thut uns ja noth, daß wir alle Tage gläubig beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung! — Mein Kordelchen wird einmal, so Gott sie am Leben erhält, mein Haus und Geschäft erben. Es ist auch ein junger Gesell im Hause, der sie, glaub' ich, gern hätte. Er ist brav und geschickt und ein gar bescheiden junges Blut. Aber ich weiß nicht, ob sie ihn mag, und mir steht er nicht recht zum Schwiegersohn an, da er von Tuttlingen selbst gebürtig aber von gar niedrer Herkunft ist; denn sein Vater ist ein armer Altreiß oder Flickschuster, wiewohl auch ein braver Mann gewesen. Aber man muß doch darauf sehen, mit was für Familien man in Verbindung kommt, sonderlich, wenn solche Familien an dem gleichen Orte leben oder gelebt haben und männiglich bekannt sind. — Nun ist außer diesem Gesellen, so Hermann Vogel heißet, nur noch Ein Geselle da; das ist der brave alte Zacharias, der schon dreißig Jahre im Geschäft ist, und den ich schon von meinem Vater seligen mit dem Haus übernommen. Ist ein gar treues Blut, und jetzt einundsechzig Jahre alt, aber noch rüstig. Nun kennt ihr sie alle, und nun laßt uns sprechen: Unsern Eingang segne Gott!"

Und wie Johannes nun die Augen aufhob, siehe, da

lag Tuttlingen schon ganz nahe vor ihm. Das Wägelchen rollte zum Thore hinein und über das holprichte Pflaster dahin auf den Markt, und dann rechtsab in eine freundliche Straße, und hielt vor einem stattlichen, wohlhäbigen Bürgerhause. „Der Vater! Der Vater!“ rief eine jugendliche Stimme im Flur. Der alte ehrliche Zacharias sprang mit munteren Füßen heraus, das Pferd zu halten und auszuschirren. Gleich hinter ihm kam die Frau Meisterin, ein allerliebstes ältliches Frauchen, der die Herzensgüte aus den Augen leuchtete, und deren feingeschnittener Mund von einem feinen Gemüthe Zeugnis gab. Kordula aber hielt sich sittsam und bescheiden unter der Stubenthür. „Du hast einen Gesellen gefunden!“ rief Frau März freudig. „Und was für einen!“ erwiderte der Meister; „ich denke, wir werden alle mit ihm zufrieden sein. Steigt herab mein wackrer Freund, Hans — Hans — nun habe ich euern Zunamen doch wieder vergessen!“

„Hans Perlkamp aus Mecklenburg. Mein Vater selig war Verwalter auf einem adligen Gute bei Wismar.“

Da der Meister zu Hans nicht „Du“ sondern „Ihr“ sagte, so that die Meisterin unaufgefordert das gleiche. Johannes trat nun hinter dem Meister ein in die geräumige, saubere, freundliche Stube. Kordula küßte ihrem Vater ehrerbietig die Hand; die bescheidene Verbeugung des neuen Gesellen erwiderte sie mit einem Knicks, wobei sie die ehrlichen Augen sittsam zu Boden schlug. Dann zog sie sich in die Küche zurück, um die Vorbereitungen für das Abendessen zu treffen.

Auch Johannes hatte nur einen flüchtigen Blick auf sie gerichtet. Aber soviel hatte er gesehen, daß es ein hübsches anmuthiges Bürgermädchen sei, die eine gute ehrbare Erziehung genossen habe; und den nämlichen Eindruck machte sie, als sie zum Abendessen wiedererschien.

Die Meisterin erkundigte sich nach Hansens Bedürfnissen wie eine Mutter. Es ward Johannes wohl um's Herz, wenn er der Frau nur in's Auge sah. Ach, seit seinen Schuljahren hatte er nicht mehr das Glück genossen, daß eine Frau mit mütterlichem Sinn für ihn gesorgt hätte.

Mit dem biedern alten Zacharias war er auf der Stelle gut Freund. Mit etwas mistrauischen Blicken betrachtete der junge Geselle, Hermann Vogel, die anmuthige Gestalt und das noch anmuthigere Gesicht des neuen Genossen. Auch Hermann war ein ganz hübscher Junge; schlank, blond, blauaugig, aber einen halben Kopf kleiner, als der athletisch gewachsene Hans, und in gleichem Maße schmächtiger.

Als er beim Abendessen sich überzeugte, daß weder Hans auf Kordula, noch diese auf jenen irgendwelche besondere Aufmerksamkeit richtete, war auch er zufriedengestellt, und kam Hans mit Vertrauen entgegen.

Nach dem Abendessen las der Meister mit der ganzen Hausgenossenschaft den Abendsegen. Dann begab sich Hans in seine Kammer. Als er, die Talgkerze in der Hand, eintrat, fiel sein erster Blick auf einen Spruch, der in saubern bunten Lettern zierlich auf weiße Wolle gestickt war, und unter Glas und Rahmen an der Wand hieng. „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen.“ Johannes stellte die Kerze aus der Hand, und sank auf seine Kniee, und betete lange leise und innig. „Was war ich für ein blinder Thor,“ sagte er zu sich selbst, als er sich wieder erhoben, „daß ich das lästerliche Wort sprechen konnte: Gott habe es bisher mit mir nicht wohl gemacht! Hat er nicht, wie dem Simson Speise aus dem Aase eines Löwen, also mir Kleider vom Leichnam eines Erschlagenen, und dann Brod und ein Obdach bescheert, da er mich einem Manne zuführte, der in Stralsund gewesen und darum für mich ein Interesse hatte? Und wie hat der große, wunderbare Gott heute den Tisch vor mir gedeckt, da ich's am wenigsten verdiente! Denn als ich noch murrte, hatte er allbereits seinen Engel ausgesandt, mein zu pflegen und mich auf den Händen zu tragen. Ja, er hat's wohl mit mir gemacht, und mit deutlichem Finger mir den Weg gezeigt, den ich nach seinem Willen gehen soll, und mir den Weg verbaut, den ich nach meinem Willen gehen wollen. Das muß ich nun endlich einmal glauben und einsehen lernen, daß es mit der theologia für mich vorbei ist, und daß Gott einen Menschen, der das Schwert

geführet, nicht zum Haushalter seiner Friedensgeheimnisse brauchen kann und haben will. Darum hat er mich all meiner Zeugnisse beraubt werden lassen. Ja, ja! hier bin ich an der rechten Stelle. Den Trostspruch, den ich immer als den Leitstern meines Lebens betrachtet habe, hat mich Gott dort verlieren, hier aber wiederfinden lassen. Dem Handwerksstande gehöre ich an, für mein Lebenlang. Da hat Gottes Hand mich hereingewiesen, und auf recht wunderbarem Wege! In Bissingen habe ich mich über die Maßen unglücklich gefühlt; aber dort habe ich eben nur das Zerrbild des Handwerkerlebens kennen lernen; hier finde ich das deutsche Bürgerthum in seiner wahren, edlen Gestalt. Dort mußte ich die harte Schule durchmachen, damit ich hier in Ehren eingehen könnte. Und wie wohl ist mir's hier zu Muthe bei diesen frommen und biederen Menschen! Meine ich doch, ich sei wieder in meiner Eltern Haus zurückversezt; meines Vaters Geschäfte war ein anderes, aber der Geist im Hause und der Ton war der gleiche. Die braven Meistersleute will ich lieben wie einen Vater und eine Mutter, und die freundliche sittige Kordula wie eine Schwester."

So redete Johannes zu sich selbst, ehe er zum erstenmal in seiner neuen Heimat sich schlafen legte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Rheingräfin.

Eh ich dich, mein Kind, will lassen,
Muß der Himmel fallen ein.
Volkslied.

Die schlimmen Folgen der Verlobung des Herzogs, welche Richard ihm prophezeit hatte, ließen nicht lange auf

sich warten. Als Kaiser Ferdinand durch seinen Beichtvater Lämmermann brühwarm die Nachricht erhielt, welche diesem der Dr. Hammelius geschrieben hatte, gerieth er in hellen Zorn; er sah darin nichts anderes, als eine muthwillige Beleidigung und kecke Herausforderung, ja im Grunde einen offenen Abfall und Rückfall zur schwedischen Partei, und sein Beichtvater that alles, ihn in dieser Anschauung zu bestärken. „Das," sagte Lämmermann, „das ist die gerechte Züchtigung Gottes dafür, daß Ew. Majestät das ketzerische Consistorium in Stuttgart wieder eingesetzet, und die Väter unseres heiligen Ordens von diesem segensreichen Posten removiret, allwo dieselben mit der Zeit das ganze würtembergische Land hätten auf gelindem Wege von den Greueln der Häresie reinigen und in den Schooß unserer heiligen Mutter Kirche zurückführen können."

„O hätte ich das doch nie gethan!" rief Ferdinand; „hätte ich mich doch in diesem Punkte durch Chursachsen nicht breit schlagen lassen! Wahr ist's, ich hatte in dem Pirnaischen Frieden die Aufrechthaltung der augsburgischen Confession denen Würtembergern zugesagt; aber — den Ketzern braucht man ja nicht Wort zu halten."

„Das gegebene Wort muß man immer und jedermann halten," versezte der Pater; „nur das ist die Frage, auf welche Art und Weise man es hält. Wenn ein Vater seinem Kinde versprochen hat: „diesen rothbackigen Apfel sollst du haben," er sieht aber mittlerweile ein, daß dieser Apfel im Innern wurmstichig und faul ist und dem Kinde nur Bauchgrimmen verursachen würde, und wenn nun solcher Vater dem Kinde gleichwohl diesen Apfel gibt, so hält er sein Versprechen schlecht und nur dem Scheine nach; denn seine Meinung, als er das Versprechen that, war ja nicht die, dem Kinde etwas schädliches, sondern etwas gutes, liebliches und heilsames zu geben. Sagt nun aber der Vater zu dem Kinde: diesen Apfel habe ich dir zwar zugesaget, da ich vermeinete, derselbige sei so gut und heilsam, als er auswendig schön gleißet; nun ich aber sehe, daß er inwendig voll Würmer und Geschmeiß ist, will ich dir nicht ihn, sondern diesen edlen Pfirsich geben — so hat solcher

Vater sein Versprechen nicht gebrochen, sondern erst wahrhaft dasselbe erfüllet. Gleichalso, wenn Kayserliche Majestät denen Würtembergern das Exercitium confessionis Augustanae zwar zugesaget, kommen aber inmittelst zu der Ueberzeugung, daß selbige Confessio einem wurmstichigen Apfel gleich, schädlich und voll veneni malefici seyn, und sprechen derhalben: ich will euch dafür ein viel köstlicher Gut, nämlich das freie und unbehinderte Exercitium der wahren und lauteren Religion verleihen, daran eure ewige Seligkeit hanget — so kann man alsdann nicht sagen, Kayserliche Majestät habe den Ketzern nicht Wort gehalten, sondern Kayserliche Majestät haben ihnen das gegebene Wort erst recht erfüllet."

„So will ich denn auf der Stelle befehlen," rief Ferdinand, „daß die beiden ehrwürdigen Patres zu Stuttgart wieder eingesetzet werden."

„Ew. Majestät wollen bedenken," wendete Lämmermann ein, „daß es in solchen hochwichtigen Dingen doch nicht allein auf die Frömmigkeit des Zweckes, sondern auch auf die kluge Wahl des Mittels ankommt. Würden Kayserliche Majestät heute zurücknehmen, was Höchstdieselben gestern dekretiret, so würde der gute Zweck zwar erreicht, dabei aber gleichsam über das Ziel hinausgeschossen werden, indem Eurer Majestät Reputation dabei zu Schaden käme, und die Ketzer in aller Welt ein Geschrei erheben würden, daß man in Wien nicht wisse was man wolle, und heute umstoße, was man gestern gebauet. Wäre also räthlich, dem gleichen Ziel auf einem anderen und vortheilhafteren Wege nahe zu rücken. Das ketzerische Consistorium in Stuttgart mag bleiben, nachdem es einmal wieder eingesetzet; aber sein Wirkungskreis sollte ihm verenget werden, indem Ew. Majestät zur Strafe für die in Straßburg verübte Keckheit, sowie zur Wahrung der politischen Interessen einen Theil des Landes für alle kommenden Zeiten in Pflicht nähme und dem Hause Oestreich den Unterthaneneid schwören ließe. In diesen Landestheilen würde dann ohne weiteres die Ketzerei abgeschafft. Und wenn das Herzogthum solchergestalt verringert und zugeschnitten ist, so wird man mit dem kleinen Reste, der übrig bleibt, später auch noch fertig." —

Der Herzog Eberhard saß eben vergnügt zu Straßburg in des Rheingrafen Hause an der Seite seiner geliebten Maria, und plauderte mit ihr von seinem Schloß in Stuttgart und von den Einrichtungen, die sie dort treffen, und wie vergnügt sie dort leben wollten, — als der Rheingraf eintrat und ihm sagte, ein Kavalier stehe draußen und bitte dringend um augenblicklichen Einlaß und Gehör, da er Nachrichten von höchster Wichtigkeit aus dem Herzogthum bringe. „Er soll in meine Wohnung gehen," sprach Eberhard, „ich werde in einer halben Stunde ihn dort treffen." — „O gebt ihm sogleich hier Gehör, mein theurer Herr!" bat Maria, „ich werde mich so lange in mein Gemach zurückziehen." — „Auch gut," erwiderte Eberhard, „so kann ich nach gegebener Audienz eurer freundlichen Gegenwart sogleich weitergenießen." Maria gieng; auch der Graf entfernte sich, und an seiner Stelle trat ein hoher, schöner, stattlicher Herr, der ein starker Vierziger sein mochte, in das Zimmer.

„Wie? Strahlendorf?" rief der Herzog. „Wo kommt ihr her? und was bringt ihr mir Gutes?"

„O daß ich etwas Gutes brächte, herzogliche Gnaden!" rief Strahlendorf tiefbewegt. „Bereiten Ew. Gnaden sich auf eine schreckliche Botschaft."

„Was ist geschehen?"

„Die Bewohner der beiden Festen, der Achalm und des Hohenstaufen, sowie der Stadt Pfullingen, sind für Oestreich in Pflicht genommen und gezwungen worden, dem Hause Habsburg den Unterthaneneid zu schwören. Die evangelischen Prediger an den genannten Orten sind verjagt, und der römische Gottesdienst eingeführt. Unter den Einwohnern herrscht ein furchtbarer Schrecken; Tausende sind in die Schweiz entflohen. Auch an andern Orten bereitet man sich zur Flucht; denn die kaiserlichen Offiziere und Beamten sprechen laut und öffentlich davon, daß im größten Theile des Landes auf die gleiche Weise verfahren werden solle."

„Tod und Teufel!" rief Eberhard; er sank wie vernichtet auf einen Pfühl, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Herzogliche Gnaden!" sprach Strahlendorf mit bebender

Stimme, „herzogliche Gnaden verzeihen einem treuen Diener ein freies Wort. An diesem Unglücksschlag, der Euch und Euer ganzes Haus Eurer Erblande für immer zu berauben droht, ist nichts anderes Schuld, als Eure Verlobung.“

„Dacht' ich mir's doch,“ rief Eberhard, „daß dies alte Lied wieder angehen würde! Ich frage euch,“ fuhr er mit heftigem Tone fort, „soll denn allein ein Fürst des Rechtes beraubt sein, sich ein Weib nach seines Herzens Neigung zu wählen?“

„Das Recht dazu hat er,“ erwiderte Strahlendorf, „aber der Fürst so gut, wie der Bürgersmann, hat dabei den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Wenn ein Bürgersohn ein Mädchen wider seiner Eltern Willen freit, und dafür von seinem Vater enterbt wird, so muß er die Folgen tragen. Er hat die Wahl gehabt zwischen Entsagung und Enterbung. Bei Ew. herzogl. Gnaden ist's ein ähnlicher Fall, nur daß es sich nicht um Euer persönliches Schicksal allein, sondern um die ganze Zukunft Eures alten, erlauchten Hauses handelt. Wollen Ew. Gnaden die Enterbung wählen? Wollen Ew. Gnaden die Pflicht hintansetzen, die Ihr gegen Euer Haus und Geschlecht, und mehr noch gegen Euer Volk und gegen das evangelische Bekenntnis habt?“

Eberhard schwieg. Er war in furchtbarem Kampfe mit sich selbst.

„Hätten herzogl. Gnaden doch wenigstens gewartet mit dieser Verlobung!“ fuhr Strahlendorf fort, „so lange gewartet, bis die Verhandlungen mit dem Kaiser zu einem Abschluß gediehen waren Es bleibt Euch jezt kein anderes Mittel übrig, als die geschehene Verlobung zu lösen, und vor der Hand jedes Verhältnis mit der rheingräflichen Familie abzubrechen, um den erzürnten Kaiser zu versöhnen. Ob Ihr später, wenn Ihr und Euer Land unbestritten Euer eigen nennt, das gelöste Band wieder neuzuknüpfen in der Lage sein werdet, das muß die Zukunft lehren.“

„Ihr hofmeistert mich ja wie einen Knaben,“ fuhr Eberhard auf. „Muß ich thun, was ihr für gut findet? Bringt mir den Beweis, daß meine Verlobung die Schuld an diesen Ereignissen trägt! Ein Vorwand mag sie sein;

weiter nichts; und wenn ich, um diesen Vorwand zu beseitigen, mich und Maria unglücklich mache, so findet der Kaiser einen anderen. — Ruft mir Besold!"

Er stand auf, und wollte die Schelle ziehen. Aber die Mühe wurde ihm erspart, indem Besold selber eintrat. Er sah heute sehr verlegen aus, und wurde noch verlegener, als er Strahlendorf erblickte.

„Ah, Herr Collega Besold!" rief ihm dieser entgegen. „Gut daß ich euch sehe; so kann ich sogleich die Grüße ausrichten, die mir der Statthalter Graf von Sulz, insonderheit aber der Pater Cyprianus, der Jesuit, an euch aufgetragen hat. Euren Brief habe er richtig erhalten, und ihr sollet nur so fortfahren Serenisimo zu seinem Unglück zu rathen; es stünde euch eine Pension von 1000 fl. jährlich zu Diensten."

„Was schwatzet ihr da für Unsinn?" sagte Besold mit den Augen blinzelnd.

„Es ist wahr," fuhr Strahlendorf fort, „daß der Pater diesen Auftrag nicht mir, sondern dem euch wohlbekannten Menschen, der sich in Stuttgart Gamberling und in Straßburg Kleinstadel nennt, gegeben hat. Ich traf diesen Menschen unterwegs, und habe mir, da er mich glücklicherweise nicht kennt, eine kleine unschuldige Kriegslist erlaubt. Er war erkrankt; ich sagte ihm, ich sei euer Freund und auf der Reise nach Straßburg begriffen. Da hat er mir jenen Auftrag an euch mitgegeben."

„Was soll das alles?" sprach der Herzog. „Besold, was bringt ihr mir?"

„Ein Schreiben von Wien ist angelangt," sagte Besold zitternd und verlegen.

„Wo ist es?" rief Eberhard.

Besold reichte es dem Herzog. Er las. Der Kaiser erklärte, daß er mit höchstem Befremden die Verlobung des Herzogs vernommen, und darin nur eine feindselige und friedensbrecherische Absicht zu sehen vermöge, worin ihn auch des Herzogs Brief, darinnen derselbe ihn seiner Treue versichere, nicht habe irre machen können. Habe sich darum zur Wahrung seiner politischen Interessen genöthigt gesehen,

vorläufig die Achalm, den Staufen und die Stadt Pfullingen für Oestreich in Pflicht zu nehmen, und werde in solchem begonnenen Werke fortfahren, wenn nicht der Herzog ihm thatsächliche Beweise seiner besseren Gesinnung durch den Abbruch jeder Verbindung mit dem rebellischen rheingräflichen Hause gebe."

„Und was sagt ihr dazu, Besold?" fragte Eberhard.

„Ich frage: was sagt Euer Herz dazu, fürstliche Hoheit," antwortete Besold. „Herzogliche Gnaden haben ja nach solchem Vorkommnis Grund und Anlaß genug, sich ganz auf Herzog Bernhard's Seite zu stellen, hoffend, daß es ihm gelingen werde, im Laufe der Zeit Euer Land im Wege der Eroberung wieder zu gewinnen."

„Für diesen Rath allein verdient ihr 1000 fl. von den Jesuitern," sprach Strahlendorf. „Herzogliche Gnaden sollen durch die Wand rennen, wo dicht daneben die Thür offen steht! Daß Bernhard von Weimar jezt nicht im Stande ist, die Oestreicher aus Würtemberg zu verjagen, wißt ihr so gut wie ich; ob er's künftig im Stande sein werde, wer leistet dafür Gewähr? Und wenn wir Brief und Siegel darüber hätten: sollen denn von neuem Ströme Blutes vergossen, Städte und Dörfer eingeäschert, das Land in eine Einöde verwandelt werden?"

„Nein! das soll nicht geschehen!" rief Maria, in's Zimmer stürzend. „Eberhard! Mein geliebter Herr! Ich entsage Euch. Ich gebe Euch Euer Ja zurück! Für ihren Glauben haben Eure Unterthanen gestritten und gelitten; für unsre Liebe sollen sie nicht leiden. Ich will nicht mit dem Fluche des Landes beladen Einzug in Stuttgart halten, noch soll um meinetwillen das evangelische Bekenntnis gefährdet werden. Eberhard, mein Herz bleibt dein, mein Leben lang. Ich werde nie einem Andern — aber dir darf ich nicht angehören. Sei stark! Laß dich nicht durch ein Weib beschämen!"

Sie lag vor ihm auf den Knieen.

„Maria! O Maria!" rief Eberhard, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. „Von dir soll ich mich trennen?"

Strahlendorf hatte mit steigender Bewunderung Maria's Worte angehört und die edle und liebliche Erscheinung betrachtet.

„Gräfin!“ sprach er bewegt, „ihr seid es werth, die Mutter des Landes zu werden.“

„Entfernt euch, Besold,“ sagte der Herzog. Besold gieng.

„Ist es wahr,“ fragte Eberhard mit tonloser Stimme, „daß Besold mit den Jesuitern in geheimem Bunde steht?“

„Ich werde Ew. Gnaden die Beweise vorlegen,“ antwortete Strahlendorf. „Aber laßt uns jezt die Hauptsache zu Ende bringen. Seitdem ich die erlauchte Braut gesehen und ihre Worte gehört, begreife ich die Größe und Schwere des Opfers, das ich Euch änmuthen muß. Vielleicht — vielleicht gibt es noch einen Mittelweg. Wenn Ew. herzogliche Gnaden es zufrieden sind, will ich nach Wien eilen — —“

„Strahlendorf!“ rief der Herzog, indem er aufsprang und die Hand des Freiherrn in die seine presste.

„Ich werde dem Kaiser erzählen, weß ich hier in dieser Stunde Zeugnis gewesen. Ich werde ihm sagen, wer die sind, die Euch von ihm wollen abspenstig machen, und wer die ist, die euch zur Treue gegen ihn anfeuert und von Abfall und Krieg nichts hören will. Ich werde ihm sagen, daß Ihr beide Euch bereit erklärt, das Band zu lösen, das Eures Lebens Glück ausmacht, und werde ihn fragen, ob er solch ein Opfer verlange. Ich werde ihm meinen Kopf zum Pfande für eure Treue bieten. Den Ausgang wird Gott walten.“ —

Strahlendorf reiste noch an demselben Tage ab; Besold wurde noch in derselben Stunde entlassen, und ein vom ersteren empfohlener rechtschaffener ältlicher Mann trat als Geheimschreiber in des Herzogs Dienste.

Die Bemühungen des Freiherrn in Wien waren nicht völlig erfolglos. Durch einen Kammerherrn, mit dem er nahe verwandt war, gelang es ihm, Audienz beim Kaiser zu erhalten. Das versteinerte Herz des Monarchen blieb doch nicht ganz ungerührt, als Strahlendorf die reine, jugendliche Liebe der beiden fürstlichen Personen und die edlen Gesin-

nungen der Braut schilderte. Der Kaiser wollte auf der Lösung des geschlossenen Verhältnisses nicht bestehen, erklärte aber, daß er mit der Wiedereinsetzung Eberhards in die Regierung noch zögern müsse, bis dieser seine treuen Gesinnungen durch Thaten bewährt habe. Pfullingen zwar nebst der Achalm und dem Staufen wolle er des geleisteten Eides entbinden und an Würtemberg zurückgeben; dagegen könne er nicht dulden, daß der Major Widerhold länger den Hohentwiel besezt halte, und von dort die kaiserlichen Truppen in Stockach und der ganzen Grafschaft Nellenburg durch unaufhörliche Plackereien beunruhige. Der Twiel sei eine abgelegene Enclave, die dem Herzog nicht viel nütze, ihm aber sehr gefährlich werden könne, wenn Widerhold dieselbe den Schweden in die Hände spiele. Die Abtretung des Twiel müsse er also unbedingt verlangen als thatsächlichen Beweis, daß es dem Herzog mit seinen Zusicherungen der Treue Ernst sei. Außerdem wolle er nichts, als die beiden Grenzämter Göppingen und Heidenheim behalten, die schon seit der Nördlinger Schlacht ganz und gar von Oestreich in landesherrlichen Besitz genommen waren.

Der Sachlage nach konnte Strahlendorf diese Forderungen nicht hart finden; irgend etwas mußte doch in jedem Falle daran gegeben werden, und unter diesen Bedingungen war die Wiedereinsetzung des Herzogs wenigstens nicht allzu theuer erkauft. Er gieng also auf diesen Vorschlag ein, und eine noch größere Freude hatten Eberhard und Maria, als sie durch einen Eilboten von dem glücklichen Ergebnis der Verhandlungen in Kenntnis gesezt wurden. Augenblicklich fertigte Eberhard an den Major Widerhold ein Schreiben ab mit dem gemessenen Befehl, bis zum 1. Januar 1636 unweigerlich den Hohentwiel an die Oestreicher zu übergeben.

Aber noch nach einer andern Richtung hatte Strahlendorfs Anwesenheit in Wien einen glücklichen Erfolg. Der Befehl, das evangelische Consistorium in Stuttgart wieder einzusetzen, war zwar vom Kaiser an seinen Sohn, den König Ferdinand von Ungarn, erlassen, lag aber noch immer unausgeführt in der Kanzlei des lezteren. Bei der Verstimmung des Kaisers über Eberhard's Verlobung hatte man

sich nicht eben beeilen zu müssen geglaubt, und jesuitischer Einfluß wußte die Sache hinzuhalten. Strahlendorf regte sie wieder an, und brachte sie in Fluß. Gerade am heil. Weihnachtsabend 1635 lief in Stuttgart das Rescript ein, welches die Jesuiter aus dem Consistorium entfernte und die evangelischen Räthe wieder einsezte.

Die Freude im Lande war unermeßlich. Nur Einer freute sich nicht: Richard. Und doch sollte gerade dies Ereignis für ihn von günstigen Folgen sein. Herzog Eberhard, der seit Besold's Entlassung die gutgemeinte Absicht Richard's besser würdigte, schrieb persönlich an den Director des evangelischen Consistoriums, sprach sich mit Wärme über die Verdienste sowie über den tadellosen Wandel seines ehemaligen Geheimschreibers aus, und foderte es als einen Beweis alter Anhänglichkeit an seine fürstliche Person, daß man dem Manne nicht lächerlicherweise eine alte Jugendübereilung nachtrage, sondern endlich einmal die Sache zum Schlusse und jenen auf eine Pfarrstelle bringe.

Das Consistorium beeilte sich, in diesem Sinn an die Fakultät zu rescribiren. Die Fakultät, welche dem Jesuiterconsistorium gegenüber von vornherein jeden Anlaß zu Widerstand begierig aufgegriffen hatte, war den altbekannten neu eingesezten evangelischen Räthen gegenüber zu jedem Beweis ihres freudigen Gehorsams willig und bereit; sie erklärte, daß sie auf jene alten, längstverjährten Jugendvergehen des Geheimschreibers um so minder zurückgreifen wolle, als in den Akten des Stifts nur von häufiger Trunkenheit die Rede sei, alles weitere aber nur auf Gerüchten beruhe. Dagegen müsse sie nach Gesetz und Ordnung darauf bestehen, daß Richard sich examinis loco einem Privatcolloquio unterziehe. Hiegegen hatte das Consistorium seinerseits nichts einzuwenden. Die hochwürdige Facultät aber rechnete im stillen darauf, daß sie, indem sie des Herzogs Wunsch willfahre, doch zugleich über Richard's Person einen Sieg davon tragen werde. Denn es stand ja jezt in ihrer Macht, dem misliebigen Candidaten so schwere Fragen vorzulegen, sonderlich in historia ecclesiastica und im Hebräischen, als worin er schlecht beschlagen zu sein selbst eingestanden, — daß er ent-

weder durchfallen oder doch die schlechteste Note davon tragen werde.

Diese Hoffnung würde freilich herabgestimmt worden sein, wenn die ehrwürdigen Herren gewußt hätten, wie der Gegenstand jener cause célèbre vom ersten Augenblicke seines Tübinger Aufenthaltes an nicht allein die ganzen Tage, sondern auch die halben Nächte lang in seinem Dachstübchen über den Büchern saß, und Hottinger's neueste alttestamentliche Commentarien sammt den Centurien des Flacius Illyricus studirte.

Er war in hohem Grade, aber auf das angenehmste, überrascht, als er am 6. Januar 1636 plötzlich ein Schreiben erhielt, das ihn einlud, am folgenden Morgen sich zu einem colloquio in dem Sitzungssaale der Facultät einzufinden.

Eben noch hatte er vernommen, daß die Festung Hohentwiel den Befehl erhalten habe, sich den Oestreichern zu ergeben. Die Uebergabe sei zwar bis heute noch nicht erfolgt, indem der Major Widerhold des schlechten und rauhen Wetters halben um eine Fristverlängerung von drei Wochen gebeten habe. Immerhin aber war Richard's Sorge und Unruhe dadurch auf's neue aufgestachelt. Denn wurde der Twiel an die Oestreicher übergeben, so hatte der protestantische Cultus dort ein Ende, so verließ Rosa mit ihrem Vater die Festung, und wo sollte er sie dann suchen? wo finden? Und wurde nicht die Gefahr, daß ein Anderer sie ihm wegschnappe, verzehnfacht, wenn sie aus der kleinen, abgeschlossenen Festung in die Welt hinaustrat?

Wie ein Sonnenstrahl des Glücks kam ihm also diese eben rechtzeitige Einladung zu dem Colloquium. Er begab sich Donnerstag den 7. Januar 1636 in das Sitzungszimmer der Facultät. Mit gestrengen Mienen saßen die Herren da. Der Dekan eröffnete ihm, daß in Anbetracht der Pestilenz, die jezt an so vielen Orten wüthe und schon an die dreihundert Pfarrer weggerafft habe, und des dadurch entstandenen Mangels an Geistlichen, die Facultät beschlossen habe, über seine Vergangenheit einen Schleier zu werfen, und ihn zum Examen zuzulassen.

Das Examen begann. Eine der schwierigsten Stellen

aus dem Buche Hiob, welche von seltenen Ausdrücken wimmelte, wurde ihm zum Uebersetzen vorgelegt. Er übersezte sie fließend wie Wasser, und gab zur Vokabular- und Real-Erklärung einen solchen Wust von Gelehrsamkeit zum besten, daß den ehrwürdigen Herren die Mäuler offen und die Haare zu Berge standen. Nicht anders gieng es in der Kirchengeschichte, wo er, über den arianischen Streit befragt, sogleich mit einer Einleitung über die so verwickelten chronologischen Untersuchungen in Betreff jenes Streites begann, dann sämmtliche Lehrformeln der verschiedenen Parteien wörtlich griechisch citirte, und dadurch abermals das helle Staunen der Fakultät erregte. In der Dogmatik und dem neuen Testamente fehlte es ihm ohnehin nicht. Als die Mittagsglocke schlug, zogen die Fakultätsmitglieder mit langen Nasen, Richard mit der ersten Note ab.

Noch ehe er zu Tische gieng, sezte er sich, und schrieb einen Brief an Rosa, der Hauptsache nach in dem gleichen Sinne wie den, den er vor einigen Wochen geschrieben und vernichtet hatte; nur daß er jezt kühnlich beifügte, daß eine Reihe schändlicher und verleumderischer Gerüchte über sein studentisches Leben sich nunmehr nach langwieriger und strenger Untersuchung als völlig unwahr und erlogen herausgestellt hätten, und wie glänzend er sein Examen bestanden habe.

Der Brief gieng ab durch einen sicheren Boten, dem er durch den Major von Senfft einen Geleitsbrief nach dem Twiel ausstellen ließ. Der Bote gelangte auch glücklich durch den östreichischen Cordon in die Festung; aber Richard wollte in die Erde sinken, als derselbe nach vier Tagen den Brief zurückbrachte mit der Nachricht: Rosa sei nicht mehr in Hohentwiel; sie habe bereits im Anfang des Monats mit ihrem Vater die Festung verlassen, und niemand wisse, wohin sich beide gewendet. —

Es war Sonnabend den 2. Januar gewesen, als der Pfarrer, der eben mit der Vorbereitung auf seine morgende Predigt beschäftigt war, zum Kommandanten gerufen wurde. Er konnte nicht begreifen, was Widerhold, der sich bisher wenig oder gar nicht um ihn bekümmert hatte, von ihm

wolle, und warum er gerade zu dieser ungeschickten Zeit ihn in der Arbeit störe. Indessen stieg er, dem Rufe folgsam, den steilen Basaltkegel vollends bis in das obere Schloß hinauf, wo der Major seine Wohnung hatte, und ließ sich anmelden. Er wurde in ein kleines, von Hausrath völlig leeres Gemach geführt, und bedeutet, da zu warten. Der kahle Raum sah fast wie ein Kerker aus, und dem alten Pfarrer wurde förmlich bange, als schon eine volle Viertelstunde vergangen war, ohne daß Widerhold erschienen wäre. Doch endlich ließ sich der dröhnende Schritt des Majors vernehmen, und einen Augenblick darnach stand der sieben Fuß hohe, gewaltige Mann mit seinem kahlen runden Scheitel, seinem sonnverbrannten Gesicht, seinem kleinen wulstigen Munde, dem pechschwarzen Schnurrbart und dem aufgedunsenen Bäuchlein dicht vor dem Pfarrer, der an ihm wie an einer Hopfenstange hinaufsah.

„Hab' ein Wort im Vertrauen mit euch zu reden," hub er mit seiner Stentorstimme an, deren dröhnenden Klang er zwar möglichst zu dämpfen suchte, die aber, je klangloser, nur um so rauher und schnarrender tönte. „Ihr wißt, Pfarrer! der Herzog hat mir neulich einen Boten geschickt, daß ich meine Festung an den Oestreicher übergeben solle. Einem solchen schmachvollen Ansinnen Folge zu leisten, habe ich nicht die geringste Lust. Die Festung ist Jungfer; sie ist mein Stolz. Ich habe mir unter dem Vorwand, daß die Besatzung bei so rauher Jahreszeit keinen weiteren Marsch unternehmen könne, ohne daß einige Vorbereitungen getroffen und ihnen für warme Mäntel und für Zelte gesorget wäre, eine Frist von weiteren drei Wochen ausbedungen; aber das habe ich nur zu dem Endzweck gethan, um in mittlerer Weile einen Boten an den Herzog Bernhard von Weimar, meinen Generalissimum, zu schicken, und ihm Meldung von der Sache zu thun. Denn ihm bin ich zu Gehorsam verpflichtet von der Zeit her, da man mich in diese Festung gesetzet, und er war's, der mich hieher beordert hat. Habe ihm daher geschrieben, er solle mir zu wissen thun, wie ich mich zu verhalten hätte; und wenn er nicht haben wolle, daß die Kaiserlichen das alte Duellium, die Krone aller

Festungen, den Schlüssel zum Bodensee und zu Oberschwaben, in ihre Hände bekämen, so solle er endlich die ein oder zwei Regimenter Schweden schicken, um die ich ihn schon vor drei Wochen gebeten, denen ich dann die Festung übergeben würde. Und da ist nun mein Begehr und Befehl an euch, daß ihr in eurer morgenden Predigt die Besatzung und Einwohnerschaft belehren sollt, wie die Sachen liegen, und daß es sich um das Wohlergehen des evangelischen Bekenntnisses handelt, und sollt sie zu treuem Soldatengehorsam gegen mich, ihren Kommandanten, und zu unbeirrtem Aushalten ermahnen."

„Herr Kommandant," erwiderte der Pfarrer anfangs mit zitternder, dann mit immer festerer und kühnerer Stimme, „Herr Kommandant, ich bin nicht an die Kirche zu Twiel berufen, um auf der Kanzel eure Begehren und Befehle auszurichten, sondern um das Wort Gottes und Evangelium zu verkündigen. Wann es sich aber ja um die Vermahnung zu Treue und Gehorsam handelt, so wollte ich als ein Diener der Wahrheit und als euer Seelsorger zu allererst euch, Herr Kommandant, erinnert haben, daß ihr den Eid der Treue nicht dem schwedischen Kanzler, sondern dem Herzog geleistet habt, und auf seinen Befehl dem Kommando des Herzogs von Weimar seid unterstellet worden. Jezt, wo der Herzog mit dem Kaiser Frieden gemacht und von den Schweden sich losgesagt, ist jener Befehl erloschen und das Kommando des Weimaraners über euch hat ein Ende. Wollte euch also um Gottes und eures Gewissens willen vermahnet haben, den Weisungen des Herzogs, unseres allergnädigsten Herrn, als der von Gott verordneten Obrigkeit, Gehorsam zu leisten."

„Kindisches Geschwätz!" polterte der Major heraus. „Ich brauche mir nicht von euch sagen zu lassen, was meine Soldatenpflicht ist. Der Herzog hat sein Land verspielt, und hat nichts mehr darin zu befehlen, auf dem Twiel so wenig als in Stuttgart. Er ist aus dem Lande geflohen wie ein Wicht, und ich bin jezt Herzog auf dem Hohentwiel. Als schwedischer Major stehe ich hier; seht meine Uniform an! Mein General hat mir befohlen, die Festung zu halten, und diesem Befehle werde ich gehorchen."

„Und damit werdet ihr unsern Landesherrn in die peinlichste Lage bringen," sagte der Pfarrer, „und werdet die Schuld tragen, wenn er seines Landes und das Land seiner noch länger beraubet bleibt. Hat er sich mit dem Kaiser dahin vertragen, daß er dem Kaiser diese Festung abtritt und dafür sein Land wieder erhält: wie dürft ihr es wagen, diesen Vertrag zu kreuzen und neue Verwirrung herbeizuführen? Seid ihr dem Herzog zum Vormund bestellt?"

„Eines Vormunds bedarf er freilich, der schwache und unerfahrene Fürst!" rief der Major. „Wenn ein solcher Knecht Oestreichs in die Regierung wieder eintritt, so ist dies viel schlimmer, als wenn er mit der Regierung noch einige Jahre warten muß, bis er gescheiter geworden und die Umstände sich so geändert haben, daß er nicht der Gnade Ferdinands, sondern dem tapfern Schwerte der Schweden seine Wiedereinsetzung zu danken hat."

„Und inzwischen wird das unglückliche Land katholisch gemacht," warf der Pfarrer ein. „Die Rettung der evangelischen Kirche ist wohl der Dahingabe einer Festung werth."

„Ach was!" rief Widerhold ärgerlich; „davon versteht ihr nichts! Was liegt dem Herzog an der evangelischen Kirche! Nicht für ihre Rettung oder Erhaltung hat er den Twiel zum Preis geboten, sondern dafür will er ihn an den Kaiser verschachern, damit dieser ihm gnädigst erlaubt, seinen angebeteten Schatz, die Gräfin Maria, zum Altar zu führen. Der alte Rauschebart würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er das wüßte. Wäre Eberhard seiner Ahnen werth, er würde sich seine Braut mit dem Schwerte erstreiten, statt sie um eine Festung, die seiner Ahnen Stolz war, zu erhandeln. — Aber nun macht's kurz: Wollt ihr? oder wollt ihr nicht?"

„Herr Kommandant," antwortete der Pfarrer, „wie es mit eurer soldatischen Verpflichtung gegen den schwedischen Generalissimus steht, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Aber darüber bin ich um so gewisser, daß ich nicht dem Schweden, sondern meinem Herzog den Unterthanen- und Diensteid geleistet habe, und nicht vom Herzog von Weimar, sondern von dem herzoglichen Consistorium in Stuttgart,

wie es sich selber noch nennet, hieher als Pfarrer gesetzet bin."

„Und so wollt ihr also gegen mich predigen, und meine Soldaten wider mich auffässig machen? Gut; daran werde ich euch zu verhindern wissen. In den Thurm werde ich euch legen —"

„Solcher gewaltiger und erschrecklicher Mittel bedarf es ganz und gar nicht," sagte der Pfarrer; „denn ich würde, wenn ich hier bliebe, nach wie vor das Evangelium predigen, und die politischen Händel ganz von der Kanzel lassen, als wohin sie nicht gehören. Allein da ich vernehme, daß der Hohentwiel nicht mehr würtembergisch, sondern entweder nach des Herzogs Willen östreichisch oder nach eurer Meinung Widerholdisch sein soll — —"

„Was nehmt ihr euch heraus?" rief der Major zornig.

„Ihr habet selber also gesagt; „ich bin jezt Herzog auf dem Hohentwiel," habt ihr gesagt, und habt wahr geredet. Da dem nun so ist, so ist mein Amt hier aus, und so bitte ich euch, mir und meiner Tochter einen Geleitsbrief auszustellen, womit ich sicher in das Herzogthum zurückkehren kann. Es ist ja hart für mich, in meinem Alter noch einmal den Wanderstab ergreifen und brodlos werden zu müssen; aber Gott der Herr wird mir ja wohl wieder ein Plätzlein bescheeren, da ich mein Haupt in Frieden zur lezten Ruhe legen kann."

„Guter Einfall!" sagte der Major. „Fort wollt ihr, und den Oestreichern die Geheimnisse ausplaudern, die euch hier anvertrauet worden. Daraus wird nichts!"

„Ich werde nicht ausplaudern, was nicht mein, sondern euer Geheimnis ist, und was ihr arglos und in gutem Vertrauen mir mitgetheilt habt. Ich bin kein Schurke, und ich glaube, Herr Major, ihr habt mich nie als einen solchen kennen lernen."

„Hilft nichts," rief der Major. „Ich gehe gern sicher."

„Ich gebe euch bei meinem Amtseid die Zusage, daß ich niemanden etwas von dem mir anvertrauten Geheimnis sagen werde. Es ist besser, ihr entlaßt mich; denn die Kanzel besteige ich hier doch nie mehr; mein Amtsberuf dahier ist

erloschen; und wenn ich nun hier bleibe und nicht predige, so wird dies mehr Aufsehen bei der Besatzung machen, als wenn ihr mich beurlaubt."

„Ich werde den Leuten sagen, ihr seid krank oder ein Narr geworden," sagte Widerhold. Doch da unterbrach ein Musketier das Gespräch, indem er eine so eben angekommene Depesche übergab. Der Major riß sie auf, und las sie.

„Ihr könnt meinethalben reisen," sagte er. „Da les't!"

Er reichte dem Pfarrer die Depesche. Sie lautete:

„Haltet den Twiel um jeden Preiß. Euren Wunsch, euch Truppen zu schicken, kann ich jezt nicht erfüllen. Haltet derweilen nur aus.

Bernhard."

„Daß ich aushalten werde, möget ihr jedermann sagen, der es hören will," sprach Widerhold. „Und ein anderes Geheimnis gibt's jezt nicht mehr zu verrathen."

Er ließ dem Pfarrer einen Geleitsbrief ausstellen. Mondtag den 4. Januar machte sich dieser mit Rosa auf die Reise.

Wie war ihr so eigen zu Muthe, als der Hohentwiel, auf dem sie nun fünf Vierteljahre zugebracht, hinter ihr in die Ferne verschwand, und sie in einem leichten bequemen Wagen an des Vaters Seite der Donau zu rollte. Wie ganz anders war diese Reise, wie froh, wie sicher, im Vergleich mit der damaligen angstvollen Flucht vor den Kroaten! Und doch war ihr das Herz zum Zerspringen schwer. Sie kehrte zurück — aber in ein leer gewordenes Paradies. Sie wußte, daß Hohenurach sich ergeben hatte, daß die Schweden abgezogen waren über Ulm ihrem Heere zu. Johannes war fort, weit weit fort; wohin sollte sie ihre Gedanken, ihre Gebete ihm nachschicken? Tausendmal, wenn der Bodensee mit seinen lachenden Geländen im Morgenroth vor ihr schimmerte, oder wenn am Abend die ferne Alpenkette glühte, hatte sie aus all der Pracht sich hinweggesehnt in das kleine, dunkle Pfarrgemach des Amandushofes, wo sie ihn nahe gewußt, wo er zur Thüre eintrat mit seinem freundlichen heitern Lächeln. Warum hatte er ihr

nie mehr Nachricht gegeben? Ach, auch er wußte ja nicht wo er sie zu suchen hatte! Er war ihr verloren, für immer verloren! Das eiserne Rad der Ereignisse hatte sich zwischen zwei liebende Herzen gewälzt, und in seinem unerbittlichen Rollen das eine nach Süden, das andere fern in den Norden geschleudert. Was blieb da übrig, als gelassene Unterwerfung unter Gottes unbegreiflichen Willen?

Unter solchen Gedanken fuhr sie schweigend neben dem schweigenden Vater nach dem Städtchen Tuttlingen zu.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Kordula wird Braut.

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich zuvor geliebt,
Das ist ein bitter Leiden,
Wie's bittrer keines gibt.
Em. Geibel.

Fast drei Monate war nun Johannes in des Meisters Hause. Es war eine ruhige, friedliche, liebliche Zeit, die er nach so vielen ausgestandenen Drangsalen in der Familie und Umgebung des biedern Mannes verlebte. Des Morgens frühe gieng er mit dem ehrlichen treuen Zacharias und dem freundlichen sanften bescheidenen Hermann auf die Seilerbahn, die sich in einem Theile des, hier ziemlich seichten Stadtgrabens befand. Der Spätherbst und der größte Theil des Winters war mild; es regnete im November wenig; im Dezember fiel dann und wann ein leichter Schnee, den bis Mittag die freundliche Sonne wieder hinwegleckte. Die Böschungen des Stadtgrabens hielten den Wind ab; so

konnte fast ununterbrochen im Freien gearbeitet werden. Und das that Noth; denn bei dem überall wieder sich hebenden Landbau und gewerblichen Leben mehrten sich die Bestellungen von Tag zu Tage; die Bauern und Landwirthe brauchten Stränge für die Bespannung ihrer Pflüge und Fuhrwerke; die verschiedensten Handwerker hatten Seile, Bindfaden und dergleichen Waaren nöthig, so daß dem Meister März oft der Kopf schwirrte und er nicht wußte, wie er alle die Forderungen befriedigen solle.

Hans erwies sich dabei als ein ebenso geschickter wie fleißiger Arbeiter. Der Meister hatte seine hohe Freude an ihm, und behandelte ihn wirklich wie einen Freund. Wenn er am Sonntag und Mittwoch Abend in die Krone gieng, um dort in einem kleinen Kreise von Bekannten seinen Schoppen zu trinken, so nahm er Hans jedesmal mit. Er stellte ihn vor als seinen Gehülfen, nicht als seinen Gesellen; er erwähnte gelegentlich, daß Hans aus einer guten Familie sei, daß er früher Kriegsdienste gethan und es leicht zu Stellung und Ehren hätte bringen können, wenn ihm nicht die einreißende Roheit der Soldaten jenen Beruf verleidet hätte. Er ließ sich nicht undeutlich merken, daß er mit der Zeit seinem lieben und werthen Gehülfen, für den er alle Tage Gott danke, einen Antheil an seinem Geschäfte abtreten werde. Die anderen Bürger, welche sich dort zusammenfanden, begegneten in Folge dessen dem „Gehülfen Perlkamp," wie sie ihn nannten, ganz als einem ihres gleichen. Es waren Männer verschiedenen Alters, alle brav, solid, achtbar, und darunter recht erfahrene und gescheite Leute, mit denen sich ein vernünftiges Wort reden, ja oftmals ein recht anziehendes Gespräch führen ließ.

Nur eines that Johannes bei dieser Ausnahmsstellung, die er einnahm, leid. Er bemerkte, daß die Bevorzugung, welche ihm zu Theil ward, dem braven Hermann wehe that. Der arme Junge arbeitete ebenso treu, ebenso fleißig und ebenso geschickt, wie Hans, und mußte sich überall diesem gegenüber zurückgesezt sehen. Er ertrug das in der Stille, aber Johannes sah bald, wie ein tiefer Kummer ihn niederdrückte. Er that das Seine ihm jene Zurücksetzung

minder fühlbar werden zu lassen. Er duldete nicht, daß Hermann anders als „Du“ zu ihm sagte; er schlang, wenn sie vom Stadtgraben mit einander heim giengen, vertraulich seinen Arm um Hermann's Schulter, und gab ihm auf alle Weise kund, daß er als ein Freund von ihm betrachtet sein wolle. Eines Sonntag-Nachmittags, als Hermann in eine Wirthschaft vor der Stadt gieng, wo er mit andern Handwerksgesellen sich ein paar Stunden mit Kegelschieben die Zeit zu vertreiben pflegte, begleitete Hans ihn auch dorthin; und obgleich die andern Bursche ihm anfangs wie einem vornehmen Eindringling mit einer gewissen Zurückhaltung begegneten, so wußte er durch sein aufrichtiges, freundliches Entgegenkommen doch nach kurzer Frist Aller Herzen zu gewinnen, so daß sie beim Weggehen ihn recht dringend baten, doch ja den nächsten Sonntag wiederzukommen. Er versprach es, und hätte es auch gerne gehalten; denn es waren lauter gutgeartete ordentliche junge Leute. Aber als er heimkam und dem Meister auf dessen Befragen erzählte, wo er gewesen, da zog dieser die Stirn in Falten, und sagte ihm: wenn er Freude am Kegeln habe, so brauche er nicht weit nach einer Gelegenheit zu suchen. In dem Gärtchen hinter dem weißen Ross sei eine sehr gute Kegelbahn, wo die jungen Bürger sich des Sonntag-Nachmittags zu erlustiren pflegten; er werde da manchen guten Freund finden, den er von der Krone her kenne.

Hans merkte, daß der Meister es nicht gern sehe, wenn er mit jenen Handwerksgesellen Umgang pflege. Um dem biedern Manne nicht wehe zu thun, unterließ er es, Hermann öfter zu begleiten.

Er sagte diesem auch die Ursache, und bat, ihn bei seiner Gesellschaft zu entschuldigen, daß er nicht wiederkomme. Hermann sah ihn liebreich aber recht traurig an. Hans faßte seine Hand, und drückte sie mit Wärme. —

Sein Verhältnis zu Kordula hatte sich ganz eigenthümlich gestaltet. Beide beobachteten von Anfang an die größte Zurückhaltung gegen einander; sie, weil Hans ein bildschöner junger Mann war und sie ihn nicht auf den Glauben bringen wollte, als ob sie ihm nachschaue; und er, weil er

an ein Verhältnis mit Kordula nicht im allerentferntesten dachte. Er hatte jede Hoffnung, Rosa zu besitzen, aufgegeben, aber vergessen hatte er sie darum keineswegs. Sein Herz gehörte ihr für Zeitlebens, und sollte nie einer Anderen gehören; er war zufrieden mit seinem jetzigen Stande, aber er wollte unverheirathet sein Leben vollbringen. Es war ihm sogar mehrmals der Gedanke gekommen, in die nur einen halben Tag entfernte Festung Hohentwiel eine Wanderung zu unternehmen, Rosa und ihren Vater zu besuchen, ihnen ganz offen alle seine Schicksale und seinen jetzigen Stand zu erzählen, und ihr zu sagen, daß er in Folge dessen jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihr habe aufgeben müssen. Jedesmal, wenn er daran dachte, traute er sich die nöthige Stärke zu einem solchen Schritte zu, aber wenn er dann dem Meister sagte, daß er gern den Pfarrer von Twiel, einen lieben alten Freund, besuchen möchte, und wenn dieser und alle andern Bekannten ihm antworteten, daß dies platterdings unmöglich sei, indem die Oestreicher einen dichten Kordon um die Festung gezogen und niemanden durchließen, der nicht vom kaiserlichen Statthalter in Stuttgart oder von einem höheren östreichischen Offizier oder vom Kommandanten Widerhold einen Geleitsbrief habe, so fiel Johannes jedesmal ein Stein vom Herzen, und er fand sich nur auf's neue befestigt in seiner Ueberzeugung, daß es Gottes Wille sei, er solle in seinem jetzigen Berufe verbleiben und keine selbsterwählten Wege gehen.

Je weniger er sich nun Kordula näherte, je gleichgültiger er neben ihr hergieng, um so unbefangener konnte er ihre trefflichen Eigenschaften, ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit, ihre Zärtlichkeit gegen die Eltern, ihre Opferwilligkeit, wo es galt, eigene Freuden aufzugeben um Andern eine Freude zu bereiten, Tag für Tag beobachten. Er gewann die höchste Achtung vor ihr. Und zur Achtung gesellte sich bald eine stille Sympathie. Auch Kordula nämlich konnte den armen Hermann nicht traurig sehen. Wenn er so ernst, so schwermüthig des Mittags oder Abends in die Stube trat, da war es oft nur ein einziges Lächeln, ein einziger freundlicher Gruß oder Blick, womit Kordula ihn zu erheitern

suchte. Und diese Sonnenblicke verfehlten nie ihre Wirkung, wenn auch nach kurzer Frist die alte Schwermuth wiederkehrte. Aber ebenso sichtlich war ja Hans bemüht, dem guten Hermann alle Liebe und Freundlichkeit zu erweisen und ihm die Falten auf seiner Stirn zu glätten. Wenn er ihn traurig sah, drückte er ihm leise die Hand, und schaute ihn an mit einem fragenden Blick voll Liebe. Kordula sah das; sie sah, daß Hans sich nicht um sie, sondern um Hermann bemühte, und darum mußte sie dem Hans gut sein. Es war ein stilles Einverständnis zwischen den Beiden, ein unverabredetes gemeinsames Bemühen, Hermann's geheimen Kummer zu lindern.

Die Eltern bemerkten mit Freuden, daß Kordula an Hans Gefallen zu haben schien; und weitentfernt, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, richteten sie es vielmehr gerne so ein, daß die beiden jungen Leute gelegentlich einmal in der Stube bei einander allein blieben und harmlos mit einander plaudern konnten. „Ich möchte nur wissen," sagte Hans bei einer dieser Gelegenheiten, „was dem guten armen Hermann ist. Er wird von Tag zu Tage blasser; ich fürchte, er wird noch krank. Es muß ihn ein Kummer drücken; ich glaube immer, es thut ihm wehe, mich wie einen Herrn behandelt zu sehen, während er nur ein gewöhnlicher Geselle ist." — „Ach! freilich," versezte Kordula mit einem Seufzer, „Hermann ist ein so sehr guter Mensch, aber er ist von armen Eltern und niedriger Herkunft." Jezt erinnerte sich Johannes auf einmal, daß der Meister auf jener Fahrt erzählt habe, Hermann habe eine Neigung für Kordula, sei aber eines Flickschusters Sohn und ihm daher als Schwiegersohn nicht anständig. Da nun Kordula fast mit den nämlichen Worten der niedrigen Herkunft Hermann's Erwähnung that, so zog Johannes daraus den Schluß, daß auch sie an dieser geringen Herkunft des Burschen Anstoß nehme, und daß von einer Neigung zu ihm bei Kordula in keiner Weise die Rede sei. Nur um so inniger that ihm der arme Bursche leid, und er suchte ihn sogleich den andern Morgen, als er Arm in Arm mit ihm zur Arbeit gieng, zu trösten, so gut er konnte.

„Dich drückt ein Kummer, lieber Hermann," sprach er zu ihm, „du wirst ja alle Tage schwermüthiger. Willst du nicht mir dich anvertrauen? Sieh, ich meine es so treu mit dir."

„Mir kann niemand helfen," sagte Hermann, und blickte düster vor sich auf die Erde.

„Aber du selbst kannst dir helfen," sprach Johannes. „Sieh, lieber Hermann, ich weiß, was dir fehlt. Ich weiß, daß du des Meisters Tochter lieb hast und sie gern zur Frau hättest, und daß du ihnen nicht anständig bist, weil dein Vater selig in dürftigen Verhältnissen gelebt hat. Hermann! wenn ich an des Meisters Stelle wäre, ich gäbe dir die Kordula. Aber da hat eben jeder Mensch seine eigenen Ansichten und Grundsätze, und die muß man ehren und sich in Gottes Fügung schicken. Du bist ja nicht der einzige, dem es so ergeht. Sieh, lieber Hermann, mir ist's gerade so ergangen. Ich habe ein frommes, herrliches Mägdlein geliebt wie mein Leben, und ich kann wohl sagen: ich habe sie nicht vergessen und werde sie nie vergessen; sie hat auch mich geliebt und ihr Vater war es ganz und gar zufrieden — und nun haben widrige Schicksale sie dorthin und mich dahin verschlagen, und mich zu diesem meinem jetzigen Stande genöthigt, wo ich gar nicht mehr an sie denken darf. Hermann! ich hab's ertragen; ich hab's eben ertragen müssen. Es ist mir schwer geworden, sehr schwer; aber mit Gottes Hülfe geht's; man muß nur tapfer kämpfen."

„Aber das ärgert mich nun ebenso über die Maßen," brach Hermann heraus, „daß ich, der ich ihr gut bin und sie so lieb, so lieb habe, sie nicht bekommen soll, und einer, der sich gar nichts aus ihr macht, und dem eine andere viel lieber wäre, soll sie haben!" — Das Weinen war ihm nahe.

„Aber ist denn von einem Anderen die Rede?" fragte Hans ganz erstaunt.

Hermann richtete seine hellen blauen Augen auf Johannes, und sah ihn an mit einem großen, ernsten, trüben Blick, in welchem die Frage lag: „Und du thust, als wüßtest du das nicht?"

In dem Augenblick kam Zacharias den Beiden nach, und das Gespräch ward unterbrochen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Hermann gieng auf seine Kegelbahn; Hans begleitete Abends den Meister in die Krone.

„Nun, und nach einem Tochtermann braucht ihr auch nicht weit zu suchen,“ sagte Meister Balthasar, der Schreiner, als März sein blühendes Geschäft und die Geschicklichkeit seines Gehülfen rühmte. Hans ward roth bis hinter die Ohren, und gerieth in sichtliche Verlegenheit. „Nun, das will ich meinen,“ rief Meister März, „daß solch ein Tochtermann mir willkommen wäre; wo könnt' ich denn einen besseren finden?“ Hans ward noch röther; der Meister nahm dieß für ein Erröthen der Freude, lächelte ihn an, und klopfte ihm auf die Schulter. „Aber stille! stille!“ fuhr er fort; „gut Ding will Weile haben, und was gedeihen soll, das muß sich von selbst machen.“

Johannes konnte diese Nacht lange nicht einschlafen. Nicht, daß ihn jene Aeußerungen peinlich berührt hätten; wäre das der Fall gewesen, so hätte er ja jedes Ansinnen der Art mühelos von sich abschütteln können, indem er dem Meister eröffnete, sein Herz gehöre schon einer andern. Aber dieß war ja eben keineswegs mehr so unbedingt der Fall. Bei seiner festen Ueberzeugung, daß es Gottes deutlicher Wille sei, daß er beim Handwerk bliebe, konnte er an eine Verbindung mit Rosa nicht mehr denken. Ein treues Andenken wollte er ihr bewahren, aber es war nun die Frage, ob dadurch eine anderweitige Heirath schlechterdings ausgeschlossen werde. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, nach Hohentwiel zu dringen, wenn er Rosa wieder von Angesicht gesehen hätte, so wäre diese Frage ohne Zweifel rasch entschieden worden; er würde mit der ganzen Gluth des Herzens empfunden haben, daß die Stelle, welche Rosa in diesem Herzen eingenommen, nie durch eine Andere ausfüllt werden könne. Aber seit der Schlacht bei Nördlingen, welche die Scheidewand der Trennung zwischen ihm und ihr aufgerichtet hatte, war jetzt mehr als ein Jahr vergangen; ihr Bild war denn doch etwas verblasst, oder richtiger ge-

sagt: es war eben nur noch ein Bild der Erinnerung, das vor seiner Seele stand, nicht mehr sie selbst, die Lebendige.

Sollte er nun, da ihm jede Hoffnung auf Rosa entschwunden war, dem Gedanken an die Ehe für immer entsagen? Wäre das nicht eigensinniger Trotz gewesen? Wie lieblich trat ihm der Friede bürgerlicher Häuslichkeit, das Glück eines christlichen Familienlebens unter dem Dache des Mannes, zu dem Gottes Hand ihn so sichtlich geführt, entgegen! Wie war er hier mit offenen Armen aufgenommen! Welchen besseren Dank konnte er dem Meister März für all seine Liebe und Güte erstatten, als wenn er dessen Herzenswunsch erfüllte! Wo konnte er in seinem neuen Stande ein bescheideneres, sanfteres Eheweib und eine tüchtigere Hausfrau finden, als in Kordula? Und doch konnte er sich noch nicht entschließen; noch war eine leise Stimme in seinem Innern, die zu dem allem nein sagte.

Als nun aber im Beginn der Adventszeit erst das Gerücht und dann die bestimmte Nachricht sich verbreitete, daß der Herzog an den Major Widerhold den Befehl erlassen habe, bis Neujahr die Festung zu räumen und an die Kaiserlichen zu übergeben, und als voreilige Gerüchte mit Bestimmtheit wissen wollten, der Pfarrer habe den Twiel bereits verlassen, und sei in's Herzogthum zurückgekehrt, da glaubte Johannes hierin einen neuen Fingerzeig Gottes zu sehen. Rosa war ihm nun vollends in eine unbekannte Ferne gerückt; jede Möglichkeit, sie auf dem Twiel noch einmal aufzusuchen, war dahin.

Von da an suchte er sich Kordula zu nähern. Und indem er nun den festen Willensentschluß gefaßt hatte, von nun an ihr anzugehören, treue Liebe ihr zu erweisen — indem er sich's gelobt hatte, nunmehr ganz ihr zu leben, so entglomm unversehens eine wirkliche Herzensneigung zu ihr in seiner Brust. Jetzt, wo er nicht mehr mit Zurückhaltung und Vorsicht, sondern mit Zweck und Absicht ihr begegnete, giengen ihm erst die Augen auf über ihre Lieblichkeit, ihren Reiz, ihre frische Schönheit und über das Vollmaß all' ihrer Tugenden und Vorzüge. Aber die Eroberung dieses weiblichen Herzens sollte ihm nicht so gar

leicht werden. Seltsamerweise kam sie ihm nicht mit gleicher Bereitwilligkeit entgegen. Sie blieb zurückhaltend, wie zuvor; sie begegnete ihm zwar niemals unfreundlich, aber mit einer gewissen Sprödigkeit hielt sie ihr Herz verschlossen, und gab ihm kein Zeichen, daß sie seine Liebe erwidere. Anfangs steigerte dies seine Achtung vor ihrer hohen Sittsamkeit; allmählich aber that es ihm wehe. „Seid ihr mir nicht gut, Kordula?“ fragte er sie einst, da er allein mit ihr in der Stube war. „Warum sollte ich euch nicht gut sein,“ antwortete sie, „da ihr doch meines Vaters beste Stütze seid. Ich bin jedem Menschen gut, der getreu seine Pflicht thut.“ — „Und mir nicht ein Bischen mehr, als allen Andern?“ fragte Hans. — Kordula erröthete und blickte zur Erde, und ihm schien es als ob ein leiser Seufzer sich ihrem Busen entränge. Er fand nicht den Muth, jezt weiter in sie zu dringen.

Aber gerade dieser unerwartete Widerstand steigerte seine Neigung zur Leidenschaft. Wäre Kordula ihm entgegengekommen, er würde vielleicht in seinen stillen Gedanken dann und wann eine Vergleichung zwischen ihr und Rosa angestellt haben. Jezt, wo er ihr Herz erst erobern mußte, beschäftigte ihn dies so ganz, daß er nicht mehr Zeit fand, an Rosa zu denken. Sein Wille herrschte über seine Empfindungen. Bei den Eltern vollends, die mit inniger Freude seine Liebeswerbungen beobachteten, galt es als eine ausgemachte Sache, daß Hans und Kordula ein Paar werden würden; der Meister redete ihn kaum mehr anders an, als: „mein lieber Sohn!“ Die Meisterin blickte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit an, und wenn er am Feierabend in der Dämmerung neben ihnen saß, ließ sie gar manchmal ihre Rechte auf seinem Haupte ruhen, als ob sie ihn im stillen segnen wolle. So wuchs er mehr und mehr in die Herzen der braven alten Leute hinein, und sie wuchsen ihm an's Herz. Die natürliche Folge war, daß, indem er ihnen jeden Wunsch auf dem Gesichte zu lesen bemüht war, und mehr als je für sie und mit ihnen lebte, er Hermann mindere Aufmerksamkeit schenkte, als vormals. Er hatte dazu um so weniger Veranlassung, als Hermann sich mehr

und mehr von ihm zurückzog. Wenn Hans beim Heimgang von der Seilerbahn nach alter Weise mit ihm zu plaudern anfieng, begegnete Hermann ihm nicht selten unfreundlich und mürrisch. Ueberdies war das Wetter in dieser Zeit ungünstig, und es fiel so häufig tiefer nasser Schnee, daß die Arbeit im Freien wochenlang unterblieb, und Hans der Nothwendigkeit, mit dem mürrischen Hermann allein zu sein, sich überhoben sah.

Weihnachten rückte heran. Die Mutter nahm Kordula bei Seite, und sagte ihr: „Du wirst doch den braven Hans mit irgend einer Arbeit deiner Hände erfreuen wollen." Kordula wagte nicht, nein zu sagen; sie schwieg. „Es wäre am besten," fuhr die Mutter fort, „wenn du ihm von bunter Wolle ein Tüchlein stricktest, damit er sich könnte Hals und Brust warm halten, wenn er bei dem rauhen winterlichen Wetter draußen auf der Bahn arbeitet." Sie gieng mit Kordula in den Kaufladen, und wählte die weichste, feinste gelbe und rothe und blaue Wolle aus. Nun saß Kordula an den Vormittagen, wenn Hans mit Hermann und dem Vater in der Werkstatt und die Mutter in der Küche war, und strickte und strickte; sie gab sich alle Mühe; es war ja ihre Pflicht, und ihre Pflicht that sie gewissenhaft; sie strickte das bunte Halstuch für Hans, und in die gelben und rothen und blauen Maschen rollte manche Thräne hinein.

Auch Hans dachte an die Christbescheerung. Er kaufte ein schönes, kostbares Trinkglas von geschliffenem Krystall; es hatte die Form einer sich öffnenden Tulipane, und auf eines der Blätter ließ er die Worte schleifen: „Treue Liebe!"

Aber auch Hermann konnte den Gedanken nicht lassen, dem Mädchen, das er liebte, ein Christgeschenk zum Andenken zu geben. Sein Lohn war geringer, als der des Johannes, und überdies lebte noch eine alte, arme Schwester seines armen verstorbenen Vaters, die seit Jahren siech und elend in einem Dachkämmerlein bei geringen Leuten auf dem Bette lag. Sie wurde von Hermann ganz erhalten; er zahlte für sie Kost und Miethe, damit sie nicht in die Spittel mußte. Da blieb ihm selbst denn wenig übrig,

und ein prächtiges Krystallglas zu kaufen war er nicht im Stande. Ein kleines Kreuzchen ließ er aus seinem eignen Haar flechten, und kaufte ein bescheidenes Sammtbändchen, das Kreuzlein daran zu hängen. Am Nachmittag des 24. Dezembers, als die Meisterin den Tisch zur Bescheerung richtete, trat er schüchtern zu ihr hin, und sprach: „Bitte schön, Frau Meisterin! wolltet ihr mir nicht erlauben, euch dies kleine Kreuzlein für eure Jungfer Tochter zu geben, daß ihr es zu ihrer Bescheerung leget. Es soll ja nichts weiter sein, als ein klein Andenken — —." Die Meisterin war sichtlich betroffen. „Ich weiß nicht," sprach sie, „ob mein Mann es gern sieht, wenn meine Kordula von euch Geschenke empfängt. Ich muß ihn wenigstens erst fragen." Sie rief ihren Mann, der nebenan in der Kammer war, herbei, und sagte ihm: „Hermann will unsrer Tochter da ein Christgeschenk verehren." — „Was fällt dir ein?" sagte der Meister; „willst du noch immer nicht begreifen, daß meine Tochter dich nichts angeht? Du bist Gesell im Hause, und meine Tochter ist die Tochter im Hause. Das wäre schön, wenn die Tochter von den Gesellen sich Geschenke verehren ließe!" — „Ich meinte nur," stotterte Hermann, „ein kleines Zeichen — wie ich sie hochachte — weil sie so gut ist;" und dabei hatte er die hellen Thränen im Auge. — „Habe ich dir nicht oft genug gesagt, Hermann," erwiderte der Meister mit milderem Ton, „daß du kein Freier für meine Kordula bist? Laß diese Träume fahren! Da, nimm dein Geschenk."

Er gab ihm das Kreuzchen zurück. Hermann schwankte hinaus. Er gieng auf den Kirchhof, an seiner Eltern Grab; da stand er lange, lange, und blickte mit Sehnsucht nach dem sanften, kühlen Bette dort unter dem Rasen.

Als er heimkam, dunkelte es bereits; die Lichter brannten schon im Hause. Er gieng in die Stube hinten im Hofe, wo für die Gesellen bescheert zu werden pflegte. „Da ist euer Weihnachten," sagte die Meisterin zu ihm und Zacharias. Zwei große Schüsseln standen da, hoch mit Lebkuchen, Aepfeln und Nüssen gefüllt, und auf jeder lag oben ein blanker Gulden, sauber in buntes Papier gewickelt.

Zacharias ließ sich seinen Lebkuchen schmecken; Hermann saß still im dunkelsten Winkel der Stube. Und wie er dasaß, hörte er vom Thurm den Chor der Currendschüler; die sangen den Vers:

Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm',
Uns in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich.
Kyrieleis.

„Ja, im Himmel wird mir wohl sein," seufzte Hermann still für sich.

Mittlerweile hatte in der Wohnstube im Vorderhause die Meisterin den Christbaum angezündet, und klingelte. Der Meister, Hans an der einen — Kordula an der andern Hand führend, trat ein. Hans fand reiche Geschenke: einen vollständigen neuen Anzug vom feinsten Tuch, dazu das bunte Tüchlein, das Kordula gestrickt hatte auf ihrer Mutter Geheiß. „Das hat euch Kordelchen gestrickt," sagte die Meisterin. Tiefgerührt gieng er auf Kordula zu, welche sinnend und fast erschrocken vor einem weißen Kleide stand, das wie ein Brautkleid aussah. Er gab ihr die Hand, und sagte: „O wie soll ich euch danken?" Sie schlug den Blick zur Erde. „Ja, was ist denn das?!" rief der Meister, als er plötzlich das Krystallglas gewahrte, welches Hans sogleich nach seinem Eintritt unbemerkt an Kordula's Platz gestellt hatte. „Nehmt dieß kleine Andenken freundlich von mir an, liebe Jungfer Kordula," sprach Hans, „und möge Gott geben, daß ihr stets frohen Muthes aus diesem Glase trinket!"

„Was für ein prächtiger Krystall!" rief die Meisterin. Aber was habt ihr denn gedacht, lieber Hans, daß ihr ein so kostbar Geschenk gewählet habt. Da muß ja Kordula ganz beschämt vor euch stehen mit ihrem Tüchlein." Auch der Vater stimmte in die Bewunderung des schönen Geschenkes ein, und Kordula war viel zu guten Herzens, um nicht mit freundlichem Blick und Wort zu danken. Sie hob ihr helles, ehrliches Auge zu Hans empor; er war so schön, so edel,

so gut; sie mußte sich sagen: wenn nun einmal Hermann nicht der Deine werden kann, welchen trefflicheren Menschen fändest du denn außer ihm, als diesen Hans? Warum willst du dich denn sträuben gegen der Eltern Willen?

Sie war diesen Abend für Hans zugänglicher als je, sie gieng auf seine Gespräche mit Wärme ein; sie wich seinen liebenden Blicken nicht aus. Er feierte einen herrlichen Christabend; er sah sich endlich dem Ziele nah.

Den folgenden Nachmittag machte die Familie, da das Wetter wieder mild und freundlich geworden, einen Spaziergang. Hans gieng mit Kordula vor den Eltern her. „Liebe Jungfer Kordula," sagte er, „wollt ihr mir nicht endlich meinen Wunsch erfüllen? Ihr wißt ja, wie ich gegen euch gesinnet bin, und wie ich euch von Herzen lieb habe. Euch als mein treues Ehegemahl heimzuführen, wäre meines Lebens Glück, und das wäre auch eurer guten, herrlichen Eltern höchste Freude. Glaubt ihr denn, ihr würdet mit mir nicht glücklich sein?

„Ach, guter Hans," erwiderte sie, „ich will ja gerne euch Antwort auf diese Frage geben; aber habt Geduld mit mir, und laßt mir nur noch einige Tage Zeit. Es wird sich ja alles gut machen. Ich muß euch wie eine rechte Thörin vorkommen, daß ich mich so lange sperre und ziere. Aber es ist nicht Ziererei. Ihr wißt nicht, wie schwer es einem Mädchen wird — — ich will euch alles, alles sagen. Habt nur noch wenige Tage Geduld."

„Und wann darf ich denn hoffen? Wann darf ich wieder fragen?" sagte Hans.

„O längstens, längstens in zehn Tagen;" sprach Kordula, und blickte ihn freundlich an. Er zerbrach sich den Kopf, und konnte nicht herausbringen, welcher Beweggrund sie abhalte, ihm schon jetzt das Jawort zu geben, welches sie ihm doch so sicher in Aussicht stellte.

Die Eltern hatten fast mit Gewißheit darauf gerechnet, daß es auf diesem Spaziergang zu einer gegenseitigen Erklärung kommen werde, und waren betroffen, als sie sahen, wie alles auf dem alten Stande blieb. „Hat er nichts zu dir gesagt?" fragte Abends die Mutter. „Ja," sagte

Kordula erröthend. „Ich habe ihn gebeten, nur einige Tage Geduld zu haben."

„Wie lange soll das währen?" fragte die Mutter. „Was hindert dich, ihm jezt dein Ja zu geben?"

„Ach, Mutter!" sprach Kordula, „ich kann nicht so auf einmal meine Sinnen und Gedanken von dem armen Hermann losreißen."

„Wie?" sprach die Mutter, „auf den hast du dir immer noch Hoffnung gemacht? Haben wir dir nicht schon vor einem halben Jahre gesagt, daß daraus nie etwas werden kann? — Sobald nur der Vater einen andern Gesellen findet, muß Hermann fort, damit du ihn gar nicht mehr siehst."

Nun ward es Kordula erst recht schwer um's Herz, sie ward sich es jezt erst recht bewußt, was Hermann ihrem Herzen gewesen, was sie in ihm verliere; und je näher der zehnte Tag heranrückte, um so schwerer lastete der Gedanke an das Jawort, das sie Hans geben sollte, auf ihrer Seele.

So brach der lezte Tag des Jahres an. Der Meister kam sehr aufgeräumt nach Hause. „Denkt euch nur," sprach er zu seiner Frau und zu Hans, „ich habe zwei neue Gesellen. In der Herberge habe ich sie angetroffen; es sind zwei Brüder, stämmige robuste Bursche, sind nicht mehr sehr jung, sehen mir aber recht ordentlich aus, und bringen gute Zeugnisse in ihren Wanderbüchern mit. Nächsten Mondtag wollen sie eintreten, da sie vorher noch einen Besuch bei einem Vetter auf einem nahen Dorfe abstatten wollen. Da muß mir denn der Hermann fort, und sich wo anders um Arbeit umsehen. Ist er erst weg, so werden ihm seine närrischen Träume wohl vergehen."

Der Neujahrsabend ward im Kreise der Familie zugebracht. Die Frau Meisterin braute einen Würzwein, und brachte ihn in dampfender Kanne auf den Tisch. „Hätte ich doch nicht gedacht," sagte der Meister zu Hans, „daß dieß Jahr zu Ende gehen werde, ohne daß ich euch als meinen künftigen Schwiegersohn hätte begrüßen können. Aber das neue Jahr muß besser anfangen, als das alte endet. Kommt, laßt uns eins trinken auf eine baldige Verlobung. Kordula,

schenke dir auch ein Glas ein — nicht das! dein schönes Krystallglas mußt du holen!"

Sie brachte es aus der Kammer; der Vater füllte es mit dem dampfenden Getränk. Hans erhob sein Glas, mit ihr anzustoßen. Indem er auf sie zugieng, that es einen schrillen Klang; der Krystallkelch sprang entzwei; eines der Tulpenblätter fiel klirrend nieder, und der rothe Würzwein ergoß sich auf den Boden.

Das Wort „Liebe" war mitten entzweigesprungen; das Wort „Treue" war unversehrt.

Hans war bleich vor Schrecken, und der Meister und die Meisterin bebten. „Das herrliche Glas!" seufzte der Meister. — „Du hast den Wein zu heiß hineingegossen," sagte die Meisterin mit klagender Stimme zu ihrem Manne. „Das Glas hat in der kalten Kammer gestanden; du hättest erst einen Tropfen hineingießen und wieder herausspülen sollen. Ach, wie jammerschade!" — „Ich hoffe, es läßt sich wieder kitten," sprach Meister März. Hans aber war tief betroffen; er sah in dem Vorfall eine schlimme Vorbedeutung. Nur Kordula schien getrost.

Den Neujahrstag Nachmittag ergieng sich Hans in dem Gärtchen hinter dem Hause; die Sonne schien heute besonders mild und warm; aber so freundlich es draußen war, so trüb sah es in Johannes Innerem aus. Kordula war ihm ein völliges Räthsel. Sie war seit Weihnachten mit jedem Tage wieder zurückhaltender und stiller geworden; und der gestrige Vorfall mit dem Krystallglase konnte in einer Zeit, wo jedermann viel auf Vorbedeutungen hielt, nicht verfehlen, ihn noch mehr zu beunruhigen.

Von dem Gärtchen führte eine hölzerne Treppe auf die Stadtmauer oder vielmehr auf einen überdachten Gang, der auf der innern Seite derselben herlief. Man hatte früher auf diesem Gange das ganze Städtchen umgehen können; jetzt aber waren hin und wieder Holzstöße dort aufgestapelt, welche den Gang in theils größere, theils kleinere geschlossene Abschnitte theilten. Ein solches abgeschlossenes Stück befand sich auch hinter dem März'schen Hause. Links bildete ein Holzstoß, rechts ein vorspringender Mauerthurm, dessen

Durchgangsthür geschlossen war, die Grenze. Ohne an etwas zu denken, stieg Hans die Treppe hinauf; wie er oben war, sah er in dem Winkel am Thurme Kordula auf einem Blocke sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, und krampfhaft schluchzend. „Um Gottes willen, was ist euch, Jungfer?“ sagte er, und sprang hinzu. Als sie ihn vor sich sah, wischte sie ihre Thränen ab, und erwiderte: „Mir ist nichts. Habt keine Sorge um mich.“ — „Wie könnt ihr sagen, daß euch nichts ist,“ fuhr er fort, „da ihr doch bitter weinet. Was habt ihr? Euch drückt ein Kummer.“ — „Ja freilich,“ sprach sie, „drückt mich ein Kummer, und will mir schier das Herz abpressen. Und ich glaube, es ist am besten, wenn ich's euch sage, was es ist. Dem Hermann bin ich gut gewesen von Kindheit auf, seit wir mit einander in die Schule gegangen. Um meinetwillen hat er das Seilerhandwerk erlernet, da er sonst viel lieber ein Schlosser geworden wäre. Ach, wie war ich so froh, als er vor einem Jahre aus der Fremde wiedergekommen und beim Vater in Arbeit trat. Da hatten wir beide alle Hoffnung, es würde sich mit uns machen, und der Vater würde es zufrieden sein, wenn der Hermann mich begehrte. Aber da er gemerket, daß der solche Gedanken hätte, ist er scharf dazwischengefahren. Ihr könnt nichts dazu; es war schon lange eh' ihr kamet. Nun soll der Hermann fort, und nun, wo ich ihn gar nicht mehr sehen soll, weiß ich erst recht, was ich an ihm gehabt, und fühle es erst, wie ich so von ganzem Herzen ihn lieb gehabt. Ich will ja eine gehorsame Tochter sein; ich weiß ja, daß ich das Gott schuldig bin. Aber dem Hermann sein Unglück drückt mir schier das Herz ab; denn ich weiß, der erträgt's nicht. Und da bitt' ich euch: habt mit einem armen, thörichten Mädchen noch etwas Geduld. Es braucht etwelcher Zeit, bis ich mich an den Gedanken gewöhne. Ich will eben denken, Hermann sei gestorben.“ Hier brachen ihr wieder die Thränen aus den Augen.

„Daß Hermann eine Neigung zu euch trug,“ sprach Hans, „das war mir nicht unbekannt. Aber davon, daß ihr diese Neigung erwidertet, hatte ich nicht die geringste

Ahnung. Jetzt begreife ich erst euer ganzes Benehmen, arme Kordula. Ich müßte ein Herz von Stein und keinen Funken wahrer Liebe zu euch haben, wenn ich euch drängen wollte. Ich werde geduldig warten, bis ich euch heiter sehe."

„Ihr seid sehr, sehr gut," sagte sie.

Er gieng die Treppe hinab, und gieng zum hintern Gartenpförtchen hinaus und vor die Stadt. Es kämpfte gewaltig in ihm. Kordula war ihm nie reizender erschienen, als in dem Augenblick, wo sie in so schlichten, ungeschminkten Worten das Geständnis ihrer treuen Liebe zu Hermann vor ihm abgelegt. Und indem sie ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht, war sie ihm näher getreten, als je. Und doch empörte sich sein Inneres dagegen ein Mädchen zum Weibe zu begehren, von der er wußte, ihr Herz gehöre einem Andern. Sie würde — daran zweifelte er nicht — sie würde aus kindlichem Gehorsam dies Herz ihm zum Opfer bringen, und würde ihm ein treues, gehorsames Eheweib werden. Aber war's das, was er begehrte? was als Ziel und Ideal seines Sehnens vor ihm stand?

Sein Weg führte ihn an der Kegelbahn vorbei; Hermann war nicht dort. Die Freunde Hermann's grüßte er im Vorübergehen freundlich; sie erwiderten seinen Gruß nicht.

Als er heimkam, dunkelte es. Der Meister foderte ihn auf, den gewohnten Gang in die Krone zu thun. Dieser Gasthof lag vor dem Thore, aber noch innerhalb eines Vorwerks, und zwar dem Theile des Grabens schräg gegenüber, in welchem die Seilerbahn sich befand. „Das ist ein herrliches Wetter," sagte der Meister, indem er mit der Hand nach der Richtung des Stadtgrabens deutete; „wenn nun bis Mondtag die zwei neuen Gesellen kommen, da wollen wir was drauf los arbeiten!"

Samstag den 2. Jan. erschien Hermann nicht auf der Seilerbahn. Des Abends kam er, und entschuldigte sich, er habe einen Gang nach Neuhausen machen müssen; dorthin habe ihn ein Bekannter bestellt, und der habe ihm von einem Platz in Ebingen gesagt, wo ein Seilermeister einen

Gesellen suche, und er habe sogleich hingeschrieben und die Sache richtig gemacht. Und wenn es dem Meister Recht sei, so wolle er den heute versäumten Tag am Mondtag einbringen; am Dienstag früh gehe der Bekannte nach Ebingen, und da habe er dann gleich Reisegesellschaft.

„Deinen Tag brauchst du nicht einzubringen," sagte der Meister; „so interessirt bin ich nicht. Aber hierbleiben kannst du meinethalben bis den Dienstag früh. Du bist ein fleißiger, treuer Arbeiter gewesen; da will ich dich nicht Knall und Fall aus dem Hause jagen."

Kordula war bei diesem Gespräche zugegen; sie saß am Tisch, und schnizte Rüben. Hermann richtete keinen Blick auf sie. Ihr gieng ein Stich durch's Herz.

Der Sonntag, der 3. Januar, vergieng in gewohnter Weise. Hans redete mit Kordula nur gewöhnliche, gleichgültige Dinge, und machte am Nachmittage verschiedene Ausgänge. Der Meister dachte: ist nur Hermann erst einmal fort, dann muß die Sache ernstlich vorwärts gehen.

Am Mondtag arbeitete Hans auf der Seilerbahn mit Zacharias. Die beiden neuen Gesellen waren im Hause, in der Werkstatt beschäftigt. Zacharias that seine Arbeit still, wie gewöhnlich. Er saß am Rade. Hans gieng den Strängen entlang, sie mit dem feuchten Wergbüschel netzend. Er hatte Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen.

„Sollte es denn so ganz unmöglich sein," dachte er bei sich selbst, „den Meister, der ein so guter Mann ist und sein Kind so lieb hat, herumzukriegen, daß er den braven armen Hermann sich als Schwiegersohn gefallen läßt? Auf dem Elend zweier liebender Seelen mag ich das Haus meines Glückes nicht erbauen. Ich werde ledig bleiben, wie ich's noch vor sechs Wochen gar nicht anders gewußt. Ich werde heute nach Tische einmal ernstlich dem Meister in's Herz und in's Gewissen reden, und ihm sagen, daß ich in keinem Falle hier bleiben werde. — Aber — ist das nicht undankbar an dem treuen guten Manne gehandelt? Zerreiße ich ihm damit nicht das Herz? — O großer Gott! gib mir Licht!"

„Ach Gott! Vater, sieh doch," tönte von oben herab

eine weibliche Stimme; „sieh doch, sieht der denn nicht ganz aus, wie Johannes?“

War's Täuschung? War das nicht Rosa's Stimme? Johannes blickte empor; droben stand sie am äußeren Rande des Stadtgrabens mit ihrem Vater. Gluthübergossen senkte Johannes das Haupt zu Boden. Er meinte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, daß sie ihn in dieser Thätigkeit, mit dem Schurzfell voll Werg vor den Hüften, gesehen.

Als er einen zweiten Blick aufwärts wagte, war sie und ihr Vater verschwunden. Gleich darauf hörte er einen Wagen rollen.

Ihm war zum Sterben wehe. Jezt erst wußte er, daß sie für ihn verloren, auf immer verloren war. Jezt erst wußte er auch, was das heiße: Rosa verloren zu haben. Er kam sich vor wie ein Gefallener, aus dem Paradiese gestoßener. Der einzige Augenblick hatte ihm gesagt, daß er nicht mit Kordula, sondern mit Rosa zusammengehöre. Alles, was er von seinem Handwerkerberufe sich hundertmal vorgesagt, zerrann ihm wie ein Traum. Der lebendige Anblick der Geliebten hatte ihn aus diesem Traume geweckt — ihn geweckt wie einen Nachtwandler, zu entsetzlichem Sturz in eine finstere Tiefe!

Er fühlte den ganzen Jammer seines Geschicks auf's neue. Er war hier unten im Elend der Seilerbahn, und droben war Rosa an ihm vorübergeschwebt wie eine unerreichbare himmlische Erscheinung.

„So also ist's Hermann zu Muthe,“ dachte er. „Nein, armer Hermann! Du sollst nicht unglücklich sein. Es ist an meinem Unglück genug. Wir wollen miteinander tauschen. Nimm du Kordula; ich trete dafür deine Stelle in Ebingen an.“

Es schlug eilf Uhr. Er machte sich auf den Heimweg. Wie er die Gasse entlang gieng, gesellte sich der Kronenwirth zu ihm. „Denkt nur,“ sprach er, „heute hat sich eine sehr schöne Jungfer nach euch erkundigt. Es war die Pfarrerstochter vom Hohentwiel. Sie reist mit ihrem Vater in's Herzogthum, wo er um eine andre Pfarrei sich umthun will. Der Kutscher hat bei mir den Pferden Salz und Brod gegeben. Derweilen sind die Beiden am Graben auf und ab-

gewandelt. Kamen aber schnell zurück, und die Jungfer fragte, wer der junge Seilergeselle sei; sie meine ihn schon in Urach gesehen zu haben; und wie lange er schon hier sei. So sagte ich ihr, daß ihr Hans Perlkamp hießet, und seit etwa acht oder neun Wochen hier und beim Meister März in Arbeit wäret. „Dann ist's ein Anderer, als der, für den wir ihn genommen," sagte der Pfarrer; „merkwürdig," sagte er, „was doch fremde Menschen einander so ähnlich sehen können!" Die Jungfer aber schüttelte den Kopf, und fragte mich: „Wisset ihr mir nicht zu sagen, ob er nicht vordem unter den Schweden gedienet?" — „Ja, das hat er," sagte ich, „aber jetzt ist er des Meisters März Gehilfe, und mit dessen Tochter so gut wie versprochen. Er macht da ein großes Glück; denn der Meister ist ein sehr wohlhabender Mann, und Kordula sein einzig Kind." Da sagte die schöne Jungfer gar nichts, sondern blickte betroffen zur Erde, und zupfte ihren Vater am Arme, daß er in den Wagen steigen solle."

Johannes war völlig wie vernichtet. Daß Rosa auf den Glauben gebracht war, er habe sie vergessen, war ihm entsetzlich, und doch — hatte er es denn anders verdient? Wie viel Stunden war es denn her, daß er seinen Entschluß geändert?

„Da habt ihr wohl früher als Schwede eine Amourschaft gehabt?" fragte der Kronenwirth mit listig forschendem Lächeln.

„Glaubt es, wenn es euch Spaß macht," erwiderte Hans, und sah ihm dabei so gerade und scharf unter die Augen, daß jener seinem Blick auswich und schwieg.

„Damit ihr kein einfältig Geschwätz macht, will ich euch die Sache sagen, wie sie sich verhalten hat," sprach Hans. „Ich bin Offizier gewesen. Als solcher habe ich den Willen gehabt, um des Pfarrers Tochter zu freien. Ehe ich's ausführen können, hat das Kriegsgeschick uns auseinandergerissen und ein schwerer Unglücksschlag mich genöthigt, als Handwerksgeselle mein Brod zu suchen, wo ich nun an des Pfarrers Tochter nicht mehr denken darf. Gehabt euch wohl!"

Er trat in's Haus. Es lag ein tiefer Ernst in seinen Zügen, welcher Kordula auffiel. Nach dem Essen bat er den

Meister, ihm eine freie Stunde zu schenken, da er mit ihm und der Meisterin etwas wichtiges zu reden habe.

Sie giengen mit ihm in das Kämmerlein, das über eine Stiege lag. „Nach all der großen, der wahrhaft väterlichen und mütterlichen Liebe," begann er, „die ihr mir erwiesen, kommt es mir entsetzlich schwer an, euch das zu sagen, was ich euch gleichwohl jezt sagen muß." „Um Gottes willen, was ist's?" riefen Meister und Meisterin wie mit Einem Odem. „Ich muß euch aufsagen," sprach Hans dumpf und traurig. „Aufsagen?!" riefen beide, und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. „O Gott! ich ahne alles," sagte die Meisterin. „Kordula hat euch einen Korb gegeben!" rief der Meister mit ausbrechender Heftigkeit; „aber das Mädle soll mir — —" „Haltet ein!" unterbrach ihn Hans; „eure fromme, herrliche Tochter hat mir gerade umgekehrt die Erklärung gegeben, daß sie aus kindlichem Gehorsam mein Eheweib zu werden bereit sei." — „Und da sprecht ihr von Aufsagen?" fragte der Meister. — „Ja," sagte Hans, „weil ich mein Glück nicht auf das Unglück und Elend eures Kindes gründen will. Kordula hat geschwiegen wie ein Lamm; ich habe sie überrascht, da sie in Thränen gebadet in einem Winkel saß, und da hat sie mir gestanden und gestehen müssen, daß sie das Elend des armen braven Hermann nicht ertragen könne; daß es ihr das Herz zerreiße; daß sie ihn von Kindheit auf geliebt von ganzem Herzen und von ganzer Seele; und als sie das gesagt, da hat sie beigefügt, daß sie aus Gehorsam gegen euch gleichwohl mir zum Altare folgen werde. Und da hab' ich bei mir gedacht: Meister März ist kein solcher Rabenvater, um solches von seinem einzigen, geliebten Kinde zu verlangen. Meister März ist ein gutherziger und gottesfürchtiger Mann, der da weiß, daß ein brav Gemüth und ein reiner Wandel vor Gott schwerer wiegt, als eine stattliche Abkunft, und der nicht leugnen kann und will, daß dem Hermann solches Lob gebühre, und daß mit ihm die Kordula sehr glücklich sein wird, wenn auch etliche Klatschbasen die Nasen rümpfen und sagen, sie habe eines armen Schusters Sohn zum Manne. Wer bin denn ich? Wieviel

Geld habe denn ich euch mit in's Haus gebracht? Des Hermann's Vaterschwester wohnt freilich heute noch in einem armen Dachkämmerlein, und lebt von ihres braven Neffen Wohlthaten; — wohlan, ich kann und will der ganzen Stadt erzählen, daß meine Mutter, da wir durch Plünderung alles verloren hatten, gleichalso in einem Dachkämmerlein von fremder Leute Almosen gelebet und in solchem Elend ihr Leben geendet hat. Habt also mit mir nicht mehr Ehre einzulegen, als mit Hermann, lieber Meister. Es ist wahr, es bringt den Kindern Segen, wenn sie den Eltern gehorchen; aber saget mir, bringt es denn auch den Eltern Segen, wenn sie den Gehorsam ihrer Kinder auf Proben spannen, die über deren Kräfte gehen? Ein gebrochenes Herz will Kordula mir zum Opfer bringen. Meister, ich kann solch Opfer nicht annehmen. Was ihr thun wollt, ist eure Sache."

Meister und Meisterin waren erschüttert, aber noch lange nicht überzeugt. Johannes fuhr fort, ihnen zuzureden. Zwei Stunden floßen dahin, wie ebensoviele Augenblicke. Kordula konnte nicht fassen, was Hans so lange mit den Eltern bespreche.

Als sie endlich herunterkamen, sagte sie: „Hermann wartet draußen schon seit einer halben Stunde; er will Abschied nehmen."

„Warum hast du ihn nicht heißen hereingehen?" fragte der Vater.

„Das wußt' ich ja," sagte Kordula ergeben, „daß euch das nicht recht sein würde, wenn ich hier mit ihm in der Stube allein wäre."

„Du bist meine gute, gehorsame Tochter," erwiderte der Vater, und streichelte ihr die Wange. „Es wird dir schwer, von deinem Hermann zu scheiden? Nicht wahr?"

Von deinem Hermann? — Hatte Kordula recht gehört? Sie schaute verwundert zum Vater auf, und seufzte tief.

„Du sollst auch gar nicht von ihm Abschied nehmen," sagte der Vater. Kordula stand auf, um hinauszugehen. „Ich könnt's auch nicht ertragen," sagte sie.

„Bleib für jezt nur da, sagte der Vater. „Wirst ihn doch noch einmal sehen wollen, fügte er mit einem sonder-

baren Lächeln bei. Sie wußte nicht, was sie daraus machen solle, und nahm mit Zittern und Zagen wieder Platz im dunkelsten Winkel.

„Komm herein, Hermann!" rief Hans, indem er die Thür öffnete. Schüchtern, die Augen von Thränen geröthet, und mit lautpochendem Herzen kam der arme Bursche herein. Er wollte es vermeiden, Kordula anzublicken, und doch suchte sein Auge nach ihr in allen Winkeln.

Hans trat ihm entgegen, und sagte: „Lieber Hermann, du siehst einen glücklichen Brautwerber vor dir."

„Herrgott! Ihr höhnt mich auch noch!" stammelte Hermann mit bebender Stimme. „Nicht dazu bin ich gekommen! Ich wollte nur — dem Meister — danken —"

„Nein, Hermann! ich höhne dich nicht," sprach Hans, indem er seine Hand ergriff. „Gott sei davor! Geworben habe ich — für dich! und habe der Eltern Jawort und Einwilligung — für dich! Kordula ist deine Braut."

„Hans! Hans!" schrie Kordula laut; „o Engel, der ihr seid!"

Hermann stand wie eine Bildsäule. War das alles ein Traum?

Nein, es war kein Traum. Die Eltern führten Kordula ihm zu, und der Meister sprach: „Wir haben dir Unrecht gethan, mein Sohn. Aber Hans hat uns auf den rechten Weg geleitet. Nimm deine Kordula! Kordula, nimm deinen Hermann! Gott der Herr, segne euch, Kinder!"

Dreißigstes Kapitel.

Der Straßenräuber begräbt den Seilergesellen und der Geselle den Meister.

Herr Vater! Frau Mutter! Daß Gott euch behüt!
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht?
Em. Geibel.

Die Eltern, sowie das Brautpaar, wollten nichts davon hören, als Hans, nachdem der erste Jubel der Glücklichen vorüber war, erklärte, er werde an Hermanns Stelle morgen nach Ebingen gehen und bei dem dortigen Meister statt seiner in Arbeit treten. Der Meister flehte ihn förmlich an, im Hause zu bleiben, und Kordula bat den Vater, sein Vermögen testamentarisch zwischen Hermann und Hans zu theilen. Aber jedes Wort der Art war für Hans nur ein Antrieb mehr, auf seinem Vorsatze zu beharren. „Nach all den treuen Diensten, die ihr mir geleistet, sprach der Meister, „zieht ihr nun hinaus wie ein Fremdling, unbelohnt, heimatlos! All eure Mühe und Arbeit dahier soll vergeblich gewesen sein?“ — „Ich bin nicht vergeblich hier gewesen,“ erwiderte Johannes; „nicht allein, daß ich aus dem überreichen Lohne, damit ihr mich überschüttet habt, mir eine stattliche Geldsumme zusammengespart habe, sondern ich habe auch Gelegenheit gefunden, Gutes zu stiften, zwei Menschen glücklich zu machen, und so einen Theil der großen Dankesschuld abzuzahlen für all die Güte, die ihr mir erwiesen und die mir unvergeßlich sein wird. Und was eine Heimat betrifft, so wird der Gott, der mir hier ein so lieblich Obdach bereitet hat, auch weiter für mich sorgen. Er hat's noch allezeit wohl mit mir gemacht.“

Den andern Morgen schnürte er sein Bündel, und zog hinaus, von den Abschiedsthränen und Segenswünschen Aller begleitet. Nach Neuhausen schickte Hermann an seinen dortigen Bekannten Botschaft, daß dieser nicht auf ihn warten solle; er habe sich anders besonnen, und werde in Tuttlingen bleiben; statt seiner werde ein anderer Geselle

nach Ebingen gehen, aber nicht über Neuhausen, sondern auf dem geraden Wege.

Allein gieng Johannes seines Weges; leichten, frohen Herzens gieng er dahin. Zwar für sich selbst sah er keine rosige Zukunft vor Augen; welch' ein Loos ihm in Ebingen blühen werde, wußte er nicht, und so oft er vollends an Rosa dachte, gieng ihm ein Stich durch's Herz, und widerstreitende Gedanken durchkreuzten sein Inneres. Verloren war sie ihm für immer; war sie es nur in Folge einer widrigen Schickung? war sie ihm nicht verdientermaßen verloren? ihm, der sie hatte vergessen können! Er mußte sich schließlich doch sagen, daß die Schickung der Verschuldung vorausgegangen und selbst zur Versuchung geworden war; er hatte das tröstliche Bewußtsein, diese überwunden, seine Pflicht gethan und Gutes gewirkt zu haben, und dieß Bewußtsein erhob ihn über alle Sorge, und ließ ihn mit Vertrauen und Gelassenheit seine weiteren Lebenswege Gott befehlen.

Seine Wanderung war eine glückliche; das Wetter blieb mild und freundlich; kein Unfall stieß ihm zu. Mit den Geldmitteln, über die er jezt verfügte, kam er sich vor wie ein König; jezt brauchte er nicht mehr zu fasten und zu darben.

Das einzige, was ihm seinen frohen Muth einigermaßen trübte, war die Kunde, die ihm überall entgegentrat, daß die Pest hier und da und dort gewüthet habe oder noch wüthe, oder daß wenigstens verdächtige Krankheitsfälle sich zeigten. Etwas ängstlich trat er daher des Abends in Hardheim in das Wirthshaus, und fragte, ehe er in die Stube hineingieng, zuerst, ob alles im Hause gesund sei. „Alles gesund und frisch, wie im Wasser die Fisch," sagte der Wirth, „in unsere Wälder hat sich keine Pestilenz verirret." Johannes trat also in die niedrige Stube, in welcher ein trübes Oellicht brannte. Kein Mensch war da, außer einem Fremden, der an einem Tische so saß, daß er dem eintretenden den Rücken zuwandte. Er hatte ein Glas Wein vor sich stehen und sein Felleisen neben sich liegen, und schien seiner Kleidung nach ebenfalls ein wandernder

Handwerksgeselle zu sein. Johannes nahm also keinen Anstand, sich an denselben Tisch zu setzen; aber wie schrack er zusammen, als er plötzlich Konrads Gesicht vor sich sah, desselben Konrad, der dort bei Bissingen im Walde als Räuber ihm begegnet war.

Auch Konrad sah ihn an, und zwar heftete er einen langen, erstaunten, forschenden Blick auf ihn, bei dem es Johannes himmelangst wurde. Endlich rief Konrad: „Seid ihr's? Seid ihr's denn wirklich? Der Fähndrich Falkenberg? O großer Gott im Himmel! ist's denn wahr? Ihr lebt? Der Kolbenschlag des höllischen Kaspar hat euch also das Lebenslicht nicht ausgeblasen? O daß ich diesen Tag erleben darf! O der Freude! der Freude!"

Er war bei diesen Worten aufgesprungen, und hielt Johannes Hände gefaßt. „Nein, scheut euch nicht," sagte er zu dem erschrockenen, der keines Wortes mächtig ihn fragend und verwundert anstarrte. „Ihr braucht euch nicht zu scheuen, an diesen Händen klebt kein Blut mehr. Der Wachtmeister von anno 33 ist wieder ein ehrlicher Mensch."

„Also seid ihr's wirklich?" sagte endlich Johannes. „Aber wie in aller Welt kommt ihr hieher?"

„Auf Schusters Rappen, wie ihr," antwortete jener. „Aber nun laßt euch nur erst einmal der Reihe nach erzählen, wie mir's ergangen ist, seit wir uns auf dem Kniebis getroffen bei des Melchior Sterben. Ich war bei der Belagerung von Villingen mit dabei. Dort sollt' ich Offizier werden, und bekam statt dessen ein Schandzeichen aufgeheftet, weil ich bei einem nächtlichen Ueberfall, den wir auszuhalten hatten, retirirte, um die Geflohenen zu sammeln und zu ordnen. Den Schimpf konnt' ich nicht ertragen, und schoß bei der Einnahme der Stadt nach dem Hauptmann Degenfeld, der mir besonders aufsässig war, von hinten mein Gewehr ab, sah ihn auch niederstürzen. Darauf macht' ich mich aus dem Staub, und gieng zu den Schweden. Nach der Nördlinger Schlacht ward ich aus einem plündernden Schweden ein plündernder Strauchdieb; meinte, das Elend zwinge mich dazu. Sie hießen mich den Zeisig, und ich habe manche Streiche mit verüben helfen, und kam

immer tiefer in die Rohheit und Ruchlosigkeit hinein. So gieng's fort bis zu dem Augenblick, da wir euch im Walde verirret fanden und euch überfielen. Da ich euer ansichtig ward, und ihr mich bei meinem Namen riefet, da schämte ich mich und mein Gewissen erwachte. Ich hätte euch gerne gerettet, konnt' aber nicht. Als ihr von dem Kolbenschlag zu Boden laget, hatte ich immer die stille Hoffnung, es möchte noch Leben in euch sein, und ihr jammertet mich, daß man euch so splitternackend im Regen liegen ließ. Da ich mich nun von den Andern endlich losmachen konnte, und alle auf ihrem Stroh lagen und schnarchten, da machte ich mich leise auf — es war zwei Stunden nach Mitternacht — und schlich wieder zu dem Unglücksplatze hin, voll Bangens daß ich euch nun als kalte Leiche finden würde. Aber ich fand euch gar nicht; keine Spur mehr war von euch zu sehen. Da dachte ich: „ist er zu sich gekommen und fortgegangen? oder haben Andre die Leiche gefunden und hinweggetragen? Und hoffete im stillen das erste. Mir aber war's von Stund' an nicht mehr wohl bei der Bande, und wäre gern von ihnen losgewesen und wieder ehrlich geworden, wenn ich nur nicht den Mord des Degenfeld auf der Seele gehabt hätte, was mich hinderte, wieder unter die Menschen zu gehen, wo man irgend einmal mich erkannt und mir den Process gemacht hätte. Nun war aber unter den Sachen so wir euch gestohlen, ein klein Büchlein. Deß achteten die Andern nicht, sondern spotteten darüber, dieweil es die Psalmen Davids waren, und warfen es in einen Winkel. Mich aber dauerte das Büchlein, und daß man ein heilig Buch in den Koth werfe. Nahm es daher auf, und steckete es heimlich zu mir. Und wenn ich allein war, so mocht' ich gerne darin lesen, da ich ja doch alles Gottesdienstes entbehrte. Anfangs war mir auch gar vieles zum Lachen, was da gedruckt stand; denn bei gar manchem Vers fielen mir die ruchlosen Witze ein, die meine saubern Kameraden mit Bibelworten und heiligen Namen zu treiben pflegten. Als ich aber eines Tages auf den 32. Psalm stieß, und die Worte las: „Denn da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen," da

gieng es mir durch's Herz, und konnte von den Worten nimmer loskommen. Wo ich gieng und stand, hörte ich mir's in's Ohr raunen: „Denn da ich es wollte verschweigen!" Ich ward unruhig in mir; es brannte mir in meinen Gebeinen; es gieng mit mir herum Tag und Nacht. Meine Spießgesellen sahen, daß ich den Kopf hängte, und wurden mistrauisch. Sie höhnten mich, und fragten, ob ich etwa fromm werden wolle; damit wurden sie mir nur desto unausstehlicher. Da gieng ich und dachte: Hier ist's wie in der Hölle; sollst du in alle Ewigkeit mit solchen verworfenen Gesellen zusammensein, und solche Pein dulden? Lieber die zeitliche Strafe tragen und den verdienten Tod erleiden, und dann zum Frieden mit Gott eingehen! So gieng ich denn nach Weilheim zum Amtmann, trat in die Stube, und sprach: Ich bin der Zeisig. Was der für Augen machte! Die Feder fiel ihm aus der Hand; er vermeinete, die ganze Bande müßte wohl das Haus umstellet haben, weil ich mich so keck in die Amtsstube wagte. Ich aber sagte ihm meinen wahren Namen, und wie ich zu der Bande gekommen, und daß es mich gereuete und ich meine Strafe haben wollte. Da war er noch mehr erstaunt, that allerlei Fragen an mich, wie viel unser wären, und in welchen Schlupfwinkeln wir unser Wesen hätten; was ich ihm alles der Wahrheit gemäß beantwortete. Fragte auch, ob ich an einem der Geplünderten einen Mord begangen, was ich mit gutem Gewissen verneinen konnte. Darnach, wie er alles zu Protokoll genommen, und mich in das Loch wollte stecken lassen, sagte ich zu ihm: „Herr Amtmann, ich habe noch etwas auf dem Herzen. Ich habe als würtemberger Soldat bei der Einnahme von Villingen meinen Hauptmann meuchlings erschossen." „Was!" sagte er, „das ist ein bös Wort, das er da gesprochen. Dachte schon, ich könnte ihn um seiner Reue willen, und da er freiwillig sich gestellet, mit einer leichten Strafe entlassen. Aber wenn das so ist, so kann ich gar nicht über ihn richten, sondern muß ihn nach Stuttgart schicken an's Kriegsgericht, daß er dort seinen Lohn empfange." „Ja, Herr Amtmann," sagte ich, „meinen Lohn will ich empfangen und den Tod erleiden; denn auf

Erden hab' ich doch keinen ruhigen Augenblick mehr. Sterb' ich, so wird Gott der Herr meiner Seele gnädig sein." So wurde ich denn mit Ketten geschlossen und auf den Schub gesetzet, und von zwei Landjägern nach Stuttgart eskortiret. Wo ich durchkam, sahen die Leute auf mich wie auf ein Scheusal, und wichen zur Rechten und Linken. Ich dachte: ihr habt Recht; denn in meinen eigenen Augen war ich noch viel scheuslicher. In Stuttgart wurde ich in den Kerker geworfen, und den andern Tag vor das würtembergische Kriegsgericht geführet. Es hatte aber der Amtmann von Weilheim den Landjägern ein großes Schreiben an das Kriegsgericht mitgegeben, darin er haarklein alles erzählet, was ich gesprochen und gesagt hatte. Wie ich nun in die Gerichtsstube trat, so saßen da etliche würtembergische, auch kaiserliche Offiziere um einen Tisch, der war mit schwarzem Tuch behängt; und in der Mitte, mir grad gegenüber, saß ein würtembergischer Obrist, welchen ich nicht sogleich erkannte, dieweil er einen starken Bart trug, den er vormals nicht gehabt, dazu auch eine starke Schramme schräg über der Stirn Augenbraue und Wange. Wurde mir nun von dem Secretario das Schreiben des Weilheimer Amtmanns vorgelesen, welches ich alles bestätigte. Fragte darauf der Obrist: „Wie hat der Hauptmann geheißen, den du erschossen hast?" „Es war der Hauptmann Martin von Degenfeld," sagte ich. „Das ist dein Glück," sagte er, „daß du keinen andern erschossen, als den; denn der lebt noch." Ich wußte nicht, was ich da hörte; wie ich aber in meinem Erstaunen dem Obristen in's Gesicht sehe, da kommt mir dies Gesicht bekannt und immer bekannter vor, und auf einmal schreie ich, wie vor Freuden wahnsinnig: „Seid ihr's denn selbst, Herr Oberst?" — „Freilich bin ich's," sagte er. „Wenn du mich hast erschießen wollen, Fischer, so war das ein gottloser Gedanke; aber getroffen hast du mich nicht. Ich habe keinen Schuß im Leibe noch sonst wo in meinen Gliedern; sondern da ich in der Bresche fiel, da geschah dies durch einen Hieb, den ich über Stirn und Gesicht empfieng, und davon du die Schramme noch wohl siehest." — „Ach," sagte ich, „so kann ich ja nun ruhig den Tod erleiden, da

Gott meine Unthat in Gnaden vereitelt hat." „Den Tod erleiden?" fragte er. „Wofür denn? Absichten werden nicht bestraft; wir haben genug zu thun, wenn wir die bösen Thaten der Menschen strafen; wo kämen wir hin, wenn wir auch die Gedanken strafen wollten?" — Ich wurde wieder hinausgeführt, und da ich nach einer halben Viertelstunde wieder hineingerufen wurde, sagte mir der Obrist in gar freundlichem Tone, daß ich wegen meines Antheils an den Raubthaten der Lenninger Bande freilich den Strang verdient hätte; aber in Anbetracht meiner ernstlichen Reue wolle man dem Amtmann schreiben und auf ein milderes Urtheil antragen. Bis daß die Antwort käme, müsse ich gefangen bleiben. So wurde ich denn wieder in den Kerker geführt. Nach acht Tagen wurde ich heraus und zu dem Obristen von Degenfeld in dessen Losament gebracht. Da trat er mir entgegen, noch freundlicher denn das vorige Mal, und sagte: „Fischer, das Amt zu Weilheim hat dich zu einem Jahr Zuchthaus verurtheilt, aber der kaiserliche Statthalter, Herr Graf von Sulz, hat dich auf meine besondere Fürbitte ganz begnadigt. Du kannst jezt frei hingehen, wohin du willst. Ich hege die Hoffnung, du werdest fortan auf guten Wegen gehen. Wer sein Unrecht eingesehen und seine Sünden erkannt hat, der wird ja ein anderer Mensch. Ich weiß das aus eigener Erfahrung; habe auch eingesehen, wie ich unrecht an dir gehandelt, und aus Hochmuth, Neid und Bosheit dich gequälet und zur Verzweiflung gebracht habe, also daß ich selbst mit Schuld bin an den bösen Wegen, auf die du gerathen. Aber da ich zum Tode verwundet in Villingen lag und die Pforte der Ewigkeit vor mir sah, da hat mir Gott durch den Dienst eines frommen Pfarrherren die Gnade gegeben, zur Erkenntnis meiner selbst und seines Heiles zu kommen. Nun gehab dich wohl!" Er gab mir die Hand, und drückte mir noch ein schwer Stück Geld hinein, damit ich nicht sollte betteln müssen, und ich gieng hinaus wie ein Träumender. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war. Ich nahm meinen Weg nach Heßlach zu, und wie ich draußen war im stillen Wald, da fiel ich auf meine Kniee und weinte. Großer Gnadengott! rief ich, du

hast mir dies verlorene Leben wiedergeschenkt; von nun an soll mein ganzes Leben dir gehören!

„Ich gieng stracks Weges nach Pfullingen, meiner Heimat, und gedachte, mich auf dem Schreinerhandwerk zu ernähren, das ich als junger Mensch erlernet, ehe mein Hauptmann Georg Müller selig mich für den Herzog geworben. Wie ich nach Pfullingen komme, finde ich meinen Vater nicht mehr am Leben und meine Mutter an einen andern Mann verheirathet. Auch hatten so eben die Kaiserlichen Pfullingen in Pflicht für Oestreich genommen. Das behagte mir nicht; so zog ich denn meinen Antheil am väterlichen Erbe an mich, und gieng nach Reutlingen. Habe dort bis jezt in Arbeit gestanden; da aber die Pestilenz dort ausgebrochen, so schnürte ich abermals mein Felleisen, und bin nun auf dem Wege in die Schweiz, wohin unter vielen andern Pfullingern auch mein Bruder, da er nicht öſtreichisch werden wollte, sich gewendet, der auch gleich mir ein Schreiner ist. Er hat in Schaffhausen Arbeit gefunden, und da hoffe auch ich Arbeit zu finden, und mein Brod als ein ehrlicher Mensch mir zu verdienen."

Johannes war durch diese Erzählung tiefbewegt. „Ja," sagte er, „das ist denn doch mit Händen zu greifen, daß ein lebendiger, heiliger, barmherziger Gott die Welt und auch das Kleinste in ihr regiert. Mitten durch all den großen Wirrwarr der Staats- und Kriegshändel zieht er die unsichtbaren Fäden seiner Gnade, und hält jedes Menschen Tritt und Schritt umsponnen, und weiß die Seelen aller derer zu sich zu ziehen und zu sammeln, die sich ziehen lassen."

Mittlerweile hatte Konrad sein Felleisen aufgeschnallt, und kramte darin herum. „Gott Lob," sprach er jezt; „so kann ich euch endlich das Eure wiedergeben." Er zog den kleinen Psalter hervor, und reichte ihn Johannes hin.

Dieser war wie von einem Lichtstrahl geblendet, als er das Büchlein sah. Er hatte bisher nur an Konrad's Geschichte gedacht, und sich so ganz in die Theilnahme an des bekehrten Schächers zeitliches und ewiges Geschick versenkt, daß er an sich selbst zu denken gar keine Zeit gefunden, und sich's erst jezt mit freudigem Schrecken bewußt ward, daß

Konrad's Geschichte eine Seite habe, die auch für ihn nicht ohne Folgen sei. Er ergriff den Psalter, löste die Klammer, und las die Worte, welche Rosa's Hand auf das erste, weiße Blatt geschrieben: „Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen!“

Es zuckte etwas wie eine wunderbare Hoffnung durch seine Seele, aber bevor seine Empfindungen zu Gedanken werden konnten, fuhr Konrad fort: „Ja so! da hab' ich ja noch etwas: das hätte ich schier vergessen. In den Kleidern, die wir euch ausgezogen, fand ich ein Papier; was es ist, weiß ich nicht; denn es ist schwedisch, und das verstehe ich nicht. Da ich aber dachte, es könnte für euch vielleicht einen Werth haben, so steckte ich es zu mir, und hob es auf. Hier habt ihr's.“

Es war das lateinische Absolutorialzeugnis von der Universität Leyden.

Johannes breitete es vor sich aus, stützte den Kopf in die rechte Hand, beugte ihn über das Zeugnis hin, und eine Thräne rollte auf das Pergament.

Schweigend drückte er Konrad die Hand. Er war in dem Augenblick keines Wortes mächtig. „Deiner Verirrung,“ so dachte er in seinem Innern, „deiner Verirrung, Konrad! hat Gott sich bedient, um mir das Meine in den Händen der Räuber vor Untergang zu retten, und es aus den Händen der Räuber wieder in meine Hände gelangen zu lassen. Hat's denn nun Gott wohl böse gemeint, wenn ich dieses Zeugnisses so lange entbehren mußte? Nein, es waren *seine* Wege, da er mich in's Elend und in die Erniedrigung führte. Und ich habe viel, viel gelernt auf diesen Wegen; unter andern habe ich mich selbst und meine Schwachheit kennen lernen, aber herrlicher noch seine Größe und Güte.“

Nachdem er einige Augenblicke diesen Gedanken nachgehängt, wandte er sich zu Konrad, und dankte ihm auf das innigste. Er erzählte nun auch, wie es *ihm* ergangen, wie die bittre Noth ihn gezwungen, ein Handwerk zu ergreifen, um nicht betteln zu müssen, wie er erst in Bissingen, dann in Tuttlingen in Arbeit gestanden, wie sein dortiger Meister sehr gütig gegen ihn gewesen und ihn sogar durchaus zum

Schwiegersohn begehrt, er es aber glücklich dahin gebracht habe, daß er seine brave Tochter dem armen aber braven Gesellen gegeben habe, mit dem sie durch treue gegenseitige Liebe verbunden war. „Nun wollte ich in Ebingen Arbeit suchen," so schloß er, „und siehe, da schickt mir Gott durch euch dies wichtige Dokument wieder."

„Bezieht sich denn dies Papier auf euch?" fragte Konrad. „Da steht ja doch ein ganz fremder Namen."

„Es ist mein wirklicher, eigentlicher Namen," erwiederte Johannes, „den ich auch seit meinem Abschied vom Kriegsdienst wieder geführt habe. Den Namen Falkenberg hatte ich nur auf den besonderen Wunsch meines Wohlthäters, des schwedischen Generals von Falkenberg, angenommen, als ich in schwedische Dienste trat. Er gieng immer mit dem Gedanken um, mich förmlich an Kindesstatt anzunehmen, ward aber, ehe er diesen Gedanken ausgeführt, auf den Wällen Magdeburgs von einer feindlichen Kugel niedergestreckt. Da ich bei den Schweden einmal als der Fähndrich Falkenberg bekannt war, so behielt ich den Namen bei bis zu meinem Abschied." —

Unter diesen Gesprächen schwanden die Stunden des Abends schnell dahin. Johannes und Konrad suchten ihr Nachtlager auf. Es bestand in einer Schütte Stroh; aber seit Monaten schlief Johannes nicht so gut, als in dieser Nacht, wo er den kleinen Psalter fest an sein Herz gepresst hielt.

Den andern Morgen trennten sie sich. Johannes wünschte Konrad Gottes reichen Segen auf die Reise, und bat ihn, wenn er durch Tuttlingen komme, den Meister März und sein ganzes Haus herzlich von ihm zu grüßen.

Er selbst gieng mit raschen Schritten die wenigen Stunden nach Ebingen zu. Er wäre am liebsten geraden Weges und ohne Unterbrechung nach Tübingen gegangen, um dort in die seit sechs Jahren liegen gelassene Theologie sich wieder hineinzuarbeiten und unter Vorlage seines Leydener Zeugnisses um Zulassung zu einer theologischen Prüfung zu bitten. Allein seit den Erfahrungen der lezten Monate graute ihm

vor nichts so sehr, als vor seiner eigenen Ungeduld. „Vor allen Wünschen geht die Pflicht,“ sagte er zu sich selbst; „noch bin ich Seilergeselle; denn Hermann hat meine Zusage, daß ich bei dem Meister Filderich in Ebingen an seiner Statt in Arbeit treten wolle; der Meister rechnet wiederum auf Hermann's Zusage; somit bin ich gebunden, die Stelle anzutreten und auszuharren bis der Meister statt meiner einen andern Gesellen gefunden hat.“

Er war unter diesen Gedanken unvermerkt an den Rand der Höhe gekommen; vor seinen Füßen senkte sich der Weg tief in's Thal der Schmiecha hinab. Drunten im grünen Grunde lag das kleine Städtchen freundlich von Gärten und Baumstücken eingefaßt. Es lag so still, so heimlich und friedlich, als ob auf diesen Fluren niemals ein Krieg gewüthet, als ob der Schrecken der Pest dieses Thal nie heimgesucht hätte. Getrosten frohen Muthes, schritt Johannes die Höhe hinab. Am Fuße derselben, hart am Wege, stand auf einem niedrigen Hügel eine Kapelle, und um sie her lag ein Feld voll hölzerner Kreuze und grüner Gräber. Aber nicht alle waren sie mit Grün bewachsen, die flachen langen Hügel; ganze Reihen derselben hatten noch keine Zeit gehabt, sich mit Gras zu bedecken, sondern zeigten noch die düstre braune Erde. Da mußten in jüngster Zeit viele Menschen rasch nach einander gestorben sein. Jezt eben fieng das Glöckchen auf dem Thurm der Kapelle wieder zu bimmeln an, und aus dem Stadtthor bewegte sich ein Leichenzug, dem kein Geistlicher voranschritt. „Ihr habt die Pest hier im Ort?“ fragte Johannes einen alten Mann, der ihm, ein Bündel auf dem Rücken, den Berg herauf entgegenkeuchte. „Gehabt,“ antwortete der Alte; „jezt ist sie vorüber. Seit fünf Wochen ist kein Fall mehr vorgekommen. Aber zweiundvierzig Menschen sind daran gestorben, darunter auch unser Herr Pfarrer. Und dieweil an die vierhundert Pfarrer im Lande dahingerafft sind, haben wir einen neuen noch nicht können bekommen, und müssen uns ohne Gottesdienst behelfen, außer daß der Schulmeister eine Predigt lieset, so aber jezt auch krank ist, am Wechselfieber. Und die Leichen werden in der Stille eingescharret.“

Der Alte gieng seines Weges weiter. Johannes stieg den Berg vollends hinunter, und trat durch eine Seitenthür in den Gottesacker, eben als der Leichenzug auf das Thor desselben zukam. Er legte sein Felleisen hinter sich auf einen alten Grabstein, und sah sich's mit an, wie der schwarze Trauerzug langsam dem offenen Grabe sich näherte. Voran die Bahre mit dem Sarg, von sechs Männern getragen; hinter derselben schwankte eine alte Frau, tiefschwarz gekleidet, von zwei anderen ältlichen Frauen geführt. Sie konnte sich kaum auf den Füßen halten, und weinte so jämmerlich, daß es Johannes durch die Seele gieng. „Sie hat nun alles verloren," sagte eine der in der Nähe stehenden Personen zu einer andern, „erst die zwei Söhne, und nun den Mann." Johannes vernahm diese Worte, und wie er die alte Frau so bitterlich weinen sah, da gieng's ihm durch's Herz, daß sie so ganz ohne allen Trost von dem Grabe heimgehen sollte; er trat hervor, und sprach mit lauter Stimme: „Ihr lieben Brüder und Leidtragenden! Ist es denn recht, wenn wir die sterbliche Hülle eines unserer Mitpilger in die Erde senken so ganz ohne Gottes Wort und den Trost des Evangeliums? Bedarf es denn erst eines Pfarrers, um solchen Trost uns zu spenden? Sind wir nicht allzumal ein priesterlich Volk, wie Sankt Petrus schreibet, erste Petri am zweiten, und hat nicht ein jeder Christenmensch das Recht und die Pflicht, Gottes Wort zu lesen und davon zu reden, sonderlich in solcher schwerbetrübten Zeit? Wollet es mir also gestatten und mir ein freundlich Ohr leihen, wenn ich als ein schlichter Wandersmann, der armen Wittib zum Trost, euch ein Sprüchlein aus Gottes Wort vorlese. Ich habe da nichts weiter gerade bei mir, als die Psalmen des Königes David, hoffe aber, es soll sich darin wohl ein Körnlein Speise für eure dürstenden Seelen finden."

Die Trauerversammlung hatte mit einer Ueberraschung, welche bald in sichtliche Befriedigung übergieng, diese Worte des fremden jungen Wanderers angehört, und stand andächtig horchend im Kreise. Johannes zog sein Psalmbüchlein aus dem Busen, und mit einem Blick nach oben schlug er

es auf, und sein Auge fiel auf die Schlußworte des 39sten Psalms. Er las:

„Höre mein Gebet, Herr! und vernimm mein Schreien, und schweige nicht über meinen Thränen; denn ich bin beides: dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter. Laß ab von mir, daß ich mich erquicke, ehe denn ich hinfahre und nicht mehr hier sei.“

„Ihr lieben Brüder und Leidtragenden,“ fuhr er fort, „laßt mich diesem Ausspruch des Psalmisten noch einige Worte, wie sie aus meinem einfältigen Christenherzen kommen, hinzufügen. Die ehrbare Wittib, die wir hier gebeugt und in bittern Thränen vor uns sehen, ist wohl schwerlich die einzige Leidtragende auf diesem Gottesacker. Die vielen frischen Gräber bezeugen's ja wohl, wenn man's auch sonst nicht wüßte, daß der Todesengel hier in eurer Stadt noch ganz kürzlich seinen Umgang gehalten und an gar mancher Thür angepocht hat. Da hat er den Vater, dort die Mutter in der Kraft ihrer Tage, dort den Sohn oder die Tochter in der Blüthe ihrer Jugend dahingerafft, und also euch mit Flammenschrift das Wort in die Seelen geschrieben, welches der Psalmist wenige Verse zuvor spricht: Siehe, meine Tage sind einer Hand breit vor dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. — Aber wo das Leid so gewaltig, da ist auch der Trost nicht weit. Nun, Herr! fähret der Psalmist fort, weß soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich. Und was das heiße: ich hoffe auf dich, das sagt er uns näher in den Worten, so ich euch vorhin verlesen. Höre mein Gebet, Herr! und vernimm mein Schreien, und schweige nicht zu meinen Thränen! Nicht in Klagen sollen wir versinken, sondern zum Herrn uns emporwenden, nicht auf das offne Grab, da nichts denn Moder ist, das Haupt hinabsenken, sondern es aufrichten und aufheben gen Himmel, wo wir einen lebendigen Gott und treuen liebreichen Vater haben, der uns hört, der unser Schreien vernimmt, der auch nicht schweigt, sondern deutliche helle Trostesworte zu uns redet, wenn wir nur das innere Ohr des Geistes aufthun. Und was redet er denn da zu dem Betrübten? Er spricht zu ihm mit den Worten des Propheten Jesaja: Ich habe

dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln; ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr dein Erlöser. Seinen Zorn, den er in Krieg und Pestilenz hat über uns ergehen lassen, haben wir ja reichlich verdienet; wenn er in's Gericht mit uns gehen will, so können wir auf tausend nicht eins antworten. Aber er will nicht immerdar hadern, noch ewiglich Zorn halten. Seinen ewigen, eingeborenen lieben Sohn hat er uns zum Erlöser gesandt; der ist gekommen als Lamm Gottes, unschuldig, um all unsrer Schulden Last am Kreuze auf sich zu nehmen, daß wir, der Schuld durch ihn entledigt, die Kindschaft empfiengen, und als fromme Kinder frei zum Vater aufblicken und durch Kindesgehorsam ihn ehren und ihm danken könnten. Sind wir nun Kinder, so geht Gott nicht mit uns in's Gericht, sondern wenn er seinen Kindern Leid und Kummer schickt, so geschieht dies nur, um sie zu bewähren, ob sie auch Glauben haben. Er will unsre Herzen losreißen von dieser vergänglichen Welt, daß wir uns lernen in der Ewigkeit einbürgern. Wie der Psalmist fortfährt in den verlesenen Worten: Denn ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter. Dein Pilgrim hier; denn wir haben hier keine bleibende Statt; dein Bürger in der Ewigkeit, in dem neuen Jerusalem, der Gottesstadt. So wir nun gewiß sind, daß wir dort daheim sein werden bei dem Herrn, warum sollen wir jammern, wenn all unsre Lieben, wenn Mann und Kinder uns dorthin vorangegangen? Ist es doch nur eine kurze Trennung! Und wenn ihr, trauernde Wittib, dies recht zu Herzen nehmen wollt, so wird sich auch an euch das Schlußwort erfüllen: Der Herr wird euch erquicken, ehe denn ihr dahinfahret.

„Das Wort Gottes ist uns aber nicht bloß zum Troste geschrieben," fuhr Johannes, an die Umstehenden sich wendend, fort, „sondern auch zur Buße und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Wie viel sind denn der Menschen, die sich durch die erschrecklichen Gottesgeißeln: Krieg und Pestilenz, haben strafen und aus ihrem Leichtsinn aufwecken lassen?

Ist denn nicht unser deutsches Volk in diesem, nun schon achtzehn Jahre dauernden, blutigen Kriege nur noch mehr verwildert? Sind nicht Laster und Unordnung aufgewachsen wie Nesseln, als wäre all das viele Blut nur vergossen, um solche Höllensaat zu düngen? Und auch wo man nicht über freche Uebertretung der göttlichen Gebote zu klagen hat, auch wo noch gute bürgerliche Ordnung und Ehrbarkeit blühet, herrscht da nicht gleichwohl der Leichtsinn, welcher des Todes und der Ewigkeit vergisset, und sich also geberdet, als sollten wir in dieser sichtbaren Welt für immer bleiben? Ach Herr! müssen wir da seufzen mit dem Psalmisten, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muß. Siehe, meine Tage sind einer Hand breit vor dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben. Sie gehen daher wie ein Schemen, und machen sich viel vergebliche Unruhe; sie sammeln, und wissen nicht, wer es kriegen wird. — O großer Gott, wirke du doch durch deinen heiligen Geist, daß wir lernen nach dir fragen, und deiner Gnade uns getrösten. Wen du tröstest, der ist getröstet. Amen.“ —

Er trat zurück, und nahm sein Felleisen. Beim Anblick desselben wurde er sich's erst bewußt, daß die Begeisterung des Augenblicks ihn weiter gerissen und ihn mehr hatte sagen lassen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Aus einigen tröstenden Worten war eine Leichenpredigt geworden, die zwar vor einem hohen Examinatorencollegio um ihres Mangels an einer streng logischen Disposition willen schwerlich die Note Eins erhalten würde, die aber doch immerhin die Art einer wirklichen Predigt oder Leichenrede an sich trug, namentlich in ihrem lezten Theile, wo sie in eine Ermahnung zur Buße auslief. Nun war er in ziemlicher Verlegenheit. Im Begriff, als Seilergeselle in eine durchaus untergeordnete gesellschaftliche Stellung einzutreten, hatte er sich eine Predigt zu halten erkühnt, und das zwar in einem Zeitalter, wo man in Deutschland noch nichts vom Pietismus und darum auch in Würtemberg noch nichts von „Stundenhaltern“ wußte. „Was schadet's!“ tröstete er sich; „mögen sie ler-

nen, die guten Leute, daß ein jeder schlichte Christenmensch, wenn es mit seinem Christenthum nur recht bestellt ist, das Recht und die Fähigkeit hat, seinen Brüdern in Nothfällen ein Wort des Trostes und der Ermahnung zuzurufen." Aber bald merkte er zu seinem Schrecken, daß ihm das niemand glauben würde. So zu reden, so zusammenhängend, so bibelbelesen, in so reiner Sprache, das war doch wohl nicht jedes gläubigen Handwerksburschen Sache; da hatte sich doch zu deutlich der geschulte Theologe verrathen. „Es ist ein junger Pfarrer," flüsterte hinter ihm eine Stimme. „Wir wollen ihn gleich hierbehalten," sagte ein Anderer. Johannes wollte in aller Stille sich durch die Seitenthüre hinausdrücken; aber nun kam ihm die Wittwe nachgegangen, trat auf ihn zu, faßte seine Hand in ihre beiden Hände, und sagte: „Das woll' euch Gott der Herr in Ewigkeit vergelten, wie ihr mich getröstet und erquicket habt. Ach mir war es so fürchterlich schwer, daß mein Mann seliger so ohne alle Leichenpredigt und Gebet in die Erde sollte verscharret werden, und ich in meinem betrübten Wittwenleide so ganz ohne Trost bleiben. Da hat euch der gnädige Gott gesandt wie einen Engel, und den Mund euch aufgethan, und mir habt ihr Balsam in mein blutendes Herz geträufelt. Nun, da ihr einmal die Leichenpredigt gehalten, so wollet euer Amt auch vollends weiter vollbringen und mich nach Hause geleiten. Ich möchte noch in so vielem euren Rath und Trost hören."

„Herzlich gerne will ich euch in die Stadt begleiten," erwiederte Johannes, „nur müßt ihr mich nicht Herr nennen; ich bin kein Herr; ich bin, wie ihr an meinem Felleisen sehet, ein schlichter Wanderer."

Er gieng mit der Wittwe, sie erzählte ihm ihre traurigen Schicksale, und wie sie nun ganz allein stehe auf der Welt. „Das Geschäft meines Mannes will ich aufgeben; ihm hat's Freude gemacht, aber ich? was sollte ich mich noch in meinen alten Tagen für lachende Erben plagen? Was mein Mann erworben, reicht hin, daß ich bis an mein baldiges Ende mein täglich Brod habe. Nun erwächst mir aber da eine neue Sorge. Mein Mann selig, der vorgestern

plötzlich an einem Schlagfluß gestorben, hat noch vor wenig Tagen mit einem Gesellen abgemacht, daß er bei ihm Arbeit haben solle. Der Mensch verläßt sich nun darauf, und wird heute eintreffen. Was fang' ich nun mit ihm an, da ich das Geschäft nicht fortführen will?"

„Je nun, das sagt ihr ihm eben," sprach Johannes, „und er muß sich wo anders Arbeit suchen."

„Wenn er aber darauf nicht eingeht? Wenn er eine unverschämte Entschädigung verlangt? Er soll eine sehr gute Stelle gehabt und dieselbe aufgegeben haben, um bei meinem Mann in Arbeit zu treten."

„Wenn er unverschämt ist, so laßt nur mich rufen, ich werde mit ihm reden."

„Euch rufen lassen?" fragte die Frau. „Nun das wird hoffentlich nicht nöthig sein. Ihr werdet es doch nicht verschmähen, unter meinem Dache einzukehren, und heute mein Gast zu sein? Ihr schüttelt mit dem Kopfe? Ach, es ist freilich eine Zumuthung für einen fremden Herrn, in ein Haus einzugehen, wo nichts als Trauer auf ihn wartet — —"

„Nein, nein," rief Johannes, „das sollte mich nicht abhalten, eure freundliche Einladung anzunehmen. Aber meine Pflicht ruft mich in ein anderes Haus. Ich muß zum Seilermeister Filderich — —"

„Allmächtiger Gott! zum Seilermeister Filderich?" rief die Frau ganz entsezt.

„Was ist?" fragte Johannes. „Warum entsezt euch das, daß ich zu Meister Filderich will?"

„Ihr kommt ja gerade von seinem Grabe," sprach sie. „Ich bin seine Wittwe."

Johannes war zu tief erschüttert, um reden zu können. Während er noch beschäftigt war, seine Gedanken zu sammeln, fragte die Wittwe: „Habt ihr denn mit meinem Mann selig in Geschäften gestanden? Seid ihr vielleicht der Flachshändler Widemann aus Nürtingen?"

„Nein," sagte Johannes, „ich habe euren seligen Mann nicht gekannt, noch je in Geschäften mit ihm gestanden. Aber ein lieber Bekannter, den ich in Tuttlingen habe, hat mir einen Auftrag an euren Mann gegeben, der diesem wohl recht

unangenehm gewesen wäre, euch aber einer Sorge entledigt. Hermann Vogel, der heute bei euch als Geselle eintreten sollte, läßt sich entschuldigen, daß er nicht Wort halten kann. Er ist unversehens Bräutigam geworden mit seines Meisters Tochter, und macht ein großes Glück."

So war nun beiden, der Wittwe und Johannes, aus der Verlegenheit geholfen. Der letztere nahm die Einladung der ersteren an, über Mittag ihr Gast zu sein. Des Nachmittags sezte er seine Reise fort. Sie wollte ihn nicht ziehen lassen, ohne ihm ihre Erkenntlichkeit für die herrliche Leichenpredigt, damit er sie getröstet, bewiesen zu haben. All sein Sträuben half nichts. Da er schlechterdings kein Geldgeschenk annahm, so brachte sie ihm die Taschenuhr ihres seligen Mannes, und bat ihn so flehentlich, dies Andenken anzunehmen, daß er nicht Nein sagen durfte.

„Mit dieser Uhr," sagte er zu sich selbst, als er das Schmiecha-Thal hinauf nach Norden wanderte, „mit dieser Uhr hat Gott mir die rechte Stunde gezeigt. Der Seilergeselle liegt bei seinem Meister begraben, der Candidat ist auferstanden. Mein Weg geht nach Tübingen."

Einunddreißigstes Kapitel.

Richard und Rosa.

Hatt' mir ein Gärtlein bauet
Von Veil und grünem Klee;
Ist mir zu früh erfroren;
Thut meinem Herzen weh.
Ist mir erfror'n beim Sonnenschein
Ein Kraut je länger je lieber,
Ein Blümlein Vergißnichtmein.
Volkslied.

Nicht weniger als dreihundert und neunundzwanzig Pfarrer hat in Würtemberg die Pest in jenem Winter hinweggerafft. Unter andern war auch der Pfarrer von Urach, welcher im Sommer vor zwei Jahren dortselbst in die Stelle von Rosa's Vater eingerückt war, ein Opfer der Seuche geworden. Kaum war der letztere mit seiner Tochter nach Stuttgart gekommen, so vernahm er, daß seine alte Stelle in dem lieben Urach frei geworden. Er bewarb sich um dieselbe, und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Noch vor Ende Januar zog er mit seiner Rosa in den guten alten Amandushof wieder ein.

Ach, es war doch der alte Amandushof nicht mehr! Gar zu viel hatte sich in den zwei Jahren verändert. Von der Familie des Burgermeisters Müller war niemand mehr vorhanden; das Haus war verkauft; ein neuer Burgermeister war in's Amt getreten. In Dutzenden von Familien hatte zur Zeit der Pest der Tod seine Ernte gehalten; es war ein neues Geschlecht, das in den Straßen wandelte, nur selten begegnete man noch einem bekannten Gesicht aus alter Zeit. Die kaiserliche Besatzung hatte die Stadt verlassen, und lag auf Hohenurach. Das erstere war sehr angenehm. Freilich war es recht leer und öde geworden in der entvölkerten Stadt. Auch der Flügel des Amandushofes, in wel-

chem die Schule gewesen, stand noch immer leer; in den Speicherräumen desselben nisteten Käuzchen, die des Abends die Luft mit ihrem kläglich krächzenden Geschrei erfüllten. Die alte Katharina lag auch im Grabe; eine neue Magd trat an ihre Stelle, welche ihre Arbeiten brav und fleißig verrichtete, aber doch nicht die Lücke auszufüllen vermochte, die durch den Tod der alten, mit der Familie verwachsenen Dienerin entstanden war.

Am schwersten war es Rosa um's Herz. Dies arme Herz hatte vor dem Gasthaus zur Krone in Tuttlingen eine Wunde erhalten, von der es nicht zu genesen vermochte. Daß Johannes nach genommenem Abschied zu einem früheren, einem friedlichen Berufe zurückkehren wolle, hatte er öfter angedeutet; aber einer Eröffnung, welcherlei Berufsart dies gewesen, war er, weil er Rosa mit seinem geistlichen Stand zu überraschen gedachte, geflissentlich aus dem Wege gegangen. Sie ihrerseits hatte nicht gezweifelt, daß er aus gebildetem Stande sei, und da er einmal erwähnt hatte, sein Vater sei Verwalter und Amtmann auf einem Edelhof in Meklenburg gewesen, so hatte sich in ihr die Meinung festgesezt, Johannes müsse Jurist sein, und er beabsichtige, sich dem Staatsdienst zu widmen. Und nun fand sie ihn, den Schurz voll Werg vorgebunden, auf der Seilerbahn! Das war also sein ursprünglicher friedlicher Beruf gewesen? Und in diese Stellung hatte er sie hinabziehen wollen? Hatte er in seiner Jugend nichts gelernt, daß sein höhergestellter Vater ihn zu einem Handwerker in die Lehre gethan? War er als ein junger Thunichtgut unter die Soldaten gegangen? Dieser Voraussetzung widersprach freilich sein ganzes Wesen, wie dasselbe ihr entgegengetreten war. War denn das alles Betrug, Gleißnerei, Lüge gewesen? — Unmöglich! Und doch — wenn er den frommen, ehrbaren Menschen nur spielte, um bei dem langweiligen Garnisonsleben auf Hohenurach im Umgang mit Rosa eine Unterhaltung, einen Zeitvertreib zu finden? Freilich, die ganze Stadt war seines Lobes voll; man rühmte, daß er durch seinen Meisterschuß die Stadt vor einem Bombardement gerettet habe. Nein, ein unedler, gemeiner Mensch, ein Mensch wie Schwarzmann, war er

gewiß nicht. Aber — — Rosa hatte er doch betrogen. Eine vortheilhafte Heirath mit einer reichen Seilerstochter hatte ihm mehr gegolten, als sie. Doch nein; sie that ihm dennoch Unrecht. Es war ihm wohl erst, nachdem er seinen Abschied hatte, zum Bewußtsein gekommen, daß für seinen Handwerkerstand Rosa nicht passe. Aber welch ein sträflicher Leichtsinn, daran so spät erst zu denken!

Ach, wenn der Vater Recht behalten hätte, daß es ein Anderer gewesen, der ihm nur seltsam ähnlich sah! Aber woher dann jenes glühende Erröthen, jene sichtliche Scham und Verlegenheit, womit er zur Erde sah und fast zusammensank, als sein Blick so unerwartet dem Anblick Rosa's begegnete? Nein, ihre Augen hatten sie nicht betrogen. War er es aber, und lebte er in Tuttlingen, warum hatte er dann auch nicht eine einzige Zeile nach dem, nur wenige Stunden entfernten Hohentwiel geschickt?

Nein, es blieb nichts andres übrig! Johannes hatte sie getäuscht, hatte sein Spiel mit ihr getrieben! O, das war eine bittre, bittre Wunde! Er, der das Ideal ihrer Seele gewesen, er, an den sie jezt noch — selbst an dessen unerwartete Erscheinung in Tuttlingen sie nicht denken konnte, ohne daß ein unwillkührlicher Schauer des Entzückens sie durchbebte — er hatte sie getäuscht, er hatte mit ihr sein Spiel getrieben. Arme Rosa!

Der gewöhnliche Mensch klagt in solchen Fällen sein Schicksal an. Rosa war ein tieferes Gemüth; sie klagte sich an. „Hab' ich denn das nicht an Richard verdient?" so fragte sie sich in stillen Abendstunden, wenn der Vater auf der Studirstube, und sie allein im dunkeln Wohngemach war. „Es ist wahr, Richard hatte kein förmliches Versprechen von mir; aber ich habe ja auch nie ein solches gehabt von Falkenberg. Jezt fühle ich, daß man einander angehören kann auch ohne Versprechen. Es ist wahr, Georg hat mich aus der fürchterlichsten Lage gerettet, und ich war ihm Dank schuldig. Aber war ich ihm damit mein Jawort, mich selbst schuldig? Konnte ich ihm das schuldig sein, was bereits einem Anderen gehörte? Gesezt: nicht er, sondern irgend ein alter, graubärtiger Haudegen hätte mich befreit, wäre ich

darum schuldig gewesen, diesem meine Hand zu reichen, und würde ich dies gethan haben? O zu welchem übereilten, vorschnellen Schritt habe ich mich da hinreißen lassen! Und er selbst, der edle Georg, sagte noch, ich solle mir Zeit lassen, er wolle mich nicht drängen. O großer Gott! nun kommt die Schuld meines Fehlers über mich. Nun wird mit mir gespielt, wie ich mit Richard gespielt habe. Ach, hätt' ich nur mein Spiel mit ihm getrieben! aber ich bin Schuld geworden an seinem Verderben. Wohl sagte Pfarrer Küchli jenesmal, wer so sinken könne, sei meiner nie werth gewesen. Aber ist es denn so ausgemacht, ob Richard nicht auf gutem Weg geblieben wäre und seine Leidenschaftlichkeit und seinen Hochmuth glücklich überwunden hätte, wenn ich nicht diese Versuchung über ihn gebracht hätte, die ihm zu schwer war? Meiner nicht werth?! Er hat Aergernis genommen, und ich habe ihm Aergernis gegeben. Nun liegt er in seinem frühen Grabe, und ich kann durch nichts meine Sünde wieder gut machen."

So lebte sie still, als eine trauernde, dahin, weit mehr mit ihrem Kummer über ihre Untreue gegen Richard beschäftigt, als mit dem Gedanken an des Johannes Untreue gegen sie. Die bisher so blühende Rose welkte dahin; ihre Wangen wurden blass; ihr Gang war nicht mehr der leichte, fröhliche Gang wie ehedem. Gesenkten Hauptes schlich sie durch die Straßen; sie verließ das Haus überhaupt nur dann, wenn sie mußte. Des Burgermeisters Haus konnte sie nicht ohne Reue ansehen; desto öfter blickte sie nach dem Fenster des verödeten Schulstifts hinüber, wo einst Richard gewohnt; und in dem schaurigen Krächzen der Eule, die dort hauste, glaubte sie die Vorwürfe des Verlorenen und Erschlagenen zu vernehmen.

Ihr Vater, durch so viele schwere Wechselfälle und Gefahren vor der Zeit gealtert, sah mit tiefem Gram die geliebte Tochter dahinwelken. Hätte er sie gefragt, was sie belaste, sie würde in der Mittheilung gegen ihn einige Erleichterung gefunden haben. Aber er zweifelte nicht, daß es allein der Schmerz über Johannes sei, der sie niederdrücke, und eben darum vermied er es, von dem Gegenstand ihres

Kummers mit ihr zu reden. Aber im stillen litt er mit ihr; sein Amt wurde ihm von Tag zu Tage schwerer; er fühlte sich krank, und wagte es nicht, Rosa über seinen Zustand Mittheilung zu machen. Ganz in der Stille wendete er sich nach Stuttgart an das Consistorium, und bat, ob man ihm nicht in seinem Alter und bei seinem leidenden Zustand einen Gehilfen geben könne. Bei dem großen Mangel an Candidaten hatte er freilich nur geringe Hoffnung, daß seiner Bitte würde entsprochen werden. Er schrieb deshalb gleichzeitig — es war gegen Ende des Februar — an Küchli, der jezt in einem Dorf in der Nähe von Stuttgart Pfarrer war, und bat ihn, durch mündliche Vorstellungen bei den Consistorialräthen sein Gesuch zu unterstützen.

„Das wäre eine Stelle für den gewesenen Geheimschreiber," meinte einer der Räthe, als des Pfarrers Gesuch eingelaufen war. „Er käme da unter die Leitung eines frommen, erfahrenen Pfarrherren, und bei der Vergangenheit, die er hinter sich hat, und die ein zweifelhaftes Licht auf seinen Charakter wirft, wäre eine solche Garantie sehr wünschenswerth."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," sagte ein Zweiter. „Eine Stadt wie Urach kann nicht ohne Pastorirung bleiben. Ist der alte Pfarrer so krank und elend, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen kann, so muß ihm ein Gehilfe gegeben werden. Aber woher wir das Geld dazu nehmen sollen, das weiß ich nicht. Die Kassen sind erschöpft; die Klostergüter, aus deren Erträgnissen wir ehedem solche unvorgesehene und außergewöhnliche Ausgaben bestreiten konnten, sind uns genommen; der Amtshelfer kann doch nicht von der Luft leben!"

„Ich wüßte da wohl einen Ausweg," sprach ein Dritter. „Der Pfarrer hat eine Tochter, die schön und tugendhaft und noch ledig ist. Wenn er die dem Wergschmidt zum ehelichen Weibe gäbe, so könnte dann dieser ganz an seine Stelle rücken, das Amt versehen, die Einkünfte beziehen, und den alten Herrn in seinem Hause behalten und wohl pflegen."

„Ihr wollt dem Hannas einen Kaiphas geben,“ rief lachend der Erste. „Ob aber der Kaiphas will? Wir können ihn doch nicht auffordern, eine Person zu heirathen, die er vielleicht nicht mag!“

„Soviel ich mich erinnere,“ sagte der Dritte, „ist er mit dem alten Pfarrer weitläufig verwandt und als junger Mensch viel in dessen Hause gewesen, und werden sich also die beiden jungen Leute wohl kennen und nichts wider einander haben.“

„Da wäre es am besten, wenn einer unter uns unter der Hand einmal an den candidatum schriebe, und bei ihm anfragte,“ sagte der Zweite.

„Das ist doch eine misliche Sache,“ meinte der Erste, „und unserer Stellung nicht würdig.“

Noch waren die Herren in dieser Unterredung begriffen, als der Secretär des Consistoriums ihnen mittheilte, daß unter den weiteren Einläufen für die heutige Sitzung sich auch eine Eingabe des Wergschmidt befinde. Man möge doch die einmal eröffnen und lesen.

Der Praeses Consistorii eröffnete sie, und hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als er vergnügt ausrief: „Da haben wir ja schon alles, was wir wünschen! Er bittet, ihn als Pfarrgehilfen nach Urach zu setzen, und wenn es in gegenwärtigen Zeitläuften mit der Besoldung Schwierigkeit haben sollte, so erlaube er sich zu bemerken, daß er des Pfarrers Tochter von Kind auf kenne, auch als junger Mensch schon eine Art Eheversprechen von ihr empfangen habe, das zwar durch inmittelst eingetretene traurige Schicksale hinfällig geworden, dem sie aber jezt gewiß gerne Folge geben werde. So könne er in des Pfarrers Familie als ein Glied derselben eintreten, und in Einer Haushaltung mit ihm leben.“

„Da wäre also nur noch an den Pfarrer selbst zu schreiben,“ sagte der Praeses Consistorii. Ein derartiges Schreiben wurde beschlossen; die Ausarbeitung desselben wurde einem der Räthe übertragen, der es in der nächsten Sitzung, heute über acht Tage, in Vorlage bringen sollte.

Noch an demselben Nachmittag, wo fern von aller Hast

und Ueberstürzung mit sanfter deutscher Ruhe und Umständlichkeit dieser segensreiche Beschluß gefaßt worden, kam Pfarrer Küchli in die Stadt, machte einem der Räthe seinen Besuch, und begann seine Fürsprache einzulegen, daß man dem Pfarrer doch seinen Wunsch erfüllen und einen Gehilfen geben möge.

„Ist schon geschehen! Ist alles schon erledigt!“ erwiderte der Herr Rath. „Richard Wergschmidt hat sich selbst um die Stelle gemeldet. Er will des Pfarrers Tochter heirathen und dann auf jede Besoldung verzichten.“

Küchli war wie vom Donner gerührt, „Richard Wergschmidt?“ rief er entsezt; „der ist ja schon lange todt; den haben ja die welschen Truppen erschlagen.“

„Gott bewahre!“ sagte der Rath, „das war ein irriger Wahn. Er hat sich in die Schweiz geflüchtet, ist dort Geheimschreiber des Herzogs geworden, hat in dieser hohen Stellung hier gelebt und den Herzog nach Straßburg begleitet, und ist nun zur theologia zurückgekehrt. Er hat ein glänzendes Examen bestanden —“

„Aber,“ unterbrach ihn Küchli, „weiß man denn nicht, welch ein Schandleben —“

„Ist alles aufs gründlichste untersucht worden,“ sprach der Rath. „Es war lange nicht so arg, als schlimme Zungen ihm nachgesagt. Als Geheimschreiber hat er Jahre lang einen tadellosen Wandel geführet und die höchsten Verdienste, auch die besondere Huld und Gnade Serenissimi sich erworben.“

Küchli sah, daß hier nichts zu machen war. Das einzige, was ihm übrig blieb, war ein Versuch, an Richard's eigenes Gewissen zu apelliren. Er empfahl sich also, und fuhr den folgenden Morgen nach Tübingen.

Er suchte Richard auf und fand ihn in seinem Dachkämmerlein. „Kennst du mich noch?“ redete er ihn an. Richard erhob den Kopf, und als er Küchli vor sich sah, erblasste er. „Du bist's, Küchli?“ sagte er; „jawohl kenne ich dich noch. Freut mich recht sehr, dich nach so langer Zeit wiederzusehen. Setze dich her, und erzähle mir, wie es dir ergeht.“

„Zum Plaudern bin ich nicht gekommen, Richard,“ erwiderte Küchli mit strengem Ernst, indem er stehen blieb und jenen fixirte. „Ich bin gekommen dich zu fragen, ob denn das ganz unglaubliche wahr ist, was ich vernommen? ob es wahr ist, daß ein Mensch, der sich im Pfuhle der Sünde gewälzt, seine Hand an das Heiligthum legen und ein priesterlich Amt begehren will? ob es wahr ist, daß der Sünder von Pfrondorf die, deren er sich ewig unwerth gemacht, nun doch zum Weibe begehrt?“

„Ja, es ist wahr,“ antwortete Richard mit trotziger Ruhe und Kaltblütigkeit, „es ist wahr, daß der verlorene Sohn sich aufgemacht hat und heimgegangen ist zu seinem Vater; es ist wahr, vollkommen wahr, daß er den Ring, den der Vater ihm an den Finger stecken will, dem Vater nicht vor die Füße wirft, wenn auch sein gerechter Bruder scheel dazu sieht.“

Küchli wurde durch diese Antwort etwas außer Fassung gebracht. „Wenn der verlorene Sohn sich bekehrt hat,“ sagte er, „so ist das gut. Ist er aber darum auch schon berufen, daß er, gerade er, der so schweres Aergernis gegeben, nun in den heiligen Dienst am Wort sich dränge? Wie willst du die Sünder strafen und zur Buße rufen, da sie dir antworten können: „Du bist ja gerade so gewesen wie wir! Hast du deine Jugend genossen, so laß sie uns auch genießen. Späterhin, wenn wir gelegenere Zeit haben und des Lasters müde sind, wollen wir dann werden wie du. Junge Sünder, alte Betbrüder!““

„Wo steht denn geschrieben,“ fragte Richard, „daß ein Mensch, der von seinen schlechten Wegen sich ernstlich bekehrt hat, untüchtig sei, das Evangelium zu verkündigen? Hat doch der Herr dem geheilten Besessenen befohlen: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohlthaten dir der Herr gethan und sich deiner erbarmet hat. Und St. Petrus hat, nicht fünf Jahre, sondern fünfzig Tage, nachdem er seinen Herrn verleugnet hatte, den Juden gepredigt: Thuet Buße und lasse sich ein jeglicher taufen.“

Küchli war ganz aus dem Sattel gehoben, und suchte

vergeblich nach einer Erwiderung. Richard aber fuhr fort: „Und wer ist denn am Ende der geschicktere zur Predigt des Heiles: ein Saulus, der zum Paulus geworden? ein Sünder, der den Fluch der Sünde und das Erbarmen Gottes an sich erfahren hat? ein Zöllner, der gesprochen: Gott sei mir Sünder gnädig? oder ein gerechter Pharisäer, der alle Gebote gehalten von Jugend auf? — Der Sünder von Pfrondorf? oder — — Hör' einmal, Peter; du kommst da zu mir als Ankläger — ich will das Wort nicht auf hebräisch sagen — als Ankläger; aber ist denn deine Anklage gerecht? Daß ich in meinem verzweifelten Schmerz über Rosa's Untreue im Trunke Trost oder vielmehr Vergessenheit meiner selbst gesucht, ist wahr, und daß das verkehrt war, leugne ich nicht. Ich hätte es vielleicht unterlassen, wenn ich daheim in meiner Stube Ruhe gehabt hätte, und nicht deine unzeitigen Predigten den ganzen Tag hätte hören müssen. Daß ich in meinem Elend, da ich aus dem Stift gestoßen worden, bei einem gutherzigen Bauern in Pfrondorf Aufnahme fand, ist auch wahr; aber was ich dort getrieben — hast du da zugesehen? Weißt du, ob ich seine leichtfertige Tochter noch leichtfertiger gemacht? oder habe ich vielleicht gesucht, sie auf bessere Wege zu bringen? Du weißt gar viel; du weißt, daß die Welschen mich erschlagen haben; denn ich habe das erst jüngst gehört von einem deiner Bekannten, dem ich zufällig begegnet, wie du ihm und anderen dieses Mährlein mit aller Bestimmtheit als bündige Wahrheit aufgetischet hast. Nun, so wahr dies ist, so wahr sind auch die anderen Geschichten, die du so gewiß von mir und meinem Treiben in Pfrondorf weißt. Fahre nur fort, mich zu verleumden, und stürze mich noch einmal in's Unglück!"

„Vergib," sprach Küchli, indem die Thränen ihm in die Augen traten, und er Richard's Hand ergriff. „Bruder, vergib. Ich habe mich schwer an dir versündigt. Ich gelobe dir, ich will alles thun, die Gerüchte Lügen zu strafen, die ich leichtfertiger Weise über dich habe ausbreiten helfen."

Er nahm warmen Abschied, und fuhr noch denselben Nachmittag nach seiner Pfarrei zurück. Richard aber gieng

mit heftigen Schritten in dem Stübchen auf und ab. Man hätte denken mögen, er sei jezt ruhig und zufriedengestellt und freue sich des glänzenden Sieges, den er errungen; aber statt dessen wogte ein wahrer Sturm von Unruhe in seiner Brust auf und ab. Er hatte doch kein unwahres Wort gesagt! Er hatte ja doch nur die Frage gestellt: „weißt du, ob ich seine leichtfertige Tochter noch leichtfertiger gemacht?“ Küchli wußte das ja wirklich nicht, und konnte es nicht beweisen. Er hatte nur gefragt: „oder habe ich vielleicht gesucht, sie auf bessere Wege zu bringen?“ Er hatte durchaus nicht behauptet, dies wirklich gethan zu haben. Und was er von Petrus, Saulus, dem Zöllner und dem Besessenen gesagt, das hatte ja alles im allgemeinen seine theoretische Richtigkeit. Warum ward ihm denn so bang, so todesbang, wenn er sich fragte, ob er diese Exempel auch auf sich anzuwenden berechtigt sei? —

Zwei Tage nachher trat im Amandushofe der Pfarrer aus seiner Studirstube in Rosa's Wohngemach. Er schien sehr aufgeregt, und jedenfalls ahnte er nicht, welchen Trost er seiner bekümmerten Tochter bringe, als er sagte: „Denke dir nur, Richard ist nicht todt; er lebt!“

„Er lebt?“ rief Rosa, und athmete wie aus einem schweren Traume auf. „Ist's denn wahr? Ist's möglich?“

„Küchli schreibt es mir, der ihn selbst gesprochen,“ sagte der Pfarrer. „Er ist nicht erschlagen worden; es ist ihm gelungen, vor den Welschen in die Schweiz zu entkommen.“

„Und wie geht es ihm denn?“ fragte sie mit theilnehmender Stimme. „Ist er denn jetzt glücklich?“

„Es geht ihm gut, sehr gut,“ erwiderte der Pfarrer. „Von dem Schlimmen, was Küchli uns früher einmal über ihn erzählte, hat der größte Theil auf Irrthum und eitlen Gerüchten beruht. Küchli gesteht das jezt selbst ein, und bereut es tief, den Mann so verleumdet zu haben. Es läßt sich ihm weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Kummer über deine Verlobung mit dem seligen Georg im Weinrausch zu begraben suchte, und ein arger Zecher geworden. Doch mit der Ankunft der italiänischen Truppen und seiner Flucht nach der Schweiz hat das von selber

aufgehört. In der Schweiz ist er in des Herzogs Nähe gekommen, ist dessen Geheimschreiber geworden, hat in dieser hohen und ehrenvollen Stellung etliche Jahre in Stuttgart und Straßburg dem hohen Herrn zu dessen großer Zufriedenheit gedienet, und durch einen musterhaften Wandel geglänzet; nunmehr aber ist er zu seinem ursprünglichen Berufe zurückgekehrt, hat sein Examen, das noch vor ihm lag, mit hoher Auszeichnung bestanden, und bewirbt sich jezt um eine Anstellung."

„O Gott! ist's denn möglich!" rief Rosa. „Ach welch eine Centnerlast wälzt sich von meiner Seele! Siehst du, Vater, ich habe immer gemeint, das Spiel, das Falkenberg mit mir getrieben, sei eine gerechte Heimsuchung Gottes dafür, daß ich so schnell und leichtsinnig dem seligen Georg mein Jawort gegeben und dadurch Richard in's zeitliche und ewige Verderben gestürzt hätte."

„Denkst du noch an Falkenberg?" fragte der Vater.

„Nein! nein!" rief Rosa, „ich habe in diesen lezten Wochen nur an den armen Richard denken können."

„Das ist mir lieb zu hören," sprach der Pfarrer. „Was würdest du nun aber dazu sagen, wenn Richard hieherkäme und mein Amtshelfer würde?"

Erröthend blickte Rosa zur Erde. In diesen wenigen Augenblicken, seit die Last von ihrem Gewissen genommen war, war auch die Blüthe ihrer Wangen zurückgekehrt, und sie sah so hold, so kindlich aus, wie einst als sechzehnjähriges Mädchen, als Richard in der Amandusschule war.

„Wird er mir denn verzeihen?" stammelte sie.

„Wenn du ihm gut sein willst, ist unser aller Glück gemacht," sprach der Pfarrer. „Ich fühle mich seit den lezten Monaten so kraftlos und so schwach, daß ich ohne Unterstützung mein Amt nicht mehr zu führen im Stande bin. Ich habe um einen Gehilfen gebeten. Aber es ist kein Geld da, einen solchen zu besolden. Nun schreibt mir Küchli, daß Richard vor dem Consistorium sich erboten hat, unentgeltlich mein Gehilfe zu werden für den Fall, daß du dich entschließen könntest, sein Weib zu werden, da er dann

in Einem Haushalt mit mir als mein Tochtermann leben würde."

„Gott ist sehr gnädig gegen mich," sagte Rosa in tiefem Ernst; „er gibt mir die Möglichkeit, mein Unrecht gegen Richard gut zu machen."

Ihr Auge leuchtete; sie lebte förmlich wieder auf. Da am Nachmittage — es war im Anfang des März — die Sonne warm und freundlich schien, so schlug sie dem Vater vor, einen Spaziergang zu machen. Sie lenkte dem Wasserfalle zu, der Stelle, wo sie einst an jenem festlichen Sommertage mit Richard am Rande des Bächleins im Grase gelagert war. Wollte sie die Erinnerung an jene Stunde auffrischen? Ach aber heute war kein Sommertag; die Buchen streckten noch ihre nackten braunen Zweige in die Höhe; der Pfad war feucht und stellenweise kaum gangbar, und als sie endlich auf den Wiesenplatz oberhalb des Falles kamen, so rauschte der Bach, von dem vorangegangenen Thauwetter geschwellt, trüb und gelb durch die nasse Wiese dahin. Gleichwohl stand sie einen Augenblick stille, und gedachte schweigend jener Stunde. Aber indem sie das Bild derselben an sich vorüber gehen ließ, gedachte sie auch des peinlichen Augenblickes, wie damals Georg, ihr nachheriger Bräutigam, plötzlich erschien; sie sah ihn im Geiste zürnenden Blickes vorüberschreiten, und indem sie bei dieser Vorstellung innerlich erschrack, war's ihr auf einmal, als stünde er wirklich dicht hinter ihr, und sie hörte deutlich in ihrem Ohre sein leztes Wort: „Hüte dich vor dem am Wasserfall!"

Ein Gedanke schauerte ihr durch die Seele, vor dem ihr grauste; ein ruchloser, abscheulicher Gedanke, den sie nicht denken durfte. Sie erbebte bis in ihr Innerstes, und wußte nicht, wie aus ihrem schuldlosen Herzen ein so schändlicher Gedanke habe aufsteigen können. Sie warf diesen schwarzen Gedanken weg, mit Abscheu weit weg. Sie traten den Heimweg an. Ihr Vater redete mit ihr, wie sie die Pfarrwohnung nun einrichten wollten. So kamen sie nach Hause. Da lag auf dem Tische ein Brief, der vor einer halben Stunde gekommen war. Er war an Rosa. Es war Richard's Hand.

Hastig riß sie ihn auf, und las.

„Meine geliebte Base! — Du wirst dich verwundern, nach so langer Zeit wieder einmal ein Lebenszeichen von mir zu erhalten, da ich dich freilich billig ganz hätte vergessen sollen. Aber ich gedenke noch der Hoffnungen, die du in jugendlichen Jahren mir erwecket, und der Worte, die du damals geredet, und nachher freilich vergessen hast, da du dem Hauptmann Müller Hand und Herz geboten, nicht bedenkend, in welches Unglück und Verderben du mich mit solcher Untreue hättest stürzen können. Denn mir gereichte deine Treulosigkeit zu harter Anfechtung, also daß ich ganz von mir war, und nach der thörichten Jugend Art in Wein meinen Schmerz begrub, daraus denn allerhand nichtige und erlogene Gerüchte wider mich entstanden, die mir schweren Schaden gebracht, also daß man mich aus dem Stift gestoßen und ich in großes Elend gerathen, daraus mich gleichwohl des gerechten Gottes Hand errettet und zu hohen Ehren gebracht hat. Nachdem ich nun als des Herzogs geheimer Secretarius an die drei Jahre in solchen Ehren gestanden, hat sich mein Herze dem alten Beruf und geistlichen Stande wieder zugewandt, und da ich das vormals unterbliebene Examen nun mit höchstem Glanze bestanden, also daß seit Menschengedenken kein solch ruhmwürdiges Examen gemacht worden, so steht nichts mehr mir im Wege, in den Dienst der Kirche zu treten. Habe nun vernommen, daß aus deiner vorgehabten Heirath mit dem Müller nichts geworden, sintemal zur Heimsuchung und Strafe deiner Untreue und seiner Verfehlung der gerechte Gott denselben in der Schlacht hat fallen und also eines frühen Todes sterben lassen. Dieweil nun dein Vater eines Gehilfen begehret, für solche Amtirung aber Gelder nicht flüssig sind, so habe mich bei dem landesfürstlichen Consistorio bereit finden lassen, obgemeldte Stelle unentgeltlich zu übernehmen, dafern du, meine liebe Base, willig seiest (woran ich nicht im entferntesten zweifle) zu Gutmachung alten Unrechts und zu deiner eigenen Versorgung mir das längst in Aussicht gestellte Jawort nunmehr zu geben. Ich erwarte, daß du mir alsbald deine Willensmeinung hierüber schreiben werdest,

damit ich die Sache mit herzoglichem Consistorio richtig machen, und alsdann zum Verlöbnis nach Urach kommen kann. Und bleibe in Erwartung dessen Dein Dir wohlgewogener Vetter Richard."

Der Brief entsank Rosa's Händen. Enttäuscht und wie mit kaltem Wasser begossen blickte sie vor sich hin, und sagte kein Wort. Der Pfarrer nahm den Brief, und las, und schüttelte den Kopf, da er las. „Nun, dessen Vergehungen," sagte er, „können freilich nicht groß gewesen sein; der schreibt ja wie ein junger Herrgott so vornehm! Hat er sich das in des Herzogs geheimer Kanzlei angewöhnet? Er ist wohl auch bei göttlicher Weltregierung als Geheimsecretarius angestellet worden, dieweil er so genau zu sagen weiß, daß unser armer Georg zur Strafe für die Sünde hat sterben müssen, die du begangen haben sollst, und die ich mit dir gleichermaßen begangen haben müßte."

Die Vorwürfe, welche Richard in seinem Briefe gegen die arme Rosa erhob, hatte diese sich alle selbst schon gemacht. Und doch verwundete es sie auf's tiefste, daß Richard dieselben — und in solcher Weise machte. Was für ein herzloses, hochmüthiges, selbstsüchtiges Gemüth sprach aus diesen Zeilen! Kein Funke von Liebe, keine Spur von Versöhnlichkeit dessen, der sich verlezt glaubte und vielleicht sich verlezt zu fühlen das Recht hatte! Nein, da war Falkenberg troz allem und allem doch ein anderer Mensch gewesen. Ihr war's, als ob die traurige, verkümmerte Erinnerung an den treulosen Johannes ihr gleichwohl ein reicheres Glück böte, als der Besitz des gestrengen Herrn gewesenen Geheimschreibers. Sie sah in eine graue Zukunft hinein.

„Ich werde ihm antworten," sagte der Pfarrer, der in der Seele seiner Tochter las. „Ich werde ihm schreiben, daß mir meine Rosa nicht für einen Pfarrgehilfen feil ist, sondern daß ich sie nur dem gebe, der aus herzlicher Liebe sie begehrt, und von dem sie der Liebe sich zu versehen hat."

Er sezte sich unverzüglich, und schrieb:

„Werthester Herr Vetter! — Auf den Geschäftsbrief,

den ihr an meine Tochter Rosa gerichtet, antworte ich euch, da es sich darin doch nicht um Liebe und Affection, sondern nur um eine Abrechnung von Pflichtforderungen und Leistungen handelt, in eigener Person. Und muß euch sagen, daß der Ton, den ihr darin angeschlagen, mir in hohem Grade misfallen hat; sonderlich daß ihr den gewaltsamen und erbärmlichen Tod des Hauptmann Müller seligen als eine Strafe Gottes, so meine Tochter über sein und ihr Haupt hereingezogen, hinstellet, welches wir nicht verdienet haben. Denn obwohl es wahr ist, daß die göttliche Fürsehung sich auch der Hand eines Mörders bedienen kann, um durch den Tod eines Unschuldigen dessen nächste Angehörige zu züchtigen, so seid doch ihr weder ein Prophet, der solchen verborgenen Rath Gottes offenbar machen, — noch ein Richter der Sinne und Gedanken, der das Maß der Schuld in einer Entscheidung, so in aufgeregter Zeit und schwieriger Lage getroffen worden, abwägen könnte. Wenn ihr selber die argen Greuel nicht wirklich begangen habt, die man euch Schuld gegeben, so ist das um so besser für euch; es bleibet darum noch genug Schwachheit an euch haften, um euch zur Demuth Grund und Anlaß zu geben. Was mich betrifft, so bin ich so krank und elend noch nicht, daß ich nicht noch etliche Monate warten könnte, und wenn für mich kein Gehilfe kann gefunden werden, es sei denn, daß meine Rosa dessen Weib werde, so will ich doch gleichwohl so lange damit warten, bis daß ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der, so ihrer begehrt, selbiges mit zärtlichem Herzen thue, und daß sie von ihm einer liebevollen Behandlung und nicht thörichter Vorwürfe sich werde zu versehen haben. Verbleibe damit in aller Werthschätzung Euer &c. &c."

Rosa las den Brief. Sie schrieb noch folgende Zeilen darunter:

„Wüßtet ihr, wie ich mich mit Reuegedanken gequälet und gemartert habe, daß ich im Sturm jener Stunde und in dem Mangel an ruhiger Ueberlegung unrecht an euch gehandelt, und an eurem Unglück Schuld geworden sei, so würdet ihr nicht so harte Schwerthiebe gegen mein ohnehin

blutendes Gemüth geführet haben. Und was hat denn der unglückliche Georg euch gethan, daß ihr ihn im Grabe nicht ruhen lasset, darein ihn nicht die Kugeln der Schlacht, sondern der Schuß eines Meuchelmörders gestürzet hat. Wollt ihr um mich werben, so thut es auf eine andere Weise und zeigt mir erst, daß ihr ein christlich und liebendes Herz habt. Rosa."

Sie war verstimmt und sehr beunruhigt. Sie zweifelte zwar nicht, daß Richard sich zu einer milderen und minder verletzenden Art der Annäherung und Werbung herbeilassen werde, aber in diesem ersten Briefe hatten sich ein für allemal Seiten seines Charakters enthüllt, welche es ihr unmöglich machten, mit den vollen Segeln freudigliebender Hoffnung seiner Werbung entgegenzukommen.

In dieser Stimmung war sie zu nichts weniger aufgelegt, als zum Empfang eines Besuches, und erschrack daher einigermaßen, als sie bei einem Blick durch's Fenster den Juden Feuchtwanger über den Hof daherkommen sah. Indessen die Dankbarkeit, welche sie diesem Manne schuldete, der aus den Klauen der Kroaten sie gerettet hatte, war stärker, als ihre düstre Laune; sie bezwang sich; sie empfieng den redlichen Mann mit herzlicher Freundlichkeit, rief ihren Vater, und merkte bald, wie das Geplauder des redseligen Händlers sie angenehm zerstreute.

„Nu, hab' ich mich doch wollen stellen auf den Kopf," begann er, „wie ich habe gehört, daß der Herr Pfarrer wieder seind in Urach, in dem alten Neste. Habe vermeint, ihr wäret noch auf dem Twiel, und habt mich gedauert, dieweil die Festung ist eingeschlossen und belagert, und kann niemand aus und ein, daß ich selber auch nicht bin hineingekommen, sondern mußte von Möskirch nach Schaffhausen in einem weiten Bogen über Tuttlingen fahren. Hast einen dummen Streich gemacht, Feuchtwanger! hab' ich gesagt zu mir selber, daß du hast geliefert den Pfarrer und seine Tochter in eine Mausfalle. Hinein haben sie gekonnt, aber heraus können sie nimmer. Und nun, wie ich hieher komme, höre ich auf einmal: der alte Pfarrer ist wieder hier. Was ich mich da habe gefreut! Feuchtwanger! hab' ich gesagt zu

mir selber, Feuchtwanger! da gehst du hin, und wirst dich umsehn, wie's dem Manne geht."

„Gut, gut, mein ehrlicher Freund und Wohlthäter," sagte der Pfarrer. „Seitdem ihr uns zu euren Puppen gepackt, ist's uns allezeit gut ergangen, und hat kein Kroat mehr uns in Angst versetzet. Und wie ist's denn euch ergangen in der langen Zeit?"

„Auch gut, barûch haeljôn! ganz gut!"

„Ihr habt doch eure Puppen noch?" fragte Rosa.

„Gott's Wunder! wenn ihr sie wollt sehen, Jungfer, müßt ihr kommen nach Fürth. Dort stehen sie im Schuppen. Wenn keine Gefahr unterwegs ist, lasse ich sie daheim. Aber wie ich vor drei Wochen in Tuttlingen war, da hat mich's gereut, daß ich sie nicht habe gehabt bei mir; da hätt' ich den Leuten einen großen Spaß mit machen können, und für mich einen kleinen Profit. Denn die halbe Stadt und die ganze Schuljugend ist gewesen versammelt vor des reichen Märzen Haus, des Seilermeisters, dieweil der seiner Tochter, die sein einzig Kind ist, Hochzeit hat angestellet. Nu, Jungfer, was ist euch, daß ihr aussehts so blass? Ich werde nehmen aus meiner Tasche von den Nürnberger Pfeffermünzzelten und ihr werdet essen davon —"

„Mir ist nichts," sagte Rosa, die beim Anblick des schmutzigen Papiers, das der gute Feuchtwanger aus seiner Tasche zog, sogleich wieder Farbe bekam. „Laßt gut sein! ich dank euch; mir ist ganz wohl."

„Nu," fuhr der Jude fort, „was hab' ich gesagt? Hochzeit hat er angestellt seiner Tochter, der schönen Kordula, mit einem blutarmen Burschen, dem Hermann Vogel. Dessen Vater war gewesen ein armer Schuhflicker in Tuttlingen, und der Vater der Kalle hat nicht gewollt den armen Menschen zum Tochtermann. Denn warum? es war noch ein anderer Gesell im Haus; soll ein gar stattlicher Bursch von guter Herkunft gewesen sein; der wäre dem alten März anständiger gewesen, und hat ihm angetragen, seine Tochter sollt' er bekommen, und Haus und Hof und Hab und Gut dazu. Haben ihm alle Leute gewunschen Glück; nur die

Kalle hat sich gehärmt und der arme Bursch, der Hermann, denn die haben einander lieb gehabt von Jugend auf. Was thut der schmucke Gesell, der die Tochter hat haben sollen, und Haus und Hof dazu? Er bringt den Alten so weit, daß er dem armen Schlucker, dem Hermann, sein Kind gibt. Und er selber geht hinaus in die Welt, arm wie Jakob, da er über den Jordan gieng. Und darum war auch der Jubel so groß, und die ganze Stadt war in Aufruhr. Und des armen Burschen Vatersschwester, ein alt gebrechlich Weibsbild, so in einem Dachkämmerlein gelegen, und von dem braven Hermann ganz erhalten worden, die ist getragen worden in einer Sänfte zur Hochzeit, und ist ihr in des reichen Seilers Haus ein Stüblein gerichtet, da sie nun bleiben soll. Gelt, Jungfer, sie wischt sich eine Thräne vom Aug'? Ist mir auch so gegangen, wie ich's hab' gehört; denn so ein Edelmuth ist doch selten in unsrer schlimmen Zeit."

„Ihr wißt den Namen dieses edlen Menschen nicht?" fragte der Pfarrer.

„Sie haben ihn genannt den frommen Hans," sagte der Jude. „Ich habe auch gefragt nach seinem Zunamen, aber den hab' ich — straf' mich Gott! — wieder vergessen. Nein, vielleicht fällt er mir doch ein. Panîn — p'nînîm — Perlen — — Perlenkamm! Ja, Hans Perlenkamm hat er geheißen. — Aber apropos, da fällt mir etwas andres ein. Ist denn dazumal der vornehme junge Herr zu euch gekommen, der euch auf dem Hohentwiel hat besuchen wollen?"

„Ein vornehmer junger Herr? uns besuchen?" fragte der Pfarrer.

„Ja freilich," sagte Feuchtwanger; „nach seinem Namen zu fragen, hab' ich mich nicht unterstanden; aber er hat gesagt, ihr wäret sein väterlicher Freund, sein bester Freund auf Erden. In Weilheim hab' ich ihn getroffen, es war im vorigen Sommer am selben Tag, wo Hohenurach sich ergeben hatte. Er hat gesessen beim Frech, dem Wirth, und ich habe seiner nicht geachtet, sondern dem Wirth die Geschichte erzählt, wie ich euch hätte den Kroaten entrissen und nach dem Hohentwiel entführet. Und da ist er gesprungen in die Höh, und war ganz meschuka, und hat mir ge-

drückt die Hand, und ist sogleich geritten fort nach den Bergen zu, und sagte, er müsse zu euch nach Hohentwiel. Und der ist also nicht bei euch angelangt? Wird ihm doch kein Unglück begegnet sein?"

„Er wird nicht durch die Oestreicher haben dringen können, die den Twiel eingeschlossen halten," sagte Rosa.

„Ihr werdet doch ein Glas Wein nicht verschmähen," sagte der Pfarrer. Aber Feuchtwanger erwiderte, er sei schon viel länger geblieben, als er vorgehabt; er müsse den Abend noch eine Menge Geschäfte besorgen, denn er wolle morgen in aller Frühe weiter. Alle Gegenvorstellungen halfen nichts. Der Jude verabschiedete sich, von dem Pfarrer und dessen Tochter nochmals mit den innigsten Dankesworten überhäuft.

„Nein, er hat nicht mit mir sein Spiel getrieben," sagte Rosa zu ihrem Vater. „Es wird mir alles klar. Er hat seinen Abschied genommen, und suchte nach uns, und wie er erfuhr, daß wir auf dem Twiel wären, wollte er dorthin eilen. Die Kaiserlichen ließen ihn nicht durch; in unsrer Nähe wollte er bleiben. Da er wahrscheinlich lange keinen Sold erhalten und ohne Geld war, so sah er sich genöthigt, der treue Mensch — — Nur das Eine ist mir noch unklar, wann und wo er dieses Handwerk erlernt hat, und ob es wirklich sein ursprünglicher Beruf gewesen. — Wo mag er nun sein? Wie mag es ihm gehen?"

„Mag er ein Seiler von Profession sein, Rosa! Ich sähe dich lieber als Seilersfrau, denn als die Magd dieses hochmüthigen, herzlosen Candidaten."

„O Gott!" seufzte Rosa. Sie hatte über des Juden Erzählung die Gegenwart ganz vergessen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der am Wasserfall.

Still! ich träumte nur.
O feig Gewissen, wie du mich bedrängst!
Was fürcht ich denn? Mich selbst? Sonst ist hier niemand.
Shakspear.

Den andern Morgen gieng Rosa in das Pfarrgärtchen hinter ihrer Wohnung. Sie hatte in diesen Wochen der Schwermuth und des Kummers keinen Tritt in das Gärtchen gethan; auch war die Witterung nicht darnach gewesen; denn es hatte den ganzen Februar hindurch geschneit, geregnet und gestürmt. Mit dem ersten März war Sonnenschein eingetreten, und die Gartenarbeiten des Frühlings mußten nun beginnen. Schweren Herzens stieg sie die Treppe hinab, die Treppe, wo einst Georg sie aufgehalten und ihr den Weg vertreten hatte. Sie öffnete das Gartenpförtchen, und gedachte jener Stunde, wo Richard in mürrischer Eifersucht sie mit einer strengen Strafpredigt empfangen hatte. Er war schon damals so, und sie hatte ihn dennoch lieb gehabt, und in ihm Hoffnungen erweckt, die ihm so gut erschienen waren, wie ein Versprechen. Sie wollte nicht zum zweitenmale dieselbe Sünde begehen, die ihr jüngst erst so heftige Gewissensbisse verursacht hatte. Zwar diesmal wurde es ihr viel schwerer; denn damals schwebte die Wahl zwischen Richard, den sie gern hatte, und Georg, gegen den sie nie Liebe empfunden, nur Dankbarkeit hegte. Jezt — war die demanthelle Gestalt ihres Johannes dazwischengetreten, war aus den Dünsten irrenden Wahnes in vollem und neuem Glanze herrlich aufgestiegen, und nun sollte sie das Weib dessen werden, dessen widerliche Eigenschaften sich in so fataler Weise entwickelt hatten. Der Vater sagte, er wolle Richard nicht zum Schwiegersohn, und könne ihn ebensowenig zum Amtshelfer brauchen, wenn er der harte, selbstgerechte Mensch sei,

wie er in jenem Briefe sich gezeigt. Rosa dürfe keinen Mann nehmen ohne seine Einwilligung, und zu einer Verbindung mit Richard werde er diese Einwilligung nur geben, wenn er erst die Ueberzeugung gewonnen, daß Rosa mit ihm glücklich werde. Darauf ließ sich eine schwache Hoffnung gründen; aber selbst diese Hoffnung, selbst der stille Wunsch, daß die Sache mit Richard sich zerschlagen möge, schien ihr ein Unrecht zu sein. Sie hielt sich für verpflichtet, gegen das Wort, das sie einst hier zu Richard gesprochen, auch nicht einmal in Gedanken zu sündigen.

Indem sie so trübsinnend dastand, bemerkte sie auf einmal, daß an einer Stelle der Gartenmauer ein Epheu frisch und kräftig emporwuchs, wo früher nie ein solcher gestanden. Das war ihr unbegreiflich; vor ihrer Flucht nach dem Twiel — bis vor anderthalb Jahren also — war hier kein Epheu gepflanzt, und doch rankte dieser Epheu schon so voll und üppig die Mauer hinan, als ob er mindestens vier Jahre alt wäre. Sollt' es der Epheustock sein, den Johannes ihr vor vierthalb Jahren an Weihnachten gegeben, und der damals schon einen großen Reif umschlang? Sie grub mit den Fingern im Boden, und wirklich sie fand den wohlbekannten Topf, mit welchem der Epheu eingepflanzt war. Der Topf war gesprungen; die stärker werdenden Wurzeln hatten ihn auseinandergetrieben; denn feste Wurzeln hatte der Epheu des Johannes hier geschlagen.

Offenbar hatte der Pfarrer, der mittlerweile die Stelle begleitet hatte, den Topf hier eingepflanzt. Ihr ward eigen zu Muthe. Sie zog die Hälfte des zersprungenen Topfes vorsichtig aus der Erde, und las das Verslein:

Sich klammernd an des Heiles Stamm
Wächset dies Kraut empor langsam.
Wer in Geduld kann warten,
Dem wird das Kreuz zum Garten.

„Geduld!" sprach sie zu sich selbst. „Nur Gott allein kann hier helfen." —

Der Bote war mit der Antwort des Pfarrers bereits unterwegs nach Tübingen. Richard machte diesen Nachmittag

des heitern Sonnenscheins wegen einen kleinen Spaziergang. Er gieng über die Neckarbrücke, und schlenderte auf dem Wege, der nach Jettenburg führt. Der Weg war feucht und morastig; er sah sich genöthigt, bald wieder umzukehren, um so mehr, als ein scharfer Ostwind ihm gerade in das Gesicht blies. Kaum hatte er umgewendet, als ein Mann in Lederstiefeln ihm nachrief: „Heda, Herr! Haltet ein wenig! Ich habe einen Brief für euch.“ Es war der Uracher Bote. Richard nahm ihm das Schreiben aus der Hand, bezahlte dasselbe, und schlug dann einen Seitenweg in das Gebüsch ein, um es sogleich zu lesen. Ein unbedeutendes Rinnsal kam in kleinen Kaskaden die sanfte Anhöhe herab: vor ihm bildete kräftiges Unterholz ein Dickicht, das trotz der jezt noch kahlen Zweige fast undurchsichtig war. Richard überkam ein plötzliches Grausen; ihm war's, als hätte er schon einmal in seinem Leben an dieser Stelle gestanden, und als sei da etwas furchtbares begegnet. Er besann sich, und zerbrach sich den Kopf; aber er wußte gewiß: er war noch nie in dies Gebüsch getreten. Er entfaltete den Brief, er las. „Was!“ rief er; „und die spielen noch die Spröden und Beleidigten, während sie froh sein sollten, daß ich Rosa noch mag!“ Er las weiter. „„Obwohl es wahr ist, daß die göttliche Fürsehung sich auch der Hand eines Mörders bedienen kann, um durch den Tod eines Unschuldigen —““. „Was will der Alte damit? Georg ist in der Schlacht gefallen, wie mir Kellermann ausdrücklich gesagt. Einen Soldaten, der einen Feind tödtet, heißt man doch keinen Mörder! Was soll die alberne Rhetorik?“ Er las weiter. „Bei Gott! Er droht mir noch; er stellt mir Bedingungen. Nun wart, ich will euch schon mit süßen Redensarten einseifen, wenn ihr auf das Zuckerwerk so versessen seid. Auf ein paar Honigkuchen kommt mir's nicht an. Aber da hat ja die Base auch noch selber etwas darangeschrieben. Laß sehn, ob sie auch so unmanierlich ist! „Wüßtet ihr, wie ich mich mit Reuegedanken gequälet und —“ hm! nun das lautet doch respektabel! Freut mich! Sie hat ihr Unrecht doch eingesehen. Und was schreibt sie da von ihrem Georg? „— darein ihn nicht die Kugeln der

Schlacht, sondern — der Schuß eines Meuchelmörders —"

„Ooh!" stöhnte er mit einem Jammerton, als ob ein glühendes Eisen in seinen Eingeweiden wühlte. Er schaute irr und scheu umher; er sah das Dickicht vor sich. „Hier war's!" rief er, „hier, hier im Elsachthal! da an der Waldecke. Mörder! Mörder! Sie setzen mir nach! Sie finden mich!"

Er stürzte aus dem Gebüsch heraus, und — das flache Gründchen zwischen Jettenburg und Tübingen lag vor ihm. „War es wieder ein toller, wahnsinniger Traum, der mich befallen?" fragte er erleichtert. „Ich meinte doch gewiß, ich hätte an eben der Stelle dort ihn erschossen. Es war im Elsachthal, ganz nahe bei Urach, an einer Waldecke. Kommt mir der Wahnsinn wieder? Und ich weiß doch sicher, daß es nur ein Delirium meines Wahnsinns war. Eine Flinte hatte ich aufgegriffen, gleich bei Sondelfingen; das weiß ich; das ist kein Traum. Und nachgeschlichen bin ich ihm, einen ganzen Tag lang — da weiß ich ja noch jeden Schritt. Er stieg auf den Neuffen, ich durch's Dickicht nach. Ich hätte ihn dort schon erschossen, wenn er nicht den Wachtmeister bei sich gehabt hätte. Ich wartete lange im Dickicht oben, dem Thor gegenüber, bis er wieder herauskam. Er kam; der Wachtmeister war wieder bei ihm. Sie giengen auf den Pfählhof. Ich lauerte; es währte eine Stunde lang, bis sie wieder zum Vorschein kamen. Endlich erschien er, er allein. Allein gieng er nach Urach. Da schlich ich ihm nach, und drückte los. Der Schuß versagte. Das Pulver war im Regen naß geworden. Ich mußte neu laden. Ich stellte mich unter eine Eiche; ich zog den alten Schuß heraus, und lud neu. Das hielt mich lange auf. Ich lief ihm nach; erst kurz vor Urach, an der Waldecke ereilte ich ihn, und schoß. Ich traf ihn gut. Heisa! Ich schleppte ihn in den Wald, am Rinnsal hinauf in's Dickicht. Er jammerte und bat mich kläglich, ihn doch in die Stadt zu schaffen; er wolle mich nicht angeben. Oder ihn nur auf der Landstraße liegen zu lassen. Ich trug ihn in's Dickicht, und dann — und dann — dann waren die Furien hinter mir her, die Wipfel sausten, die Stürme brüllten, die Elsach zischte mir ent-

gegen, die Raben krächzten. Ich lief; ich traf den Menschen, der mir vorlog, daß der Pabst mit den Protestanten Frieden gemacht. Oh! Oh!"

„Es ist zum Rasendwerden!" fuhr er nach einer Pause fort. „Ich weiß ja doch gewiß, daß das alles Bilder des Wahnsinns gewesen sind. Aber da steht's: nicht die Kugeln der Schlacht, sondern der Schuß eines Meuchelmörders. Haben sie ihn noch lebend gefunden? Hat er seinen Mörder erkannt und genannt? Einfältige Frage! Dann wäre ich längst aufgegriffen worden, wenn nämlich wirklich ich es gewesen wäre. Aber entweder war ich's nicht, sondern ein Anderer; oder — ich bin unentdeckt geblieben. Soll ich da mein eigener Angeber werden? Mich eines Verbrechens anklagen, von dem ich durchaus noch nicht mit völliger Gewißheit sagen kann, ob ich es wirklich begangen? Es kann das alles nur ein Spiel meiner kranken Einbildung sein; der Hauptmann kann zu ganz anderer Zeit und an einem völlig anderen Ort erschossen worden sein — als ob es nicht der Schnapphähne allenthalben genug gäbe! So lange ich nicht notorische Gewißheit habe, daß er in jener bestimmten Nacht an jener bestimmten Stelle erschossen gefunden worden, so lange habe ich gar keinerlei Verpflichtung, mein eigener Ankläger zu sein und mich selbst unglücklich zu machen. Nein, bis dahin muß ich unbeirrt fortfahren, meine Angelegenheit zu betreiben. Bin ich erst in Urach, so wird es sich rasch genug herausstellen, wann der Hauptmann — und daß er zu ganz andrer Zeit ermordet worden. Ist doch auch der Helfer Meili in Schaffhausen ganz der nämlichen Meinung, daß es eitel Gebilde meines Wahnsinns gewesen, die mir vorgespiegelt, als hätte ich jene Dinge wirklich erlebt. Herr Gott! daß ich verrückt und von Sinnen gewesen, das ist doch Thatsache und so gewiß, als ich hier stehe. Und nun soll ich mich in meinem Gewissen abquälen mit Vorwürfen, die mich nicht treffen? die dem Reich der Träume angehören? Das wäre der richtigste Weg, um abermals den Verstand zu verlieren. Nein! in's wache Leben, in die Gegenwart zurück! Sofort schreibe ich nach Stuttgart, daß der Pfarrer und seine Tochter mit meinem Vorschlag einver-

standen sind; die Herren möchten nur gleich die Sache ausfertigen."

Er war unter diesem Selbstgespräch, das er zuerst mit lauter, dann mit leise murmelnder Stimme hielt, bis in die Nähe der Stadt gekommen. „Es ist der gelehrte Candidat; er memorirt eine Predigt," flüsterten sich Leute zu, an denen er vorüberrannte. Er eilte heim, und berichtete an's Consistorium, er habe die schriftliche Einwilligung des Pfarrers und seiner Tochter erhalten. Den andern Morgen mußte ein Expresser den Brief nach Stuttgart bringen.

Hier war eben Tags zuvor ein vertrauliches Monitorium des Herzogs eingelaufen, worin derselbe sich beschwerte, daß seit Richards Examen nun schon wieder mehr denn sechs Wochen verstrichen seien, ohne daß er von der Uebertragung einer Pfarrstelle an ihn berichtet worden.

Die Herren hielten eine außerordentliche Sitzung. Eine Anfrage beim Pfarrer von Urach war nach Richards neuester Mittheilung nicht mehr erforderlich. Es war nur die Frage, ob man diesen als Hilfsgeistlichen ohne Gehalt anstellen und auf das Brod in seines künftigen Schwiegervaters Hause anweisen solle, wie es der ursprüngliche Plan gewesen? oder ob man nicht in der Sache das nämliche erreiche, in der Form aber den Wünschen Serenissimi besser nachkommen würde, wenn man Richard die Pfarrei Urach verliehe, mit hinzugefügter Bedingung, daß er dem bisherigen alten Pfarrer, dessen Tochter er heirathen zu wollen erklärt, Dach und Fach und Kost und Pflege in seinem Pfarrhause als ein getreuer Schwiegersohn gewähren wolle.

Die Rücksicht auf den Herzog hatte zur Folge, daß die Mehrzahl der Stimmen sich für den lezteren Vorschlag erklärte, obgleich derselbe nicht streng mit dem damaligen Kirchenrecht stimmte, welches eine Quiescirung von Geistlichen nicht kannte. Der Sekretär erhielt den Auftrag, das Anstellungsdekret für Richard auszufertigen; zugleich sollte nach Urach ein Rescript erlassen werden, worin der Pfarrer von dem gefaßten Beschlusse und seiner Versetzung in den Ruhestand benachrichtigt würde.

Weit früher indeß, als diese Papiere ausgefertigt wur-

den, erhielt Richard Nachricht von dem Geschehenen. Er hatte denselben Expressen, welcher seine Eingabe an's Consistorium überbrachte, beauftragt, den Erfolg derselben in Stuttgart sogleich abzuwarten. Einer der Bekannten Richards, der den Sekretär kannte, erfuhr von diesem ohne Schwierigkeit, was beschlossen worden, und an ihn wiederum war der Expresse gewiesen.

Freitag den 4. März in den Nachmittagsstunden war die Sitzung. Am Samstag Mittag klopfte der Expresse schon wieder an Richards Thür. Dieser war außer sich vor Jubel. Er beschloß, heute und morgen Abschiedsbesuche bei seinen Bekannten zu machen, und sogleich am Montag Morgen die Reise nach Urach anzutreten, um dort alles weitere persönlich in Ordnung zu bringen. „Sie ist mein!“ rief er triumphirend, „sie ist nun dennoch mein. Ich habe gesiegt; ich habe durchgesezt, was ich von je gewollt. Keinem Andern habe ich diese Rose gegönnt, und kein Anderer trägt sie davon. — Und nun bin ich Pfarrer, und werde wie im Examen so auch auf der Kanzel durch meine Gaben glänzen. Ja, ein zweiter Augustinus muß ich werden, ein Kirchenlicht, von dem noch in Jahrhunderten wird geredet werden. Steigen muß ich bis zum höchsten Rang, und wie kann mir das fehlen? Der Herzog tritt nun demnächst seine Regierung wieder an; er will mir wohl; die Ungunst, in welche die Ränke Besolds mich gebracht, ist längst vorüber; der Fürst hat mir die unzweideutigsten Beweise seiner Huld gegeben. Er wird mich nicht lange Pfarrer bleiben lassen; er wird mich an den Hof ziehen; ich werde Hofprediger, und bin ich das erst, so werde ich es schon zu machen wissen, daß er mir auch noch die beste Prälatur dazu verleiht. Noch mehr; ich werde ihm vorstellen, daß die Theilung der Landeskirche in vier Generalate vom Uebel ist; Ein Primas muß an ihrer Spitze stehen, und wer anders eignet sich dazu, als ich?“

Im Bau dieser stolzen Luftschlösser begriffen, nahm er Hut und Stab, und machte sich auf den Weg, seine Freunde, die östreichischen Offiziere zu besuchen. Vor allem wollte er zum Major von Senfft. Er traf denselben, aber unter der

Hausthür; er war im Begriffe, mit seiner Gemahlin den gewohnten Gang nach dem Jägerhause zu machen. Richard erklärte ihm die Absicht seines Besuches. „Ei so kommt mit uns, Herr Pfarrer,“ sagte jener, „so trefft ihr all eure Bekannten beisammen, und habt nicht nöthig, sie einzeln aufzusuchen. Ihr würdet ja heute doch lauter Metzgergänge machen.“

Richard folgte der Aufforderung mit Freuden. Er verlebte einen sehr vergnügten Nachmittag. „Wo ist denn heute die Frau Hauptmann Krammelhuber geblieben?“ fragte er lachend, als sie in der Stube des Jägerhauses beim Weine saßen. „Wird uns die denn heute nicht mit ihren artigen Diskursen und mit den Proben ihrer Erziehungskunst beglücken?“ — „Wo die geblieben, fragt ihr?“ entgegnete ein Lieutenant. „Im Kindbett! Wißt ihr denn noch nicht, daß sie ihren pausbackigen Eheherrn mit einem allerliebsten Knaben beschenkt hat?“ — „Aber das ist schon über sechs Wochen her,“ berichtigte ein Anderer, „sie empfängt schon wieder Staatsbesuche.“ — „Nun,“ sagte Richard, „da gratulire ich dem Kleinen zu seinem liebenswürdigen Stiefbruder.“ — „Von dem wird er nicht viel zu sehen bekommen,“ versezte der Lieutenant. „Denkt euch nur, seitdem der Kleine da ist, ist alle Zärtlichkeit der Mutter gegen Edmund in Rauch aufgegangen.“ — „Nicht möglich!“ rief Richard. — „O,“ sagte ein Dritter, „das geht nicht eben mit wunderbaren Dingen zu. Der liebe Edmund hat sich so ungeberdig aufgeführt, als der Storch ihm ein Brüderchen gebracht und er nicht mehr der Hahn im Korbe war, daß der Stiefpapa sich endlich ermannte, und darauf bestand, er müsse aus dem Hause.“ — „Ja wohl,“ bestätigte ein Vierter, „der Papa kam eben noch recht dazu, als Edmund im Begriffe war, dem kleinen Bruder Pfeffer in's Gesicht zu streuen.“ — „Allerliebst,“ sagte der Lieutenant. „Und nun ist er also fort?“ — „Sie haben ihn zu einem Pfarrer Namens Küchli gethan, der in der Nähe von Stuttgart angestellt ist.“ — „Nun, da hat er einen gestrengen Herrn Zuchtmeister,“ sagte Richard; „den kenne ich. Aber die Mutter Krammelhuber — die muß ich sehn in ihrem Glücke! Das ist zu köstlich! Ich werde ihr

und ihrem Manne morgen einen Abschiedsbesuch machen, und ihr die schönsten Dinge über ihr reizendes Kleines sagen."

Die Gesellschaft war noch sehr vergnügt. Man trank auf Richards Wohl und auf das seiner Künftigen, und er mußte versprechen, recht bald einmal einen Besuch mit ihr in Tübingen zu machen. „Sie kann sich dann die Frau Hauptmännin gleich zum Exempel nehmen," bemerkte lachend einer der Lieutenants. Und Richard lachte mit.

Den andern Nachmittag nach beendetem Vespergottesdienste führte er seinen Vorsatz aus, und klopfte an der Thür der Krammelhuber'schen Wohnung an. Der Herr Hauptmann war nicht zu sprechen wegen Unwohlseins. Richard wußte recht wohl, daß er um diese Zeit den Rausch auszuschlafen pflege, den er des Mittags sich angetrunken. Aber Frau Hedwig war zu sprechen, und empfieng ihn mit aller Grandezza mütterlichen Stolzes. Er sagte, er komme um ihr zu dem Stammhalter, den der Himmel ihr bescheeret, Glück zu wünschen. Er ließ sich den Kleinen zeigen, der des Vaters Ebenbild und ein recht häßlicher Balg war, und eben ganz abscheulich schrie. Er aber lobte ihn über die Maßen, bewunderte die herrlichen Aeuglein des Kindes, lobte seinen zarten Teint, und fand in seinem Gesicht eine große Aehnlichkeit mit der Frau Mutter — wodurch diese sich in hohem Grade geschmeichelt fühlte. Erst nachdem diese Pflicht abgethan war, rückte Richard mit dem anderweitigen Zweck seines Besuches heraus, indem er erzählte, daß er leider Abschied nehmen müsse, da er zum Pfarrer ernannt sei in Urach, und morgen dorthin abziehen werde. „Ei," fragte Frau Hedwig, „ist denn der alte Pfarrer schon wieder auf eine andre Stelle versetzet, nachdem er doch kaum nach Urach zurückgekehret? Oder ist er etwa gar gestorben?" — „Keines von beiden," sagte Richard; „aber er ist schwach und kränklich; nun bekomme ich die Stelle, heirathe seine Tochter, und er bleibt im Hause, und soll das Gnadenbrod bei mir haben." — „Was?!" rief Frau Hedwig laut, indem sie sich auf ihren Fußspitzen um und um drehte wie ein Kreisel, „was?! Also doch durchgesezt! Ja, ja! alte Liebe rostet nicht!"

Richard war betroffen. „Aber woher wißt ihr denn,“ stotterte er, „daß ich schon früher einmal an Rosa gedacht habe?“ — „Ei, rief sie, „das werd' ich doch wissen; ist ja der Burgermeister Müller mein Onkel gewesen, und ich die Base des unglücklichen Hauptmanns, des Georg, welcher Rosa's Bräutigam war, und so schrecklich ermordet worden!“ — „Wie? die seid ihr?“ sagte Richard. „O dann sagt mir doch: wann ist denn das Unglück eigentlich geschehen?“ Die Frage brach ihm hervor, er wußte selbst nicht, wie. Er hätte seine Worte gern wieder zurückgeschluckt, aber sie waren gesprochen.

„Wißt ihr denn das nicht?“ sagte Frau Hedwig. „Es war in derselben Nacht, wo auch mein erster Mann von dem Wachtmeister Fischer erschossen wurde, droben in der Schlucht der Elsach am Heidengraben. Es war um die Zeit, da die italiänische Armee bei Tübingen lag. Georg stand dort bei dem Würtembergischen Heer. Die Würtemberger Truppen waren entlassen, Georg auf dem Heimweg. Bei Pfrondorf hatte er noch einem lüderlichen Kerl das Leben gerettet, hat der Wachtmeister erzählt, und war dann mit dem Wachtmeister den andern Tag auf den hohen Neuffen gestiegen, wo er Geschäfte hatte, und dann des Abends auf den Pfählhof gegangen, wo der Wachtmeister sich von ihm trennte. Er wollte nach Urach, kam aber nicht an. Man suchte nach ihm, und fand ihn in einer Waldecke nahe bei Urach blutend in dichtem Gebüsch neben einem Rinnsal liegen. Er hatte einen Schuß in den Rücken bekommen. Von Rosa hat er noch in wenig Worten Abschied genommen, wollte auch noch den Namen seines Mörders nennen, aber daran verhinderte ihn der Tod.“

Den neuernannten Pfarrer von Urach hatte diese Erzählung offenbar tief bewegt und erschüttert. „Ja, nicht wahr,“ sagte Hedwig, „diese Geschichte, obwohl sie lange her ist, erweckt heute noch eure Entrüstung; ihr zittert vor Zorn und kneift die bleichen Lippen zusammen, obgleich Georg nicht euer Freund, sondern euer glücklicher Nebenbuhler war. Fasset euch; man muß sich in das Unvermeidliche fügen, und euch

geht nach so langer Zeit aus dem Grabe des Ermordeten euer Lebensglück auf."

„Hat man denn gar keine Spur des Mörders gefunden?" fragte Richard mit klangloser Stimme.

„Gar keine. Nicht die allergeringste," erwiderte Hedwig.

„Nun das ist —" gut, wollte er sagen; er besann sich aber, und sagte: „merkwürdig."

„Aber ich stehe hier," fuhr er fort, „und vergesse ganz und gar, wie viele Geschäfte ich heute noch zu besorgen habe. Lebt wohl, Frau Hedwig! Grüßt euren Mann bestens von mir, und gebt eurem herzigen Kleinen in meinem Namen einen Kuß! Will's Gott, bring' ich euch bald einmal meine Frau."

Er gieng. Er erstieg den Oesterberg, und stand dort oben einsam, nach den Bergen schauend, die im Abendroth schimmerten. „Nicht die allergeringste," wiederholte er, leise mit sich selber redend. „Es ist Gras darüber gewachsen. Es ist kein Zweifel, ich war der Thäter; aber wenn ich nachher wahnsinnig gewesen, warum soll ich's nicht damals schon gewesen sein? Zwar mein Bewußtsein hatte ich noch; die wirren Bilder kamen mir erst nach der That. Aber — jezt kann ich nicht mehr rückwärts, brauch's auch nicht. Die That ist unentdeckt geblieben, und wird weiter unentdeckt bleiben. Ich reise nach Urach."

Er stieg den Berg herab. Drunten an der Mühle lief ein Knabe quer über den Weg. „War das nicht Edmund? Gerade so sah er aus. Aber wie soll der hieherkommen? Er ist ja beim Pfarrer Küchli."

Richard gieng heim. Er packte seine Sachen. Er bestellte einen Wagen für morgen. „Keine Spur! Nicht die allergeringste!" wiederholte er nochmals, als er sich zu Bette legte und die Augen schloß. —

„Ist der Herr Helfer zu Hause?" fragte an eben dem Abend vor Meili's Thür in Schaffhausen der Kerkermeister des Munot. „Nur herein," rief Meili. — „Da hat sich in einer Mauerritze der Zelle, darin einst der verrückte Schwabe gesessen, ein Brieflein gefunden. Dachte, es könne dem Manne von Werth sein, und da wollt' ich's euch doch

bringen. Da ihr ihn kennet, und ohne Zweifel wisset, wo er jezt sich aufhält, so mögt ihr ihm das Brieflein schicken."

Der Helfer warf einen Blick auf den Brief, und erblasste. „Schade, daß Konrad schon fort ist," sagte er. Auch er bestellte diesen Abend noch einen Wagen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein lästiger Reisebegleiter.

> Ich ziehe so lustig zum Thore hinaus,
> Als ob's ein Spaß nur wär'!
>
> Wilh. Müller.

Welch einen Schrecken hatte Pfarrer Küchli, als er von der Beichte am Samstag Vormittag nach Hause kam und Edmund nirgends zu finden war. Er hatte ihm eine Rechenaufgabe gegeben, und ihn heißen in der Studirstube bleiben. Die Stube war leer. Weder die Frau Pfarrerin noch die Hausmagd hatte den Knaben herausgehen sehen. Weder im Hof noch im Garten noch irgendwo im ganzen Dorfe war er zu finden. Während Küchli das ganze Dorf aussuchte, kam seine Frau auf den Einfall, in seiner Geldschublade nachzusehen, ob da nichts fehle, und siehe, es fehlten zwei Gulden. Der Knabe hatte sich offenbar mit diesem Geld aus dem Staube gemacht. Wohin? darüber konnte kaum ein Zweifel obwalten; wohin anders sollte er entflohen sein, als zu seiner Mutter, die ihn verzog? Aber der Weg nach Tübingen war weit, und Edmund ein viel zu träger Knabe, um diesen Weg zu Fuße zu machen. Gewiß hatte er in Stuttgart eine Gelegenheit zum Fahren gesucht. Küchli eilte in die Stadt, und fragte in mehreren Wirthshäusern, wo Wägen einstellten. In der That, er brauchte nicht lange zu suchen. Der Wirth im Hecht erzählte ihm, daß ein solcher Knabe, genau so wie er ihn beschrieben, in grauen

Hosen, dunkelgrünem Kittel und mit einer Sammtmütze auf dem Kopfe, auf dem Marktwagen, der nach Nürtingen zurückzufahren im Begriffe war, sich einen Platz bestellt habe. Er habe dem Fuhrmann zehn Kreuzer bezahlt, und gesagt, er wolle den Berg hinauf zu Fuße vorausgehen und oben einsteigen. Habe auch davon geredet, daß er nach Reutlingen und noch weiter müsse, zu einem Vetter in Oberschwaben, der ein kaiserlicher Offizier sei; bei dem wolle er Trommler werden. — Eine so abenteuerliche Idee sah dem unbändigen Jungen nur allzu ähnlich. Küchli konnte nicht wissen, ob derselbe nicht wirklich in Oberschwaben einen Vetter habe. Was blieb ihm anders übrig, als dem Entlaufenen, dem bei seiner Unerfahrenheit so leicht ein Unglück zustoßen konnte, so schnell wie möglich nachzueilen? Aber morgen war Sonntag. Er mußte erst für einen Stellvertreter sorgen, der für ihn den Gottesdienst halte; doch da war guter Rath theuer. Er lief bei einigen Amtsgenossen umher; sie hatten alle selbst zu predigen; es war ja noch großer Mangel an Geistlichen, und bei weitem nicht alle Stellen besezt. In größter Herzensangst lief Küchli wieder in sein Dorf zurück, bezeichnete dem Küster eine Predigt in der Postille, die er morgen vorlesen solle, ließ ein leichtes Wägelchen anspannen, nahm Abschied von seiner Frau, die den Tag verwünschte, an welchem der gottlose Knabe unter ihr Dach gekommen, und fuhr in die Nacht hinein die Straße nach Nürtingen zu.

Er erkundigte sich in allen Orten, durch die er kam, nach dem Marktwagen. Jedermann wollte sich erinnern, den Knaben darauf gesehen zu haben. Endlich, als es ganz finster war, und das Pferd vor Müdigkeit nicht weiter konnte, mußte Küchli sich entschließen, in dem Dorfe Neuenhaus zu übernachten. Am andern Morgen in aller Frühe fuhr er nach Nürtingen. Der Knabe war da nirgends zu finden, ebensowenig der Fuhrmann; dieser war heute fort nach Plochingen. Wer gestern mit dem Wagen gekommen sei, wußte niemand zu sagen. Edmund war nirgends zu sehen; er war jedenfalls schon nach Reutlingen weitergefahren. Küchli ließ dem Pferde kaum Zeit, etwas Heu zu fressen; er jagte weiter nach Reutlingen zu.

Der gewöhnliche Weg führte, damals wie heute, über Metzingen, und so lenkte denn auch Küchli sein Fuhrwerk dorthin. Er wußte nicht, und man hatte es ihm zu sagen versäumt, daß vor acht Tagen die hochgeschwollene Erms die Metzinger Brücke, welche schon lange baufällig war, weggerissen habe. Da stand er nun mit seinem Fuhrwerk vor dem noch immer angeschwollenen Flusse, und konnte nicht hinüber. Er war außer sich. Er mußte nun einen weiten Umweg von wenigstens zwei Stunden über Bempflingen machen.

Er hätte sich all diese Sorge und Mühe ersparen können, wenn er so schlau gewesen wäre, wie der kleine Flüchtling. Dieser, nicht zweifelnd, daß man ihm nachsetzen werde, hatte seinen Verfolger durch eine raffinirte List getäuscht, die dem Sohne Schwarzmanns alle Ehre machte. Auf dem Nürtinger Marktwagen hatte er in lauter Weise, welche die Aufmerksamkeit der Wirthsleute im Hecht erregen mußte, einen Platz bestellt und gesagt, er werde vorausgehen und oben auf dem Berge einsteigen. Dann war er ganz stille zum Leonhardsthor hinausgeschlichen, und hatte zu Fuße den geraden Weg nach Tübingen eingeschlagen. Das Wandern machte ihm Spaß; zuweilen fand er Gelegenheit, sich auf einen Bauernwagen aufzusetzen; so kam er des Samstags bis Waldenbuch, und langte am Sonntag Abend bei seiner erschrockenen Mutter in Tübingen an, mit der kurzen und bestimmten Erklärung, daß er bei dem grausamen Pfarrer, der ihm nicht satt zu essen gebe und ihn halbtodt schlage, es nicht länger aushalten könne. —

Während nun der arme Pfarrer Küchli seine Entdeckungsreise am Montag von Reutlingen aus über Pfullingen und noch weiter südlich mit steigender Hoffnungslosigkeit fortsezte, rollte auch bereits die ansehnliche Karosse, in welcher Richard saß, von Tübingen nach Reutlingen zu. Aber auch er kam nicht ganz so schnell vorwärts, als er wünschte; wie die Erms, so war auch die Echatz, deren Ufer entlang sein Weg sich dahinzog, in der vorigen Woche ausgetreten, hatte hin und wieder tiefe Löcher in die Straße gerissen, und an andern Stellen wenigstens so viel Schlamm und Sand hinter-

lassen, daß die schwere Karosse sich nur mit Mühe vorwärts arbeitete. So war es Mittag vorüber, als Richard in Reutlingen ankam. Und hier hörte er nun zu seinem Schrecken, vor Metzingen sei die Brücke weggerissen, und ihm bleibe nur die Wahl, entweder den Umweg über Bempflingen zu machen, oder den Weg über die Ehninger Steig den Berg hinauf einzuschlagen und über St. Johann nach Urach von oben hineinzufahren.

Er rief den Kutscher. Dieser erklärte ihm, an den Weg über St. Johann sei gar nicht zu denken; die steile Ehninger Steig hinauf könnten die ermüdeten Thiere den schweren Wagen nicht ziehen; und wenn er auch vier Pferde Vorspann nehmen wollte, so sei doch der Weg von St. Johann nach Urach hinunter so entsetzlich steil, daß die abgematteten Rosse den Wagen nicht aufhalten könnten. Bis man dorthin komme, werde es ohnehin Nacht, und könne dort auf den gefährlichen Wegen das größte Unglück geschehen. Es bleibe also gar nichts übrig, als nach Bempflingen und dort über die Erms zu fahren, und dann am andern Ufer der Erms hinauf nach Metzingen, und von dort weiter, das Thal hinauf, nach Urach. Aber auch auf diesem Wege sei nicht daran zu denken, heute noch Urach zu erreichen. Es sei jezt Ein Uhr; die Pferde müßten wenigstens dritthalb Stunden stehen und sich ausruhen. Dann habe man gerade noch zwei Stunden übrig bis Sonnenuntergang. Da könne der Herr Pfarrer bei den schlechten Wegen eben noch bis Bempflingen und allerhöchstens bis Metzingen kommen.

„Hat mir da der leidige Teufel ein Hindernis in den Weg gelegt,“ sagte Richard höchst ärgerlich. „Aber diese Metzinger sollen mir's entgelten, daß sie mehr denn eine Woche lang ihre Brücke in Trümmern liegen lassen, ohne für eine neue zu sorgen. An die Kanzlei in Stuttgart werde ich mich wenden, daß dieses träge schläfrige Volk gebüßet werde für solch sträfliche Nachlässigkeit. Aber ich — ich muß heute nach Urach. Was ich mir einmal vorgenommen, daß muß durchgesezt werden.“

Er beschloß, den Bergweg über Ehningen und St. Johann zu Fuße zu machen; denn ein Fußgänger konnte diesen

Weg weit schneller zurücklegen, als ein Fuhrwerk. So gedachte er heute noch in Urach einzutreffen, während er seinem Kutscher Auftrag ertheilte, die Straße nach Bempflingen einzuschlagen und morgen Vormittag so früh als möglich im Gasthaus zum goldnen Faß in Urach einzutreffen.

Kaum nahm er sich die Zeit, etwas zu genießen. Einen Spazierstock in der Hand machte er sich auf den Weg; es war derselbe Weg, den er als Student einst gewandert, als er von Tübingen aus den Pfarrer besuchte. Damals war die Landstraße nach Ehningen mit Obstbäumen besezt; jezt zog sie sich kahl und öde zwischen den Aeckern dahin; die italiänische Armee hatte die Obstbäume niedergehauen. Nach einer halben Stunde kam er an eine Mühle; ehe er dieselbe erreichte, sah er rechts über den Hügel daher auf dem Gangsteig, der von Pfullingen herüberführte, einen jungen Mann in der Tracht eines Handwerkers schreiten. Er hatte die Jacke über den Arm gehängt; in der Hand trug er einen Maßstab; am Gurt hatte er einen Hammer hangen. So wanderte er mit jugendlich-rüstigen Schritten den Hügel herab, und verschwand hinter dem Erlengebüsch am Bache und hinter der Mühle; doch kaum war Richard an der lezteren vorüber, als auch der junge Mann schon über den Steg daherkam, und mit einem freundlichen Grüß-Gott an Richard vorüberschritt. Auch er schlug die Richtung nach Ehningen ein. Sein Gesicht kam Richard bekannt vor, und als er den jungen Menschen so vor sich herschreiten sah, da fand er auch in seinem Wuchs und seinem Gang etwas charakteristisches, und es war ihm, als müsse dieser Mensch schon irgend einmal vor ihm hergegangen sein; er konnte sich nur nicht besinnen, wann und wo? „He, nur nicht gar so eilig, guter Freund!" rief er ihm zu; „nach Ehningen ist's nicht so weit." — „Ich will den Abend noch bis St. Johann," sagte der Wanderer, indem er sich umdrehte, „das ist noch ein schönes Stück Weges und der Berg ist steil." Er blieb stehen, bis Richard an seiner Seite war, und gieng dann neben diesem her. „Ich will noch weiter," sagte Richard, „ich will bis Urach." — „Da wird der Herr aber heute schwerlich mehr hinkommen," meinte der Handwerker. „Nach

Urach habt ihr noch gute vierthalb Stunden; jezt ist's halb drei Uhr vorüber, und vor sechs Uhr geht die Sonne unter." — „Wir haben ja Mondschein," meinte Richard. — „Es sind noch zwei Tage bis zum ersten Viertel," versezte der junge Wanderer; „die Mondsichel steht tief, und in dem engen Thal von Güterstein werdet ihr gar nichts von ihr zu sehen bekommen. Da möcht' ich in der Finsternis nicht allein durchgehen." — „Ihr seid bekannt in der Gegend?" fragte Richard. — „Ja wohl, ich bin in Pfullingen daheim," antwortete der Wanderer.

Sie hatten mittlerweile Ehningen erreicht. Als sie das lange Dorf durchschritten, rief ein Bursch aus einem Fenster dem Handwerker zu: „Was! Der Konrad? Bist du auch wieder da? Hat dir's so schlecht gefallen in der Schweiz?" — „Hat mir ganz gut gefallen, Görg," antwortete Konrad, „aber warum sollt' ich länger in der Fremde bleiben, da ja Pfullingen wieder würtembergisch ist? Wie geht's denn dir? und was macht die Base?" — „Gut; alles wohlauf!" antwortete der Bauernbursche, und Konrad eilte dem fremden Herrn nach, welcher mit verlangsamten Schritten die Höhe hinanstieg.

Würde damals vor Villingen die Scham und die Aufregung den Wachtmeister Konrad nicht gehindert haben, auf den herzoglichen Kommissarius einen festen Blick zu richten, so würde er wahrscheinlich sofort zwischen ihm und seinem jetzigen Reisegefährten eine große Aehnlichkeit bemerkt haben. So aber entgieng ihm dieselbe, um so mehr, als jener einen Bart getragen hatte, der diesem fehlte.

„Ihr seid in der Schweiz gewesen?" fragte ihn Richard. — „Ja," sagte Konrad; „als Pfullingen für Oestreich in Pflicht genommen worden, da mocht' ich nicht mitschwören, und gieng fort, nach Schaffhausen." — „Und wie hat's euch denn dort gefallen?" — „O, sehr gut; es ist ein wackres Volk dort, und ich habe auf meiner Profession als Schreiner sogleich Arbeit und guten Verdienst gefunden." — „Seid ihr denn aber auch fleißig zur Kirche gegangen?" fragte Richard; „es ist nicht genug, daß der Leib Nahrung und Kleidung habe; man muß auch seine Pflichten gegen Gott erfüllen."

— „O freilich,“ antwortete Richard, „jeden Sonntag war ich im Münster; das hätte der Meister schon gar nicht anders gelitten; denn in der Schweiz ist's nicht, wie hier zu Land, daß der Eine in die Kirche lauft und der Andere zu Haus bleibt, ein jeder wie er Lust hat; dort ist noch gute christliche Ordnung.“ — „Nun da habt ihr wohl auch den Helfer Meili predigen hören?“ fragte Richard, „und könnt mir vielleicht sagen, wie es ihm geht?“ — „Ihr kennt den Helfer Meili?“ rief Konrad mit freudestrahlendem Gesicht. „O dem geht's gut. Den habe ich oft gesehen; er ist viel zu meinem Meister in's Haus gekommen, und hat jedesmal auch mit uns Gesellen sich unterredet. Um Vergebung, ihr seid gewiß auch ein Herr Pfarrer?“ — „Ja,“ sagte Richard, „ich bin der neuernannte Pfarrer von Urach, und bin eben im Begriff, meine Pfarrei einzusehen.“ — „Was!“ rief Konrad bestürzt, „ist denn der alte todt?“ Davon, daß Rosa's Vater vor den Kroaten entflohen und mittlerweile eine Zeit lang in Hohentwiel gewesen war, wußte Konrad ebenso wenig, als von seiner seitherigen Rückkehr; er traf also zufällig das richtige, wenn er ihn als noch in Urach befindlich voraussezte. „Todt ist er nicht,“ antwortete Richard, „aber kränklich und altersschwach. Und da hat er sich in Ruhestand versetzen lassen.“ — „Und was ist denn wohl aus seiner Tochter geworden?“ fragte Konrad. — „Kennt ihr die?“ war Richard's Gegenfrage. — „Wie sollt' ich die nicht kennen?“ rief Konrad; „ist sie doch meines seligen Herrn, des Hauptmanns Müller, Braut gewesen.“

Jezt wußte Richard auf einmal, wann und wo er diesen Menschen einen ganzen Tag lang hatte in geringer Entfernung vor sich hergehen sehen. Es war der Wachtmeister Konrad Fischer, derselbe, dem in Villingen in Richard's Gegenwart der gelbe Ring angeheftet worden. Er und kein Anderer war der Begleiter Georg's gewesen von Pfrondorf bis auf den Pfählhof, dessen Entfernung Richard damals mit solcher stürmischen Ungeduld ersehnt hatte. Auch jezt wieder wünschte er ihn tausend Meilen weit hinweg. Konrad hatte damals ihn nicht gesehen. Aber warum hatte der

Teufel ihn reiten müssen, daß er diesem Menschen als einen Bekannten des Helfer Meili sich kund gegeben? Hatte dieser Schreinergeselle vielleicht in Schaffhausen etwas von dem Landsmann, dem Wahnsinnigen aus Würtemberg, erzählen hören, der im Munot gesessen? — Thörichte Besorgnis! Und wenn auch! Was für eine Gefahr konnte dem Pfarrer Wergschmidt daraus erwachsen?

Mit diesen Gedanken beschäftigt, schwieg Richard eine Weile stille. Dann sagte er: „Ich will euch mit meinem langsamen Schritt nicht aufhalten. Denn ich sehe wohl, der Berg ist steiler, als ich gedacht. Geht also getrost voraus!“ — „O,“ erwiderte Konrad, „ich habe keine größere Eile, denn ihr. Ich will ja heute nur bis St. Johann. Dazu reicht's, wenn ich gleich noch langsamer gienge, denn ihr. Und meine Lunge mag ich mir auch nicht aus dem Leibe keuchen.“ Er blieb an Richard's Seite.

„Höret, Herr Pfarrer,“ begann er nach kurzer Weile, „da ihr doch im Würtemberger Lande bekannt seid; könnet ihr mir denn nicht vielleicht sagen, was aus dem Menschen geworden ist, so vor etlichen Jahren als ein Irrsinniger nach Schaffhausen gekommen, dort in den Thurm gelegt, dann aber wieder vernünftig geworden und —.“ „Großer Gott!“ unterbrach ihn Richard mit einer gewissen Heftigkeit, „woher soll ich die Irrsinnigen kennen, die in Schaffhausen herumlaufen?“ — „Nun,“ antwortete Konrad, „weil ihr denn doch den Herrn Helfer kennt, so dacht' ich, daß ihr wohl in Schaffhausen bekannt wäret. Aber — ihr könnt mir meine Frage dennoch vielleicht beantworten. Der Irrsinnige ist nachmals, da er wieder vernünftig geworden, in des Herzogs Dienst getreten, und als dessen Geheimschreiber mit ihm nach Stuttgart gegangen. Da muß sich doch wohl erkunden lassen, was aus ihm geworden ist.“

„Aber was geht euch denn das an?“ fuhr Richard barsch heraus. „Was kann euch denn das interessiren?“ sezte er mit geschmeidigerem Tone hinzu, und betrachtete seinen Begleiter mit einem lauernden Blick.

„Nun, das interessirt mich freilich,“ sagte Konrad. „Der Herr Helfer hat mir viel von ihm erzählt, und mir

aufgetragen, wenn ich etwas von ihm erfahren könnte, sollte ich's ihm schreiben."

„Der Geheimschreiber steht in hohen Ehren und Würden," sagte Richard.

„Und wo hält er sich denn jezt auf," fragte Konrad mit peinlicher Zudringlichkeit weiter.

„Ich werde nächstens dem Herrn Helfer einen Brief schreiben," sprach Richard, „und werde ihm die genauesten Nachrichten geben, die er nur wünschen mag."

„Wird ihm sehr lieb sein," sagte Konrad. „Ist es denn ein Geheimnis, wo der Herr sich jezt aufhält, weil ihr mir's nicht sagen wollt? — Nun ja, ich kann mir's wohl denken, warum er gern verborgen bleiben will. Es wird wohl richtig sein, was der Herr Helfer und ich vermuthet haben. — Aber bleibt doch ein wenig stehen! Das Steigen wird euch sauer, Herr Pfarrer. Das Wasser lauft euch ja in Strömen vom Gesicht."

„Was denn? Was habt ihr vermuthet?" stöhnte Richard heraus, indem er sich den kalten Angstschweiß abwischte. Er mußte erfahren, was und wieviel Konrad wisse.

„Ja seht," sagte Konrad, indem er dicht an ihn heranrückte, „ich will es euch wohl anvertrauen; aber ihr dürft niemanden etwas davon wiedersagen, sonst könntet ihr die Entdeckung eines abscheulichen Verbrechens verhindern. Dieser Geheimschreiber, von dem wir da reden, ist der Mörder meines Herrn. — Nehmt euch in Acht; ihr habt euch gewiß an einen der verwünschten Steine gestoßen; da darf man fein auf den Weg sehen; um ein Haar wäret ihr hingestürzt. — Ich will euch sagen, wie die Sache zusammenhängt. Es ist noch keine vierzehn Tage her, daß ich im Haus des Herrn Helfers Arbeit hatte; ich mußte ihm ein Büchergestell, das er bei einem Trödler gekauft, und das zu breit und zu hoch war, abschneiden und richten, daß es in den Winkel hinter dem Ofen passte. So war ich denn in seiner Studirstube, und er war auch da. Und da er nun bei dem Sägen und Klopfen nicht studiren konnte, so fieng er mit mir zu plaudern an, und weil er mich schon öfter

bei meinem Meister gesehen, so fragte er mich, wo ich zu Hause sei, und wie ich in die Schweiz gekommen. So fieng ich denn an, ihm zu erzählen, daß ich in Pfullingen gebürtig und als Schreiner gelernet, mich aber im Jahre 31. von dem Hauptmann Müller selig für des Herzogs Dienst hätte anwerben lassen. Wenn mein Hauptmann noch am Leben wäre, sagte ich, dann stünd' es jezt ganz anders mit mir, dann wär' ich nicht Schreinergeselle, sondern selber längst Offizier geworden. — Ist er gefallen? fragte er; wohl bei Nördlingen? — Ach nein, sagte ich, er ist auf eine elende Art von einem Meuchelmörder erschossen worden. Es war kurze Zeit vor der Schlacht bei Breitenfeld, damals als die italiänische Armee vor Tübingen lag; unsre Truppen wurden aufgelöst; ich gieng mit ihm von Tübingen über den Neuffen heim, und begleitete ihn bis zum Pfählhof; er hieß mich da bleiben, weil ein gottloser verruchter Mensch, der sich dort im Elsachthal herumtrieb, einen ruchlosen Anschlag gemacht, den ich vereiteln sollen und auch vereitelt habe. Der Mensch welcher Schwarzmann hieß, der Mann von des Burgermeisters Nichte, wollte ihm seine Braut entführen, aber ich habe ihm aufgelauert und einen Schuß in's Bein gegeben. Aber während dies oben am Heidengraben geschieht, ist mein armer Herr in der Nähe von Urach erschossen. Wir fanden ihn in einem Gebüsch an einer Waldecke liegend. — Kurz vor der Schlacht bei Breitenfeld? sagte der Helfer. Ja, ja, wie die italiänischen Truppen — — ganz recht! rief er; war es eine regnerische Nacht? — Ja, sagte ich, es hat geschüttet wie aus Scheffeln. Erst gegen morgen ist's heller geworden? — Dann war's also doch mehr, als ein Traumgebilde des Wahnsinns, rief er aus. — Was? fragte ich. Und nun erzählte er mir, daß ein paar Tage nach der Breitenfelder Schlacht ein Mensch in Schaffhausen erschienen sei, der von Sinnen gewesen, sich für einen Propheten ausgegeben, zugleich aber auch sich den großen Knecht Gottes genannt habe, den Gott gezeichnet habe, daß niemand ihn erschlage, wer ihn fände, und also die Worte Kains des Brudermörders in seinen Mund genommen. Habe auch gesagt, die Rechtfertigung

aus dem Glauben nütze dem nichts, welcher eine Todsünde auf dem Gewissen habe. Derselbe sei als ein Aufwiegler und Papist in den Thurm gestecket, mit der Zeit aber wieder zu Sinnen gekommen, und habe viel mit ihm verkehret. Habe derselbe nun stets eine große Unruhe des Gewissens an den Tag gelegt, ihm auch einstmals erzählt, daß er an dem Tag, nachdem die italiänischen Truppen nach Tübingen gekommen, von Früh bis Abend durch die Wälder gestrichen, und dann in einer regnerischen Nacht mit einem seltsamen Menschen in einem Thal bei Urach zusammengetroffen (welches wohl jener Schwarzmann sein mochte) und von da an zerrüttet an Sinnen gewesen sei; war ihm aber sehr darum zu thun, ob er erst von diesem Augenblick an wahnsinnig geworden, oder es zuvor schon gewesen sei. — Der war's, rief ich, da ist kein Zweifel. — Es trifft alles zu, sagte der Helfer; die Zeit! der Ort! Als einen Kain hat er in seinem Wahnsinn sich selber verrathen, und wenn er so unruhig war über den Augenblick, wann dieser Wahnsinn angefangen, so hat er eben damit gezeigt, daß er den Mord mit hellem Bewußtsein begangen, und hernach erst aus Qual seines Gewissens den Verstand verloren. Und ein solcher Mensch, sagte der Helfer, ist nun in die nächste Nähe des Herzogs gekommen. Das ist ja erschrecklich! — Aber," fügte Konrad hinzu, „ich werde nicht ruhen, bis er aufgefunden und zur Rechenschaft gezogen ist."

Der Pfarrer fuhr mit der Hand nach seinem Gurt, als wolle er da etwas herausziehen. Aber er ließ die Hand wieder sinken, und fragte mit gepresster Stimme: „Hat denn der Unglückliche seinen Namen nicht genannt?"

„Der Herr Helfer," antwortete Konrad, „hat mir erzählt, daß er sich lange nicht hat nennen wollen, endlich aber doch gestanden, daß er Richard Wergschmidt heiße."

„O Gott! das ist mein Bruder!" rief Richard mit allen Zeichen des Entsetzens aus. „Mein unglücklicher Bruder, Christoph Richard Wergschmidt! Ahnte mir's doch schon lange, daß so etwas hinter seinem Irrsinn stecke! Die Eifersucht hat ihn zu der schrecklichen That getrieben; Eifersucht und

Wahnsinn. Er hatte die Braut des Hauptmanns geliebt; sie hatte ihm die Ehe versprochen, und war ihm untreu geworden. O mein Bruder! mein armer Bruder! Er war ein herrlicher Mensch; ich danke ihm alles, was ich bin! — Nein, den müßt ihr nicht weiter verfolgen; den müßt ihr nicht zur Rechenschaft ziehen! Er ist schon seit zwei Jahren krank, ist wieder tiefsinnig. Er liegt in einer finstern Kammer auf elendem Stroh — —"

„Ihr sagtet ja vorhin, er stehe in hohen Ehren und Würden!" warf Konrad mistrauisch ein.

„Ach das ist ja nicht er; das ist ein anderer. Nach dem Geheimschreiber habt ihr mich gefragt, den der Herzog mit aus der Schweiz gebracht. Da dacht' ich, ihr meint den Herrn von Strahlendorf, der jezt — aber das ist eben ein Geheimnis, an welchen Hof der jezt als Ambassadeur geschickt ist. Der war der Rath und wirkliche geheime Secretarius des Herzogs. Mein unglücklicher Bruder war nur Untersecretär, und ist auch das nicht lange geblieben, da seine Krankheit, sein Tiefsinn bald von neuem ausbrach. Wollt ihr einen Irrsinnigen zur Rechenschaft ziehen? Zur Rechenschaft wegen einer That, die er in unzurechnungsfähigem Zustande begangen? Denn der Helfer irrt, wenn er meint, er sei erst aus Gewissensqual wahnwitzig geworden. Er war es schon vorher. Die Martern, die er Tags zuvor unter den Händen der welschen Truppen erlitten, und von denen er jezt noch mit Schaudern spricht, die haben ihn um seinen Verstand gebracht."

Konrad versank in Nachdenken; dann richtete er auf den Herrn Pfarrer einen langen prüfenden Blick, und sagte: „Ja, es ist wahr; ihr seht ihm ähnlich, wie ein Bruder dem andern."

„Ja habt ihr ihn denn gesehen?" fragte Richard mit Bestürzung. Er dachte an Villingen.

„O freilich," sagte Konrad, „jezt wird mir's klar, daß ich ihn gesehen habe. Es war sicherlich eben derselbe Mensch, den wir in der Nacht vorher in Pfrondorf den Händen der Welschen, die ihn marterten, entrissen haben. Ein wüthender, giftiger Blick, den er auf meinen Herrn warf,

war sein ganzer Dank. — Er sah schmäler und bleicher aus, als ihr; aber es sind ganz die gleichen Züge. Es war kein anderer, es war euer Bruder. Er wird dann meinem Herrn den Tag über nachgeschlichen sein, und sich gescheut haben, ihn anzugreifen, weil ich dabei war. Und wie er mich im Pfählhof hat zurückbleiben sehen, da hat er dann seine Schandthat verübt. Freilich muß er schon etwas verrückt gewesen sein; denn wer, der bei gesunden Sinnen ist, wird denn seinen Wohlthäter und Retter meuchlings niederschießen?"

„Die Eifersucht ist zu allem fähig," plazte Richard wider Willen heraus.

„Nun, ich werde ihm nichts weiter anhaben," sagte Konrad. „Wenn er in einem so jämmerlichen Zustand ist, so hat Gottes Hand ihn gefunden, und seine Strafe ist schwerer, als wenn er Strang und Rad erdulden müßte."

Richard's Gesicht heiterte sich auf. „Aber halt!" rief Konrad plötzlich, „Wie ist das? An den Herrn von Strahlendorf wollt ihr gedacht haben, als ich vorhin nach dem Geheimschreiber euch fragte? Ich hatte aber doch nicht nach dem Geheimschreiber gefragt, sondern nach dem Wahnsinnigen in Schaffhausen, welcher nachmals Geheimschreiber geworden. Ist denn der Herr von Strahlendorf auch einmal irrsinnig gewesen?"

Die Antwort auf diese heikle Frage blieb Richard erspart. Die Fortsetzung des Gespräches wurde unterbrochen durch die Erscheinung eines jungen, breitschultrigen Mannes, der mit hastigen Schritten den Berg herab ihnen entgegenkam, und welchem Richard schon von weitem mit lauter Stimme zurief: „Wie? Peter? Du bist's? Welche Erscheinung?.Wie kommst du hieher?"

Der Herr Pfarrer blieb bei Küchli stehen; unendlich froh, den unheimlichen Reisegefährten auf solche Weise endlich vom Halse zu kriegen. Und in der That gieng Konrad, um die beiden Herren nicht zu stören, seines Weges weiter; und da die Landstraße hier in einer Krümmung sich vollends auf die Hochfläche emporzog, so entschwand er schon nach wenigen Schritten den Blicken Richard's.

„Wie ich hieherkomme?“ sagte Küchli zu diesem. „Gütiger Himmel! seit zwei Tagen suche ich vergeblich das ganze Land aus nach meinem Zögling, der mir entlaufen ist.“ — „Du hältst Zöglinge?“ fragte Richard. „Das ist eine Plage, die ich mir nie auf den Hals laden werde.“ — „Ja wohl,“ sprach Küchli, „wenn die Noth mich nicht drängte, ließe ich's auch unterwegen. Und ich nehm' ihn auch nicht mehr, den gottlosen Knaben. Lieber trocken Brod essen, als diesen Aerger alle Tage, und jezt die Sorge noch dazu! Die Frau Hauptmann soll mir meine Reisekosten erstatten, und ihren saubern Edmund behalten! Hätt ich ihn nur erst!“ — „Edmund?“ fragte Richard, „der Frau Krammelhuber liebes Früchtlein? Der ist's? Ach freilich, ich hab' es ja neulich schon in Tübingen gehört, daß er bei dir in der Kost sei. Hätte gleich daran denken können! Nun, wenn der es ist, der dir entlaufen, da hättest du nicht nöthig gehabt, so lange zu suchen. Den hab' ich gestern Abend in Tübingen über die Straße laufen sehen.“ — „In Tübingen?“ sprach Küchli aufathmend. — „Ich konnte nicht begreifen, wo er herkomme,“ sagte Richard. — „Nun Gott Lob und Dank! so bin ich der Angst entledigt,“ versezte Küchli. „Der Galgenvogel! Ich werde morgen in aller Frühe nach Tübingen fahren, und — fort mit Edmund! Der Henker mag ihn erziehen, nicht ich! Aber sprich, Richard, wie kommst du hieher? Bist du auf dem Wege nach Urach?“ — „Ja, ich habe die Ernennung.“ — „Und da hältst du nun deinen Einzug zu Fuße more apostolorum?“ — „Weil das große Wasser die Brücke bei Metzingen weggerissen und mein Wagen den fürchterlichen Umweg über Bempflingen machen muß, ich aber heute noch in Urach anlangen will.“ — „Da darfst du die Füße aufheben! Was zieht dich denn so gewaltig dorthin?“ — „Welch eine Frage! Ich bin ja auf der Brautschau.“ — „Also soll wirklich Georg's Braut noch dein Weib werden? Ja, ja, da heißt es: alte Liebe rostet nicht!“ — „Laß mir den Georg weg; ich bin heute schon genugsam durch Erinnerungen an ihn gepeinigt worden.“ — „Richard! Richard!“ rief Küchli mit erhobenem Finger, „mach die Rosa nicht

unglücklich!“ — „Sie wird so glücklich sein, als sie es selbst verdienen wird,“ sprach Richard.

Die beiden Freunde nahmen Abschied. „Ein Glück,“ dachte Richard, als er vollends die lezten dreißig Schritte den Berg hinaufkeuchte, „ein Glück, daß der Schreiner gegangen ist, und dies Gespräch nicht mit angehört hat. Er wüßte nun, daß ich Richard selbst bin, und nicht Richards Bruder, und daß ich es bin, der schon früher Rosa geliebt. Alle meine List wäre umsonst; das ganze Kartenhaus, das ich so glücklich und mit so siegreicher Geistesgegenwart aufgebaut, fiele in Trümmer. Aber der Tölpel ist seiner Wege gegangen. Ja, ich bin ein Glückskind.“

Er gieng weiter. Der Weg zog sich nun in gerader Linie über die kahle Bergfläche hin. Er konnte ihn in seiner ganzen Länge überschauen. Wo war denn aber der Schreiner hingekommen? Nirgends auf der ganzen Strecke war derselbe zu erblicken. Während der paar Worte, welche Richard mit Küchli gewechselt, konnte derselbe doch nicht die halbe Stunde bis dort an das Wäldchen zurückgelegt haben, hinter welchem die Dächer von St. Johann verborgen waren. Siedheiß stieg es von neuem ihm den Nacken empor. Er dachte an die lezte Frage, welche Konrad an ihn gerichtet, und auf die er die Antwort schuldig geblieben. Es war offenbar: Konrad hatte Verdacht geschöpft, war zurückgeblieben, hatte im dichten Gebüsch an der Seite des Weges sich versteckt und gelauscht! Er hatte alles gehört! Und nun hielt er sich im Walde verborgen, oder schlich auf geheimen Pfaden nach Urach hinab, und machte Anzeige!

Unter einem einsamstehenden Birnbaum sank Richard nieder auf den feuchten Rasen. Die Gemüthserschütterungen, welche er beim Heraufsteigen zu ertragen gehabt, hatten schon den besten Theil seiner Kraft aufgezehrt; jezt gab die neue Angst ihm vollends den Rest. Da lag er, zitternd wie ein armer Sünder, und vermochte sich mit den schlotternden Händen den Schweiß nicht aus dem Gesichte zu wischen, der eiskalt von der bleichen Stirne niederrann. Er versuchte aufzustehen; er vermochte es nicht. Die Sonne sank tief gegen den Westen. Noch lag er da. Hundegebell

im nahen Walde jagte ihn endlich empor. Fliehen! Fliehen! war sein erster Gedanke. Wohin? das wußte er nicht. Er schwankte auf dem Wege nach St. Johann vorwärts. „Thor, der ich bin!“ dachte er bei sich selbst, als seine Gedanken sich sammelten. „Hat der Mensch gelauscht, und will er mich verklagen, so ist er auch fort nach Urach gegangen, und dann werd' ich ihm hier oben in St. Johann nicht begegnen. Ist er aber hier, so kann ich wenigstens ihn ausforschen, ob er neuen Argwohn geschöpft hat, und kann durch neue Vorspiegelungen ihm denselben benehmen. Ich wollte, er wäre hier. Ich würde ihn vertraulich machen, würde ihn morgen früh bitten, mich in den Wald zu begleiten, wo ich ihm noch weiteres mittheilen wolle; ich würde ihn bis auf den Felsen führen, der nach Glems hinunterschaut, und — wenn er dort hinunter in den Abgrund stürzte, wer könnte mir die Schuld geben, daß er nicht vorsichtiger gewesen, und einen Fehltritt gethan? — Ja, mir ist wieder wohl; die dumme Ohnmacht ist vorüber.“

Er gieng rasch, um sein Blut in Wallung zu bringen und die Todtenbläſſe aus seinen Wangen zu verscheuchen. Die Sonne gieng eben unter, als er in St. Johann anlangte. Vorsichtig spähte er in den Hof hinein, ob der Schreiner nicht sichtbar sei. Nirgends war eine Spur von demselben zu entdecken. Er wagte sich in's Haus, und luegte durch die halboffenstehende Thür. Die Stube war leer! Er foderte ein Nachtquartier. Eine Kammer wurde ihm angewiesen. Er kehrte aber sogleich in die Wirthsstube zurück. Es wurde völlig Nacht, und kein Konrad lies sich blicken. Ihm fiel es auf, daß niemand über das Ausbleiben des Schreiners ein Wort der Verwunderung oder Klage äußerte, da derselbe doch hier Arbeit hatte, also erwartet wurde. Aber er selbst hütete sich wohl, durch irgend eine Silbe anzudeuten, daß er mit ihm unterwegs zusammengetroffen sei. Er ließ sich ein Nachteſſen auftragen, und trank eine Flasche Wein. Er mußte sich für seine Flucht stärken. Denn da Konrad hier nicht erschien, so war es gewiß, daß er nach Urach an's Amt gegangen, ihn zu verklagen.

Dann konnten bis morgen früh die Häscher da sein. Daher beschloß er, um Mitternacht, wenn alles schlafen würde, das Haus zu verlassen, und gerade nach Süden, nach dem Fürstenbergischen Städtchen Haiingen zu entfliehen.

Aber alle Sorge wurde ihm benommen durch einen Brief, welchen der Wirth ihm übergab, als er eben in seine Kammer gehen und sich schlafen legen wollte. „Ein Schreiner hat ihn vor einer Viertelstunde abgegeben," sagte der Wirth. „An den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Richard Wergschmidt von Urach," lautete die Addresse. Erschrocken riß Richard den Brief auf, und las:

„Herr Pfarrer! Aus dem Gespräch, so ihr mit dem andern Herrn geführt, habe ich ersehen, daß ihr nicht der Bruder desjenigen, sondern eben der nämliche selbst seid, von dem wir gesprochen. Habe darnach vermeinet, ich wollte stehenden Fußes an's Amt nach Urach gehen, und alles anzeigen, und bin schon fast bis an die Fohlenhütte an den Teicheln gekommen. Ist mir aber unterweilen auf's Herz gefallen, daß es nicht recht wäre, so ich euch zur Rechenschaft zöge, der ich selber einer noch schwereren Sünde schuldig geworden, da ich vormalen beim Sturm auf Villingen nicht im Irrsinn noch aus Eifersucht, sondern bei hellem Verstande, am lichten Tage und aus purleidiger Rachsucht einen Schuß meuchlerisch von hinten nach meinem Kompagniechef abgefeuert, und es wie durch ein Wunder Gottes geschehen, daß ich den verdienten Folgen solcher Unthat entgangen. Will daher schweigen; aber ich muß es euch hinwiederum zur Pflicht machen, daß ihr von meines seligen Herrn Müllers Braut eure Sinnen und Gedanken abwendet; denn das gar zu fürchterlich und ein Greuel vor Gott wäre, so ihr die als ehelich Gemahl heimführen würdet, der ihr den Bräutigam erschossen. Und wenn ich solches hören müßte, würde ich vortreten und nicht schweigen. Darnach ihr euch richten wollet. Euer Konrad Fischer, Schreinermeister in Pfullingen."

„Der Thor!" dachte Richard. — „Ist der Schreiner noch hier?" fragte er den Wirth. „Nein," sagte dieser,

„er ist wieder auf die Fohlenhütte gegangen, wo er einen Vetter hat, der ihn beherbergt; aber morgen kommt er; er hat mir eine Arbeit hier zu machen.“ — „Gut,“ sagte Richard, „so will ich eine Antwort an ihn hier lassen.“

Er foderte Papier und Tinte, und schrieb:

„Die Pfarrerstochter werde ich trotz eurer Warnung doch heirathen; denn was ihr erlauschet habt, ist falsch. Mein Bruder heißt Christoph Richard Wergschmidt, und wurde zu Hause Christoph gerufen, und ich heiße Richard Abraham Wergschmidt. Die Jungfer Rosa habe ich vor einem Jahre, wiewohl vergeblich, begehret, und bezog sich darauf, was mein guter Freund mir von alter Liebe, die nicht rostet, gesagt hat. Wollt ihr trotzdem die Thorheit begehen, einen angesehenen und unbescholtenen Mann, wie mich, zu verklagen, so thut ihr das zu eurem eigenen Verderben. Denn nicht nur, daß ihr nichts wider mich ausrichtet, sondern ich werde dann auch mit eurem Briefe vortreten, darin ihr schriftlich bekennet, einen Offizier, und das zwar mit gesunden Sinnen, am hell-lichten Tage, meuchlings erschossen zu haben. Richtet euch darnach. Richard Abraham Wergschmidt.“

Richard verließ um Mitternacht nicht das Haus, sondern schlief, bis das Morgenroth ihn aus unruhigen Träumen weckte. Dann stand er auf, zahlte seine Zeche, und trat ohne Säumen den Weg nach Urach an.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die seltsamen Landjäger.

Es ist ein Pfeil, von nichts auf nichts geschossen,
Den unser Hirn aus Dünsten formt.
Schakspear.

Rosa hatte seit vorigem Dinstag, wo Richard's liebevoller Brief an sie gelangt war, Tage der peinlichsten Spannung verlebt. Wie wohl wäre ihr gewesen, wenn Richard dem Pfarrer auf dessen Antwort erwidert hätte, er wolle von Rosa und von der ganzen Stelle gar nichts mehr wissen. Aber die Woche vergieng, und weder von ihm kam ein Brief, noch ließ das Consistorium etwas von sich hören. In solcher Spannung verlief der Sonntag — einer der schwersten Sonntage, die sie erlebt; selbst die Predigt ihres Vaters über den Text: „Sorget nicht!“ vermochte sie nur auf Augenblicke aus ihrer Sorgenlast aufzurichten.

Und diese Last sollte ihr noch schwerer gemacht werden. Als sie am Mondtag Morgen von einem Gang zu einer armen Kranken heimkam, fand sie ein Briefchen auf ihrem Tische liegen. Schon beim ersten Anblick desselben zuckte sie zusammen; es war gerade so gefaltet, wie Falkenberg die Briefchen, die er einst von Hohenurach herab an sie geschrieben, zu falten pflegte. Sie blickte die Aufschrift an — es war auch seine Hand. „Wer hat den Brief gebracht?“ fragte sie die Magd. „Ein Mann, den ich nicht kannte,“ sagte diese. „Wie sah er aus?“ — „Es war ein ältlicher Mann in bürgerlicher Tracht.“

Rosa öffnete den Brief. Er enthielt nichts als die wenigen Worte:

„Werdet nicht irre an mir. Ich bin noch der alte.
Der Seilergeselle von Tuttlingen.“

Mit welchem Entzücken würde die arme Rosa unter anderen Umständen diese Worte gelesen haben! Jezt — wurde ihr tiefes Weh dadurch nur gesteigert. „Werdet nicht irre an mir.“ Ach nein, sie hatte ja schon durch den ehrlichen Feuchtwanger genug gehört, um an Johannes nicht mehr irre zu werden. „Ich bin der alte,“ der alte mit den alten Gesinnungen, auch mit den alten Absichten? Wenn er sich „den Seilergesellen von Tuttlingen“ unterschreiben konnte, so zeigte er damit deutlich, daß er jezt von der Lage, die ihn damals erröthen machte, frei — daß er also aus ihr erlöst war. Er wußte, wo Rosa weilte; wußte er wohl auch, in welcher Lage sie sich jezt befand, und was ihr drohte? War er vielleicht nur zu bescheiden, zu rücksichtsvoll, um in diese Lage geradezu mit einer Brautwerbung einzugreifen, wollte ihr aber doch ein Lebenszeichen geben, um ihr damit zu sagen, daß wenn sie ihrerseits ihm noch die alte Gesinnung bewahrt habe, sie es unterlassen möge, einem Anderen ihre Hand zu reichen? Ach wie gerne hätte sie dies unterlassen! Aber war sie nun nicht schon so gut wie gebunden? Wenn nun Richard einen freundlicheren Brief schrieb? Wo hatte sie ein Recht, ihm zum zweitenmale das schon in der Jugend gegebene Wort zu brechen? Wie seltsam kam ihre Pflicht in Widerspruch mit ihrem Wunsche! Der Pflicht gegen Richard sich bewußt, unterdrückte sie den Wunsch daß er durch fortgesezte Härte und Unart sie dieser Pflicht entheben möchte, und wagte nicht, an Johannes zu denken. Und doch — das Briefchen drückte sie an's Herz und an die Lippen. Und dann sezte sie sich hin an ihr einsames Fenster, und weinte.

Dem Vater sagte sie von dem Briefchen nichts; er war gegen Richard ohnehin schon so verstimmt und aufgebracht; sie wollte nicht Oel in's Feuer gießen. Erfuhr er, daß Johannes wieder ein Lebenszeichen gegeben, so wollte er sicherlich um Rosa's willen von Richards Vikariat gar nichts mehr hören, und strengte sich dann über seine Kräfte an, seine Stelle allein zu versehen, nur damit sie nicht genöthigt sei, Richard ihre Hand zu reichen. Das durfte nicht sein; der arme Vater war zu schwach, zu hinfällig.

War es doch so weit mit ihm gekommen, daß er nach jeder Predigt einige Stunden zu Bette liegen mußte! Eine längere Fortsetzung dieser Anstrengungen war sein sicherer Tod. Tausendmal lieber wollte sie Richard ihre Hand reichen, auch wenn sie an ihm statt eines liebenden Gatten nur einen strengen, herzlosen Eheherrn gewann.

So kam der Dienstag heran. Wieder saß sie mit ihrem Nähzeug am Fenster, und sann über ihre Zukunft nach, und seufzte — nicht über sich, sondern über die Hoffnungen, die dem armen Johannes untergiengen — da sah sie den Stuttgarter Boten mit einem großen gewaltigen Schreiben in den Hof treten und auf die Hausthür ihrer Wohnung zukommen. Eilend pochte sie an ihres Vaters Thür, und um ihn vorzubereiten sagte sie, nicht ohne Herzklopfen: „Vater, der Bote kommt. Ich glaube, er bringt das erwartete Rescript.“

Der Pfarrer fieng zu zittern an, stand von seinem Sitze auf, und gieng nach der Thür. Schon ließen die schweren Tritte des Boten sich draußen vernehmen. Er pochte, er trat ein, der Pfarrer nahm ihm das Rescript ab, und blickte gen Himmel. Als der Bote wieder gegangen, nahm er seine Papierscheere, schnitt es vorsichtig und bedächtig auf, um das große Amtssiegel nicht zu verletzen, und fieng zu lesen an.

„O Gott! o großer Gott!“ rief er plötzlich, bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und sank auf den Stuhl zurück. Dann fieng er so heftig und krampfhaft zu schluchzen an, daß Rosa vor Schreck und Angst die Hände rang.

„Es ist gut so,“ rief er aus seinen Thränen heraus, „es ist gut so. Du brauchst das Scheusal nun doch wenigstens nicht zum Manne zu nehmen. Arme, arme Rosa! Wir sind Bettler! Ich bin abgesezt — in Ruhestand, wie sie da schreiben. Richard ist zum Pfarrer ernannt, und damit ich nicht Hungers sterbe, bin ich verurtheilt, ihm mein Kind zu geben, und dafür das Gnadenbrod bei dem Herrn zu essen! — Schändlich! schändlich! So hat's der Bube

eingefädelt! Das ist der Dank dafür, daß ich wie ein Vater an ihm gehandelt, daß ich ihn als ein armes Waisenkind auferzogen habe. — Rosa! Wir sind Bettler. Mein Kind bekommt er nicht, und ich will kein Gnadenbrod von ihm. Ich bin ein alter kranker Mann," hub er von neuem zu wehklagen an, „ich kann keine andere Pfarrei mehr antreten. Von was sollen wir leben?"

„O Vater, sorge darum nicht," rief Rosa. „Ich kann ja arbeiten. Ich kann nähen und spinnen. Das können die Lilien auf dem Felde nicht, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch. — Du sollst nicht darben. Ich habe junge, kräftige Hände. Dir soll nichts abgehn."

„Mir?" sprach er. „Was bin ich? Ein morscher Bau, der bald zusammenbrechen wird, ein müder Pilger, der sich nach der Ruhe bei seinem Herrn sehnt. Aber du, armes Kind! Dich lasse ich hülflos zurück in dieser Welt voll Angst und Trübsal — —"

Wiederum ward angepocht. Ein Bursche vom Gasthaus zum goldenen Faß trat ein, und fragte, ob der neue Herr Pfarrer nicht da sei. Sein Fuhrwerk, darin er gestern bis Reutlingen gefahren, sei eben angelangt, und der Kutscher sage, der Herr Pfarrer sei zu Fuß über St. Johann gegangen, und habe noch gestern Abend nach Urach gewollt.

„Er kommt? Um Gottes willen!" rief der Pfarrer. „Er jagt uns schon heute aus dem Hause! — Nein, er ist noch nicht da," bedeutete er den Burschen.

„Nun dann ist er wohl in St. Johann über Nacht geblieben," sagte dieser. „Der Kutscher hat sich's gleich gedacht, daß er gestern nicht mehr bis hieher kommen würde."

„Dann haben wir ihn also jeden Augenblick zu erwarten," seufzte der Pfarrer, als der Bursche gegangen war. „O Gott! Gib mir Kraft, diese Stunde zu überstehen!"

„Er ist's!" schrie Rosa, als es eben jezt von neuem an die Thüre pochte. Sie war im Begriff in ihr Kämmerlein zu flüchten, besann sich aber, daß sie den alten kranken Vater dem herzlosen rohen Manne nicht dürfe allein gegenüberstehen lassen, und blieb.

Ein ganz fremdes Gesicht trat ein. Ein Mann in den

Dreißigen von angenehmen Gesichtszügen; ein sanftes, mildes Augenpaar, eine hohe Stirn, ein freundlicher Mund.

„Erschröckend nüt, vil liäbe Bruder!“ begann er, „daß en fremde Ma“ — doch er besann sich, und wiederholte hochdeutsch, wenn gleich mit einem fremdartigen Accent: „Erschrecket nicht, lieber Bruder, daß ein Fremder euch so unverhofft in's Haus fällt. Ich bin der Helfer Meili von Schaffhausen, und habe in einer wichtigen Angelegenheit mit euch und eurer Jungfer Tochter zu reden.“

Der Pfarrer, dem ein solcher Besuch eines wildfremden Mannes in dieser Stunde höchst peinlich war, vermochte es kaum über sich, den Helfer durch eine Handbewegung zum Sitzen einzuladen.

„Es ischt en junge Mensch bi—n—es gsy — bei uns gewesen,“ fuhr er fort, „den ihr wohl kennet, Konrad Fischer von Pfullingen, der unter eurem seligen Bräutigam als Wachtmeister gedient hat. Der hat mir erzählt, daß euer Bräutigam durch einen meuchlerischen Schuß um's Leben gekommen ist. Er hat mir den Tag und den Ort und die Umstände genau beschrieben. Nun ist im Sommer 32, kurz nach der Schlacht bei Breitenfeld, ein junger Mann in Schaffhausen erschienen, wahnwitzig und mit zerrütteten Sinnen, der in seinem Irrsinn allerlei Reden ausgestoßen, woraus man etwa schließen können, daß ihm ein Mord auf der Seele liege. Doch hat sich damals keine bestimmte Spur verfolgen lassen. Erst als vor wenigen Wochen jener Konrad Fischer mir von dem Tod seines Herrn, eures Bräutigams, erzählte, habe ich diesen Bericht mit einzelnen Aeußerungen jenes Wahnsinnigen zusammengehalten, und eine merkwürdige Uebereinstimmung gefunden. Doch reichte dies alles nicht weiter, als bis zu einem bloßen Verdacht, und ich konnte um so weniger bestimmte Schritte thun, da der Wahnsinnige, welcher rasch wieder zu Verstande kam, Schaffhausen längst verlassen hatte. Nun hat aber vorgestern Abend der Kerkermeister in einer Mauerritze der Zelle, in welcher jener eine Zeit lang — da man ihn anfangs für einen Aufwiegler hielt — gefangen saß, und in der seitdem zufällig kein anderer Malefikant mehr gesessen hat, einen Brief

gefunden, und mir solchen gebracht, dieweil ich jenes unglücklichen Menschen vor und nach seiner Genesung mich freundlich angenommen hatte. Dieser Brief war mir wichtig genug, um mich sogleich noch in der Nacht auf die Reise hieher zu machen. Denn es gilt, einem entsetzlichen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Jungfer Rosa, kennt ihr den Brief?"

„O Gott!" schrie Rosa, „das ist mein letzter Brief, den ich an Georg geschrieben."

„Ganz richtig," sagte der Helfer, „hier unten steht euer Name, und die Aufschrift lautet: an den wohllöblichen, ehrenfesten und tapfern Hauptmann Georg Müllern. Wie kann nun dieser Brief in die Hände des Wahnsinnigen gekommen sein? Euer Bräutigam wird die Briefe, die ihr ihm geschrieben, nicht an fremde Menschen verschenkt haben! Ist jener aber der Mörder des Hauptmanns gewesen, so ist es wohl möglich, daß, als er ihn ausgeplündert, er ihm auch den Brief abgenommen."

„Georg war nicht ausgeplündert," sagte Rosa, „er war sonst keines Dings beraubt."

„Auch glich jener Mensch keinem Straßenräuber," sagte Meili. „Aber der Brief kann dem Hauptmann entfallen sein, und —"

„Wie hieß denn der Mensch?" fragte Rosa. „Ihr werdet doch seinen Namen erfahren haben?"

„Freilich," sagte der Helfer. „Er hieß Richard Wergschmidt, und ist dann Geheimschreiber —"

„Richard Wergschmidt!" rief Rosa mit so lauter, gellender Stimme, als ob dieser Ruf bis zum Tribunal Gottes dringen sollte, den Buben dort anzuklagen.

„Richard Wergschmidt?" stammelte der Pfarrer. „O du heiliger, allmächtiger Gott!"

„Hüte dich vor dem am Wasserfall!" sagte Rosa, „das war Georg's leztes Wort an mich. Vater, wie wir neulich an den Wasserfall gegangen, und ich der Stunde gedachte, wo wir mit Ri — — mit dem Menschen dort waren, und wo Georg vorbeikam — Vater! da raunte mir's ein Geist in's Ohr: *den* hat Georg gemeint. Ich dacht', es sei ein

böser Geist, der einen so schrecklichen Gedanken mir einflüstere, ich fürchtete mich der Sünde, und schleuderte den giftigen Argwohn von mir. Nun ist's richtig. Der war's; der war sein Mörder; der hat ihn erschossen aus wahnsinniger Eifersucht; und darum — darum hat er den Brief, der dem armen Georg entfallen sein mochte, aufgehoben und zu sich gesteckt."

„Und in seinem Wahnsinn nicht mehr daran gedacht, und ihn in der Mauerritze stecken lassen," ergänzte Meili.

„Aber o wehe!" sagte Rosa, „er kann jeden Augenblick kommen!"

„Wer?" fragte der Helfer.

„Eben der Mörder," rief Rosa. „Er will heute als Pfarrer in dies Haus einziehen. Er hat es so einzufädeln gewußt, daß mein Vater in Ruhestand gesezt und auf's Gnadenbrod bei ihm angewiesen wurde. Er wollte — mich zum Weibe."

„Jeden Augenblick muß er kommen!" wiederholte ängstlich der Pfarrer.

„Gut," rief Meili. „Ich eile auf's Amt, und mache die Anzeige. Und ihr empfangt ihn ruhig, und laßt euch nichts merken gegen ihn, bis daß ich mit den Häschern komme —"

„Nichts merken lassen?" rief Rosa. „Wie ist das möglich?"

„Es ist wahr," sagte der Helfer, „so geht's nicht! Nein! Ihr kommt beide mit mir auf's Amt. Ich weiß ja ohnehin den Weg nicht, und kenne hier niemanden. Eure Wohnung schließt ihr ab, und tragt eurer Magd auf, wenn er kommt, ihm zu sagen, ihr hättet einen nothwendigen Ausgang machen müssen; er möge derweilen nur in seinem Gasthof warten; dort würdet ihr ihm die Aufwartung machen."

„Gut. Es sei," sprach Rosa.

Sie begaben sich mit Meili auf das Amt. Der Amtmann hörte den Bericht mit höchstem Interesse, und beorderte sogleich vier Häscher, sich hinter dem Pfarrer her in's Gasthaus zum goldenen Fass zu begeben und den Mörder festzunehmen.

Es war ein saurer Gang, den der alte Pfarrer, von Meili und Rosa allein gelassen, in die Wirthsstube des Fasses that. Aber auch ein vergeblicher Gang. Wergschmidt war noch immer nicht angekommen.

Häscher und Landjäger wurden nun in größerer Zahl beordert, auf den verschiedenen Wegen, die von Urach nach St. Johann führen, nach dem Delinquenten zu fahnden. Es war Abend, als sie zurückkamen. Sie hatten nirgends eine Spur von ihm entdeckt —

„Sagt mir nur das Eine," sprach Rosa, als sie des Nachmittags mit dem Vater und dem Helfer Meili im Zimmer saß, „sagt mir nur das Eine: trage ich eine Schuld, daß der Unglückliche so tief gesunken ist?"

„Ja," sagte Meili, „genau soviel Schuld, als der reiche Handelsmann, der zur Frankfurter Messe zieht, Schuld daran trägt, wenn seine Güter den Räuber zu einem Mord verleiten."

„Die Vergleichung passt nicht ganz," sagte Rosa. „Ich hatte ihm doch einige Hoffnung gemacht —"

„Das ist nicht wahr, liebe Rosa," fiel ihr der Vater in's Wort. „Du hast mir wortwörtlich erzählt, was du zu ihm gesagt, und ich weiß, daß du mich nicht belogen. Du hast seine vorzeitige, knabenhafte Werbung ab- und ihn auf die Zukunft verwiesen. Heißt das: Hoffnung machen? Heißt das: Ansprüche gewähren?"

„Aber ich wußte doch, daß er mich leidenschaftlich liebte," fuhr Rosa fort. „Der Schmerz darüber, daß ich Georg das Jawort gegeben, der Jammer, mich nicht besitzen zu können, riß ihn zu der schaurigen That hin."

„Dem muß ich höchlich widersprechen," sagte Meili. „Nachdem er sich einmal an die schlechtesten Personen gehängt und im Pfuhle des Lasters gewälzt hatte, kann der Schmerz, euch nicht zu besitzen, unmöglich mehr groß gewesen sein."

„Das hat er nicht gethan," sagte sie; „das ist Verleumdung gewesen, versichert sein genauester Freund, der Pfarrer Küchli."

„Dann hat der sich von ihm berücken lassen," sprach

Meili. „Was ich geredet habe, das habe ich aus des Missethäters eigenem Munde geredet, der mir sein Lastertreiben eingestanden hat. In lüderlichen Schenken habe er sich schadlos gehalten, die Pfade des Lasters sei er gewandelt, und habe sich an eine verrufene Bauerndirne gehängt, die ein sündiges Gewerbe trieb — das waren seine eigenen Worte.“

„Nein, Rosa,“ sprach der Pfarrer, „du hattest von Anfang an Recht, da du es als eine Führung Gottes bezeichnetest, daß Georg, der dich treu liebte, dein Retter sein und ein Recht auf deine Hand erwerben mußte. Gott hat dich vor jenem Scheusal in Gnaden bewahren wollen. Richard war von Anfang an ein verlorener Mensch, ein Mensch, der nur sich, nie dich geliebt hat.“

So redeten sie mit einander, und der Abend vergieng, und am Mittwoch Morgen reiste der Helfer wieder ab, und der Mittwoch Abend und der Donnerstag kam heran, und noch war von Wergschmidt keine Spur entdeckt. Das Amt schrieb nach Tübingen; auch dort war er nicht wieder erschienen. Die Woche vergieng. Er war verschollen.

Den alten Pfarrer hatten diese Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse so schwer angegriffen, daß Rosa es nicht dulden wollte, daß er am Sonntag die Kanzel besteige. „Du bist in Ruhestand versetzt,“ sagte sie, „du hast keine Verpflichtung mehr, zu predigen.“ Er erwiderte ihr: „Mein Nachfolger ist nicht eingetroffen; ich habe mein Amt noch nicht übergeben können; also liegt es mir noch auf den Schultern. Ich genieße ja auch noch der Wohnung und des Einkommens.“ Er versuchte, eine Predigt aufzusetzen; aber da er die Ereignisse dieser Woche darin unmöglich mit Stillschweigen übergehen konnte, so griff ihn die Arbeit so an, daß er bald einsah, er könne sie nicht vollenden. Der Kantor wurde also beauftragt, der Gemeinde aus der Postille eine Predigt vorzulesen.

Auch die zweite Woche vergieng, ohne daß Richard aufgefunden wurde. Was war aus ihm geworden?

Ihn hatte eine Landjägertruppe von gar seltsamer Art von Urach hinweggescheucht. Als er an jenem Dienstag

Morgen St. Johann verlassen hatte, mochte er nicht den nächsten Weg über die Fohlenhütte einschlagen, um dem Schreiner, der dort die Nacht zugebracht hatte, nicht zu begegnen. Er schlug daher die etwas längere Fahrstraße ein, welche mehr südlich an den steilen Rand des Thales, und dann in einigen Krümmungen nach Güterstein hinunterführte. Als Richard nun den Rand der Bergfläche erreicht hatte, bedachte er sich, daß er einen, wenn auch nicht näheren, doch stilleren und einsameren Weg über den Wasserfall einschlagen könne. Er mochte nicht noch einmal unterwegs in Gespräche mit neugierigen Wanderern verwickelt werden; still und einsam wollte er den Rest seiner Fußwanderung zurücklegen, und unvermuthet in Urach erscheinen.

Um nun nach dem Wasserfall zu gelangen, mußte er auf der Höhe des Berges bleiben und den obern Rand jenes Thales umgehen. Sein Pfad führte ihn über die Rutschenklippen. Senkrechte Felswände fallen vom Saume der Hochebene aus in jähem Absturz tief in eine Seitenbucht des Thales. Es ist ein prachtvoll kühner, ein schwindelnder Blick dort in den grünen Kessel hinunter, über dessen jenseitige bewaldete Ränder die Zinnen von Hohenurach und Hohenneuffen herüberschauen. Als Richard an die Stelle kam, und den Abgrund zu seiner Linken gewahrte, da grauste ihm; ein eigenthümlicher Duft, ein blasser dünner Nebel lag vor seinen Blicken, der bei jedem Schritte dichter zu werden schien. Er fürchtete in dem Nebel einen falschen Tritt zu thun, und hielt sich daher möglichst weit rechts, von dem Rande des Abgrunds entfernt. Aber da stand nun plötzlich in dem Acker zu seiner Rechten Konrad da, so daß er zwischen ihm und dem Abgrund hätte mitten hindurchgehen müssen. Das wollte er nicht; er fürchtete sich vor dem Schreiner, der so regungslos im Nebel dastand, und gewiß etwas gegen ihn im Schilde führte. Er blieb also stehen, und wartete, bis Konrad gegangen sein würde. Obwohl dieser die Lippen nicht regte, vernahm Richard doch deutlich ein höhnisches Kichern, und hörte die Worte murmeln: „Du hast ja gar keinen Bruder! Ich habe mich in deiner Heimath erkundigt; jezt ist's heraus, daß du keinen Bruder hast.“ — „Der Kerl

muß sterben!“ flüsterte Richard, und suchte in weitem Bogen hinter Konrad zu kommen, um ihn in den Abgrund zu stürzen. Aber je weiter Richard rechts in das Feld hinein gieng, desto weiter rechts stand auch Konrad; dabei wurde seine Gestalt immer duftiger und blässer, und verschwand endlich ganz im Nebel. Richard gieng nun vorwärts, aber er war kaum zweihundert Schritte gegangen, so sah er den Schreiner schon wieder in geringer Entfernung vor sich stehen, diesmal mit einer Büchse in der Hand. Scheu wich Richard zurück, es war ihm offenbar, daß der gefährliche Mensch ihm auflauere. Er eilte daher, was er konnte, rückwärts, und schlug sich quer über die Aecker nach einem Walde, um von da in einem weiten Bogen die Rutschenklippen zu umgehen. Er trat in den Wald ein; Herr von Strahlendorf, der ihm begegnete, sah ihn streng an, und sagte: „Ich bin nie wahnsinnig gewesen.“ Richard schaute ihm nach und wollte antworten, aber jener war schon fort. So gieng er denn seines Weges weiter; er folgte einem Geleise, das seiner Meinung nach in der Richtung nach dem Wasserfall führen mußte. Vor ihm her tanzten die Schatten der Baumwipfel, eine Unke rief unaufhörlich neben ihm, und blieb ihm, wie rasch er auch gehen mochte, zur Seite. Der Weg gieng immer tiefer in den Wald hinein. Er bemerkte jezt erst, daß es nicht bloße Schatten waren, die vor ihm hertanzten, sondern ein paar menschliche Gestalten, die in einer Entfernung von etwa hundert Schritten vor ihm herhuschten, bald hinter den Zweigen verschwanden, bald wieder zum Vorschein kamen, und so eilig giengen, als ob sie sich vor ihm fürchteten, so daß er ihnen kaum zu folgen vermochte. Jezt, da sie aus dem Wald heraus auf eine Wiese traten, sah er sie ganz deutlich; es war wieder kein anderer, als Konrad der Wachtmeister, dem der Hauptmann Georg Müller zur Seite gieng. Richard hatte eine große Freude, daß der Hauptmann noch am Leben sei; aber wie er ihm nacheilen wollte, verschwand derselbe sammt seinem Begleiter so plötzlich, als wären beide in Dunst zerstoben. Richard rieb sich die Augen, und blickte umher. Er befand sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend. Er gieng der Sonne nach, die

seiner Meinung nach noch im Osten stand, und die ihn also auf das Thal zu hätte führen müssen. Allein die Sonne war während seiner sonderbaren Irrfahrt schon weit gegen Süden vorgerückt, und führte ihn daher nur von neuem irre. Er gieng und gieng; er kam in Angst; er fieng zu laufen an; aber, wie es Verirrten zu gehen pflegt, wenn sie einmal den Kopf verloren haben: er lief im Kreise umher, und kam zurück an die Stelle, wo vorhin der Hauptmann Müller in die Erde gesunken war; nichts war da mehr zu sehn, als eine Blutlache. Von Grausen gejagt lief Richard weiter, lief wieder eine Stunde lang; und es war nur ein glücklicher Zufall, daß er endlich, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, den Rand des Thales erreichte, und den Wasserfall deutlich in der Tiefe rauschen hörte.

Eben fiengen drüben hinter dem Berge die Glocken zu läuten an; es mußte Mittag sein. Eilig wollte er den steilen Pfad nach dem Wasserfall hinabklimmen; er freute sich schon, die Stelle wieder zu sehen, wo er einst mit Rosa im Grase gelagert war; aber kaum hatte er einen Schritt nach der Halde gethan, als der Hauptmann Georg Müller ihm entgegen den Pfad heraufkam, so leicht und so schnell, als ob der Wind ihn heraufwehte. Richard wollte sich seitwärts hinter einem Busch verbergen und ihn vorüberlassen; aber seine Füße waren wie angewurzelt. Der Hauptmann kam vollends herauf, und blieb drei Schritte vor ihm stehen, er sah todtenbleich aus, als ob er keinen Tropfen Blut mehr im Leibe hätte; er hob drohend die Hand empor, und schaute Richard mit einem fürchterlichen Blick an. Da wandte sich dieser, und lief, vom Entsetzen gejagt, wieder südwärts über die Höhe fort.

Er hatte schlechterdings kein Bewußtsein mehr, wohin und wie lange er lief. Er ward allmählich müde, und schlug einen langsameren Gang ein. Ein alter Bauer von Bleichstetten kam über die Flur daher; er hätte ihn fragen können, wo der Weg nach Urach gehe; aber daran dachte er nicht. Er sagte nur zu dem Bauern, als er an ihm vorüberkam: „Ich bin mein Bruder.“ Der Bauer hielt ihn für betrunken, und gieng seines Weges weiter.

Es mochte vier Uhr des Nachmittags sein, als Richard durch eine ziemlich steile Schlucht in das Seeburger Thal herabstieg. Er sah die Thürme und Mauern von Urach ganz nahe. Er besann sich, daß er dorthin wolle, und gieng über eine Wiese und über einen Steg auf die Landstraße, die zur Stadt führte. Aber der alte Burgermeister, seine Frau im Arm, schritt die Straße daher, ihm gerade entgegen; sie waren beide bleich und fahl, als ob sie aus dem Grabe kämen; dem Burgermeister schlotterten die blauen Lippen; seine Frau aber rang die Hände ganz jämmerlich, und rief Richard schon von weitem mit kläglicher, hohler Stimme zu: „Wo habt ihr meinen Georg hingebracht?" — „Dort, dort," lispelte er; „kommt nur mit, ihr sollt ihn gleich wieder haben." Und nun keuchte er einen steilen Pfad in den Wald hinauf und an der Halde fort; er hörte die beiden Gerippe hinter sich herklappern, und rief voll Angst: „ihr sollt ihn wieder haben! ihr sollt ihn wieder haben!" So keuchte er wohl eine halbe Stunde einen weglosen Weg am steilen Abhang des bewaldeten Berges hin; er sah durch die Wipfel der Bäume auf die Dächer der Stadt hinab; die Stadt blieb hinter ihm zurück; er keuchte weiter; die Gerippe klapperten immerfort hinter ihm her; endlich stieg er nieder in das Elsachthal, bis in ein Dickicht. „Da liegt er," sagte er, aber es lag niemand da, und als er sich umwandte, waren auch die beiden Gerippe verschwunden. Er folgte einem Rinnsal, das in kleinen Kaskaden die Anhöhe hinabsprudelte. Hier begann er sich zu bücken, und ängstlich nach etwas zu suchen. „Der Brief! Der Brief!" flüsterte er. „Wo ist der Brief? — Ach, ich habe ihn ja zu mir gesteckt," sagte er, und trat nun vollends aus der Waldecke hinaus.

„Der Herr ist gewiß auch bei der Kommission?" sagte ein Ackerbürger zu ihm, der von der Feldarbeit heimkehrte.

„Kommission?" fragte Wergschmidt. „Was ist das für eine Kommission? Was willst du damit sagen?"

„Nun," antwortete jener, „ich meine eben die Kommission, die von Schaffhausen gekommen ist wegen des Wergschmidt, des Schurken, der den Hauptmann Müller hier an

der Stelle erschossen hat. Wißt ihr denn das nicht? die ganze Stadt ist ja voll davon. Der Kerl hat auch noch die Frechheit gehabt, hier Pfarrer werden zu wollen, der verruchte Heuchler! Heute hat er aufziehen wollen; sein Wagen ist schon da. Und gerade heute sind die Herren von Schaffhausen gekommen mit dem Brief, den sie dort im Kerkerloch gefunden. Nun sind die Landjäger hinaus auf alle Straßen, und fahnden auf ihn, und wenn sie ihn haben, wird er auf öffentlichem Markt lebendig gerädert von unten auf."

„Das wird ein Spektakel werden," sagte Richard mit grinzendem Lachen. „Da muß ich auch dabei sein. Habe von der ganzen Geschichte kein Wort gewußt, dieweil ich fremd bin und eben erst hier ankomme."

„So," sagte der Mann, „ich dachte, weil ihr euch die Stelle dort besehen habt, ihr hättet auch mit der Sache zu thun."

„O nein," sprach Richard lachend; „ich habe da drin nur eine heimliche Verrichtung gehabt."

In ihm war mit den Hallucinationen des wiederkehrenden Irrsinns auch die gewöhnliche Schlauheit der Irren gepaart. Er sagte dem Ackerbürger guten Abend, und gieng seiner Wege. Er wußte diese seine Wege sehr geschickt zu wählen, und den Landjägern, die noch immer die Gegend nach allen Richtungen durchstreiften, mit bewundernswerther Pfiffigkeit zu entgehen.

So entkam er glücklich aus der Gegend. Niemand erfuhr, wohin er gekommen. Auf welche Art er sich sein Leben fristete, ist unbegreiflich.

Einige Wochen nachher wurden die Bewohner der Haardt auf's äußerste erschreckt durch das Gerücht, daß ein wilder Mensch sich in der Gegend herumtreibe. Den Namen der Haardt führte ein Plateau, das sich zwischen dem Thale der Bera und dem der Schmiecha südwärts von Ebingen auf vier Meilen in's Gevierte erstreckte, und mit einem ungeheuern Forst bedeckt war, in welchem nur wenige Walddörfer Oasen gleich zerstreut lagen. Diese ganze Gegend gehörte zur Grafschaft Nellenburg. Die Holzhacker aus die-

sen Dörfern trauten sich kaum mehr in den Wald. Sie behaupteten, einer schrecklichen Gestalt begegnet zu sein, welche halbnackt, mit bleichem, eingefallenem Gesicht und wüthendem Geschrei sich in dem Forst umhertreibe, und nach jedem Menschen, der sich ihr nahe, mit Steinen werfe. Zwei herzhafte Bursche wagten sich dem wilden Menschen entgegen, und wollten ihn fangen. Aber mit der Stärke, welche den Rasenden eigen ist, bezwang er seine Angreifer, und richtete sie so übel zu, daß niemand einen zweiten Versuch wagen mochte. Bald zeigte er sich hier, bald dort. Wo die Holzhacker ihn von weitem wahrnahmen, ergriffen sie die Flucht; wenn sie sich dann später nach ihren zurückgelassenen Geräthen umsahen, so lag ihr Handwerkszeug und ihr Holz gewöhnlich unberührt, wie sie es verlassen hatten, das Essen aber, welches sie sich in den Wald mitgenommen, war aufgezehrt. Da sie nun auf die Vermuthung kamen, daß es dem wilden Menschen bei seinen Besuchen und Angriffen hauptsächlich um Lebensmittel zu thun sei, so stellten sie solche hier und dort im Walde auf, und blieben auch wirklich von da an unbelästigt. Nur zuweilen, wenn einer bei der Arbeit bis nach Sonnenuntergang sich verspätete, hörte er etwa einmal das Geschrei des Wilden durch die nächtliche Stille des Waldes schallen. „Ich bin mein Bruder!“ brüllte er, „ich bin der große Fürst Beelzebub; ich bin Nebukadnezar, der große König!“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Frühlingsanfang.

Dieses traurige Herze wird einst
Ruh' genießen, o sei nicht betrübt!
Jede Thräne, welche du weinst,
Wird zerfließen. O gräme dich nicht!
Rückert.

Das Oberamt von Urach schickte, wie sich denken läßt, sogleich einen Bericht nebst den Untersuchungsakten an das Consistorium nach Stuttgart ein, und Rosa's Vater seinerseits entwarf, sobald er sich einigermaßen erholt hatte, eine Eingabe, worin er über das rücksichtslose und allem Kirchenrecht zuwiderlaufende Verfahren, das man mit ihm eingeschlagen, bittere Beschwerde führte, und sich nicht enthielt, dem hohen Consistorio zu Gemüthe zu führen, wie Gott der Herr selbst in vorliegendem Falle sichtlich eingegriffen und die ihm angethane Ungerechtigkeit zu Schanden habe werden lassen. Um einen Gehülfen müsse er dringend ersuchen, sei auch gern bereit, demselben Wohnung, Kost und wessen er sonst bedürfe, aus seinem Beutel darzureichen; daß aber seine Tochter, ohne daß sie nur befragt und gehört worden, gleich einer Mohrensklavin verhandelt werde, das müsse er sich als ein in christlichen Landen bisher unerhörtes Verfahren ebenso höchlich verbitten, als daß man ihn, einen alten Mann, der seinem Amte vierzig Jahre lang treulich vorgestanden, ohne all sein Ansuchen und wider seinen Willen, wie auch wider alles kanonische Recht, von seiner Pfründe jage, und ihn auf das Gnaden- und Bettelbrod bei seinem Nachfolger anweise. Thue sich damit dem herzoglichen Consistorio zu Gnaden befehlen.

In Rosa's Gemüth kehrte allmählich die Ruhe zurück. Daß Richard von der ihm drohenden Gefahr Wind bekommen habe, und entflohen sei, war mit Sicherheit anzunehmen;

eine Begegnung mit ihm war nicht mehr zu befürchten. In dieser wohlthuenden Ueberzeugung wurde Rosa befestigt, als am nächstkommenden Sonntag, dem 13. März, nach geendetem Gottesdienste, den abermals der Küster halten mußte, ganz unerwartet Konrad in die Stube trat.

„Ich habe schon lang einmal vorgehabt, euch aufzusuchen," sprach er. „Nachdem ich nun aber gehört, was hier für Dinge vorgefallen, habe ich's nicht über mich bringen können, es länger anstehen zu lassen. Habe aber mit Schrecken gesehen, daß der Herr Pfarrer nicht die Predigt gehalten. Ist er denn krank?"

Rosa erzählte ihm, daß ihr Vater sehr angegriffen und leidend, doch nicht eigentlich krank sei. Sie rief ihn herein; er freute sich, Konrad wiederzusehen, und sagte zu ihm: „Ihr seht jezt viel anders aus, als da ihr das leztemal bei uns vorsprachet. Damals habt ihr mir gar nicht gefallen wollen."

„Da bin ich auch auf schlimmen Wegen gegangen," sagte Konrad, „aber Gott der Herr hat sich meiner erbarmt, und mich zu einem neuen Menschen gemacht. Davon ich euch wohl einen Tag lang erzählen könnte, will solches aber fürerst bei Seite lassen, und euch nur fragen, ob es denn wirklich an dem ist, daß man den ruchlosen Wergschmidt noch immer nicht hat?"

„Er muß Lunte gerochen haben und entflohen sein," sagte der Pfarrer.

„Will's wohl glauben, daß er Lunte gerochen," sprach Konrad. „Und die hab' ich ihm angezündet. Traf mit ihm zusammen auf der Ehninger Steig an jenem Montag, wie er hieher wollte. Ich kannte ihn nicht, kam aber mit ihm in ein Gespräch, und habe ihm da allerlei erzählt von dem Wahnsinnigen in Schaffhausen, was ich vom Helfer Meili gehört, und was der euch ja nun auch gesagt haben wird. So stellte er sich, als wäre dieser Wahnsinnige, Richard Wergschmidt, sein Bruder gewesen. Da aber ein anderer Herr, ein Bekannter von ihm, ihm begegnete, und ihn Richard anredete, so merkte ich alsbald, daß er es selber wäre. Erst wollte ich gleich nach Urach laufen und ihn angeben;

weil ich mich aber besann, daß ich in meiner schlimmen Zeit selbst einmal aus Rache nach meinem damaligen Hauptmann Degenfeld geschossen (wiewohl ohne ihn zu treffen) so dacht' ich, ich hätte am allerlezten das Recht und den Beruf, einen Andern, so in gleicher Verdammnis wäre, zum Tode zu bringen. Schickte ihm also nach St. Johann einen Zettel, daß ich aus besagtem Grunde ihn nicht verrathen wollte, es sei denn, daß er darauf bestünde, euch zum Weibe zu begehren, das ich nicht dulden dürfe und dann vortreten und den Mund aufthun müßte. Und wiewohl er mir wieder einen Zettel hinterließ, darin er mir die Gegendrohung that, mich wegen jenes Schusses auf den Hauptmann Degenfeld zu verklagen (was mir aber nichts mehr schaden kann, nachdem eben dieser Hauptmann selber mich freigesprochen) so scheint es ihm doch nicht heimlich gewesen, sondern die Flucht aus dem Lande viel annehmlicher erschienen zu sein. Denn als am Dienstag Vormittag die Landjäger nach St. Johann kamen, half ich ihnen selber die Gegend durchsuchen bis auf drei Stunden von Urach; aber es war bereits nichts mehr von ihm zu finden."

„Da bin ich euch großen Dank schuldig," sprach Rosa. „Es wäre mir fürchterlich gewesen, wenn er wäre hingerichtet worden wegen eines Mordes, den er aus Eifersucht um meinetwillen begangen."

„Gott wird ihn finden und zu richten wissen," sagte Konrad. „Am besten wär' es freilich, er machte es, wie ich es gemacht, nachdem ich unter die Räuber gerathen war, und stellte sich freiwillig den Gerichten."

„Wie?" fragte Rosa, „ihr seid Räubern in die Hände gefallen?"

„Nein, nein; selber darunter gegangen," sprach Konrad. „Soweit ist es mit mir gekommen. Aber ihr braucht euch nicht zu entsezen. Es klebt kein Blut an meiner Hand. Da ich euch das leztemal sah, da lag mir der Mord, den ich an Hauptmann Degenfeld begangen zu haben glaubte, schwer auf der Seele, und ich wäre gern besser geworden, sonderlich weil ihr so liebreich mit mir geredet. Aber ich scheute die Strafe. So gieng ich zu den Schweden, kam

wieder recht tief in's wüste Leben hinein, und nach der Nördlinger Schlacht trieb mich, wie ich meinte, die bittre Noth, daß ich zu einer Bande Schnapphähne mich gesellete, die droben im Lenninger Thal ihr Wesen hatte. Wohl war mir's nicht dabei zu Muthe; aber ich hatte nicht das Herz, von ihnen fortzugehn; denn, dacht' ich, gehst du wieder unter die Menschen, so wirst du erkannt und erhängt, weil du den Hauptmann erschossen. Und so war ich elend in mir selber; denn da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine, wie der Psalmist sagt. Und eben dies Wort des Psalmisten war es, das mir keine Ruhe mehr ließ, bis daß ich hingieng und mich selber stellete, da es sich denn fand, daß ich den Hauptmann nicht erschossen noch verwundet, und derselbe mich gnädig freisprach, mehr denn ich verdienet. Denn dies Wort des Psalmisten fand ich in dem kleinen Büchlein, das der schwedische Fähndrich bei sich trug —"

„Der schwedische Fähndrich?" rief Rosa entsezt. „Wie kommt ihr denn zu seinem Büchlein?"

„Da ihn die Bande überfallen und nackend ausgeplündert," antwortete Konrad. „Es war an dem Tag, an dem sich Hohenurach ergeben hatte. Er kam in bürgerlicher Tracht durch den Wald geritten. Sie schlugen ihn halbtodt, und hätten ihn ganz todtgeschlagen, wenn ich's nicht gewehrt hätte."

„O Gott! O großer Gott!" seufzte Rosa.

„Und darum," sagte der Pfarrer, „darum mußte der Arme durch sein Handwerk sich sein Brod verdienen."

„Nicht durch *sein* Handwerk," versezte Konrad. „Ich hab' es erst in diesen Tagen zufällig von einem Mann aus Bissingen gehört, daß er das Seilerhandwerk dort erst *erlernet* hat, um nur etwas zu haben, womit er ehrlich sein Brod verdienen könne."

„Und dann wollte er uns in Hohentwiel aufsuchen," sagte Rosa, „und konnte nicht durch, weil die Kaiserlichen die Festung umzingelt hatten. Und so gieng er nach Tuttlingen."

„Ja," sagte Konrad; „aber wie es nun Gott oft merkwürdig fügt! Grade als er von Tuttlingen fortgieng, da traf

ich ihn in einem Dorfe hinter Ebingen, und konnte ihm nebst dem Psalmbüchlein auch sein Offizierspatent zurückgeben, so in schwedischer Sprache geschrieben war, und das ich in den ihm geraubten Kleidern gefunden und zu mir gesteckt hatte. Er war hocherfreut, daß er nun zu seinem alten Stande zurückkehren könne."

„Ach Vater!" sprach Rosa; „über die entsezlichen Ereignisse der lezten Woche ist es mir ja ganz außer Sinn gekommen, dir zu erzählen, daß Johannes ein paar Zeilen geschickt hat."

„Was?! Wie?!" rief der Pfarrer. „Wo ist er denn?"

„Das schreibt er nicht," sagte sie, indem sie aufstand, und das Blatt brachte.

„Werdet nicht an mir irre," las der Pfarrer, „ich bin der alte. Der Seilergeselle von Tuttlingen."

„Ja," fuhr er fort, „er ist der alte, und du, meine Rosa, gehörst ihm und keinem Anderen. Gott gebe, daß wir ihn bald wiedersehen. Er ist also zum Offiziersstande zurückgekehrt? Es scheint, du bist einmal von Gott dazu bestimmt, die Frau eines Offiziers zu werden."

„Ach Vater, was redet ihr da?" sagte Rosa. „Wüßten wir nur erst, wo Johannes ist!" —

Es war Essenszeit. Konrad mußte als Gast an ihrem einfachen Mahle theilnehmen. Er erzählte noch viele Einzelheiten über die Vorgänge bei Villingen. Als es zwei Uhr schlug, verabschiedete er sich; der Wirth Frech aus Weilheim sei hier, und habe ihn in den Ochsen bestellt zu einem Geschäft.

Der Wirth Frech war wirklich im Ochsen, aber nicht er allein, sondern seine Tochter mit ihm. Es gab ja neben der Rose von Urach auch eine Rose von Weilheim. Die leztere war aber gar nicht abgeneigt, sich aus Weilheim nach Pfullingen versetzen zu lassen. Die Hobelspäne, meinte sie, seien für sie ein ganz günstiger Boden.

Gegen Abend kam Konrad noch einmal in den Amandushof. Er konnte es nicht lassen, dem Herrn Pfarrer sein Glück mitzutheilen, daß er nämlich Bräutigam sei mit Rosa Frech, der schönen, braven und wohlhabenden Wirthstochter

aus Weilheim. „Mein künftiger Schwiegervater,“ fuhr Konrad fort, „hat mir auch die Frage aufgetragen, ob ihr doch das Briefchen gefunden, das er neulich überbracht, da ihr nicht zu Hause gewesen. Ich habe gleich geantwortet, daß ich euch von einem eben solchen Brieflein vorhin reden hören, und daß der Herr Pfarrer gern wissen möchte, wo der Herr sich aufhält, der es geschrieben. Aber das hat mir mein Schwiegervater selbst nicht sagen können. Ein fremder, schöner junger Herr, der als Gast bei ihm eingekehrt, habe ihn gefragt, ob er keinen sichern Boten wisse, der einen Brief nach Urach besorgen könne. Darauf habe er, nämlich mein Schwiegervater, geantwortet: Der sicherste Bote bin ich selber; denn ich habe morgen in Urach Geschäfte, und fahre dorthin.“

Rosa wußte also nicht mehr, wie zuvor. Sie wünschte Konrad von Herzen Glück und Segen zu seiner Verlobung, und er verabschiedete sich.

Wiederum vergiengen mehrere Tage, ohne daß eine Antwort vom Consistorium eintraf. Endlich Samstag den 19. März kam ein Rescript de dato Mittwoch den 16ten, das in einem sauersüßen Tone abgefaßt war, und nicht viel tröstliches enthielt. „Auf eure Eingabe vom 10ten hujus wird euch bedeutet, daß es solcher Ungehaltenheit, als ihr sie an den Tag geleget, nicht bedurft hätte, sintemal ein herzogliches Consistorium keine höhere Pflicht hat, als den Wünschen Serenissimi nachzuleben“ — „soo?“ sagte der Pfarrer — „und wir solche zu erfüllen um so minder Anstand genommen, als der nunmehro abgesezte Wergschmidt uns vorgespieglet, daß zwischen ihme und euch alles schon in's Reine gebracht seye. Wollen euch auch eurer infirmitatis und schwachen Gesundheitsumstände halben einen Amtshelfer so bald schicken, als wir einen solchen werden zur Disposition haben, welches aber bei dem laufenden Mangel an Candidatis leichtlich noch etliche Wochen anstehen könnte. Müsset euch also bis anhin behelfen, so gut es gehen will, und können euch nicht verhalten, daß, so ihr wollet, daß solcher Amtshelfer bei euch aushalte, es am klügsten und fürsichtigsten gehandelt seye, wannen ihr selbigem eure Tochter, so nicht

auf einen Prinzen oder Cavalier wird warten wollen, zur Ehe gäbet. In Wohlgewogenheit das herzogliche Consistorium."

Dem Pfarrer war das Lachen und Rosa das Weinen nahe. „Und er soll dich gerade nicht bekommen, wer er auch sei," rief der Pfarrer; „das verspreche ich dir feierlich. Das Consistorium soll lernen, daß es meine Tochter nicht zu verhandeln und nicht über ihre Hand zu disponiren das Recht — hingegen wohl die Pflicht hat, der Stadtgemeinde Urach für die Versehung des Gottesdienstes zu sorgen."

Für Rosa hatte dieser Ausspruch des Vaters allerdings etwas beruhigendes; aber eine stille Sorge blieb ihr zurück. Daß Johannes so gar nichts von sich hören ließ, war ihr unbegreiflich. Wie es mit Richard gegangen, das mußte er nothwendig erfahren haben. Was hielt ihn ab, jezt endlich aus seiner Verborgenheit herauszutreten? War das falsche Gerücht, das der ruchlose Mensch verbreitet hatte, als ob zwischen ihm und Rosa alles im reinen sei, etwa auch zu seinen Ohren gedrungen?

Dieser Gedanke machte Rosa die bängste Sorge. Wollte denn der Himmel sich gar nicht über ihr aufhellen?

Wieder ein Sonntag brach an. Heute ließ sich der Pfarrer durch keine Bitten Rosa's abhalten, die Kanzel zu besteigen. Er wollte die Predigt halten, die er für den vorigen Sonntag ausgearbeitet hatte. Es waren ernste, erschütternde Worte, die er sprach; Worte, die ihn selbst am meisten erschütterten.

Mitten im eifrigsten Sprechen wurde ihm unwohl. Er mußte Amen sagen; der Küster führte ihn von der Kanzel in die Sakristei, wo er in Ohnmacht sank. Rosa war außer sich; sie ließ ihn in einer Sänfte nach Hause tragen. Er lag den ganzen Rest des Tages zu Bette.

Rosa hatte sogleich nach dem Arzte, einem alten, erfahrenen Manne geschickt. Dieser war über Land, und kam erst gegen Abend. Er fand den Zustand des Pfarrers nicht so bedenklich, wie Rosa befürchtet hatte; derselbe habe eine gute, kräftige Constitution, und könne achtzig Jahre alt werden, vorausgesezt freilich, daß er sich schone; denn Ruhe sei ihm

unbedingt nothwendig. Er verbot ihm daher auf's strengste alles Amtiren. Das war dem armen Mann nur eine neue Sorge. Predigten konnte der Küster vorlesen, aber wer sollte denn die Taufen und die Trauungen besorgen?

Als Rosa den Arzt hinausbegleitete, sagte dieser mit schelmischem Lächeln zu ihr: „Nun, ihr habt in diesen Tagen einen angenehmen Besuch bei euch gesehen?“ Rosa wußte nicht, was er im Sinne habe. „Meint ihr den Konrad Fischer,“ fragte sie, „den ehemaligen Wachtmeister?“ „Nein, nein,“ sagte er, „nicht den ehemaligen Wachtmeister meine ich, sondern den ehemaligen Fähndrich, den Falkenberg. Es werden etwa vierzehn Tage her sein, daß er in Canstatt ganz plötzlich mir begegnete. Er hatte sehr eilig, so daß ich kaum zwei Worte mit ihm wechseln konnte. Er fragte aber sogleich nach euch und eurem Vater, und da ich ihm sagte, daß es euch gut gehe — denn von der ganzen Geschichte, die gerade damals mit dem Wergschmidt im Werke war, wußte ich noch kein Wort — so sagte er: Grüßet mir die Pfarrersleute bestens, und sagt ihnen: ehe acht Tage um sind, werde ich sie besuchen. Ich hätt' euch diesen Gruß freilich schon längst bestellen sollen; aber ihr müßt es meinem schlechten Gedächtnis zu gute halten, daß es mir erst heute wieder einfällt; es geht mir gar zu vielerlei in meinem alten Kopf herum.“ Mit diesen Worten sezte er den Hut auf, und gieng.

„Wie?“ fragte sich Rosa. „Vor vierzehn Tagen ist er dem Doctor begegnet, und damals hat er gesagt, in längstens acht Tagen wolle er kommen, und ist nicht gekommen?! O es ist sonnenklar; auch ihn hat die Lüge des Verbrechers, daß zwischen ihm und mir alles im reinen sei, erreicht. Und nun zürnt er mir, verachtet und verabscheut mich, daß ich den Bösewicht nicht durchschaut — daß ich ihn vergessen habe. Seine und meine Hoffnung ist für immer dahin. Gebrochenen Herzens zieht der Arme, der so viel schon hat erdulden müssen, in die Ferne hinaus — zieht hinaus, wo er dem Ziel so nahe war. So ist es dem Schändlichen gelungen, noch in der lezten Stunde vor seinem eignen Fall unser Glück und unsre Zukunft zu untergraben.“

Mit grambeschwertem Herzen kehrte sie in das Krankenzimmer zurück. Sie that sich Gewalt an, den Vater nicht merken zu lassen, welcher neue tiefe Kummer sie drücke. Sie zwang sich, heiter zu scheinen; ach, und ihr wollte das Herz brechen.

Den andern Morgen fühlte der Pfarrer sich wieder so weit gekräftigt, daß er gegen zehn Uhr das Bett zu verlassen und sich anzukleiden vermochte. Es war heute Frühlingsanfang; warme, freundliche Strahlen sendete die Sonne vom lichtblauen Himmel hernieder; Rosa öffnete ein Fenster, um Luft und Wärme in das Wohngemach zu lassen. Da sah sie noch eben mit einem Blicke, wie drunten im Hof ein schwarzgekleideter Mann von jugendlichem Wuchs nach der Hausthüre zugieng, und in dieser verschwand.

„Vater, da kommt dein Amtshelfer!" Das Wort fuhr ihr heraus, sie wußte selbst nicht wie. Sie meinte zu ahnen, das müsse der angekündigte Candidat sein. Der Vater schrak fast zusammen.

Schon pochte es an der Stubenthür. „Herein!" rief Rosa mit resolutem Ton. Die Thür gieng auf; es kam — —

„Johannes!" rief Rosa, und eilte auf ihn zu, und presste seine Hände. „Ihr seid's? Und ihr seid uns also nicht böse, und seid nicht an uns irre geworden? O Gott Lob und Dank! Wir glaubten schon, wir hätten durch Wergschmidt's Lügen unsern besten, treuesten Freund verloren. Aber nun seid ihr da! nach so langer, langer Trennung wieder da!"

„Gott der Herr sei gepriesen!" sprach Johannes mit hohem Ernst. „Ja, Rosa, ich bin da; ihr habt mich wieder, ihr treuen Seelen! Und wie geht es euch, mein Vater? denn so darf ich euch ja wohl fortan nennen. Man sieht euch an, wie viel Schweres ihr seit unsrer Trennung erduldet habt. Ihr seid gealtert; die Locken an euren Schläfen sind weißer und dünner geworden; aber das Auge ist noch frisch wie vormals."

„Mein lieber, lieber Falkenberg!" sagte der Pfarrer; „mein Sohn! denn wen möchte ich lieber so nennen, als euch? Ja freilich bin ich gealtert; eine Ruine seht ihr vor

euch stehen; ich armer Mann, mit mir ist's ja so weit gekommen, daß ich nicht einmal mehr im Stande bin, eine Predigt zu halten. Und in dieser Lage läßt mich das Consistorium nun stecken, und mich sechsundsechzigjährigen Mann vergeblich um Hilfe betteln!"

„O da irrt ihr sehr," sprach Johannes; „ich bringe euch tröstliche Botschaft. Ich komme gerade von Stuttgart, und habe das Rescript hier in der Tasche bei mir, das euern Amtshelfer euch ankündigt."

„Wer ist's? Laßt sehen!" sagte der Pfarrer. Aber Rosa sprach: „O laßt das doch bis nachher, Vater! Wir haben ja unsern Gast noch gar nicht niedersitzen heißen. Kommt, Herr Falkenberg, und sezt euch hier recht traulich zu uns her, wie in den alten Zeiten. Ihr werdet doch einige Tage hier in Urach verweilen?"

„Das kommt ganz nur auf euch an," erwiderte Johannes lächelnd. „Das Consistorium hat, wie ihr vielleicht wisset, dem ernannten Amtshelfer eures Vaters die seltsame Bedingung gestellt, daß er um eure Liebe sich bewerben und um eure Hand anhalten soll —"

„Und nie, nie bekommt er diese Hand!" rief der Pfarrer heftig. „Niemals kann daraus etwas werden! Ich lasse mein Kind nicht verhandeln an den nächsten besten!"

„Wenn es aber nun ein braver frommer junger Mann wäre, der der Jungfer Rosa selbst wohlgefiele?" fragte Johannes, indem er sie schelmisch anblickte. Verlegen senkte sie den Blick, und zupfte an ihrem Kleid; eine tiefe Röthe bedeckte ihre Wangen. Es schickte sich doch nicht, ihm mit der Eröffnung entgegenzukommen, daß ihr kein Mensch auf Erden wohlgefalle, außer: er selber!

„Nie!" rief der Vater, „nie und unter keiner Bedingung gebe ich Rosa meinem Amtshelfer zur Frau, er sei wer er auch wolle! Das ist bei mir beschlossen und dabei bleibt's. Schon darum thu' ich's nicht, um diesem Consistorium zu zeigen, daß ein alter, ergrauter Diener der Kirche sich so etwas nicht bieten läßt. Er mag nur kommen, der junge Mann, und wär' er so weise wie Salomo, und so schön wie Jonathan, ja so gut und so lieb wie ihr selber — ach

was! ich weiß ja im voraus, daß meine Rosa ihn gar nicht mag."

„Ja wenn dem so ist," sagte Johannes mit recht niedergeschlagenem Ton, „dann wird freilich mein Aufenthalt in Urach kurz sein. Dann kann ich nur gleich heute wieder aufpacken. Ich hatte gedacht, ich könnte nun ganz und für immer bei euch bleiben."

„Aber wie —" stotterte der Pfarrer — „wie hängt denn das zusammen? — Ihr wollt fort, und ihr seid böse, daß ich meine Rosa nicht dem mir unbekannten Candidaten zur Frau geben will? Ich fasse euch nicht!"

„Ich bin ja dieser Candidat; ich bin zu eurem Amtshelfer ernannt," sagte Johannes.

Der Pfarrer saß da mit offenem Munde, halb vorgebeugt, die Hände halb erhoben, starr vor Staunen und Ueberraschung. Rosa ließ ihr Auge halb ungläubig, halb hoffnungsfroh auf Johannes ruhen.

„Nein, ihr habt ganz Recht," sagte dieser. „Ich denke gerade so, wie ihr. Auch ich habe den Herren in Stuttgart zwar mit aller der Bescheidenheit, die einem jungen Manne geziemt, aber doch mit aller Bestimmtheit erklärt, daß ich zufrieden wäre, wenn ihr mir Kost und Wohnung geben würdet. In Herzensangelegenheiten müßte ich mir meine Freiheit vorbehalten, und könne darin nur aus eigenem Trieb und nicht nach den Wünschen eines hochwürdigen Consistorii handeln."

„Brav, sehr brav," sagte der Pfarrer. „Aber nun erklärt mir nur, wie denn ihr in Berührung mit dem Consistorio kommt, so ihr doch kein Theologe, sondern ein Kriegsmann und Offizier seid? Wie könnt denn nun ihr mein Amtshelfer werden, so in meinem Amte doch nichts mit Büchsen und Karthaunen, sondern alles mit dem Harnisch des Glaubens und dem Schwerte des göttlichen Wortes ausgerichtet wird."

„Offizier — das bin ich gewesen," sagte Johannes. „Seit dem 24. Juli vorigen Jahres habe ich meinen Abschied. Aber sprecht, kann denn ein und derselbe Mensch nicht mehr als Eine Kunst verstehen? Da habe ich einmal

von Einem munkeln hören, der ein geschickter Kanonier und zugleich ein ungeschickter Seilergeselle war, welcher, da ihm alle Hoffnung, sein echtes wahres Lieb je wiederzufinden, entschwunden war, sich beinahe sein Herz mit einer Kordel hätte umspinnen lassen —"

„Ja wohl," rief Rosa, „bis er in höchst edelmüthiger Weise seine Seilerkunst dazu anwandte, einen braven armen Burschen mit einem braven reichen Mädchen zusammenzukordeln. Die Streiche kennen wir; davon hat uns der Jude Feuchtwanger ein Liedlein gesungen. Die sind dem Seilergesellen verziehen. Aber mit der Theologie — das versteh' ich noch immer nicht. Hat uns doch der Konrad Fischer erzählt, daß er euch euer Offizierspatent wieder zugestellt habe."

„Alles wißt ihr schon!" rief Johannes. „Ja freilich, mein Offizierspatent! Dafür also hat's der gute Junge gehalten? Ja doch, ich erinnere mich, er nannte es „ein Papier, so in schwedischer Sprache geschrieben." Nun ja, es war mein Offizierspatent, das mir die Befugnis ertheilt, das Schwert des göttlichen Wortes zu führen. Es war das lateinische Abgangszeugnis der Universität Leyden, allwo ich, wie zuvor in Rostock, Theologie studirt hatte, ehe ich der Fahne Gustav Adolf's gefolgt bin. — Mit dem Amtshelfer hat's also seine Richtigkeit. Und es bleibt nur die Frage übrig, liebe Rosa, ob der gute Vater auch dann noch sein „Nein! Nein!" dazwischenrufen wird, wenn ich nicht auf den Wunsch des herzoglichen Consistorii, sondern aus dem Wunsch und sehnlichen Verlangen meines eignen Herzens dich, du theure, heißgeliebte Rosa! frage, ob du meine Rosa sein und bleiben willst — denn es zu werden, das hast du, glaube ich, nicht erst nöthig."

„Dein! Johannes! Dein von Grund meiner Seele!" rief Rosa.

Er umschlang sie, und presste sie an sein Herz, und hieng an ihren Lippen. Der Pfarrer legte ihnen die Hand auf die Häupter, und stammelte Worte des Segens. —

„Laßt euch nun erzählen," hub Johannes an, nachdem die erste Stunde des Entzückens vorüber war, „wie es mir

ergangen, seit Konrad mich in Hartheim so unvermuthet getroffen; denn was ich zuvor erlebt, das wißt ihr ja, wie ich sehe, alles schon, theils aus seinem theils aus des braven ehrlichen Juden Munde. Ich gieng geraden Weges nach Tübingen zur Facultät, legte mein Zeugnis vor, und bat um die Gnade, in Anbetracht des großen Mangels an Geistlichen mir als einem Ausländer ein Examen und die Aufnahme in die Landeskirche zu gewähren. Daß ich unter den Schweden gedient, machte mir keine Schwierigkeit; denn dort hatte ich mich auf den besonderen Wunsch meines Wohlthäters und Beschützers, des Generals von Falkenberg, nach dessen Namen genannt; hier aber in meinem Universitätszeugnis stand mein eigentlicher Name Johannes Perlkamp, den ich auch seitdem wieder führe. So hatte denn auch der östreichische Statthalter in Stuttgart, Graf von Sulz, nichts einzuwenden, daß man mich in den Kirchendienst aufnähme. Bis nun durch mancherlei Schreiben hin und her die Sache geordnet war, wendete ich meine Zeit an, die Theologie, die ich seit fünf Jahren an den Nagel gehängt, fleißig wieder durchzustudiren, welches mir, da ich vormals einen guten Grund gelegt hatte, nicht schwer ward, also daß ich die Prüfung denn auch unter Gottes gnädigem Segen nicht mit Unehren bestand. Da das im Anfang des Februar geschehen war, und ich mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß ihr hieher auf eure alte Stelle zurückgekehrt seid, wollte ich ohne allen Verzug hieher kommen, euch aufzusuchen. Wie ich deß im Begriffe stehe, trifft mich auf der Straße in Tübingen ein Mann, und fragt mich: Seid ihr nicht der Fähndrich Falkenberg? Ich gab ihm kurz Bescheid, daß und warum ich diesen Namen geführt, und wie ich mich jetzo nenne. „Wißt ihr," sagte er, „daß in Torgau ein Testament des Generals Falkenberg sich deponirt gefunden hat, darin er euch an Kindesstatt angenommen und zu seinem alleinigen Erben eingesezt hat? Ich bin der schwedische Major Dalfield, und bin abgesandt und in Verkleidung nach Würtemberg gereist, um euch zu suchen und es euch zu sagen. Ihr müßt nun gleich mit mir nach Torgau reisen." — Ich erschrack fast in meinem Innern, und wollte nicht daran, die-

weil du, Rosa, mir mehr galtest, als alle Schätze der Welt, und meine Ungeduld mich zu dir trieb. Doch hielt ich es für Pflicht, diese Ungeduld zu bemeistern; und nachdem Dalfield um meinetwillen die weite und gefährliche Reise gemacht, durfte ich mich nicht weigern, ihn nach Torgau zu begleiten. Die Reise dorthin habe ich, da es noch Winter war und der Krieg ruhte, Gott Lob ohne Fährlichkeit zurückgelegt. Als ich aber dort ankam, befand es sich, daß die Seitenverwandten des Generals Einsprache gegen das Testament erhoben hatten, laut welchem ich die Güter des Generals in Schweden erben sollte. Da redete ich mit einem Anwalt, übergab dem die ganze Angelegenheit, und sagte ihm: „Ich will eine fremde Familie nicht um das Ihre bringen. Vergleichet euch mit ihnen; ich bin mit allem zufrieden, was sie mir herauszahlen, und wenn sie mir gar nichts geben, so ist es mir auch recht. Nur will ich der Verpflichtung quitt sein, den Namen Falkenberg zu führen." So reiste ich denn ohne Unfall wieder zurück. Wie ich aber nach Tübingen kam, vernahm ich, daß ihr, lieber Vater, um einen Amtshelfer eingekommen, und daß ein gewisser Wergschmidt, von dessen vorigem Leben man sich viel Uebles erzählte, Hoffnung habe, die Stelle zu bekommen. Das machte mich unruhig. Ich trug in mir das Verlangen, diesen Menschen einmal zu sehen, und ward mir dazu die Gelegenheit. Ich sah ihn, und hörte ihn reden, und mir grauste vor ihm. Da ich nun eben zu euch kommen wollte, bekam ich einen Brief von meinem Anwalt, der mir schrieb, daß die Falkenbergischen Verwandten mir die Summe von zwölftausend Thalern herausgezahlt hätten, welche ich bei einem Handelsmann in Göppingen auf einen Augsburger Wechsel erheben sollte. So mußte ich also eilig nach Göppingen reisen. Unterwegs in Weilheim treffe ich den Juden Feuchtwanger, der von Stuttgart kommt und mir erzählt, daß der Wergschmidt bei dem Consistorium das Anerbieten gestellt, er wolle Rosa zur Frau, sich auch gerühmet, er sei mit dir schon im Reinen. Das leztere nahm ich für nichts als eine Lüge und eitel Geschwätz; da ich mir aber dachte, der Mensch könne dir etwa mit seiner Werbung zusetzen, so wollte ich dich wissen lassen,

daß ich auch noch da sei und dich nicht vergessen hätte. So schrieb ich also den Zettel, den der Weilheimer Wirth dir überbracht hat. Von Göppingen fuhr ich mitsammt meinem Golde geraden Weges nach Stuttgart an's Consistorium. Auf der Reise dahin, in Canstatt, begegnete ich eurem alten Doctor — es war am Montag, heute vor vierzehn Tagen — und versprach ihm, in den nächsten Tagen hieherzukommen. Aber das gieng nicht so schnell, als ich gedacht. In Stuttgart meldete ich mich sogleich am nächsten Vormittag um die Helferstelle bei euch, hörte aber, die Stelle sei schon an den Wergschmidt vergeben, und es ward mir bestätigt, daß der dich heirathen werde. Da war ich außer mir, und wußte mich gar nicht zu fassen. Ich lief vor der Stadt in den Wäldern umher, und weinte, daß Gott nach so vielen Leiden mir nun auch noch dies schwerste Leid bereite, dich, Rosa, in's Unglück rennen zu sehen. Denn um dich war mir's zu thun, nicht um mich. Ich wollte ja gern Zeit meines Lebens allein und einsam bleiben, wenn du nur glücklich würdest. Aber daß du in solche Hände gerathen solltest, das konnte ich nicht ertragen. Da ich nun recht inbrünstig zu Gott geflehet hatte, und gegen Abend wieder in die Stadt hineingieng, da begegnete mir unter dem Thore der Secretarius Consistorii, und rief mir entgegen: „Wißt ihr schon, was in Urach sich ereignet hat?" und erzählte mir die entsetzliche Nachricht, die so eben durch einen Eilboten beim Consistorium angelangt war; wie nämlich jener Wergschmidt als der Mörder deines verstorbenen Bräutigams an's Licht gekommen. Zugleich hörte ich denn auch zu meinem großen Trost, daß es eine pure Lüge von ihm gewesen, als ob zwischen ihm und dir alles richtig gewesen sei. Da eilte ich denn sogleich Tags darauf auf's Consistorium, und bat, die Helferstelle mir zu geben, sagte auch, ich verlange nichts, als Kost und Wohnung; denn es empörte mich, daß sie solch ein Geschäfte mit deiner Verheirathung trieben. Sie aber wollten von ihrem Gedanken nicht lassen, und mir die Verbindung mit dir zur Vorschrift machen. So spann sich die Sache über acht Tage hinaus, bis ich endlich meinen Willen durchsezte, und, da sie keinen Andern fanden, die

Stelle bekam. Und nun laßt uns jauchzen und frohlocken, und rufen: Der Herr hat alles wohlgemacht!" —

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Saat und Frucht.

Denn die Liebe nur bleibet,
Die Stürme verwehn.
Alb. Knapp.

Was war das für ein Staunen und für eine Ueberraschung, als die Bewohner von Urach in dem neuen Amtshelfer Johannes Perlkamp den Fähndrich Falkenberg wieder erkannten, der ihre Stadt vor dem Bombardement und der Einäscherung bewahrt hatte! Wie flogen ihm dankbar die Herzen entgegen; wie öffneten sich die Gemüther seiner schlichten und kräftigen Predigt, seiner treuen Seelsorge; mit welch tiefer Bewegung vernahm man die Andeutungen, die er gleich am nächsten Sonntag im Eingang seiner Antrittspredigt über seine eigene merkwürdige Lebensführung gab.

Auch der kaiserliche Obrist von Soyes auf Hohenurach, welchem die Sache zu Ohren kam, hatte gegen die Umwandlung des schwedischen Fähndrichs in einen würtembergischen Pfarrvikar durchaus nichts einzuwenden. „Wenn seine Worte so gut treffen, wie seine Kugeln," sagte er, „so können beide Theile, wir und die Schwaben, mit dem Tausche zufrieden sein." Er lud ihn auf's freundlichste ein, ihn zuweilen auf der Festung zu besuchen, und Johannes folgte dieser Einladung gerne.

Wie glücklich sein und Rosa's Brautstand war, bedarf keiner Beschreibung. Wie oft wandelten sie mit einander das schöne Thal der Erms hinauf, das sich nun bald mit neuem Grün und neuen Blüthen zu schmücken anfieng, hinauf bis

an den Fuß des Hohenwittlinger Felsen, wo vor vier Jahren beide sich das erstemal erblickt hatten.

Am Jahrestage dieser Begebenheit, Dienstag den 10. Mai, legte der treue Vater, der im Sonnenschein des Glücks und der Ruhe sich sichtlich erholt hatte, die Hände seiner Kinder segnend in einander. —

Und doch sollte Johannes nicht lange in der Amtsthätigkeit eines Predigers in Urach bleiben.

Herzog Eberhard war durch Widerhold's Widersetzlichkeit in die peinlichste Lage gekommen. Seine Feinde am Wiener Hofe ermangelten nicht, das Benehmen Widerhold's in ihrem Sinne auszulegen und zu Eberhard's Schaden auszubeuten. Sie lagen dem Kaiser in den Ohren, zwischen dem Herzog und dem Kommandanten von Hohentwiel bestehe ein stilles Einverständnis; Widerhold handle auf geheime Winke Eberhard's, wenn er den Twiel nicht übergebe; die Absicht des Herzogs sei, diesen wichtigen Punkt den Schweden in die Hände zu spielen, und seine öffentlich an Widerhold erlassenen Befehle seien nur Schein und Spiegelfechterei. Alle Gegenversicherungen Strahlendorf's und der übrigen Freunde, die jener am Wiener Hof hatte, blieben vergeblich. Von neuem äußerte sich der Kaiser erbittert über des Herzogs Verlobung mit der Rheingräfin, dieser „Schwedenfreundin,“ wie er sie nannte. Von der Wiedereinsetzung Eberhard's in die Regierung war es ganz stille geworden.

In dieser mislichen Zeit wußte der in Ungnade gefallene Rath Besold an den Herzog die Nachricht gelangen zu lassen, daß sein ehemaliger Geheimschreiber Richard Wergschmidt eines Mordes bezichtigt und flüchtig gegangen sei, und daß das Consistorium statt seiner einen gewissen Perlkamp, der noch ganz vor kurzem unter dem Namen Falkenberg bei den Schweden als Fähndrich gedienet, die Versehung der Pfarrei Urach übertragen habe. Gerieth der Herzog über den ersten Theil dieser Nachricht in Bestürzung, Aerger und in die äußerste Verstimmung, so versezte ihn der zweite Theil derselben in wahren Zorn. „Gehen denn diese thörichten Menschen,“ so rief er, „darauf aus, mich mit Gewalt zu ruiniren und meine Sache ganz zu verderben?

Setzen einen schwedischen Offizier als Pfarrer in die alte Landeshauptstadt! Daß der Wergschmidt auf meinen Wunsch und Betrieb dort angestellt worden, das weiß man im ganzen Lande; müssen denn nun die Oestreicher nicht auch denken, daß dieser sein Stellvertreter auf meinen Betrieb angestellt worden?"

Er richtete sogleich ein energisches Schreiben an den Director des Consistoriums, und bat, wenn man irgend einen Funken von Anhänglichkeit an ihn habe, „den Schweden Perlkamp" von dieser Stelle und wo möglich ganz aus dem Dienste der Landeskirche zu entfernen.

Dem Consistorium kam diese Weisung gar nicht unerwünscht. Außerdem hätte es ohne alle Schwierigkeit für Johannes geltend machen können, daß derselbe mit ausdrücklicher Genehmigung des kaiserlichen Statthalters in den Dienst der Landeskirche aufgenommen sei. Aber durch seine Verheirathung mit Rosa hatte Perlkamp die Herren schwer vor den Kopf gestoßen. „Zuerst," sagten sie, „als wir diese Heirath ihm angesonnen, hat er sich dagegen gewehret und gesträubet mit Händen und Füßen, und nicht geruhet, bis der Passus aus dem Rescripte gestrichen war; und nicht so bald hat er dieses in der Tasche gehabt, so ist er hingegangen und hat sich mit ihr verlobt und hat sie genommen! Und nicht das allein, sondern wir hören auch, daß er schon längst zuvor Neigung zu ihr getragen, und daß es seit Jahr und Tag eine beschlossene Sache bei ihm gewesen. Hat uns also derselbe geradenweges für Narren gehabt und schmählich hintergangen!"

Wie erschrack Johannes, als er wenige Wochen nach seiner Hochzeit ein Rescript erhielt, worin er bedeutet wurde, sich nach einer Stelle in seinem Vaterland umzuthun, dieweil der Kaiser es sehr übelgenommen, daß man einen Mann, der vormals im schwedischen Heere gedienet und Thaten gethan, mit einer solchen Stelle im Dienste der Landeskirche betraut habe, und da sein längeres Verbleiben an dieser Stelle dem Herzog zu sonderbarem und merklichem Schaden gereichen würde.

Den Herzog schädigen zu wollen, kam dem edlen Johan-

nes nicht zu Sinn. Er erklärte dem Consistorium seine Bereitwilligkeit, augenblicklich und bevor er eine andre Stelle gefunden, seiner jetzigen zu entsagen. Weit schmerzlicher empfand der alte Pfarrer diesen neuen Schlag, der ihn traf. Wie glücklich hatte er im Schooße seiner Kinder gelebt! Jezt sollte ein fremder Mann als Amtshelfer einziehen; Johannes sollte den Ammandushof verlassen; er selbst aber, der nun in sein siebenundsechzigstes Jahr getreten, sollte nun, wo er ein gebrechlicher Mann geworden und der liebenden Pflege bedurfte, von seiner Rosa sich trennen! Stille Thränen rollten ihm bei dem Gedanken über die gefurchten Wangen, aber er sagte kein Wort. Johannes aber entgieng die Sorge nicht, die den guten Schwiegervater quälte. Rasch machte er diesen Sorgen ein Ende. „Jezt weiß ich doch," sprach er, „warum mir Gott der Herr jenes Vermächtnis Falkenberg's beschcert hat. Um euch, lieber Vater, alle Sorge, woher wir und ihr nun das tägliche Brod nehmen wollet, zu ersparen. Denn auf eurer Stelle bleiben, wenn Rosa fortgeht, daran werdet ihr doch nicht denken wollen. Ihr entsagt eurer Pfründe, und wir ziehen alle mit einander in die Schweiz. Ich bin reich genug, daß wir dort Haus und Hof uns miethen und in Frieden leben können."

Ein Strahl der Freude glänzte auf des Pfarrers Antlitz. Ein Vermögen von zwölftausend Thalern konnte nach dem damaligen Geldwerth allerdings ein großes genannt werden. Brachte doch die Rheingräfin dem Herzog Eberhard nur viertausend Gulden mit in die Ehe! — Und welch ein tröstlicher Gedanke war es für den alten Mann, daß er nach so vielen Jahren des Schreckens und der Drangsal sein Leben in einem Lande sollte beschließen dürfen, über welches der Friede das Füllhorn seiner Segnungen ergoß.

So machten sie sich denn zum Abzug aus dem Ammandushofe, aus Urach, aus dem Herzogthum bereit. Aber das gieng nicht so schnell, als sie geglaubt. Nachdem der Pfarrer seine Entlassung eingegeben, und Johannes seine Bereitwilligkeit, augenblicklich zu gehen, erklärt hatte, fand

sich das Consistorium in großer Verlegenheit; denn es hatte keinen Candidaten, der bis zur definitiven Wiedereinsetzung der Pfründe die Pfarrgeschäfte hätte versehen können. Nun war es an der Kirchenbehörde, Johannes zu bitten, daß er die Verwesung der Stelle bis auf weiteres noch übernehmen möge. Er ließ auch hiezu sich willig finden, und die Ernennung des neuen Pfarrers schob sich von Monat zu Monat hinaus. —

Während Johannes noch mit Spannung auf eine Entscheidung dieser Angelegenheit wartete, hatten die Bewohner von Ebingen Tage des Schreckens und der Angst. Der wilde Mensch, der in den Wäldern der Haardt hauste, hatte sich dicht vor der Stadt sehen lassen. Leute, die des Abends spät, bei Mondschein, am Kirchhof vorbeigiengen, hatten schaurige Klagetöne gehört, und als sie über die Mauer schauten, eine fürchterliche Gestalt erblickt, welche fast nackt, nur mit wenigen Lumpen behangen, auf einem der Grabsteine saß. Lange Haare flatterten um ein eingefallenes, erdfarbes Gesicht, von dem ein dunkler verworrener Bart auf die entblößte Brust herabwallte. Die Arme, welche der wilde Mensch in unheimlichen Zuckungen gen Himmel warf, waren nur noch Haut und Knochen; die ganze Gestalt war zu einem Gerippe abgemagert. Entsezt flohen die Leute in die Stadt. Niemand wollte sich mehr auf den Kirchhof trauen. Auf den einzig vernünftigen Einfall, den Wilden einzufangen, kam man nicht, weil man ihn für einen Besessenen hielt, der mit dem Teufel im Bunde stehe, und den keine menschliche Gewalt zu bändigen vermöge. Der neuernannte Pfarrer von Ebingen, Mag. Brizikomius, zog des folgenden Tages in feierlichem Zuge, von den Rathsherren und angesehensten Bürgern begleitet, hinaus auf den Kirchhof, und sprach eine überaus kräftige Beschwörungsformel, welche ohne alle Frage den unsaubern Geist von diesen heiligen Mauern fernzuhalten die Wirkung haben mußte, — aber diese Wirkung blieb aus; in der nächsten Nacht kam der Besessene wieder, und störte mit seinem gräßlichen Klaggeheul die Todten in ihrer Ruhe.

Die Wittwe des Seilermeisters Filderich war die einzige

Seele in Ebingen, welche sich nicht abhalten ließ, wie sie es bisher gewohnt war, so auch jezt noch jeden Nachmittag um fünf Uhr den Gang nach dem Gottesacker zu thun und das Grab ihres Mannes zu besuchen. All ihre Bekannten redeten ihr zu, und warnten sie, sie solle sich doch zu so später Zeit nicht mehr auf den Kirchhof wagen; sie aber ließ sich nicht irre machen. Der wilde Mensch war ja nie vor Mitternacht dort gesehen worden. Und in der That, schon etwa acht Tage lang seit seinem ersten Erscheinen hatte sie jeden Abend am Grab ihres guten seligen Mannes und an den Gräbern ihrer beiden Söhne gebetet, ohne jemals durch irgend etwas gestört oder beunruhigt worden zu sein. So nahm sie denn auch Mittwoch den 13. Juni keinen Anstand, sich an die Ruhestätte ihrer Angehörigen zu begeben, obgleich sie heute durch häusliche Geschäfte verspätet worden war, und es schon sechs Uhr geschlagen hatte, ehe sie das Haus verließ. Langsam keuchte sie den Hügel hinauf, und trat durch den steinernen Thorbogen in den Kirchhof ein. Er war leer, wie immer. Sie gieng an der gothischen Kapelle vorbei; kein Laut ließ sich hören, kein Lüftchen regte sich. Sie trat vollends an die Grabstätte, und betete — betete für ihres Mannes und ihrer Söhne Seelen, die nun bei Gott seien, betete um ein seliges Ende für sich selbst, betete auch für den fremden Herrn, der ihrem Manne die Leichenrede gehalten. Plötzlich fiel ein Todtenknochen zu ihren Füßen nieder. Sie schrack empor, und sah um sich. Niemand war zu erblicken. Aber in demselben Augenblick flog auch schon ein ganzer Todtenschädel ihr an die Hand, daß sie vor Schmerz aufschrie. Im Beinhaus fieng es jezt zu rasseln an, und als sie entsezt den Kopf dorthin wandte, sah sie die gräßliche Gestalt des Besessenen, der aus dem Beinhaus sprang, und mit fürchterlichem Geheul auf sie zustürzte. Sie wollte fliehen, und war vor Schreck wie angenagelt; sie wollte um Hilfe schreien, und konnte keinen Laut hervorbringen. Sie empfahl ihre Seele Gott, und glaubte ihr leztes Stündlein gekommen. Aber plötzlich stürzte der Besessene zur Erde. Seine Füße hatten sich in ein zusammengewundenes Tuch, womit man die Särge in's Grab zu lassen pflegt, und das er aus dem

Beinhaus mit geschleift hatte, verwickelt; über einen Grabstein war er gestrauchelt und mit dem Knie so hart auf die Ecke eines zweiten gefallen, daß er vor Schmerz ein jämmerliches Klaggeheul ausstieß.

„Helft mir auf! Helft mir auf!“ winselte er; „ich kann nicht! — Helft mir, Mütterchen! Ich will euch kein Leid thun!“ Die alte Frau, verwundert, ihn so vernünftig reden zu hören, ermannte sich von ihrem tödtlichen Schrecken, und da er flehentlich zu bitten fortfuhr, faßte sie den Muth, näher hinzuzutreten, und fragte: „Wer seid ihr denn, daß ihr so wie ein Wilder in den Wäldern hauset und friedliche Menschen beunruhigt?“ — „Ich bin mein Bruder,“ sagte er, „aber helft mir nur auf!“ — „Ach was,“ sagte sie, „das ist Unsinn, ihr seid nicht euer Bruder; ihr seid ihr selbst. Wenn ihr mir euern Namen nicht sagt, so kann ich euch nicht helfen.“ — „Ja, ihr habt Recht,“ jammerte er, „ich bin der Ich-Selbst! Aber hebt mich nur auf! Um Gottes willen hebt mich auf!“ — Da sie hörte, daß er den Namen Gottes in den Mund nahm, verlor sich vollends ihre Angst, und sie reichte ihm, wiewohl nicht ohne einigen Abscheu, die Hand. Mühselig richtete er sich empor, sank aber sogleich wieder, von Schmerz gefoltert, auf den Leichenstein, und blieb winselnd und zusammengekauert auf demselben sitzen. Sein Knie war hochgeschwollen, und von seiner Stirn rieselte Blut herab. — „Aber sagt mir doch bei allem, was heilig ist, wie seid ihr in diesen schrecklichen Zustand gekommen?“ fragte sie ihn. „Ich höre euch ganz vernünftig reden, und doch lauft ihr in den Wäldern herum wie ein Thier. Gewiß, ihr habt eine schwere Sünde begangen, daß Gott euch so gezeichnet hat.“ Der Wilde ließ erst ein heiseres Lachen hören, dann wollte er plötzlich wüthend aufspringen, sank aber, vom Schmerz seiner zerschmetterten Kniescheibe bezwungen, sogleich wieder heulend auf seinen Sitz zurück. „Ja, ja,“ sagte die Frau, „ihr verrathet euch selbst; euch liegt ein Verbrechen auf dem Gewissen. O geht nicht mit dieser Last in's Grab! Bekennt, was ihr verbrochen habt; meint nicht, daß ihr es verhehlen könnet; Gottes Sonne bringt es doch an den Tag.“

Kaum hatte die alte Frau diese Worte gesprochen, als am abendlichen Himmel sich ein eigenthümliches Zischen vernehmen ließ. Der Wilde hob den Kopf empor; auch die Frau blickte dorthin, wo die Sonne sich dem Himmelsrande zuneigte. Blass und matt, wie ein erstorbenes Antlitz, stand die Sonne am Himmel, und fieng nun an, schwarze Kugeln aufwärts und nach den beiden Seiten auszuwerfen; immer neue und neue Kugeln warf sie aus; es wollte gar kein Ende nehmen. Die Wittwe war starr vor Schrecken; aber mit noch größerem Entsetzen stierte der Wilde die merkwürdige Erscheinung an. „Ja, die Sonne Gottes bringt's an den Tag," seufzte er. „So eine Kugel war's, mit der ich den Hauptmann Georg Müller meuchlings erschossen habe an der Waldecke im Elsachthal. Der Ich-selbst hat's gethan, nicht mein Bruder! — O hör' nur auf! hör' nur auf!" rief er der Sonne zu, „ich hab's ja nun gestanden!" Aber die Sonne fuhr fort, Kugeln auszuwerfen, wohl eine Viertelstunde lang. Wie man sich auch die Ursache dieser Erscheinung erklären möge: ihre Wirklichkeit ist bezeugt durch die glaubwürdigsten Geschichtschreiber jener Zeit.

„Einen Meuchelmord habt ihr auf dem Gewissen?" sagte die Frau. „Großer Gott!" — Aber warum wollt ihr dann mit dieser Last auf dem Gewissen in's Grab gehen? So habt ihr hienieden ein elendiglich Leben, wie man es keinem Hunde gönnen möchte, und jenseits die ewige Höllenpein. Nennt euren Namen; unterwerft euch dem zeitlichen Gericht und Urtheilspruch, daß eure Seele gerettet und, durch Christi Blut gewaschen, des ewigen Lebens theilhaftig werde."

Eben gieng die Sonne unter. Sie hatte ihre Scheibengestalt verloren, und erschien als blutrothe Sichel. Die schwarzen Kugeln lösten sich in Wolken auf.

„Ich will in die Stadt gehen, und Hilfe holen," sagte die Alte. Hier könnt ihr in der Nacht nicht bleiben. Sie sollen euch in's Spital legen, bis euer Knie heil ist. Betet derweilen, daß Gott euch den Sinn gebe, eure Missethat vor den Richtern zu bekennen und Vergebung beim Heiland zu suchen."

Sie gieng. Noch zitternd an allen Gliedern wankte sie in die Stadt hinab. Hier war alles in Aufregung über das schreckliche Zeichen am Himmel. Die Leute standen noch haufenweise auf dem Markte. Manche behaupteten, sie hätten deutlich gesehen, wie etliche von den Kugeln als blaues Feuer auf das Straßenpflaster gefallen und da erloschen seien. Man stritt sich lebhaft darüber, was die Erscheinung bedeute; ob den jüngsten Tag, oder ob neuen Krieg, Blutvergießen und Plünderung. Die Leute waren so vertieft in diesen Streit, daß die Wittwe Filderich mit ihrer Erzählung: sie habe den wilden Menschen gesehen und mit ihm geredet; der liege hilflos und elend auf dem Kirchhof; man solle doch eine Bahre zurecht machen und ihn hereinholen — anfangs gar kein Gehör fand. Als sie endlich Gehör fand, wollte es ihr niemand glauben; als man ihr endlich einigen Glauben schenkte, wollte niemand daran, dem Unglücklichen Hilfe zu bringen. Dem geschehe es schon recht, sagten die Einen; er sei ja gar kein rechter Mensch, sondern ein Thier oder Wechselbalg, sagten die Andern; wer denn noch in das Spital zu kommen Lust haben würde, wenn so ein Scheusal darin gelegen und es unehrlich gemacht hätte? fragten die Uebrigen. Da nahm die alte Frau ihre Zuflucht endlich zu dem neuen Herrn Pfarrer, dem steifbeinigen Mag. Brizikomius, und bat ihn um der Liebe Christi willen, er möge doch Erbarmen haben mit dem elenden Menschen, der ein Bein gebrochen und sich die Stirn jämmerlich zerschlagen habe, und nun hilflos draußen im Freien auf dem Gottesacker liege. Aber da kam sie gut an! Eine Strafpredigt bekam sie, daß sie all ihrer Christenpflicht vergessend mit einem Besessenen in einen Verkehr sich eingelassen; und als sie sich darauf berief, daß der Mensch doch gar nicht wie ein Besessener sondern ganz ordentlich geredet habe, so rief Brizikomius: „Ei, will sie das besser wissen, denn ich? Wäre es kein böser Geist, wie hätte er denn wagen dürfen, wieder auf den Kirchhof zu kommen, nachdem ich doch allen bösen Geistern durch einen kräftigen Exorcismum den Eingang dorthin verwehret habe!“ Die gute Frau, welche die Logik dieser Schlußfolgerung

nicht einsah, erwiderte: „Da seht ihr ja, daß er keinen unsaubern Geist hat; denn hätte er einen solchen, so müßte euer Herozismus ihn wohl ferne gehalten haben.“ Aber nun ward der Pfarrer zornig, und schalt sie, daß sie wohl selbst eine Hexe sei und mit dem Bösen im Bunde stehe. Sie solle sich von hinnen trollen; sonst werde er sie malefizisch belangen. Der armen Alten blieb nun nur noch Ein Mittel übrig, zu welchem sie nur ungern griff, und das sie deshalb für den äußersten Nothfall aufgespart hatte. Sie gieng zum Herrn Amtmann, und machte ihm die Anzeige, daß sie auf dem Kirchhof einen fremden Menschen mit zerbrochenem Bein in großen Schmerzen liegen gefunden, der durch diese Schmerzen, gleichwie auch durch das erschreckliche Zeichen am Himmel erschüttert, sich selbst als einen Meuchelmörder angeklagt habe, der einen Hauptmann Namens Müller erschossen.“

„Was?“ rief der Amtmann, welcher von dem Uracher Handel amtliche Kunde erhalten hatte, „was! der Bergschmidt hat sich eingestellt? Ei da müssen wir freilich Nachsuchung halten, ob er's wirklich sei, und müssen ihn einstecken, daß er peinlich inquiriret, verurtheilt und gerädert werde.“ Er traf nun die nöthigen Vorkehrungen; allein diese nahmen viele Zeit in Anspruch. Erst wurden die Amtsschreiber aus den Schenken geholt; dann wurde in der Amtsstube die Wittwe Filderich zu Protokoll vernommen. Darnach wurde die Schaarwache herbeigeholt, und ihr die gründlichsten Instructionen ertheilt. Bis das alles geschehen, war es Mitternacht geworden. Der Amtmann erklärte der Wittwe, daß sie mit hinausgehen müsse; sie bat flehentlich, man möge sie doch damit verschonen, da sie durch den gehabten Schrecken und große Bestürzung schon ganz krank sei, und sich kaum mehr schleppen könne. Aber all ihr Bitten half nichts; sie mußte mit. So bewegte sich der Zug, den Amtmann mit der Wittwe voran, zum Thore hinaus und den Hügel hinauf, dessen weiße Grabsteine im Lichte des Vollmonds glänzten. Muthig gieng die Frau voraus; als sie aber an die Stelle kam, war der wilde Mensch nicht mehr da. Sie erschrack auf's äußerste; der Amtmann schalt

sie, daß sie ihn belogen und betrogen; sie versicherte, sie habe die Wahrheit geredet und könne dies mit einem körperlichen Eid betheuern. Wenn der Mensch sich unterweilen fortgeschleppet, so sei das kein Wunder; Zeit genug habe man ihm dazu gelassen. Weit könne er aber gleichwohl nicht gekommen sein. — „Eine Närrin ist sie," rief der Amtmann, „die sich solches alles eingebildet;" sie aber sprach: „So seht doch das Blut an, das noch ganz frisch hier an dem Stein klebet." Ja, da war wirklich Blut, und auf dem Pfade zwischen den Grabsteinen, dort nach dem Beinhause hin, zeigten sich auch Blutflecken. Der Amtmann folgte diesen Spuren. „Da liegt er," rief einer von der Schaarwache, der hinter dem Amtmann hergieng. „Das ist ja der Besessene!" Rechts vom Pfade, hinter einem blühenden Rosengebüsch, lag der wilde Mensch, den Unterkiefer herabhangend, die Augen gläsern und starr, die Glieder steif. Die erkalteten Hände hielten ein Kreuz umklammert, das auf dem Grabe neben ihm stand. Richard hatte geendet. — —

Der November war herangekommen, als endlich Johannes mit seiner Rosa und dem Vater die Reise in die Schweiz antreten konnte. Das alte Hausgeräthe hatten sie verkauft, und fuhren, mit wenigem Gepäck beschwert, in einem bequemen Reisewagen über Reutlingen, Pfullingen, Ebingen und Tuttlingen der Schweizergrenze zu. In Pfullingen drückten sie Konrad und dessen junger Frau die Hand; in Ebingen wollte Johannes die Wittwe Filderich aufsuchen, aber er fand sie nicht mehr unter den Lebenden; vor wenigen Tagen war sie begraben worden. Seit dem erschütternden Erlebnis jener Juninacht hatte sie sich nicht mehr erholt. Johannes hörte das Ereignis erzählen; er sagte Rosa nichts davon. Er zeigte ihr im Vorüberfahren das Grab, in welchem er den Seiler begraben hatte, und in dem jezt auch die Seilerswittwe schlief. Draußen vor der Kirchhofmauer war noch ein Grab, mit keinen Blumen bepflanzt, mit keinem Kreuze geschmückt. Ernst und schweigend blickte Johannes darauf hin.

In Tuttlingen dagegen traf er im Hause des braven Meister März nur Jubel und Freude. Unbemerkt schlich er,

seine Rosa am Arm, unter den Fenstern hin, und stand plötzlich in der Stube. „Der Hans! der Hans!“ rief die alte Meisterin laut, und aus dem Seilerladen eilte der alte Meister herein, und aus der Werkstatt kam im gleichen Augenblick Hermann, und stürzte Johannes in die Arme, und hielt ihn umschlungen, und bedeckte ihn mit Küssen. „Hans! Herzensfreund!“ rief er, „bist du da? O welch ein Glück! Wie kommst du zur rechten Stunde! Sieh dir nur den Vater an! Merkst du denn gar nichts neues an ihm?“ Johannes riß sich aus Hermann's Umarmung los, und schaute dem Meister März in's Gesicht, der die Brille auf die Stirn schob, ihm die Hand hinreichte, und mit einem ganz komischen Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, schräg über ihn weg sah. Johannes wußte nicht, was das bedeuten solle. „Großvater ist er!“ rief Hermann, und eben ließ sich aus der Kammer das kleine Stimmchen eines schreienden Säuglings vernehmen, das wie Sphärenmusik in all den Jubel hineinklang. „Kordelchen hat mir ein Knäblein geboren,“ sprach Hermann, „und nun hast du zu all deinen guten und lieben Streichen auch noch den Meisterstreich gefügt, daß du gerade zu deines Pathchens Taufe gekommen bist, die morgen sein soll. Denn du bist zu Gevatter gebeten. Aber wo wir dich finden sollten, das wußten wir nicht, und hätten dir nicht einmal Nachricht geben können. Aber nun —“

„Aber nun,“ unterbrach ihn Johannes, „nun hattet ihr — der Vater März und die gute Meisterin und du — ein Meisterstück gefertiget und ein Seil der Liebe gewoben, das mich von Urach her zu euch gezogen hat. Derweilen bin ich aber auch nicht müßig im Handwerk gewesen. Seht ihr, was ich da für ein Band gesponnen? Das ist Rosa, meine Frau, und das ist ihr Vater. Ich habe sie schon im Herzen getragen, da ich hier in eurem Hause gewesen, hätte mich aber schier durch euch irre machen lassen zu meinem und Hermann's Unglück; denn damals hatte ich alle Hoffnung, meine Rosa je wieder gewinnen zu können, aufgegeben.“

„Und es bleibt doch dabei, daß das Seilergewerbe das

edelste Gewerbe ist," ertönte jezt eine andere Stimme aus dem dunkelsten Winkel der Stube. „Ja, ja, Herr Pfarrer, nehmt es dem Eucharius Hühnerkopf halt nicht übel, daß er euch mit dem Galgenposamentier so vexiret hat; wußte damals weder, daß ihr ein Fähndrich gewesen, noch daß ein Herr Pfarrer in euch steckte. Aber um's gut zu machen, hab' ich die weite Reise unternommen, um eure Stelle zu vertreten und statt euer den kleinen Hans über die Taufe zu heben. Was nun freilich nicht mehr nöthig ist. Denn wie ihr dazumal mir fortgelaufen, so seid ihr nun mir nachgelaufen —"

„Wie? Was sagt ihr da?" fragte Hermann erschrocken. „Ein Herr Pfarrer ist Hans? — ist der Herr Gevatter? wollt' ich sagen. Ach Herr Pfarrer, ihr werdet mir's doch nicht übel nehmen, daß ich euch so wie einen alten Bekannten und wie meines Gleichen um den Hals gefallen bin? Aber Meister Hühnerkopf, warum habt ihr uns denn das nicht gesagt?"

„Weil ich vernommen," sagte Hühnerkopf, „daß der Herr Pfarrer auf dem Wege hieher sei, und weil ich nicht der einzige sein wollen, der sich blamirt hat, sondern das Gaudium haben wollte, zuzusehn, wie ihr euch alle blamiren würdet."

„Ihr macht mich lachen," sagte Johannes. „Wenn aber eines unter euch mich anders nennt, als „Hans," und wenn du, Hermann, anders zu mir redest, als zu deinem besten Freund und alten treuen Mitgesellen, dann macht ihr mich weinen."

„Dacht' ich mir's doch!" sagte die Meisterin. „Das sieht ihm gleich. Er ist noch ganz der alte!"

Nun kam Frau Kordula, den Säugling auf dem Arm, und der Jubel der Begrüßung begann auf's neue. Es wurden Lichter angezündet und das feine Vögelein bewundert. Dann sezte man sich zum Abendtisch. Wie viel hatten die treuen Menschen einander zu erzählen! Rosa schloß mit Kordula innige Schwesterschaft, und blieb nach dem Abendessen noch bei ihr. Der alte Pfarrer legte sich früh zur Ruhe; Johannes aber begleitete den Meister in die Krone,

und begrüßte herzlich die alten Bekannten. Und jezt durfte ja auch der junge Meister Hermann Vogel in der Krone sizen, bei den angesehenen Bürgern des Städtchens!

Auf den fröhlichen Abend folgte der festliche Tag, an welchem die Taufe vollzogen ward. Am Morgen darauf nahmen die Reisenden herzlichen Abschied, und fuhren vollends an den Rhein und in die schöne Schweiz hinein.

In einer stillen, lieblichen Gegend fanden sie ein Asyl, an einer Stelle wo schon andere vor ihnen gesprochen: Hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen! In einem freundlichen Dörflein, das auf dem Sattel eines abgeflachten Bergrückens in ziemlicher Höhe lag, stand ein niedliches Landhaus zu pachten. Wenige Schritte von dem Hause — und sie sahen über die stahlblaue Fläche eines großen prächtigen See's dahin, sahen drüben den Speer und das Hirzli und den Mürtschenstock und bei recht hellem Wetter auch die schneeige Zinne des Säntis ragen. Ein mit schwarzen Fichtenwaldungen bedeckter schroffer Berg schien unmittelbar hinter dem Dorfe emporzusteigen, doch bedurfte es wiederum nur weniger Schritte, um inne zu werden, daß zwischen Dorf und Berg noch eine tiefe, enge Thalschlucht klaffte, in deren Grund ein wilder Waldstrom über Felsentrümmer schäumte.

Wie still und friedlich lebte sich's hier oben, während im Reiche die Kriegsfurie noch fort und fort tobte. Die Ruhe war den vielgeprüften treuen Seelen nach so viel Leid und Drangsal ja wohl zu gönnen. Ein Leben der Ruhe, aber keineswegs des Müßiggangs war es, das Johannes hier führte. Er fand reichliche Gelegenheit, den alten Pfarrer des Dorfes im Predigen zu unterstützen; er fand Gelegenheit, der vielen deutschen Flüchtlinge, welche in der Gegend lebten, mit Rath und That sich anzunehmen und im Segen auf sie zu wirken; die Zeit, die ihm übrig blieb, füllte er mit ernsten theologischen und heitern botanischen Studien aus, und seine Erholung fand er in der Pflege des Gartens, der zu dem Landhaus gehörte. Da wandelte Rosa an seiner Seite, und pflegte ihre Blumen; da sonnte sich der alte Vater an

warmen Tagen, und wurde wieder jung mit seinen Enkelchen, die im Garten spielten.

So verfloß manches Jahr, und manche Trübsal blieb den Glücklichen erspart. Denn die Briefe, die sie dann und wann von Bekannten aus der Heimat erhielten, an die der alte Pfarrer nicht ohne Wehmuth denken konnte, wußten von nicht wenigen Stürmen zu erzählen, die über das arme Würtemberger Land noch hinbrausten. Den 26. Februar 1637 führte Herzog Eberhard seine geliebte Braut, die Gräfin Maria, wirklich zum Altar; aber ihr Ehestand begann mit Kummer und Sorgen. Noch immer war er ein Fürst ohne Land; noch immer lebte er in Straßburg als Flüchtling; seiner Gemahlin konnte er nicht mehr als vierhundert Gulden des Jahres zu ihrem Haus- und Hofhalt geben! Widerhold fuhr fort, auf dem Hohentwiel zu trotzen; er hat dadurch freilich diese Festung schließlich dem Herzogthum gerettet und erhalten; aber für's erste trug sein eigenmächtiges Handeln nur bittre Früchte für Eberhard. Um den mehr und mehr erzürnten Kaiser zu versöhnen, mußte der Herzog sich in eigener Person zu einer Reise nach Wien entschließen. Während er dort weilte, und die bittersten Demüthigungen sich gefallen lassen mußte, fielen die in Bernhard's Dienste stehenden Majore Schaffelizky und Tupadel im Herzogthum ein, erschienen vor Stuttgart, und ließen sich nicht anders als durch eine Kontribution von dritthalbtausend Gulden zum Abzug aus dem Lande bewegen. In Wien sah man auch hierin wieder eine Machination des Herzogs, der doch an dem Geschehenen so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind. Ihn zu bestrafen legte man den unglücklichen Einwohnern des Landes, den Städten Stuttgart, Urach, Calw und Vaihingen, eine Kontribution auf, die fast einer Plünderung gleichkam.

Endlich im Herbst 1638 wurde Eberhard in die Regierung wieder eingesezt, und erhielt den größten Theil seines Landes zurück. Nur gerade Urach blieb noch eine Zeitlang in den Händen der Kaiserlichen.

Den 11. Oktober hielt Herzog Eberhard seinen Einzug in Stuttgart, den 17. trat er die Regierung an. Am

5. Januar 1639 wurde ihm endlich auch Urach zurückgegeben.

Noch weitere neun Jahre dauerte der schreckliche Krieg. Im Amandushofe wohnte und amtirte jezt Pfarrer Küchli. Er war ein etwas strenger aber treuer Seelenhirt, der seiner Gemeinde in jenen lezten Drangsalszeiten des Krieges den Trost und Halt gab, den nur das Evangelium zu gewähren vermag. Er erlebte das Ende dieser Drangsalszeiten nicht mehr. Er starb kurz vor dem Abschluß des westfälischen Friedens.

Auch Edmund hat diesen Frieden nicht erlebt. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen, ihn zu einem brauchbaren Menschen zu machen, blieb nichts übrig, als ihn unter die Soldaten zu stecken. Bei der Erstürmung eines Dorfes in Hessen, wo er im Eifer des Plünderns sich verspätete, wurde er von den wüthenden Bauern elend erschlagen. —

Zwölf Jahre waren seit dem Umzug des Johannes in die Schweiz verflossen. Da sahen die Bewohner von Urach an einem Vormittag einen fremden stattlichen Mann von etwa achtunddreißig Jahren mit einer lieblichen Frau und einem gebückten Greise durch die Straßen gehen, und aufmerksam die Häuser betrachten. Ein blühender Knabe von etwa 11 Jahren führte den Greis, der wohl seine achtzig Jahre zählen mochte. An der Seite des stattlichen Mannes gieng ein holdes kleines Mädchen von neun Jahren, und an der Hand der schönen Frau ein munteres siebenjähriges Knäblein. Sie lenkten ihre Schritte nach dem Kirchhof, und während das Ehepaar an den Gräbern der Müller'schen Familie wehmüthig sinnend stehen blieb, trat der Greis zu einem Grabstein, von dessen verwitterter Inschrift nur die wenigen Worte noch lesbar waren: „.... Barbara Elisabeth ...... Pfarrfrau ... im Herrn entschlafen .... 1627." Er sagte zu seinem Enkel: „Sieh, da liegt deine gute Großmutter," und wischte sich mit zitternder Hand eine Thräne vom Auge.

Von da giengen die Fremden über den Markt, zwischen unbekannten Gesichtern durch, und in den Amandushof, wo

eine Zahl muntrer Scholaren sich tummelte. „Es ist der neue Herr Pfarrer," lispelten die Knaben einander zu, indem sie auf den stattlichen jüngeren Mann deuteten. Wirklich trat dieser mit den Seinen in die Hausthür, die zur Pfarrwohnung führte, und, da die Gartenthür gerade offen stand, in das Gärtchen. „Sieh, wie groß ist dein Epheu geworden," sagte die Frau. In dem Augenblick schlug die Glocke auf dem Kirchthurm eilf Uhr; auf dem Kranze des Thurmes aber hatte sich der Chor der Currendschüler gesammelt, und als der lezte Glockenton verklungen war, wogte in lautem Jubelklang über die Dächer und Zinnen der Stadt der Gesang des Liedes, das jüngst Paul Gerhardt gedichtet:

Gottlob nun ist erschollen das edle Fried' und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf, und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor.
O Deutschland! singe Lieder im vollen hohen Chor!
Erhebe dein Gemüthe zu deinem Gott, und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte bleibt jezt und ewiglich!

Inhalt.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Dritter Theil.

Bei J. F. **Steinkopf** in Stuttgart sind ferner erschienen:

Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche für jeden Tag des Jahres. Eine Mitgabe auf die Lebensreise. 5. Aufl. Min.-Format. Eleg. geh. 54 kr. oder 17 sgr.

— — Fein geb. mit Goldschnitt u. Verzierung 1 fl. 30 kr. oder 27 sgr.

Bodemann, F. W., Johann Friedrich Oberlin, (Pfarrer im Steinthal). Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Oberlins Bildniß und einer Ansicht seines Pfarrhauses. kl. 8. 2. Aufl. kart. 1 fl. od. 18 sgr.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. Gesammt-Ausgabe. Enthaltend: Alte Geschichten aus dem Spessart. Dorfsagen. „Zu Straßburg auf der Schanz.' Der Schulmeister und sein Sohn. Mit Stahlstich und Musikbeilagen. 2. Aufl. 1 fl. 24 kr. oder 27 sgr.

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne.

— — Erste Reihe. 5. verb. Aufl. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

— — Zweite Reihe. 3. verb. Aufl. 1 fl. 18 kr. od. 22½ sgr.

— — Dritte Reihe. 2. verb. Aufl. Mit vier Lithographieen. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

— — Vierte Reihe. Mit vier Lithographieen in Tondruck. 2 fl. oder 1 thlr. 6 sgr.

— — **Bilder und Scenen aus dem Natur- und Menschenleben** in den fünf Haupttheilen der Erde. Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen für die Jugend ausgewählt. Vier Theile mit Bildern. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. I. Asien und Australien. II. Afrika. III. Europa. IV. Amerika. Jeder Band geheftet 1 fl. oder 18 sgr., hübsch gebunden 1 fl. 12 kr. oder 22 sgr.

Josephson, Ludw., Brosamen. Für theure und wohlfeile Zeit. Erste Sammlung. 82 christliche Erzählungen. 4. Auflage. 17½ Bogen. 8. geh. 54 kr. oder 18 sgr.

— — Zweite Sammlung. 71 christliche Erzählungen. 3. Auflage. 18¾ Bogen. 8. geh. 54 kr. oder 18 sgr.

Wild, K., Grisella. Eine Erzählung aus der Geschichte Schottlands. kl. 8. geh 48 kr. od. 15 sgr.
